Ferdinand Lassalle

Nachgelassene Briefe und Schriften

Vierter Band

LASSALLES BRIEFWECHSEL MIT GRÄFIN SOPHIE VON HATZFELDT

SoS
L3464M

FERDINAND LASSALLE

NACHGELASSENE BRIEFE UND SCHRIFTEN

HERAUSGEGEBEN VON
GUSTAV MAYER

VIERTER BAND

1·9·2·4
DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT, STUTTGART-BERLIN
VERLAGSBUCHHANDLUNG JULIUS SPRINGER, BERLIN

LASSALLES BRIEFWECHSEL
MIT
GRÄFIN SOPHIE VON HATZFELDT

HERAUSGEGEBEN VON
GUSTAV MAYER

289216
1. 7. 33

1·9·2·4
DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT, STUTTGART-BERLIN
VERLAGSBUCHHANDLUNG JULIUS SPRINGER, BERLIN

*

Alle Rechte vorbehalten

*

Copyright 1924
by Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart

*

Printed in Germany

Vorwort

Ehe ich mich entschloß, den Briefwechsel Lassalles mit der Gräfin Sophie von Hatzfeldt in der hier vorliegenden Gestalt der Öffentlichkeit zu übergeben, mußte ich erst mit mir selbst über einige wichtige Punkte zur Klarheit kommen. Bei der Art, wie die beiden ersten Bände dieser Nachlaßausgabe geordnet wurden, lag die Versuchung nahe, auch diese Briefe chronologisch der gesamten übrigen Korrespondenz einzugliedern. Denn bis jetzt war nur als dritter Band Lassalles Briefwechsel mit Marx und seinem Kreise ausgesondert worden. Doch je länger ich nachdachte, um so mehr widerrieten wissenschaftliche wie auch gefühlsmäßige Erwägungen, so zu verfahren.

Der Historiker, dem eine Publikation obliegt, muß wünschen, sein Material in der Gestalt herauszubringen, die der Forschung den förderlichsten Antrieb gibt. Lassalles Verhältnis zu der Weggenossin seines Lebens ist ein zentrales Problem seiner Biographie und gehörte zu denen, die noch in mancher Hinsicht nach Klärung verlangten. Diesem Zweck wurde zweifellos am besten gedient, wenn sein Briefwechsel mit der Gräfin als ein geschlossenes Ganzes zur Wirkung kam. Wo es sich um subjektive menschliche Lebensäußerungen handelt, die ohne den Gedanken an eine spätere Veröffentlichung niedergeschrieben wurden, da erwächst dem Herausgeber nicht bloß die Pflicht, die wissenschaftlichen Ansprüche, die dem Stoff entstammen, zu beachten; er muß sich noch fragen, was die Pietät gegenüber den Toten oder vielleicht auch der Takt gegenüber ihren Nachkommen erheischen. Aus dem Grabe heraus vernahm ich die Stimmen zweier auf ungewöhnliche Weise miteinander verknüpften Seelen. Sie forderten von der Nachwelt jenes differenzierende Verständnis für ihr Bündnis, das die Mitlebenden ihnen in weitem Maße versagten. Ich war schon nahezu entschlossen, ihre Briefe unvermischt mit denen anderer zu veröffentlichen, als ich zum ersten Male die Worte Sophies von Hatzfeldt las, die mir dies vollends zu einer Gewissenspflicht machten. Sie schrieb an ihrem zweiundfünfzigsten Geburtstage an Lassalle: „Versprechen Sie mir, Sie mein einziger Freund, der einzige, der hinter allen diesen Verleumdungen mein wahres

Wesen erkannt hat, daß Sie nach meinem Tode mich rechtfertigen wollen, mein Märtyrertum und was es war, zeigen wollen und daß auf meinem Grabe nicht die Verachtung mehr lasten soll, die man mir während meines Lebens aufzubürden gewußt hat." Mochte die unglückliche Frau immerhin Verachtung wittern, wo nur Verständnislosigkeit vorlag, sie hatte dem Freunde eine Verpflichtung auferlegt; er aber konnte sie nicht erfüllen, weil er vor ihr starb. Was so bei beider Lebzeiten nicht möglich war, wurde es jetzt lange nach ihrem Tode. Der Mann, der vor so vielen Gerichten ihre Sache geführt hatte, sollte auch jetzt vor dem letzten und höchsten, gegen das es keine Berufung gibt, als ihr Anwalt auftreten dürfen. Mögen die Briefe, die zwei so unruhige Gäste dieser Erde einander schrieben, auch keineswegs frei sein von menschlichen Schwächen und menschlicher Unvollkommenheit, überschattet wird solches doch bei weitem von dem Starken und Heldenhaften, das in ihnen lebt. Und die Zukunft wird vielleicht ihren vereinten Seelen den Zutritt gestatten zu jenen entrückten Gefilden, wo wir die klassischen Freundespaare der Weltgeschichte mit unseren Gedanken suchen.

Aber mit dem Entschluß, von dem Zwiegespräch der Freunde fremde Stimmen fernzuhalten, war doch bloß die erste und größte Ungewißheit beseitigt, die der Stoff darbot. Als ein Ganzes sollte der Briefwechsel herauskommen, das war nun entschieden; doch er ließ sich nicht in seiner Gesamtheit abdrucken, ohne bedeutende Fortlassungen und Kürzungen vorzunehmen. Eine vollständige Herausgabe hätte einen Umfang beansprucht, der sich nicht nur aus Gründen verbot, die mit den schweren Zeitverhältnissen zusammenhängen, sondern ebensosehr aus inneren Gründen, die Berücksichtigung heischten. In einem Briefwechsel wie diesem steht unendlich vieles, das allein dem Tage gehört und mit ihm verweht. Im Laufe ihrer langen Beziehungen hat der Generalbevollmächtigte der Gräfin ihr in seinem oft breiten und zu Wiederholungen neigenden Stil unzählige Instruktionen gegeben und von ihr Berichte erhalten, die heute kein Interesse mehr besitzen. Die vielen Druckseiten, die ihre geschäftliche Korrespondenz gefüllt hätte, würden für den Leser nur einen Ballast bedeutet haben, über den hinweg er nach Stellen ausgeschaut hätte, in denen noch heute Leben pulsiert. Ebensowenig hätte sich rechtfertigen lassen, alle die ausführlichen Gesundheitsberichte, die die stets um einander besorgten Freunde einander schickten und voneinander forderten, zum Abdruck zu bringen

oder die weitschweifigen Reiseverabredungen, die hin und her gewendet wurden, auch mancherlei anderes, was von ebenso geringem Interesse für die Gegenwart ist. Dann gab es sehr zahlreiche Briefe, die lediglich wiederholten, was in ähnlicher oder noch breiterer Weise und noch charakteristischer schon in anderen stand, dessen Häufung also dem Bilde keine neuen Nuancen hinzugefügt, sondern nur ermüdend gewirkt hätte. Aber dem Herausgeber genügte es noch nicht, auf solche Weise nahezu hundert Briefe und Zettel vollständig von der Veröffentlichung auszuschließen. Auch in sehr zahlreichen Briefen, die gedruckt wurden, nahm er aus den gleichen Erwägungen Kürzungen vor, die er selbstverständlicherweise überall durch Punkte kenntlich gemacht hat. Es mögen sich vielleicht Kritiker finden, die eine solche Art der Redaktion als eine „unwissenschaftliche" anfechten, weil sie auf „das Publikum" zu weitgehende Rücksicht nimmt. Sie erinnere ich an das Wort unseres deutschen Malers, das Zeichnen als das Fortlassen des Unwesentlichen definiert. Es gilt mindestens auch für solche Aufgaben des Historikers, die ohne einen gewissen künstlerischen Takt nicht einwandsfrei zu lösen sind. Der Kontrolle des Forschers bleibt der Weg offen, da der Enkel der Gräfin, Fürst Hermann von Hatzfeldt-Wildenburg, den Nachlaß Lassalles dem Reichsarchiv in Potsdam übergeben hat.

Hinsichtlich der Orthographie und Interpunktion befolgt dieser Band dieselben Gesichtspunkte, die für die schon voraufgehenden maßgebend waren und die, so viel ich weiß, bisher keine Anfechtung erfuhren. Bemerkt sei höchstens, daß die Gräfin Hatzfeldt so gut wie keine Interpunktionszeichen anwandte, daß solche aber mit Rücksicht auf die Lesbarkeit der Briefe überall eingesetzt wurden. Anders als mit den Wochentagen zu datieren, war weder ihre noch Lassalles Gewohnheit. Es erwies sich als ein mühseliges Unternehmen, das allein manchen Monat beanspruchte, die fehlende Chronologie herzustellen. Für die unermüdliche Hilfe, die mir hierbei wie bei der sorgfältigen Entzifferung der Originale und der Revision des Textes Fräulein Doktor Meta Corssen, jetzt Bibliothekarin in Lübeck, namentlich aber meine Frau leisteten, kann ich ihnen nicht genug des Dankes sagen.

Berlin-Lankwitz, im September 1923.

Gustav Mayer.

Inhaltsverzeichnis

Seite

Zur Einführung in den vierten Band 1

1. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 12. Dezember 1848 1
2. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 21. Mai 1849 3
3. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 9. Juni 1849 7
4. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 9. Oktober 1850 9
5. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 15. Oktober 1850 11
6. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. Ohne Datum 12
7. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 30. März 1855 48
8. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 30. Juli 1855 50
9. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 9. August 1855 52
10. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 10. August 1855 54
11. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 14. August 1855 56
12. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 22. Juni 1856 58
13. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 29. Juni 1856 60
14. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 9. Juli 1856 62
15. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 16. Juli 1856 64
16. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 22. Juli 1856 65
17. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 23. Juli 1856 66
18. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 25. Juli 1856 67
19. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. Ende Juli 1856 71
20. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 21. September 1856 72
21. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 23. September 1856 76
22. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 7. Oktober 1856 80
23. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 10. Oktober 1856 80
24. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 17. Oktober 1856 85
25. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 19. Oktober 1856 85
26. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 20. Oktober 1856 87
27. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 24. Oktober 1856 93
28. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 30. Oktober 1856 95
29. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 10. November 1856. 96
30. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 7. November 1856 102
31. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 28. Dezember 1856 105
32. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 29. Dezember 1856 106
33. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 8. Februar 1857 108
34. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 9. Februar 1857 109
35. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 12.—13. Februar 1857 111
36. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 18. Februar 1857. 112

Seite

37. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 26. Februar 1857 114
38. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 27. Februar 1857 116
39. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 28. Februar 1857 117
40. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. Anfang März 1857 120
41. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 9. März 1857 123
42. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 15. März 1857 124
43. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 19. März 1857 127
44. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 22. März 1857 128
45. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. Zwischen 22. und 24. März 1857 . 129
46. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 27. März 1857 130
47. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 28. März 1857 131
48. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 28. März 1857 133
49. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. Anfang Mai 1857 136
50. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. Anfang Mai 1857 137
51. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. Anfang Mai 1857 138
52. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 9. Mai 1857 139
53. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 12. Mai 1857 141
54. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 13. Mai 1857 142
55. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 22. Mai 1857 142
56. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 25. Mai 1857 143
57. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 25. Mai 1857 144
58. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 26. Mai 1857 145
59. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 27. Mai 1857 147
60. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 28. Mai 1857 147
61. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 30. Mai 1857 152
62. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 31. Mai 1857 155
63. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 2. Juni 1857 162
64. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 3. Juni 1857 162
65. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 12. Juli 1857 163
66. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 14. Juli 1857 165
67. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 16. Juli 1857 165
68. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 7. August 1857 167
69. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 10. August 1857 168
70. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 15. August 1857 170
71. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. Mitte August 1857 172
72. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 18. August 1857 173
73. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 18. August 1857 174
74. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 22. August 1857 175
75. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 30. August 1857 178
76. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 2. September 1857 179
77. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 7. September 1857 181
78. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 12. September 1857 182
79. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 22. September 1857 183
80. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 19. Oktober 1857 184
81. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 20. November 1857. 185
82. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 25. November 1857. 192

Seite

83. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 26. November 1857 193
84. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 28.—30. November 1857 194
85. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 15. Dezember 1857 200
86. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 1. März 1858 203
87. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 12. März 1858 204
88. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. Frühling 1858 205
89. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 31. Mai 1858 208
90. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 2. Juni 1858 209
91. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. Anfang Juni 1858 210
92. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 6. Juni 1858 211
93. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 13. Juni 1858 214
94. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 17. Juni 1858 215
95. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 20. Juli 1858 221
96. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 25. Juli 1858 222
97. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 6. August 1858 223
98. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 11. September 1858 226
99. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 16. Oktober 1858 227
100. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 22. Oktober 1858 228
101. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 25. Oktober 1858 229
102. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 4. November 1858 229
103. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 6. November 1858. 231
104. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 11. Dezember 1858 233
105. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 25. Dezember 1858 235
106. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 6. Januar 1859 242
107. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 9. Januar 1859 242
108. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 13. Januar 1859 244
109. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 20. Januar 1859 245
110. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. Ende Januar 1859 246
111. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. Februar-März 1859 247
112. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. Februar-März 1859 248
113. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. Februar-März 1859 251
114. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. Februar-März 1859 252
115. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 18. Juni 1859 254
116. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 8. Juli 1859 255
117. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 21. Juli 1860 256
118. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 28. Juli 1860 256
119. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 5. August 1860 260
120. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 8. August 1860 260
121. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 9. August 1860 262
122. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 10. August 1860 262
123. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 14. August 1860 263
124. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 16. August 1860 264
125. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 17. August 1860 265
126. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 24. August 1860 268
127. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 25. August 1860 269
128. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 27. August 1860 270

Seite

129. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 30. August 1860 270
130. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 1. September 1860 272
131. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 7. September 1860 272
132. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 8. und 9. September 1860 273
133. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 13. September 1860 277
134. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 11. Januar 1862 278
135. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 11. Januar 1862 279
136. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 30. Januar 1862 281
137. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. Anfang Februar 1862 284
138. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 4. März 1862 285
139. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 11. März 1862 287
140. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 12. März 1862 287
141. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 11. April 1862 288
142. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 11. April 1862 289
143. Sophie von Hatzfeld an Lassalle. Ende April 1862 289
144. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. Ende April 1862 290
145. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 11. Juni 1862 291
146. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 22. Juni 1862 293
147. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. Anfang September 1862 295
148. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 27. September 1862 296
149. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 11. Oktober 1862 299
150. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 14. Oktober 1862 301
151. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 22. Oktober 1862 309
152. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 26. Oktober 1862 310
153. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 4. November 1862. 310
154. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 18. Dezember 1862 312
155. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 24. Dezember 1862 313
156. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 24. Dezember 1862 314
157. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 28. Dezember 1862 316
158. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 1. Januar 1863 318
159. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 8. Januar 1863 320
160. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 20. Januar 1863 325
161. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt und Wilh. Rüstow. 29.—30. Januar 1863 330
162. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 5. Februar 1863. 337
163. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 6. März 1863 338
164. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 13. April 1863 343
165. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 16. Oktober 1863 344
166. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 19. Oktober 1863 347
167. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 9. Mai 1864 350
168. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 10. Mai 1864 351
169. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 11. Mai 1864 353
170. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 20. Mai 1864 354
171. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 22. Juli 1864 356
172. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 22. Juli 1864 360
173. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 22. Juli 1864 362
174. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 23. Juli 1864 364

Seite

175. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 27. Juli 1864 366
176. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 28. Juli 1864 369
177. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 30. Juli 1864 372
178. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 1. August 1864 373
179. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 2. August 1864 375
180. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 3. August 1864 376
181. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 4. August 1864 379
182. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 5. August 1864 380
183. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 5. August 1864 381
184. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 7. August 1864 383
185. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 7. August 1864 384
186. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 7. August 1864 384
187. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 8. August 1864 384
188. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 8. August 1864 384
189. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 8. August 1864 384
190. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 9. August 1864 385
191. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 10. August 1864 385
192. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 12. August 1864 386
193. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 13. August 1864 387
194. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 16. August 1864 388
195. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 18. August 1864 392
196. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 19. August 1864 395
197. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 19. August 1864 396
198. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 19. August 1964 400
199. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 19. August 1864 401
200. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 20. August 1864 401
201. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 20. August 1864 401
202. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 20. August 1864 401
203. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 21. August 1864 401
204. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 21. August 1864 402
205. Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. 22. August 1864 402
206. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 22. August 1864 402
207. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 22. August 1864 402
208. Sophie von Hatzfeldt und Wilhelm Rüstow an Lassalle. 22. August 1864 402
209. Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. 24. August 1864 403
Fragmente 403

Zur Einführung in den vierten Band

I.

Die fürstliche und die gräfliche Linie des Hauses Hatzfeldt wollten Majoratsstreitigkeiten, die zwischen ihnen bestanden, aus der Welt schaffen. Da griffen sie zu einem Auskunftsmittel, dessen sich diese hohen Kreise in vergangenen Zeiten bei ähnlichen Anlässen nicht selten bedient hatten. Sofern zwei Angehörige beider Linien sich heirateten und in Gütergemeinschaft traten, war über den Ertrag und die Verwaltung der Herrschaften Trachenberg und Schönstein-Wildenburg eine Einigung zu erzielen. Als nun Graf Edmund von Hatzfeldt-Kinsweiler unter den Töchtern des Fürsten Franz Ludwig von Hatzfeldt, des ziemlich bekannten Diplomaten der alten Schule,[1]) Brautschau hielt, fiel seine Wahl, obgleich noch zwei ältere Prinzessinnen unverheiratet im väterlichen Hause lebten, auf die an Leib und Seele noch knospenhafte dritte Tochter des fürstlichen Paares. Sophie von Hatzfeldt stand am Vorabend ihres siebzehnten Geburtstages, als sie am 9. August 1822 unter den Traualtar trat. Sie ahnte schwerlich, daß sie mit diesem Schritt ihr Lebensglück jener geschäftlichen Transaktion zum Opfer brachte. Von der ersten Stunde an gestaltete sich das Schicksal der Neuvermählten trostlos: Enttäuschung folgte auf Enttäuschung, Demütigung auf Demütigung; was keine Frau verzeiht, wurde ihr in rücksichtsloser und brutaler Weise immer aufs neue angetan. Das änderte sich auch nicht, als sie Mutter wurde und im Laufe der Jahre einem Sohn, einer Tochter und dann nochmal einem Sohn das Leben schenkte. Der Graf muß sich durch das bloße Vorhandensein dieser Frau beeinträchtigt gefühlt haben. Mißtrauen und Abneigung, die zu Haß entarteten, stiegen in ihm auf und bestimmten ihn, den künftigen Erben des stolzen Fideikommisses der Mutter frühzeitig zu entziehen. Dann wurde auch die Tochter, an der Sophies Seele besonders hing, ihr geraubt und in ein Kloster der Salesianerinnen nach Wien überführt, dessen strenges Regulativ herhielt, um der Mutter, mochte sie auch wie eine Löwin kämpfen, den mündlichen wie den schriftlichen Verkehr mit Melanie abzuschneiden.

[1]) Vgl. über ihn u. a. Hermann Oncken, Lassalle, 5. Aufl., Stuttgart 1923, S. 63.

Erfolgreich blieb sie allein in dem Bemühen, sich ihren jüngsten Sohn Paul nicht ebenfalls entfremden zu lassen.

Das Unrecht, das Sophie von Hatzfeldt widerfuhr, war zu offensichtlich, als daß nach dem frühzeitigen Tode der Eltern ihre beiden Brüder sich der Verpflichtung entziehen konnten, für die Schwester einzutreten. Aber diese, Fürst Hermann, Generallandschaftsdirektor der Provinz Schlesien, und Graf Max, der spätere Gesandte Preußens in Paris, verabscheuten jeden Eklat, und sie wurden um so lauer, je klarer sich erwies, daß alle Bemühungen, diese Ehe wieder einzurenken, Fehlschläge bleiben mußten. Sehr verläßlich war die Stütze, die die Schwester an ihnen fand, niemals gewesen. Sie sank endgültig dahin, als das Verlangen nach der Tochter und die Sorge um die Sicherung der eigenen Existenz und der ihres jüngsten Sohnes, die des Gatten Verschwendungssucht und Feindschaft ständig bedrohten, die „von Feld zu Feld erbarmungslos verscheuchte Gazelle" einem solchen Grad der Verzweiflung zutrieben, daß sie sich selbst „auf den Jäger stürzte und sollte sie mit ihm im Abgrund zerschellen".[1]) Müde der ewigen Versprechungen, die nicht gehalten wurden, der umständlichen Verträge, die stets gebrochen wurden, gereizt durch das Ausbleiben ihrer Unterhaltsgelder, besonders aber ermutigt durch neue Freunde, die sich ihrer annahmen, entschloß die Gräfin sich am Ende trotz des drohenden Abratens der Brüder, die ihre Hand gänzlich von ihr ziehen wollten, wenn sie es zum „Skandal" kommen ließe, den Rechtsweg zu beschreiten.

In einem langen Brief an ihren älteren Bruder entwickelte sie am 22. Mai 1846 die Gründe, weshalb sie diesmal sich dem harten Gebot der Familienraison nicht fügen wollte, und schlug dabei Töne an, wie sie ihre Verwandten von der Unglücklichen bis dahin niemals vernommen hatten: „Ich will es Dir zugeben," schrieb sie, „ich habe bis jetzt immer meine Sache ungeschickt angefaßt; ich habe den prinzipiellen Fehler begangen, mein Gefühl sprechen zu lassen ... Gefühl ist aber eine schlechte Waffe. Aus der Welt der Gefühle habe ich mich in die geltender Gesetze zurückgezogen. Ich habe den Sturm der Gefühle zur Ruhe gebracht, ich werde dafür mit kalter unwiderleglicher Logik verfahren." Auf die Frage, wie diese trotz alles Erlittenen bis dahin noch immer stark konventionell gebundene und der Geschäfte wenig kundige Frau dahin kam, plötzlich ihre ganze Kampfesweise so grundsätzlich zu ändern, erteilt sie gleich selbst die Antwort: „Wie ich Dir aber schon mündlich gesagt, tue ich jetzt nichts, nicht das geringste mehr ohne fremden Rat und Beistand. Vielleicht merkst Du das auch an der Sicherheit meiner jetzigen Schritte. Mißtrauisch gemacht durch Euch gegen

[1]) Scheidungsklage von 1847. Als Manuskript gedruckt. S. 65. Der Verfasser war Lassalle.

meine eigene Einsicht, bediene ich mich der einiger gesetzkundiger Männer, die mit einer sicheren Logik eine ganz unbezweifelte Bildung verbinden. Dadurch habe ich aus meiner Denkungs- und Handlungsweise das Schwankende verbannt, das immer der Charakter einer Frau ist. Wenn früher Vorwürfe und Vorstellungen, Deine besonders, auch wenn sie noch so unbegründet waren, innerlich mich immer wankend machten, wenn ich es auch äußerlich verbarg, so macht jetzt alles, was nicht wahr ist, keinen Eindruck mehr auf mich, und was ich weiß, das weiß ich jetzt . . . Ich finde meine Lage faktisch wie sie de jure nicht sein sollte. Ich finde mich in meinen wesentlichsten Rechten als Mutter gekränkt . . . Ich will das Gesetz zur Herstellung des Rechtszustandes anrufen . . . Kann ich aber jene Bedingungen erfüllt sehen ohne Prozeß, so würde es mir selbst eine große Beruhigung sein, meiner Familie einen Rechtshandel zu ersparen, der ein Mitglied derselben so sehr kompromittieren muß. Auch meiner Kinder wegen wünsche ich es von ganzem Herzen. Bringt man mich aber zum Äußersten, so werde ich auch den Mut haben, es zu tun, aber als dazu gezwungen, habe ich keine Verantwortung . . . Die Pflicht gegen meine Kinder ist gerade das hauptsächliche mich leitende Motiv. Außerdem aber hätten sie gar kein Recht, je mir daraus, wie Du annimmst, einen Vorwurf zu machen: ich bin Mutter, ich bin aber auch Mensch und folglich nicht ein Ding, das lediglich zu fremdem Vorteil und Nutzen verwendet wird. Christentum und Vernunft predigen gleich stark die Pflicht der Selbsterhaltung. Ich aber, die Verlassene, Ungeschützte, habe sie in noch höherem Grade als andere . . . Um jeden Preis darf auch der Frieden nicht erkauft werden. Ich möchte Frieden haben, doch kann ich nicht des Friedens Opfer sein . . ."

Wir ahnen, wer der Gräfin bei diesem Brief, der nicht ihren Stil atmet, die Hand führte, wir wissen, wer „die gesetzkundigen Männer" waren, deren „sicherer Logik" die einsame Frau in ihrer Bedrängnis sich überantwortete. Ihre Lage erschwerte nichts so sehr, als daß es der Verschlagenheit ihres Gegners, die sich auf bestehende gesellschaftliche Vorurteile stützte, gelungen war, in den Kreisen des mit den Hatzfeldts versippten hohen Adels und in denen des Hofes bis herauf zu den Majestäten eine Stimmung zu erzeugen, die dieser Frau, die ihre Bestimmung nicht im schweigenden Erdulden sah, unfreundlich war. Lassalle hat der Freundin später wiederholt zu erklären gesucht, warum es kein Zufall gewesen ist, daß die Helfer, die sie jetzt fand, aus einer Schicht der Gesellschaft kamen, auf die jene erlauchten Kreise mit traditioneller Verachtung herabblickten. Es wäre überflüssig, hier des breiteren zu schildern, was Ferdinand Lassalle und die anfänglich seinem dämonischen Willen folgenden Freunde, der Assessor Alexander Oppenheim

und der Arzt Dr. Arnold Mendelssohn, von nun ab Kluges und Törichtes anstellten, um mit allen Mitteln, nicht ausschließlich mit ritterlichen, den Farben der Dame, zu denen sie voll Sturm und jugendlicher Hingabe sich bekannten, den Sieg zu erkämpfen im Turnier mit einer Welt, die sie ausschloß und der sie dennoch oder gerade darum ihren Willen aufzuzwingen trachteten. Wir übergehen an dieser Stelle den Kassettenprozeß wie die anderen wechselreichen Stadien, die die Sache der Gräfin von nun ab vor den Gerichten durchlief, bis endlich der eherne Wille Lassalles, der bald ihr alleiniger Bevollmächtigter wurde, ihr im Kampf gegen jene feudale Gedankenwelt und ihren Repräsentanten den Sieg erstritt. Darüber belehren die zahlreichen Biographien Lassalles, auf die hier verwiesen sei.

II.

Zwei Tage bevor Lassalle geboren wurde, hatte Gräfin Sophie von Hatzfeldt, damals noch nicht zwanzigjährig, ihren ältesten Sohn zur Welt gebracht; als Graf Keyserlingk ihr Anfang 1846 den einundzwanzigjährigen Studenten zuführte, war sie eine Dame von einundvierzig Jahren. Unendlich viel hat die Welt an den Motiven herumgedeutet, die den glänzend begabten und von einem Ehrgeiz großen Stils vorwärtsgetriebenen jungen Menschen bestimmt haben können, seine eigenen Ziele, die ihn bis dahin voll erfüllt hatten, beiseite zu stellen, um sich gleich einem irrenden Ritter, dem die Zeit wenig bedeutete, Hals über Kopf in diese Händel, die ihn nichts angingen, zu stürzen. Zwar hat er selbst zu wiederholten Malen klar und bestimmt ausgesprochen, weshalb er jenen schicksalsreichen Entschluß faßte, von dem er anfänglich nicht ahnte, daß er damit die besten Jahre seines Lebens hingab. Und es besteht bei ihm eigentlich kein Grund, seine Glaubwürdigkeit anzuzweifeln, denn er liebte leidenschaftlich, mit offenem Visier zu fechten, und seinem stark entwickelten Selbstgefühl ist Wahrhaftigkeit Bedürfnis gewesen. Es ist unnötig, hier alle Erklärungen auszubreiten, die Lassalle von seinem Verhältnis zur Gräfin Sophie gegeben hat;[1]) die wichtigsten findet man in Hermann Onckens Biographie berücksichtigt. Prüft man diese Bekenntnisse genau, auch die in seinen Briefen an die Gräfin enthaltenen, und berücksichtigt man alle Umstände, die

[1]) Man beachte besonders die im Text herangezogene Stelle aus seiner Verteidigungsrede im Kassettenprozeß (Ferdinand Lassalles Reden und Schriften, herausgeg. von Eduard Bernstein, Berlin 1893, Bd. III, S. 339), den berühmten Manuskriptbrief an Sophie Sontzoff vom Jahre 1860 (Eine Liebesepisode aus dem Leben Ferdinand Lassalles, Leipzig 1878, S. 47 ff.) und den Brief an Victor Aimé Huber vom 28. Juni 1863. (Vgl. Gustav Mayer, Lassalleana in Grünbergs Archiv, Bd. I, S. 191.)

damals mitsprechen konnten, aufs sorgfältigste, man wird als Ergebnis festhalten müssen, daß Lassalle die Wahrheit sprach, als er 1848 vor den Geschworenen auf die Aufopferungsfähigkeit, Uneigennützigkeit und Begeisterung der Jugend pochte und daß er im Recht war, wenn er später in seinem berühmten Werbebrief an Sophie Sontzoff sich auf Robespierres Wort berief, daß soziale Unterdrückung bereits dort herrsche, wo auch nur ein einziges Individuum unterdrückt werde. Lassalle verdient vollsten Glauben, wo er zu verschiedenen Menschen in verschiedenen Zeiten seines Lebens wiederholte, er sei, als er sich dieser bedrängten Frau annahm, zugleich einem revolutionären wie einem im ethischen Sinne religiösen Gebote gefolgt.

Seiner instinktiven wie seiner reflektierten Existenz nach war dieser Mensch ein Revolutionär. Und der Revolutionär in ihm ist es gewesen, der, wo immer er den Weg anderer kreuzte, nicht mitansehen konnte, daß der Schwache unterdrückt wurde. Schon auf der Handelsschule in Leipzig hatte er nicht ertragen wollen, daß der Frau seines Pensionsvaters von diesem, wie er es auffaßte, dauerndes Unrecht widerfuhr. In dem Tagebuch, das er damals führte, findet sich eine Stelle, die bisher nicht abgedruckt wurde, obgleich sie psychologisch aufschlußreich ist. Es widere ihn an, schrieb er, wie ein Gatte alle Mittel gemeiner plumper List gegen seine Gattin anwende, die schwach genug sei, in die Falle zu gehen, wie er nachher mit raffiniertester Schlechtheit ihr eben daraus ein Verbrechen mache, wie er ihre ganze Mitgift vergeude und auch noch den Rest des Vermögens verschwende, der künftig die Kinder vor dem Bettelstabe schützen sollte. Ihn ärgerte nicht bloß „die Schlechtigkeit und die ausgesuchte Heuchelei" des Mannes, sondern ebenso sehr die „Schwäche und übermäßig große Leichtgläubigkeit" der Frau. Das machte auf den Fünfzehnjährigen einen so starken Eindruck, daß er eine wochenlange Krankheit, in die er verfiel, wesentlich auf diese Quelle zurückführte: „Ich war von solchem Ekel erfüllt, daß ich nicht wußte, wie mir helfen." Dieser Ton also, der 1841 zum ersten Male bei ihm anklingt, erhob sich 1846 so brausend, daß er sich nicht mehr dämpfen läßt. Damals hatte Lassalle bereits in Briefen an seine vertrauten Freunde der bestehenden Gesellschaft ein Kriegsmanifest[1]) ins Gesicht geschleudert. Schon war er Revolutionär, schon war er sogar Kommunist. Er kannte sich gut. Er war sich bewußt, daß er mit der bestehenden Ordnung, die er haßte und verabscheute, in Konflikt geraten werde. Nur wann und wodurch es geschehen würde, blieb noch dem Zufall überlassen. „Wäre sie nicht gewesen," gestand er 1860 an Lina Duncker, der Liebenden, die auf den Platz, den die Gräfin in seinem Herzen ein-

[1]) Ferdinand Lassalle, Nachgelassene Briefe und Schriften, Bd. I, S. 213 ff.

nahm, eifersüchtig war, „hätte ich mir einen anderen Anlaß gesucht, meine Gegensätzlichkeit gegen die heutige Welt an den Tag zu legen . . . Das Gemüt ist das Schicksal des Menschen. Wie wäre ich denn sonst dazu gekommen, da sie mir doch fremd war, ihre Sache zu der meinigen zu machen?"

So hätte Lassalle also die Frau, der er Rettung brachte, und die, als er sie kennen lernte, noch immer eine imposante Schönheit war, nicht in dem Sinne geliebt, wie die meisten Zeitgenossen es annahmen? Der Herausschälung der Motive, die zwei ungewöhnliche Menschen zusammenführten und zusammenhielten, würde es wenig förderlich sein, wollte man die Frage in so spitzer Form stellen und beantworten. Gegen Anfang ihrer Bekanntschaft, in der Höhezeit der Revolution, hat es in der Tat eine Epoche gegeben, wo Lassalle für seine Schutzbefohlene leidenschaftlicher entflammt war. Authentisch ließ sich dies bisheran nicht beweisen. Jetzt aber erhalten wir durch den Brief, den er am 9. September 1860 der Freundin schreibt (Nr. 132), dies Geständnis. Denn hier bekennt er, daß er eigentlich doch nur sie geliebt habe, das sei damals gewesen, als er in Köln im Gefängnis saß. Wer wollte darüber aussagen, ob der Heißblütige Erhörung bei der reifen Frau gefunden, ob er sie auch nur gefordert hat? Er selbst hat solches stets bestritten, und die psychologische Wahrscheinlichkeit spricht auch hier dafür, daß er die Wahrheit sagt. Weil aber die öffentliche Meinung und in ihrem Gefolge die preußische Königin nebst ihrer Umgebung anders urteilten, wollte die Polizei im Frühling 1857 Lassalle und der Gräfin nicht gleichzeitig den Aufenthalt in Berlin gestatten. Da empörte es Lassalle, daß die Behörde, ohne „auch nur einen Strohhalm von Beweis" erbringen zu können, behaupten wollte, „was niemals mit allem Aufgebot von Mitteln in zehnjährigen Prozessen erwiesen werden konnte". Und feierlich und freiwillig erklärte er: „Ich muß lebhaft dagegen protestieren, daß überhaupt zwischen der Frau Gräfin und mir jemals ein solches Verhältnis bestanden habe, wie es bei jener Interpretation des öffentlichen Interesses notwendig verstanden werden müßte." Er sehe zwar ein und gebe zu, daß er unmöglich im allgemeinen die Menschen zu höheren Anschauungen erheben könne als die, deren sie eben fähig seien. Aber er gebe jedenfalls sein Ehrenwort darauf — und das bedeute etwas — daß zwischen ihm und der Frau Gräfin keine andere Beziehungen bestünden, als die einer in gegenseitiger Achtung begründeten und durch zehn Unglücksjahre festgehämmerten Freundschaft.

Ein langer Brief,[1]) in dem Lassalle der Freundin erläutert, wie der Gedanke von der Gleichberechtigung der Frau in der Liebe sich in der

[1]) Siehe unten Nr. 6.

modernen Geschichte Bahn brach, weist dieser selbst einen ehrenvollen Platz in diesem Emanzipationsprozeß zu. Es war ja sehr begreiflich, daß die durch so viele Jahre verlassene und mißhandelte junge Frau, wie die Prozeßakten zeigen, einige Male in nähere Beziehungen zu Männern ihres Standes trat. Von einem weiß man, daß er sie zu heiraten gedachte. Das war ein Graf von Bassenheim; aber umsonst wandte die Unglückliche sich damals an den preußischen König, um mit seiner Hilfe die päpstliche Dispensation zu erwirken, deren sie als Angehörige ihres streng katholischen Hauses zu einer Scheidung und neuen Eheschließung bedurft hätte. Als in den aufregenden Wochen, die der Verhaftung der Zentralbehörde des Kommunistenbundes folgten, die Polizei auch in dem Hause, das die Gräfin und Lassalle in Düsseldorf bewohnten, Nachforschungen anstellte, nahm man bei ihr, wie die Akten berichten, eine Leibesvisitation vor. Dabei versuchte Sophie von Hatzfeldt, die die Geistesgegenwart nicht verließ, noch schnell „amoureuse Briefe", die sie bei sich trug, zu vernichten. Alle Wahrscheinlichkeit spricht dagegen, daß ihr diese ihr Generalbevollmächtigter, mit dem sie unter einem Dache wohnte, geschrieben hatte. Besonders widerspräche dem auch der Geist eines Testaments, das die Gräfin schon im folgenden Jahre verfaßte. Es legt erschütterndes Zeugnis ab von den seelischen Qualen, die diese starke Natur als Frau und Mutter auszustehen gehabt hatte. Haß und Verwünschung strömt sie hier aus gegen alle, die an ihr gesündigt, selbst gegen den älteren Sohn und die Tochter, die man ihr gewaltsam entfremdet hatte, und die nun unkindlich an ihr handelten. Worte der Liebe findet sie allein für zwei Menschen: „Noch einmal segne ich," heißt es da, „mit der wärmsten mütterlichen Liebe meinen Sohn Paul, ebenso den Herrn Ferdinand Lassalle, der wie der beste Sohn an mir gehandelt hat und den ich wie meinen Sohn betrachte."

Wenn es nun aber auch sicherlich ideale Motive waren, die Lassalle entschieden, sich in diesen Kampf für eine ihm fremde Sache zu stürzen, so braucht darum noch nicht geleugnet zu werden, daß sich hier wie fast überall in seinem Leben, in die hohen und reinen Motive, die den Ausschlag gaben, auch erdenhafte Impulse mischten. Oncken weist darauf hin, daß es dem Sohn des jüdischen Seidenhändlers östlicher Herkunft geschmeichelt haben wird, als Retter und Freund neben eine so hochgeborene Dame zu treten. Doch auch dieser Biograph bestreitet, daß Eitelkeit oder gar das, was die Welt in der Bequemlichkeit ihres Denkens vermutete, dem jungen Menschen den entscheidenden Antrieb gaben. Wer je auf diese Flamme voll lichten Feuers und dunklen Rauches, die Lassalle hieß, aufmerksam geachtet hat, wird ihm das Recht zugestehen, daß er sich jene Intervention für die Gräfin als „eine Insurrektion" deutete, als „eine Insurrektion auf eigene Faust in einem Falle,

welcher als der reinste Mikrokosmus unsere ganze soziale Misere in sich enthält". Es war doch richtige Selbstkenntnis, wenn er sich zu dem christlich-konservativen Sozialpolitiker Victor Aimé Huber, der ihn wie so viele andere darin falsch beurteilt hatte, rühmte: „Mein ganzer Mensch liegt in jener Handlung," und wir begreifen ihn, wenn er jenem diese Intervention für die Gräfin als das Faktum seines Lebens bezeichnete, auf das allein er stolz sei!

III.

Wo immer sich um die Seelen eines Mannes und einer Frau seltene Fäden spannen, für die der Sprachgebrauch des Alltags kein fertiges Wort vorfindet, ist der große Haufe geneigt, Deutungen zu geben, die dem starken Vereinfachungsbedürfnis entsprechen, das seinen leicht befriedigten Intellekt erfüllt. Für die Beziehungen, auf denen hier unser Blick ruht, sind so bequeme Betrachtungsweisen abzulehnen. Mag man auch auf dem Grunde einer jeden engen Verbindung zwischen Personen verschiedenen Geschlechts erotische Bestandteile aufspüren, des Historikers Auge findet das Wesentliche, das Sophie von Hatzfeldt und Lassalle zusammenführte und verbunden hielt, in anderen Bezirken. Wie stand es in Wahrheit um diese beiden Menschen, die aus so verschiedenen Welten kamen und die ursprünglich so verschieden geartet waren? Die Geschäfte der Gräfin lieferten anfänglich die Unterlage für ihre gemeinsame Lebensführung, die dem Edelmann wie dem nüchternen Spießbürger damals gleich abenteuerlich erschien. In der Folge erwiesen sich jedoch diese Prozesse und was unmittelbar mit ihnen zusammenhing nur als das Substrat der Lebensgemeinschaft, die sich in den hier vorliegenden Briefen vor uns auftut. Nicht sie bilden im tieferen Sinne den Kern dieses Bündnisses, nicht sie hätten ihm über den Tod hinaus Glanz und Größe verliehen.

Diese zwei Menschen müssen, als sie einander begegneten, bald gefühlt haben, daß sie sich Wesenhaftes zu geben hatten. Unvermittelt war einst das kaum entwickelte Mädchen aus der sie sorgsam hegenden Häuslichkeit der fürstlichen Eltern hinausgeschleudert worden in alle die Stürme, Demütigungen, Versuchungen, denen ihre unglückliche Ehe sie aussetzte. Der verwöhnten Prinzessin war nicht an der Wiege gesungen worden, daß Vermögensstreitigkeiten einen großen Teil ihres künftigen Lebens ausfüllen würden. Weder der Code Napoléon, der in dem einen Teil des großen Fideikommisses galt, das jene Heirat zusammengeschweißt hatte, noch das gemeine Recht, das in dem anderen Teile maßgebend war, hatte bei ihrer Erziehung eine Rolle gespielt. Und erst recht war ihr in der durchaus reaktionären Luft des heimatlichen

Schlosses über die sozialen und politischen Zeittendenzen, mit denen ihr eigenes Schicksal sie hernach so mannigfach verflocht, keine ausreichende Belehrung zuteil geworden. Wie hätte auch ein Vater, der bereits die Größen unserer nationalen Erhebung als „Jakobiner" verabscheute, der Tochter die Notwendigkeit des Emporstrebens des Bürgertums oder gar der Arbeiterklasse sinngemäß deuten können? So irrte die von ihrem Gatten mal vertriebene, mal wieder gefangen gehaltene junge Gräfin, bald vor ihm fliehend, bald seine Versöhnung suchend, undiszipliniert im Denken wie im Handeln und schlecht beraten, allein ihrem natürlichen Gefühl überlassen, dabei voll warmen Lebens und edler Instinkte, durch Land und Leben, bis in einer Stunde höchster Not der Retter ihr begegnete. Dieser aber war ein junger Mensch, der dem Alter nach ihr Sohn hätte sein können. Er kam aus den der Praxis fernen Bezirken der Philosophie, er war ein Jude, er war ein Revolutionär. Doch er erbot sich in der fortreißenden Sprache eines Idealismus, wie er bis dahin noch nie an ihr Ohr geklungen hatte, ihre Angelegenheit in seine „junge aber starke Hand" zu nehmen, er schwor der Bedrängten, die so selbstlose Hingabe beim anderen Geschlecht bis dahin nicht für möglich gehalten hätte, „für sie zu kämpfen bis zum Tode".[1]) Und sie glaubte diesem Versprechen, sie überließ sich der ungewöhnlichen Kraft des ungewöhnlichen Menschen, den eine höhere Macht ihr entgegenzusenden schien. Nun spürte Graf Edmund bald, daß auf der Gegenseite eine Intelligenz, eine Entschiedenheit, eine Verschlagenheit plötzlich alle Schritte leitete, wie er sie bisher dort nicht wahrgenommen hatte. Man lebte eben der Revolution von 1848 entgegen. Die politische Atmosphäre war schwül von Kämpfen mannigfachster Art, sie war den Verfolgten und Schwachen günstig. Im Rheinland hatte schon die französische Okkupation den feudalen Ansprüchen Abtrag getan. Nun aber zeigte sich bei den Richtern, wie erst recht bei den Geschworenen, die verstärkte Neigung, dem Adel mit bürgerlichem Selbstgefühl gegenüberzutreten. Auch der reiche, doch übel beleumdete Standesherr spürte dies bei seinen Rechtshändeln. In Lassalle und seiner Schutzbefohlenen wuchs frohe Hoffnung, die sich noch vermehrte, als die Revolution zum Ausbruch kam. Aber die alten Mächte gelangten wiederum nach oben, und nun wurde es der Sache der Gräfin beinahe zum Verhängnis, daß der, dem sie sich ausgeliefert hatte, ein roter Republikaner war, den die rheinischen Richter überdies haßten, weil sie seiner Hartnäckigkeit, seinem Scharfsinn und seiner ungewöhnlichen Beredsamkeit selten gewachsen waren. Doch so sehr es Sophie von Hatzfeldt bekümmerte, daß ihr fortan ein Prozeß nach dem anderen verloren ging, daß die Aussicht auf einen guten Ausgang des Kampfes, den ihre ermüdende Seele herbeiwünschte, sich zu-

[1]) Lassalle an Sophie Sontzoff, a. a. O., S. 51.

nächst als trügerisch erwiesen hatte, so dachte sie doch keine Stunde daran, Lassalle dafür verantwortlich zu machen. Und auch als materielle Not ihr drohte, wurde sie nicht irre an dem, der in all diesem Wechsel von Hoffnung und Sorge, von Sieg und Not, ein Bestandteil ihres Selbst geworden war, an dem ersten und eigentlichen Lebensgefährten, den sie gefunden hatte.

Wir fragten, was diese beiden Menschen, die aus so verschiedenen Sphären kamen, einander bieten konnten, was sie einander gegeben haben. Wer Lassalles Jugendtagebuch gelesen hat, erinnert sich, wie unausgeglichen der Ton war, der in seinem elterlichen Hause in Breslau umging, wie dort die Charaktere ohne jede Selbstbeherrschung nebeneinander herlebten und wie trotz aller betulichen Zärtlichkeit, die reichlich vorhanden war, ein Gewitter ständig das andere ablöste. Er erinnert sich, wie sehr die stickige Luft des Ghettos dort noch die Räume füllte, und wie das Bedürfnis, die äußere Lebensführung bewußter zu formen, im Auftreten und Gebaren Würde und Gemessenheit zur Darstellung zu bringen, noch kaum erwacht war. Bis er in die Berliner Burschenschaft eintrat, mochte Lassalle sich notdürftig das bescheidene Niveau von gesellschaftlicher Kultur angeeignet haben, auf dem das schlesische mittlere Bürgertum damals stand. Nun lockte es aber den gelehrigen und für alle ihn fördernden Eindrücke so empfänglichen Studenten in höhere soziale Sphären. Als er nach Berlin übersiedelte, wurde es ihm nicht schwer, in den dem deutschen Geiste voll erschlossenen, auf älterem Wohlstand fußenden vornehmen jüdischen Familien, bei denen er hier Eingang suchte, sein Auftreten mit dem seiner neuen Umgebung in leidlichen Einklang zu setzen. Aber wenn selbst noch der Frankfurter Patriziersohn der adligen Freundin am Weimarer Hofe eine Durchbildung seiner Lebensführung dankte, die er als eine segensreiche empfand, so läßt sich erst recht annehmen, daß dieser junge Breslauer Jude, dessen Vater noch in einer oberschlesischen Talmudschule aufgewachsen war, die formale Kultur, die ihm bei der Gräfin begegnete, gern und mit Erfolg auf sich wirken ließ. Erst im täglichen Verkehr und im ständigen Gedankenaustausch mit Sophie von Hatzfeldt lernte Lassalle, soweit es seinen labilen Nerven möglich war, jenes Maß von Selbstbeherrschung, von Takt und Zurückhaltung sich aneignen, das ihn im damaligen Deutschland zu einem sicheren Auftreten unter allen gesellschaftlichen Verhältnissen befähigte und so erst in den Stand setzte, seine reichen Gaben in würdiger und wirksamer Gestalt zur Darstellung zu bringen. Zu heftigen Szenen, bei denen er sich vergessen konnte, kam es oftmals freilich auch zwischen ihm und der Freundin. Ihr Briefwechsel weist manche Spuren davon auf. Aber am Ende war es wohl auch weder Lassalles Begabung noch Beruf, ein vollendeter Cortegiano zu werden

Für den künftigen Volkstribunen erhielt es Bedeutung, daß die kluge Tochter des Fürsten von Hatzfeldt ihn wirklich vertraut machte mit der Art zu denken und zu fühlen, die jenen Schichten eignete, die damals und noch lange nachher den preußischen Staat regierten und die zu stürzen den Inhalt seiner revolutionären Träume ausmachte. Erst die Freundin, die dieser Welt entstammte, konnte ihm greifbar anschaulich machen, welche Stärke ererbte politische Erfahrung und überlegene Methode ihr verliehen; doch auch wie wenig sie geistig empfänglich, wie sehr sie sittlich verkümmert war, konnte niemand so gut wie diese Frau, die es an ihrem eigenen Schicksal erfahren hatte, ihm veranschaulichen.

Aber schwerer wog vielleicht trotzdem noch, was Lassalle der Freundin vermitteln konnte. Erst er gab ihr das rechte Bewußtsein davon, in wie hohem Maße sie als ein Opfer verknöcherter Lebensanschauungen dastand, über die eine freiere Welt schon unbedenklich hinweggeschritten war. Einen wie überwältigenden Eindruck mußte es auf sie machen, wenn er mit glühender Beredsamkeit ihr den Glauben einhämmerte, daß das Schicksal, an dem sie so schwer trug, nicht ein zufälliges, nicht ein rein privates sei, das für die Allgemeinheit keine Bedeutung hätte, sondern daß auch sie, die sich so verlassen und vereinsamt vorkam, in eine gewaltige siegessichere Schlachtordnung hineingehöre, und wenn er ihr erzählte von der weltgeschichtlichen Erhebung, die sich vorbereite gegen jenes Bestehende, an dessen Härte ihre Seele sich wunddrückte, von dessen Grausamkeit sie Narben trug, die nie mehr verharschen konnten. Lernte der impulsive Jüngling in Dingen der Lebensführung manches von der vornehmen und reifen Frau, so wurde sie dafür in allem, was des Geistes war, seine Schülerin. Erst er erschloß ihren Augen die Welt der unsichtbaren Werte, er erst flößte ihr Ehrfurcht ein vor der Macht der Idee und schuf der Heimatlosen damit eine Heimstätte, die niemand ihr rauben konnte. Er klärte sie auf über die weltgeschichtliche Epoche, in die ihr Leben fiel, über die Gewalten, die an der Herrschaft der feudalen Kreise rüttelten, aber auch über das erst aus weiter Ferne grollende soziale Erdbeben, das die eben siegreich aufsteigende bürgerliche Welt einst in Frage stellen werde. Es war vielleicht klug von Lassalle, aber es entsprach auch seiner Überzeugung, wenn er, um die Siegeszuversicht seines Schützlings zu heben, ihn unablässig darauf hinwies, daß die Realisierung der geschichtlichen Vernunft, die er ihm predigte, auch seines individuellen Schicksals bedürfe, wie sein Mikrokosmus in jenen Makrokosmus mit Notwendigkeit hineingehöre. So kann es, als die Revolution zum Ausbruch kam, Lassalle keine große Mühe mehr gekostet haben, um die Gräfin zu einer feurigen Parteigängerin der roten Republik zu machen.

IV.

Im August 1848 wurde Lassalle bekanntlich von der moralischen Mitschuld an jenem Kassettendiebstahl, den seine Freunde Mendelssohn und Oppenheim begangen hatten, freigesprochen. Damals ergab sich das Bedürfnis, daß der Generalbevollmächtigte, Kassierer und Sekretär der Gräfin mit ihr — sie hatte sich inzwischen in Düsseldorf niedergelassen — das gleiche Haus bewohnte. Zahlte auch der Graf seiner Gattin seit kurzem wieder eine Rente, so reichte deren Betrag doch nicht entfernt hin, um die gewaltigen Kosten, die die Prozesse verschlangen, zu bestreiten und daneben noch den Lebensansprüchen der Gräfin und der Erziehung ihres Sohnes Paul gerecht zu werden. Es war dazu gekommen, daß sie in reichlichem Maße Schulden aufgenommen hatte; bei der Auswahl der Gläubiger aber war man nicht immer vorsichtig zu Werke gegangen. Diese liefen jetzt der alleinstehenden Frau das Haus ein, und um sie zu beschwichtigen, wünschte sie Lassalles ständige Anwesenheit. Das hielten auch ihre Rechtsbeistände für zweckmäßig, denn der Graf hatte jetzt in Düsseldorf ein regelrechtes Bureau eingerichtet, von dem aus die abgefeimtesten Intrigen gegen sie eingefädelt wurden. Der verkrachte Möbelhändler Karl August von Stockum, der diese Umtriebe leitete, schickte ihr unter unscheinbaren Vorwänden häufig Personen ins Haus, weil er die Aussagen, die sie etwa gesprächsweise diesen gegenüber tun würde, nachher vor Gericht gegen sie auszubeuten gedachte. Fortan war Lassalle als Warner, Beschützer und Berater jederzeit in ihrer Nähe, und sie fühlte sich geborgener „sub Teucro duce et auspice Teucro". Dabei ergab es sich von selbst, daß ihr ständiger Gedankenaustausch, mochten darin auch die Erfordernisse des Tages überwiegen, sich immer mehr über alle Gebiete erstreckte, in die das Interesse eines jeden von ihnen hineinreichte. Sieht man von Unterbrechungen ab, die durch Gefängnishaft oder Reisen verursacht wurden, so währte dies intime häusliche Zusammenleben der beiden volle acht Jahre. Wenn also für die Zeit vom Sommer 1848 bis zum Sommer 1856 ihr Briefwechsel spärlich erscheint, so vergegenwärtige man sich, daß bei einer so vollkommenen Hausgemeinschaft für schriftlichen Gedankenaustausch der Raum nicht blieb.

Auf welche Weise das persönliche Schicksal des Freundespaares von den Ereignissen des Revolutionsjahres berührt wurde, kann hier nicht geschildert werden. Ihre privaten Kämpfe und ihr politisches Auftreten lösten Verfolgungen aus; aber je tiefer ihre Händel sie verstrickten, um so inniger knüpfte sich das Band, das ihre Schicksale zusammenhielt. Die Volksbewegung am Rhein brach zusammen, die alten Mächte siegten und heischten Rache, die Polizei kam dem Kommunisten-

bund auf die Spur, sie hob dessen Nest in Köln aus, und es war fast ein Wunder, daß sie nicht auch Lassalle an den Kragen konnte. Seine nächsten politischen Freunde, soweit sie noch im Lande weilten, gerieten in Bedrängnis. So manchem von ihnen wurde das Haus der Gräfin die erste Zufluchtsstätte; hier erwartete er die passende Stunde, bis er sich in Sicherheit bringen konnte.[1]) Dann erlosch am Rhein der letzte revolutionäre Funke. Doch so große Gefahr auch damit verbunden war, die Wohnung Lassalles und der Gräfin blieb durch alle die drückenden Jahre, die nun folgten, der Treff- und Sammelpunkt der wenigen kommunistisch gesinnten Arbeiter, die trotz des Wütens der Reaktion in der Heimat geblieben waren. Aber auch die Polizei behielt das Haus in der Verlängerten Kasernenstraße scharf im Auge: sie kargte hier nicht mit ihren Besuchen, und weil man arg auf der Hut sein mußte, wurde mancher Brief verbrannt, der in dem sonst so vollständigen Nachlaß heute vermißt wird. Die Berichte aus Köln und Düsseldorf, die an den Minister des Innern abgingen, verraten, ein wie lebhaftes Interesse die Behörden an Lassalles Treiben nahmen, welche Mühe sie sich gaben, seine Korrespondenz zu überwachen, und wie sie es sogar nicht verschmähten, gelegentlich in seinem eigenen Hause Spitzel zu unterhalten. Den gleichen Wert wie auf die Überwachung Lassalles, der ihnen als der Mittelpunkt der rheinischen Umsturzpartei galt, legten sie auf die Gräfin Hatzfeldt nicht. Aber als etwas verdächtig galt auch sie, besonders weil man fürchtete, sie könnte „einen Teil ihres Einkommens zur Korruption der arbeitenden Klasse verwenden". Im Mai 1852 wurde nach Berlin über ein „lukullisches Gelage" berichtet, das sie für eine Anzahl von Proletariern veranstaltet und bei dem sie zum Schluß erklärt haben sollte, so könnten jene es alle Tage haben, wenn nur die Güter der Erde gleichmäßig verteilt wären.

Während dieser ganzen Zeit führte Lassalle für die Gräfin Dutzende von Prozessen gegen ihren Gatten, deren Mehrzahl verloren ging. Dennoch erreichte seine Hartnäckigkeit im August 1854 ihr Ziel, soweit es sich noch erreichen ließ. Die Tochter, die der Mutter gänzlich entfremdet war, konnte nicht vor dem Richter zurückerobert werden. Aber ein für die Gräfin durchaus ehrenhafter Vergleich wurde abgeschlossen; die materielle Basis ihrer Existenz war ihr fortan gesichert. Die ministeriellen Spitzel aber, die die Psychologie der von ihnen zu Überwachenden nur nach ihrer eigenen kläglichen Mentalität beurteilen konnten, stellten ihrer vorgesetzten Behörde in Berlin flugs in Aussicht, daß sich bei Sophie von Hatzfeldt und bei Lassalle nun, wo sie zu Vermögen gelangt wären, die Begriffe von Eigentum wesentlich ändern würden; und sie

[1]) Vgl. hierzu die Einführung zu Bd. II, S. 8 ff.

bezeichneten es einige Monate später als eine „kaum zu erklärende Tatsache", daß jene mit Leuten aus dem Arbeiterstande nach wie vor einen auffallenden Verkehr unterhielten.[1]) —

V.

In den langen Jahren, in denen sie um das ihr zukommende Gut prozessierte, hatte die Gräfin die Erfahrung machen müssen, daß pekuniäre Bedrängnis, an die sie von Hause aus so wenig gewöhnt war, auf ihre Seele drückte. Ein jeder hielt die Fürstentochter für reich. Die Folge war, daß immer aufs neue Leute sich freundschaftlich an sie herandrängten und gütig aufgenommen wurden, von denen sich hernach herausstellte, daß sie sie nur ausnutzen wollten. Als derartige Enttäuschungen sich wiederholten, verbitterten sie Sophies Seele und bildeten bei ihr am Ende eine Gemütsverfassung heraus, die Lassalle ihr öfters als Geiz auslegte, während sie wiederum ihn übertriebener Generosität zieh. Ganz besonders üble Erfahrungen machten die Freunde mit dem Lehrer Anton Gladbach, der in der preußischen konstituierenden Nationalversammlung Mülheim an der Ruhr vertrat und dort auf der äußersten Linken saß. Vor 1848 hatten die Gräfin und Lassalle diesen Menschen zeitweise als Sekretär beschäftigt und so war er mit ihnen und ihren Verhältnissen ziemlich vertraut geworden. Nach der Revolution geriet er auf Abwege und erhob nun fortwährend pekuniäre Ansprüche, die nicht immer in dem Umfang, wie er wünschte, befriedigt wurden. Die Folge war, daß Gladbach sich der Polizei verkaufte und den freien Zutritt, den er bei Lassalle genoß, und das relative Vertrauen, das dieser ihm noch immer entgegenbrachte, dazu benutzte, um sich durch seine Angeberei das Geld zu verschaffen, das er sich trotz seiner Aufdringlichkeit nicht erbetteln konnte. Briefe Lassalles und der Gräfin, die über sein Benehmen klagen, beherbergt der Nachlaß. Man ersieht aus ihnen, wie die Gräfin ihn durchschaute und abhalftern wollte, während der vertrauensseligere Lassalle noch für ihn plädierte und dem Gerücht, daß er ein Spion sei, den Glauben verweigerte. —

Während die Freunde so, völlig aufeinander angewiesen, abseits vom Treiben der großen Welt in der Kunststadt am Rhein ihr stilles Leben führten, war jeder von ihnen ganz in den Gedanken des anderen heimisch geworden. Daß zwischen ihren Charakteren, ihrer Art zu fühlen und ihren geistigen Anlagen Übereinstimmung herrschte, will Lassalle, schon als er die Gräfin kennen lernte, wahrgenommen haben. Diese Überein-

[1]) Düsseldorfer Wochenbericht vom 7. Februar 1855 in den Personalakten Lassalles auf dem Geheimen Staatsarchiv. Auch andere Einzelheiten, die im Vorstehenden benutzt wurden, entstammen dieser Quelle.

stimmung der Anlagen, soweit sie vorhanden war, festigte, erweiterte, vertiefte in der Folge die Übereinstimmung der äußeren Schicksale, der Erlebnisse, der Kämpfe. „Sie steht vor mir wie meine eigene Geschichte, meine eigene Entwicklung, mein eigener Charakter," so bekannte Lassalle 1860 Lina Duncker,[1]) „Sie ist mein eigenes noch einmal verkörpertes Ich. Sie ist identisch mit allen Gefahren und allen Triumphen, allen Ängsten und allen schweißtriefenden Arbeiten, allen Leiden, Anstrengungen und Siegesgenüssen, kurz mit allen Emotionen, die meine Seele je durchgemacht hat. Sie ist so identisch mit meiner Seele selbst. Was ist Seele? Das in eine Einheit zusammengefaßte Ganze, der Brennpunkt der gesamten Masse von Eindrücken, die man je erfahren. Nun siehst Du, das ist sie also mir." In den Jahren zwischen zwanzig und dreißig, die er dem Schicksal der Gräfin zum Opfer brachte, war diese die unerläßlichste Bedingung seines Glücks geworden. „Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein," nannte er sie, „das Denkmal und die Geschichte meiner Jugend, ihre lebendige Vergegenwärtigung". Lina Duncker fühlte sich beengt durch den großen Platz, den Sophie von Hatzfeldt in seinem Herzen einnahm.[2]) Aber Lassalle versicherte ihr, jene sei sein Freund, nicht seine Freundin. Die Jüngere brauche so wenig auf sie eifersüchtig zu sein, wie „die Geliebte des Orestes auf seinen Pylades wäre". Sein Verhältnis zur Gräfin habe von dem eines Sohnes zur Mutter und eines Bruders zur Schwester und eines Freundes zum Freunde und eines Vaters zur Tochter — es habe von alledem etwas, doch es habe nichts von dem eines Liebenden zur Geliebten. Lina Duncker eignete eine besondere Anmut der Seele, aber das zu tiefst Tragische war ihr verschlossen. So mag es ihr seltsam und fremd geklungen haben, als Lassalle ihr auseinandersetzte, weshalb die Frau, die für ihn Leidenschaft empfinde, stets einen unvorteilhaften Tausch machen werde. Er fordere gänzlich Hingabe, seine Liebe verzehre, aber ihm sei nur möglich, „eine Stelle seines Wesens abzutreten". Er erklärte dies aus der allgemeinen und normalen Grundverschiedenheit in der Liebe des Mannes und des Weibes. Weil er so sehr Mann sei, wäre es bei ihm besonders potenziert. Aber er gab auch zu, daß es „eine Folge aller seiner Lebensschicksale"[3]) sei. Hier öffnet sich uns zum erstenmal bei Lassalle ein Blick in tragische Verknüpfungen, die in seinem Schicksal lagen und die bis heran nicht genügende Beachtung fanden. Doch noch ist es nicht an der Zeit, bei ihnen zu verweilen.

---

[1]) Intime Briefe Ferdinand Lassalles an Eltern und Schwester, herausgegeben von Eduard Bernstein, Berlin 1905, S. 161.

[2]) Vgl. Bd. II, Einführung S. 22 f. sowie S. 223 und 227. Vgl. auch unten S. 263.

[3]) Intime Briefe, S. 165.

VI.

Von der Mitte der fünfziger Jahre an liegt der Briefwechsel Lassalles mit Sophie von Hatzfeldt als eine psychologische Kette vor, in der kein wesentliches Glied fehlt. Die besorgte Liebe, die unbefangene vertrauensvolle Kameradschaftlichkeit, die zwischen ihnen herrschte, machte längst nicht mehr halt vor den Beziehungen des jungen Mannes zum weiblichen Geschlecht. Man wußte bisher nichts über ein intimes Verhältnis, das Lassalle in den letzten Jahren seines Düsseldorfer Aufenthalts zu Agnes Denis-Street unterhielt, der Adressatin von Franz Liszts Briefen an eine Freundin, die La Mara herausgab. Dieses Verhältnis verdient schon deshalb Beachtung, weil es die Hauptquelle erschließt, aus der Lassalle in den Jahren des Krimkrieges jene authentischen Informationen schöpfte, die es ihm ermöglichten, von seiner rheinischen Provinzstadt aus Karl Marx in London über wichtige Dinge zu unterrichten,[1]) die sich hinter den Kulissen der Diplomatie vorbereiteten. Von dem Gatten der stattlichen und eleganten, lebendigen und liebenswürdigen jungen Frau, die Lassalle seine Düsseldorfer Abgeschiedenheit verschönte, schweigen die ungedruckten ebenso wie gedruckten Quellen, die vorliegen. Ob er gestorben war oder ob sie bloß von ihm geschieden oder getrennt lebte, wissen wir nicht. Um so besser sind wir über ihren Vater unterrichtet, der ihr persönliches Leben selbst dann schicksalhaft beeinflußt hat, wenn solche Gerüchte über ihre Beziehungen, wie Richard Wagner[2]) und andere sie weiter trugen, nicht der Wahrheit entsprachen. Es ist begreiflich, daß die abenteuerliche Gestalt Georg Klindworths Romanschriftsteller gereizt hat. Er wurde um das Jahr 1802 in Göttingen als Sohn eines dortigen Hofmechanikus geboren und starb Ende der siebziger oder Anfang der achtziger Jahre bei seiner Tochter in Brüssel. Ob er Jura oder Philologie studierte, steht nicht fest; vergebens versuchte er, sich in Heidelberg zu habilitieren. Verfolgungen, die er sich durch Teilnahme an der Burschenschaft zuzog, trieben ihn frühzeitig einem unsteten Wanderleben zu. Als Lehrer, Schauspieler, Schmierendirektor und Journalist durchreiste er England wie den Kontinent, blickte in die mannigfaltigsten Verhältnisse hinein und knüpfte, durch seine faszinierende Unterhaltungsgabe und sein seltenes Gedächtnis gefördert, ausgebreitete Verbindungen an. Diese kamen ihm hernach zugute, sie machten ihn zu einem der tätigsten und erfolgreichsten, wenn auch verrufensten Geheimagenten, die in der Epoche zwischen 1820 und 1875 von der europäischen Diplomatie beschäftigt wurden. In dem Briefwechsel zwischen Lassalle und der Gräfin Hatzfeldt heißt er immer der

[1]) Vgl. Bd. III, Nr. 30 und 32.

[2]) Richard Wagner, Mein Leben, 1912, Bd. II, S. 723 f.

Staatsrat. Diesen Titel hat ihm angeblich Louis Philipp verliehen, zu dessen Regierungszeit er in Paris ein glänzendes Haus ausgemacht haben soll. Möglich ist auch, daß er ihn vom österreichischen, württembergischen oder braunschweigischen Hofe bekam, für die alle er tätig gewesen ist. Eine Spezialität dieses Kondottiere der Diplomatie war es, daß er sich fast nie mit einer bestimmten Regierung identifizierte. Mehr oder weniger stand er jedem Hofe zur Verfügung, der seine legendäre Geldgier zu befriedigen bereit war. Es gab keine Kanzlei Europas, deren Hintertür sich ihm nicht öffnete, und so sehr eine jede dem vieux coquin, wie Thiers ihn nannte,[1]) mißtraute, so genau man wußte, wie gern er Doppelspionage trieb, weil er in beiden Lagern verdienen wollte, für so unersetzlich hielt man ihn namentlich dort, wo es mit großer Delikatesse erste Fäden anzuspinnen galt. Klindworth spielte sich besonders gern als den letzten Träger Metternichscher Erbweisheit auf. Wie Metternich und Gentz bedienten sich seiner Fürst Wittgenstein und Ancillon, Wilhelm von Württemberg und Karl von Braunschweig, Guizot und Napoleon III., Manteuffel und Zar Nikolaus. Erst Bismarck hat als preußischer Ministerpräsident es abgelehnt, das alte Inventarstück der Kabinettsdiplomatie der Heiligen Alliance in Nahrung zu setzen.[2])

Wann Lassalle und die Gräfin mit dem Staatsrat und seiner Tochter, die ihm bei seinen diplomatischen Missionen und deren journalistischer Förderung eine geschickte Mitarbeiterin war, zuerst bekannt wurden, ließ sich nicht mehr genau feststellen. Vielleicht geschah es im Mai 1855, als Agnes Street gemeinsam mit Franz Liszt, dessen vertraute Schülerin sie kurz vorher in Weimar gewesen war, zum rheinischen Musikfest nach Düsseldorf kamen. Ihren Briefwechsel mit Liszt hat man mit solcher Diskretion herausgegeben, daß nicht viel daraus zu erfahren war. Liszt rühmt die vornehme und zurückhaltende Art ihres Auftretens, er preist den Zauber ihres Geistes und möchte sogar in ihr „eingeborene Poesie" entdecken. Aber die Phantasie des großen Frauenanbeters scheint das Bild der Schülerin idealisiert zu haben. Und die Gräfin Hatzfeldt erwies sich wohl als die bessere Menschenkennerin, wenn sie nach längerer Bekanntschaft mit der jungen Diplomatin feststellte, daß diese sich in ihren Freundschaften stark von ihrem egoistischen

[1]) Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Stuttgart 1906, Bd. II, S. 168.

[2]) Einige Hinweise auf gedruckte Belege über Georg Klindworth und seine Tätigkeit verdanke ich den Herrn Professoren Friedrich Meinecke und Richard Sternfeld in Berlin. Aus Klindworths Verwandtschaft erteilten mir freundliche Auskunft Frau F. F. Klindworth in Hannover und Frau Winfried Wagner in Haus Wahnfried (Baireuth). Am ausführlichsten handelt wohl über Klindworth Oskar Meding, Memoiren zur Zeitgeschichte, Leipzig 1884, Bd. II und III.

Interesse leiten ließ. Lassalle nannte sie noch 1860, als er mit ihr in keiner Verbindung mehr stand, „sehr liebenswürdig, gebildet, stattlich, weich und nachgiebig". Daß diese Erscheinung aus jener großen Welt, die sich ihm verschloß, damals in Düsseldorf stark auf ihn wirkte und daß ihre Liebenswürdigkeit und bewußte Koketterie ihn rasch eroberte, setzt uns nicht in Erstaunen. Aber auch Agnes ließ sich nicht lange erfolglos umwerben. Bald finden wir sie häufig auf Besuch bei den neuen Freunden, die sich auch ihrer und ihres Vaters beständiger Geldnot hilfsbereit annahmen. Als Sophie von Hatzfeldt im Sommer 1856 zur Kur nach Marienbad reiste, leistete Agnes mit ihrem ältesten Söhnchen Lassalle in Düsseldorf Gesellschaft, sie begleitete ihn auch, wenn er für die Fertigstellung des Heraklit in Bonn die Universitätsbibliothek in Anspruch nahm. Sie schenkte dann Lassalle ein Töchterchen, das nach ihm den Namen Fernande erhielt. Es wurde in Brabant, nicht weit von Brüssel, wo die Mutter ihren ständigen Wohnsitz hatte, aufgezogen, starb aber schon 1857. Die Briefe Nr. 78 und Nr. 79 zeigen, wie der Vater und wie die Gräfin die Nachricht vom Tode des Kindes aufnahmen. Die Lockerung in den Beziehungen zwischen Lassalle und Agnes Street, die in den nächsten Jahren eintrat, mochte mit seiner Übersiedlung nach Berlin zusammenhängen. Lina Duncker und Hedwig Dohm tauchten an seinem Horizont auf, später beschäftigten ihn Sophie Sontzoff und Minna Lilienthal. Agnes lebte weiter mit ihren Eltern in Brüssel; Richard Wagner kam von Paris aus, von Liszt empfohlen, zu ihr, und sie setzte sich eifrig für dessen „Zukunftsmusik" ein. Als Lassalle später sich ihrer wieder erinnerte, mußte er sich erst durch Hans von Bülow ihre Adresse verschaffen. Auf der Rückreise von Ostende besuchte er 1862 „die schöne Agnese", wie er sie in Briefen anredete, und blieb von nun ab bis zu seinem Tode mit ihr in freundschaftlichem Verkehr. Melancholisch schrieb er ihr im Herbst 1863 aus Elberfeld, nachdem er dort vor den Arbeitern gesprochen hatte: „Es war viel schöner, als wir damals in Düsseldorf lebten."[1])

VII.

Lassalle hatte der Gräfin einst sein Ehrenwort verpfändet, daß er nicht ruhen werde, bis er ihr zu ihrem Recht verholfen habe. Und wirklich hatte er alle eigenen Interessen zurückgestellt, bis dies Wort ein-

[1]) Gustav Mayer, Lassalleana Grünbergs Archiv, Bd. I, 1911. Damals kannte der Herausgeber noch nicht den vollen Namen der Adressatin. Nach dem Tode ihres Vaters war Agnes in Paris Hofdame bei der Königin Christine von Spanien. Hans von Bülow, dem sie sympathisch war, besuchte sie dort noch Mitte der achtziger Jahre (Mitteilung von Frau Marie von Bülow in Berlin).

gelöst war. Als er aber nun an dem Ziele stand, das so lange alle seine Kräfte in Anspruch genommen hatte, da verlangten, wie es anders nicht möglich war, seine so lange zurückgehaltenen eigenen Interessen freie Bahn. Und sein hohes Selbstbewußtsein wollte sich dafür entschädigen, daß die Welt Jahre hindurch sein Streben mißdeutet, seine Gaben unterschätzt, ihn bloß als den zweifelhaften Helden eines Sensationsprozesses rubriziert hatte. Er fühlte, daß ungewöhnliche Kräfte in ihm lebten. Doch so sehr seine Stirne nach Lorbeeren brannte, der „wahre Ritter aus Genieland", der in ihm steckte, begehrte nicht wie sein Lieblingsdichter Platen für künftige Leistungen im voraus Kredit. Um politisch hervorzutreten war die Stunde nicht geeignet. Schwer lastete noch immer die Reaktionszeit auf dem deutschen Lande. So warf Lassalle sich denn mit Feuereifer auf sein großes Werk über Heraklit, das er vor acht Jahren, als er der Gräfin begegnete, zu dreiviertel vollendet hatte liegen lassen. Von dem Wert und der Bedeutung der Wissenschaft lebte in ihm eine hohe Meinung; in ihrer Welt fühlte er sich heimisch, der Heraklit sollte hier das vollständige Bürgerrecht ihm erkämpfen, Anerkennung, womöglich Bewunderung für ihn ernten. Noch höhere Bastionen des Ruhmes gedachte er hernach zu stürmen, wenn einst die neue Volksbewegung käme, nach der seine Seele unruhvoll spähte, wenn die revolutionären Kräfte sich im deutschen Volke wiederum regen würden.

Solange Sorge und Hoffnung sie einen Tag wie den anderen gemeinsam in Atem hielten, geboten die Umstände Lassalle und der Gräfin, zusammenzuleben; eine Änderung dieses Zustandes konnte keiner von ihnen in Erwägung ziehen. Jetzt war das etwas anders geworden. Das seelische Leid, das sie ausgestanden hatte, und das körperliche Beschwerden vermehrten, lastete nach errungenem Siege mit verstärkter Gewalt auf der fünfzigjährigen Frau. Sie blickte jetzt öfter mit geheimer Angst auf den so viel jüngeren Weggenossen, der nun gleich einem lange im Käfig gehaltenen Adler voller Ungeduld mit den Fittichen um sich schlug, die Stunde herbeisehnend, wo er in die höchste Luft des Ruhmes aufsteigen könnte. Sophie von Hatzfeldt empfand, daß ihre Schwingen gebrochen waren, sie verlangte es nach Frieden, sie verabscheute künftige Konflikte, und sie war sich bewußt, daß sie mit dem Freunde, wenn er sich erst in Bewegung setzte, schwerlich werde Schritt halten können.[1]) Düsseldorf hatte nun ihnen beiden nichts mehr zu bieten, nichts hielt sie ferner an dem Schauplatz ihrer vielen Prozesse. Wie Lassalle zog es auch die Gräfin nach Berlin. Ihr lebten dort das einzige Kind, mit dem ihr Fühlung verblieben war, und die einzige

[1]) Vgl. unten Nr. 9 bis 11.

Schwester, mit der sie sich verbunden fühlte. Lassalle verlangte es nach der Hauptstadt des wissenschaftlichen Deutschlands. Aber die Aussicht, daß sie beide gleichzeitig sich hier das Aufenthaltsrecht erwirken könnten, war gering. Zu frisch noch war die Erinnerung an die Prozesse, die ihre Namen in Verbindung gebracht hatte, und zu verzerrt das Urteil der Öffentlichkeit, der für das Singuläre das Organ ermangelt.

Nun hatte zwar in der Tiefe ihrer Wesen das Ende der langen Kämpfe an den gegenseitigen Gesinnungen des Freundespaares nichts gewandelt; was sie einte, empfanden beide als endgültig, als unlöslich; keiner von ihnen vermochte mehr den anderen aus seinem Leben herauszudenken, keiner wünschte ihn mehr heraus. Weil sich aber ein jeder von nun an eigene Zukunftsbilder malte, die nicht ausschließlich und mit Notwendigkeit um den anderen kreisten, so lastete jetzt auf ihnen beiden stärker als zuvor die große Stille, die sie in Düsseldorf umgab, die völlige Ausschließlichkeit, die sie aufeinander hinwies, die zu enge Hausgemeinschaft, die ihre praktische Daseinsberechtigung verloren hatte. Der Briefwechsel aus dieser Zeit läßt erkennen, in wie hohem Maße die Kämpfe der vorangehenden Jahre der Gräfin die Nerven zermürbt, die Elastizität beeinträchtigt, die Seele mit Schwermut und Reizbarkeit gefüllt hatten, während gleichzeitig ungestillter Tatendrang und heißer Durst nach Anerkennung den mit den empfindlichen Nerven seiner Rasse belasteten Lassalle zur äußersten leidvollen Unruhe forttrieben. Er, der sich rühmte, daß er den „Trotz seines Körpers" gebrochen und seine ganze Leiblichkeit zum Diener seines Willens gemacht habe, ließ sich jetzt öfter als früher zu Jähzorn fortreißen; dann verlor er die Herrschaft über sich, und aus kleinem Anlaß konnte er dann die Freundin verletzen. Doch nicht weniger quälte sie ihn durch die schweren Verstimmungen, unter denen sie litt, und die aufzuhellen dem ganzen Aufgebot seiner liebevollen Kraft nicht immer gelang. Ihr Zusammenleben gestaltete sich dadurch unerquicklicher, es trieb einer Krisis zu. Am Ende begriff Lassalle, daß ihr zu enges Beieinanderleben einer zeitweiligen Unterbrechung bedurfte, sollte ihr Seelenbündnis, das die harte Not langer Kämpfe festgehämmert hatte, vor Schädigung bewahrt bleiben. Aber noch lange schwankte er, bis er seinem Schwager Friedland, der ihn drängte, zusagte, ihn auf einer orientalischen Reise zu begleiten. Den Entschluß faßte er erst, als sich ein Aufenthalt, den er mit der Freundin in Vevey nahm, so unerquicklich gestaltete, daß er in Unfrieden abreiste. Er kam nach Prag, wo seine Eltern weilten, traf den Schwager im Begriff, die Fahrt anzutreten, und schloß sich ihm an.

Dreieinhalb Monate dauerte diese Trennung zwischen Lassalle und der Gräfin. Die Briefe, die sie miteinander wechselten, während Länder und Meer zwischen ihnen lagen, bezeugen in ergreifender Weise, wie

unlöslich hier zwei Menschen verschiedener Herkunft und verschiedenen Alters in den Tiefen ihrer Naturen zusammengewachsen waren. Ihre schriftliche Aussprache greift vielfach in die letzte Vergangenheit zurück und läßt den Leser unmittelbar nachfühlen, wie sie einander gequält, wie herb ein jeder unter dem Nervenzustand des anderen gelitten haben mußte. Indem er sich auf länger entfernte, wollte Lassalle auch Sophie von Hatzfeldt das Feld freigeben, damit sie ihr künftiges Leben in die Gestalt brächte, die ihren innersten Wünschen am besten entspräche. Sie sollte unbeeinflußt von ihm sich entscheiden; zeigte es sich ihr, wie er hoffte, daß er ihr eigentlichster Weggenosse sei und bleibe, so würde, wenn er zurückkehrte, auch „einer des anderen wieder froh werden". Die hochgeborene Verwandtschaft der Gräfin betrachtete den Juden und roten Revolutionär, der seinerseits, wie sie richtig empfand, mit souveränem Blick auf sie herabsah, mit scheelem Auge. Die arme Gräfin aber fühlte, seit sie jenen Vertrag geschlossen hatte, der ihr die Freiheit der Bewegung zurückgab, das Bedürfnis, wenn auch nicht in die Welt zurückzukehren, aus der Lassalles geistiger Einfluß sie einst gelöst hatte, so doch in dieser Welt die geringen Beziehungen, die ihr geblieben waren, wieder fester zu knüpfen. So wenig wie ihr selbst blieb es Lassalle verborgen, daß ein zu enges Zusammenleben zwischen ihnen dabei hinderlich war. „Sie wünschten die Trennung von mir. Sie hatten mir das so oft, so oft versichert, von den meinigen divergierende Gesichtspunkte, die Sie zu beherrschen schienen, gaben diesen wiederholten Versicherungen einen solchen Anschein von Plausibilität, daß ich denselben endlich meinen Glauben nicht länger versagen konnte." So schrieb er ihr von Konstantinopel aus. „Alle Pläne, Projekte und Entwürfe, die Sie selbst in der ruhigsten Stimmung machten, waren immer derart, daß ich keine Stelle in denselben fand, daß ich mehr oder weniger dadurch ausgeschlossen war, daß ich Ihnen nur ein Hindernis in der Erreichung derselben bildete. Das hat mir oft sehr, sehr weh getan. Sie waren und sind immer die Erste in meinem Herzen. Ich war nur noch, mindestens mußte es so scheinen, ein Stein des Anstoßes für Sie." Aus der Antwort der Freundin, die wahres mütterliches Gefühl für ihn verriet, durfte er die Beruhigung schöpfen, daß sie so wenig wie er daran denken konnte, ein Bündnis aufzugeben, das ihr wie ihm Lebensbedürfnis geworden war, und daß, wie sie sich ausdrückte, „Mißstimmungen und Reibungen wohl die Oberfläche trüben, aber niemals den Kern desselben auch nur berühren können".

Und dennoch führte die Erprobung ihrer Freundschaft, die diese Reise bedeuten sollte, nicht in vollem Umfange zu jenem Ergebnis, das Lassalle sich von ihr versprochen hatte. Das Wesentliche war erreicht: sie wußten jetzt, daß selbst Mißstimmungen und Reibungen der Substanz

ihrer Freundschaft nichts anhaben konnten. Doch die Hauptursache, die in der letzten Zeit alle Konflikte zwischen ihnen gehabt hatten, blieb bestehen. Sie lag, wie wir sahen, darin, daß Sophie von Hatzfeldt zwar mit ihren Gesinnungen und Überzeugungen über den Stand, aus dem sie kam, hinausgewachsen war, daß aber ihr Herz an Menschen hing, die diesem Stande angehörten und in seinen Wertungen befangen waren. Oftmals noch hat sie den Freund beschwören müssen, ihr Mutterherz auf keine zu harte Probe zu stellen, auf ihre Schwächen Rücksicht zu nehmen, seinen „weißen Neger etwas zu schonen", sie nicht in Konflikte hineinzutreiben, an denen ihre Seele verbluten müßte. Daß die Verwandten nicht hinreichend begriffen, was der Freund ihr bedeutete, daß wiederum dieser vor den persönlichen und politischen Gegnern, die jene für ihn waren, sich nicht zurückgesetzt sehen wollte, schuf immer wieder Anlässe zu heftigen Zusammenstößen. Von Spannungen, die aus solcher Quelle kamen, enthält der Briefwechsel reiche Spuren. Sie belasteten ihr Bündnis, aber zu sprengen vermochten sie es nicht.

VIII.

Die Hausgemeinschaft, die sie in Düsseldorf so lange Jahre geführt hatten, nahm ein Ende, als Lassalle im Frühling 1857 nach Berlin übersiedelte, während die Gräfin, wenn sie auch häufig dort zu Besuch weilte, zunächst noch am Rhein wohnen bleiben mußte. Die Briefe, die damals zwischen ihnen hin und her gingen, spiegeln den Wunsch des Freundespaares, unbehelligt von den Behörden und ohne dadurch einen Bruch zwischen der Gräfin und ihren Verwandten zu provozieren, in der Hauptstadt gleichzeitig leben zu dürfen. Lassalle verwandte die ersten Monate, die er mit seiner noch unsicheren und beschränkten Aufenthaltserlaubnis dort zubrachte, auf die Drucklegung des Heraklit. Mit dem Wunsch, daß endlich sein eigenes „verschlossenes Licht der Welt aufgehe", verband er — wir möchten es ihm glauben — gleich stark den anderen, der Freundin, die sich sehr vereinsamt fühlte, einen neuen Kreis von Menschen und menschlichen Beziehungen aufzubauen, dessen größere geistige Beweglichkeit und Freiheit ihr überreichen Ersatz böte für jene hochgeborenen Kreise, die sich einer Frau von ihrer Vergangenheit vorurteilsvoll verschlossen. Man weiß, wie glänzende Namen zu der Gesellschaft gehörten, die Lassalle in seiner Berliner Behausung bald um sich zu versammeln wußte. Auch die Gräfin nahm schon, bevor und erst recht nachdem sie sich 1859 endgültig in Berlin eingerichtet hatte, regen Anteil an diesem Verkehr. Doch sie schloß hier höchstens Bekanntschaften, keine Freundschaften. Auch bei Lassalle verstärkte sich inmitten der mannigfaltigen Bezie-

hungen, die er nun unterhielt und an denen auch wertvolle Frauen, wie Lina Duncker und Hedwig Dohm beteiligt waren, die Erkenntnis, daß für tiefere gefühlsmäßige Beziehungen zu anderen Personen neben allem, was er für die alte Gefährtin empfand und mit ihr teilte, in seiner Seele nur wenig Raum übrig war.

Ob Liebe oder Freundschaft ihm als die höhere Form menschlichen Zusammengehörigkeitsgefühls gilt, das wird in der Regel bei dem Einzelnen durch das bestimmt, was er selbst erfahren hat. Die paar studentischen Liebesabenteuer, die Lassalle erlebt hatte, bevor er der künftigen Freundin begegnete, hatten nur seine Sinne, nicht seine Seele, mehr seine Eitelkeit als sein Herz beschäftigt. Was an Gefühlen der Hingabe und der Sympathie, der Aufopferungsfähigkeit und Zärtlichkeit in ihm vorhanden war, das schloß sich erst auf, als er alles, was er war und wollte, an Sophie von Hatzfeldt auslieferte. Wir wissen nur aus jenem Briefe, der schon erwähnt wurde, daß Lassalle die Freundin in der ersten Frühzeit ihrer Beziehungen leidenschaftlich geliebt haben will und daß er diese Liebe als die einzige große Liebe hinstellte, die ihm in seinem Leben beschert gewesen sei. Es wäre psychologisch reizvoll, diesen Brief[1]) zu analysieren und die Frage hin und her zu wenden, ob hier jedes Wort sein Vollgewicht hat, und wenn man das bejahte, welche weiter tragenden Schlüsse daraus zu ziehen wären. Auf alle Fälle müßte Lassalle der Zukunftslosigkeit dieser Leidenschaft sich schnell bewußt geworden sein und sie dann mit der ungewöhnlichen Willensstärke, die ihm eignete, niedergekämpft haben. Man hat öfter behauptet, daß zu den großen, auf Ausschließlichkeit aufgebauten Freundschaften zwischen Menschen verschiedenen Geschlechts nur der Passionsweg unerwiderter Liebe hinführe. Sollte auch für Lassalles fast märchenhaftes Festhalten an Sophie von Hatzfeldt darin der eigentliche Schlüssel zu finden sein? Der Herausgeber eines Briefwechsels überschritte seine Befugnisse, wollte er im voraus eigene Hypothesen dem Leser dort aufdrängen, wo er quellenmäßige Belege nicht beizubringen vermag. Soviel jedenfalls steht fest, daß Lassalle, wo immer er davon spricht, die Freundschaft hoch über die Liebe stellte. Daß die Gräfin nach allem, was sie erlebt hatte, darin mit ihm eines Sinnes war, ist leicht zu verstehen.[2])

So sehr diese Einführung der Versuchung aus dem Wege geht, aus dem Briefwechsel, der hier veröffentlicht wird, einzelne Stellen im voraus anzuführen, so wird es sich jetzt, wo wir uns einer entscheidenden Wendung in der Geschichte dieser Freundschaft nähern, nicht vermeiden lassen, einige Äußerungen Lassalles heranzuholen, die in Konflikte

[1]) Siehe unten S. 276.

[2]) Siehe unten Nr. 29, S. 99.

bergende Tiefen seines seelischen Lebens hineinleuchten, die bisher verhüllt geblieben waren. Wir wissen, daß über der Freundschaft dieser beiden starken Seelen kein südlich blauer Himmel lachte, sondern daß sie eher an unsere nördlichen Meere erinnert, über denen die Wolken und in denen die Wellen, die dennoch stets dem gleichen Ufer zufließen, von vielen starken Stürmen gepeitscht werden. Selbst in den Stunden, in denen Lassalle der Freundin zürnte, ja sogar wenn sein Selbstgefühl ihm zusetzte, daß er die mächtigen Ketten, mit denen er an ihr hing, zerreisse: niemals scheute er ihr zu bekennen, daß sie sein ganzes individuelles, alles reale persönliche Glück, dessen er fähig sei, ausmache, daß allein sie unter allen Menschen ihn ganz kenne und verstehe, daß er sich selbst absterben würde, wenn er sie verlöre oder auf sie verzichten müßte. Er war sich klar, daß die Wurzeln seiner Freundschaft für die Gräfin in jene Tiefen seines Wesens hinabreichten, wo sonst allein die großen objektiven Ziele, für die er lebte, ihren stolzen Wohnsitz hatten. Und er fühlte auch, daß niemals eine andere Frau, die ihm begegnen könnte, je so mit seinem Ich verwachsen würde wie die alte Gefährtin, in der sich ihm die eigene Jugend verkörperte. Aber gerade weil er diese Schicksalsgemeinschaft als eine endgültige empfand, quälte ihn das Gefühl und hörte nicht auf, ihn zu peinigen, daß er der Freundin nicht ganz so viel, nicht so Ausschließliches bedeute wie sie ihm. Wohl war er ein Mann des stärksten Willens, ein Mann, dem Kämpfen Leben bedeutete, dennoch gestand er sich, daß auch er *eines* Menschen bedürfe, der ganz für ihn lebe und dessen Liebe er mit niemandem zu teilen hätte. Nur wer dies weiß, begreift, weshalb er auf den Sohn der Gräfin in solchem Maße eifersüchtig war, obgleich er sich doch selbst sagte, daß der kühle junge Diplomat an die Mutter nicht entfernt so hohe Ansprüche stellte wie er an die Freundin. Ende 1858 waren die Dinge zwischen ihm und der Gräfin einem Bruche nahe. Damals schrieb er ihr: „Ich gebe Sie auf. Sehen Sie zu, ob Paul Ihnen diesen Verlust ersetzen wird. Ich trete zu Ihnen in die Position eines sogenannten guten Freundes, dessen Glück mir lieb, dessen Unglück mir leid ist, dessen Geschick mich aber nicht ausfüllen kann. Soll man seinen ganzen Menschen hingeben, so muß man ebenso einen ganzen Menschen dafür zurückerhalten . . .“ Der Konflikt wurde beigelegt wie so mancher frühere, doch der seelische Zustand, der ihm zugrunde lag, blieb weiter wirksam.

Das Verlangen, *einen* Menschen zu besitzen, der nur *ihm* lebte, dem er alle Trophäen, die er im Kampf erbeutete, zu Füßen legte, in dessen Besitz er sich vom Kampfe ausruhte und für neue Kämpfe stärkte, verließ Lassalle von nun ab nicht mehr. Dabei erkannte er nicht klar genug, daß die Freundin sich in einer Lage befand, die der

seinen etwas ähnelte. Sie hatte sich aus älteren Zeiten nur wenige menschliche Beziehungen bewahrt und in späteren Jahren nicht viele neue, auf die sie Wert legte, angeknüpft. An diesen hielt sie um so zäher fest, als sie damit rechnete, daß Lassalle heiraten könnte und dann, wenn auch keine Erkaltung, so doch eine Einschränkung ihrer ganz intimen Beziehungen eintreten werde, die für sie die größte Vereinsamung bedeuten müßte.

Die Singularität dieser Freundschaft stellte also, wie sie geworden war, Ansprüche, die anderen natürlichen menschlichen Beziehungen leicht im Wege sein mußten. So konnte es nicht ausbleiben, daß tragische Verwicklungen entstanden.

IX.

Im Sommer 1861 reiste das Freundespaar nach der Schweiz und von hier nach Italien. Lassalle erfüllte die Hoffnung, die italienische Freiheitsbewegung werde zu einer europäischen werden und auch nördlich der Alpen revolutionäre Formen annehmen. Im Hinblick auf diese Möglichkeit wollte er mit den führenden Männern des Risorgimento Verbindungen anknüpfen. Dazu konnte ihm kaum jemand behilflicher sein als Wilhelm Rüstow, mit dem er jetzt auf der Durchreise in Zürich Freundschaft schloß. Dieser einstige preußische Artillerieoffizier hatte sich 1848 der Revolution angeschlossen und büßte nun dafür sein Leben hindurch als Flüchtling, der Frau und Kinder mit dem Ertrag seiner Feder mühsam ernähren mußte. Seine literarische Tätigkeit hatte ihm den Ruf eines bedeutenden Militärschriftstellers eingetragen, aber seine Soldatennatur drängte es nach aktiverer Betätigung. Diese fand er, wenn auch nur für kurze Zeit, als er 1860 Garibaldi ein deutsches Freiwilligenkorps zuführte. Er stand dem italienischen Volkshelden als Chef seines Generalstabs bei dessen berühmten Zuge nach Sizilien zur Seite und erntete hierbei wohlverdiente Lorbeeren. Ungern war er danach in die kleinbürgerliche Enge seiner Züricher Existenz zurückgekehrt und ertrug hier nur schweren Herzens seine schale Ehe und ständige Geldsorgen. Tag und Nacht sann er über nichts anderes, als wie es sich anstellen ließe, um die revolutionäre Bewegung wieder zu erwecken, die von Italien ihren Ausgang nehmen, ganz Europa ergreifen und ihm selbst eine führende militärische Rolle zuweisen sollte. Er zögerte keinen Augenblick, als jetzt Lassalle und die Gräfin, die seine Auffassung der politischen Lage wie seine Hoffnungen teilten, ihm den Vorschlag machten, mit ihnen nach Italien zu gehen.

Auf dieser Reise hat Rüstow sich mit leidenschaftlichen Gefühlen, die er seinen Gefährten nicht verbarg, der Gräfin Hatzfeldt angeschlossen.

Auf die ältere Frau, die sich vor Vereinsamung bangte, mußte es einen beträchtlichen Eindruck machen, als der vierzigjährige Mann, der wohl verbittert, aber doch eine starke und lebensvolle Persönlichkeit war, in stürmischer Hingebung um sie warb. Sie sagte sich, daß sie Lassalle als ständigen Gesellschafter nicht allein verlöre, wenn er heiratete; sie verlor ihn vielleicht ebenso sehr, wenn sich ihm sein größerer glühenderer Wunsch erfüllte, wenn die Dinge in Preußen sich zuspitzten und ihn zu wahrhaft geschichtlichem Wirken aufriefen. Sie dachte nicht daran, auf Lassalles Freundschaft zu verzichten; doch sie erwies sich auch nicht abgeneigt, mit Rüstow in eine nähere Verbindung zu treten. Was Lassalle in der Lage, in die er dadurch kam, empfand, wollte er sich anfänglich nicht anmerken lassen. Er wünschte nicht, daß seine junge Freundschaft zu Rüstow dadurch eine Trübung erführe, und auch der alten Freundin gönnte er ein Erlebnis, das ihren Lebensmut zu erhöhen geeignet war. Dennoch war es allzu menschlich, daß er sich ihr gegenüber unter solchen Umständen noch reizbarer zeigte, als er es sonst wohl gewesen war. Als sie wieder in Genua weilten, überkam ihn die Empfindung, ob zu Recht oder zu Unrecht vermögen wir nicht zu sagen, daß die Gräfin ihn „unverantwortlich" behandle. Wo sein Selbstgefühl verwundet war, vermochte er selbst das Härteste auf sich zu nehmen. Und so furchtbar schwer es ihm wurde, wie er selbst hernach gestand, er vollzog jetzt den Riß, mit dem er der Freundin früher öfters gedroht hatte. Ein Einsamer, der unter seiner Einsamkeit aufs schwerste litt, kehrte er von Zürich, wo sie Abschied nahmen, nach Berlin zurück.[1])

Es war vereinbart worden, daß von dem, was sich zwischen ihnen verändert hatte, die anderen Menschen nicht zu viel merken sollten. Man gedachte auch nicht, jeden Briefwechsel einzustellen; für wichtige Geschäfte und sachliche Dienste wünschte Lassalle der Gräfin weiterhin zur Verfügung zu sein. Doch darauf drängte er, daß sie sich hinfort so wenig wie möglich in Berlin aufhielte. Soweit es anginge, wollte sie ihm hierin entgegenkommen. Sie weilte so in den nächsten Monaten, stets in Rüstows Gesellschaft, in deutschen Badeorten oder auch am Züricher See, während Lassalle wunden Herzens und verbitterten Sinns in Berlin jene Reden hielt und jene Broschüren schrieb, die seine Aktion vorbereiteten. So ging es durch den Frühling und Sommer 1862 bis zu seiner Rückkehr aus London. Hier hatte er sich innerlich endgültig von Karl Marx abgewandt. Nun verlangte es ihn um so mehr nach einer Aussprache mit der Gräfin und mit Rüstow. Sie luden ihn dringend nach Wildbad ein; er kam und man vertrug sich. Ende Oktober starb dann Lassalles Vater, der einzige Mensch außer der Gräfin,

[1]) Vgl. unten S. 320 seinen Brief an die Gräfin vom 8. Januar 1863.

an dem er, wie er ihr oftmals gestanden hatte, mit elementarer Liebe hing. Der Verlust wühlte sein Innerstes auf. Die Aufgaben türmten sich eben vor ihm: in dem preußischen Verfassungskonflikt hatte er seine Stimme erhoben, er mußte sich der schweren Anklage erwehren, die ihm seine Rede über den Zusammenhang der gegenwärtigen Geschichtsperiode mit der Idee des Arbeiterstandes zugezogen, schon richteten sich auf ihn die Augen jener Leipziger Arbeiter, für die er nach einigen Monaten sein Offenes Antwortschreiben schrieb. Nach langem Harren und nicht ohne Gefahren reiften ihm nun die ersten spärlichen Früchte seines Wirkens zu, doch er selbst fühlte sich namenlos vereinsamt. Er vermißte die Freundin, mit der Sorge wie Erfolg zu teilen, ihm seit den Jünglingstagen unentbehrliches Bedürfnis war. Diese weichere Stimmung, in die der Tod des Vaters ihn versetzt hatte, nutzte Sophie von Hatzfeldt, die sich mit ihm noch so verbunden fühlte wie früher, mit der wohl er, die nicht mit ihm gebrochen hatte. Nun kam es zur völligen Aussöhnung und zur Wiedervereinigung.

Die alte Freundschaft lebte auf; wieder hielt Lassalle die Hand der Einzigen, zu der er über alles, was seine Seele bewegte, reden mochte, reden konnte. Er war darüber glücklich. Dennoch fühlte er und bekannte der alten Gefährtin, daß das ehemalige auf Ausschließlichkeit aufgebaute Bündnis der Vergangenheit angehörte. Der Gräfin verblieben ihre Beziehungen zu Rüstow, und ihn hatte der Gedanke, daß er heiraten müsse, weil er eines Menschen bedürfe, der ihm völlig gehöre, zu sehr in Beschlag genommen, als daß er noch von ihm hätte lassen können.

X.

Mit Rüstow führte Lassalle das ganze Jahr 1862 hindurch einen regen Briefwechsel; was ihn und die Gräfin zeitweise trennte, gewann auf die Freundschaft der Männer keinen Einfluß. Dies änderte sich erst, als Lassalle 1863 seine Agitation für den Arbeiterverein begann. Schon die diktatorische Geste, mit der er auftrat, verletzte Rüstows demokratisches Empfinden, aber noch mehr verbitterte ihn, daß der andere die gewichtigen sachlichen Einwände, die er erhob, unbeachtet beiseite schob. Daß Sophie von Hatzfeldt sich mit dem Vorgehen des großen Agitators völlig einverstanden zeigte, ärgerte Rüstow. Er versuchte die Gräfin gegen ihn aufzuwiegeln. Dabei beschränkte er sich anfangs auf das Politische. Als Lassalle im Mai 1863 der große Redekampf in Frankfurt bevorstand, warnte Rüstow sie, sich von ihm dorthin „schleppen zu lassen", und als jener dort siegte, setzte er ihr in einem eindringlichen Brief auseinander, was er von seinem bürgerlich revolutionären Standpunkt aus gegen eine Bewegung einzuwenden hatte, die sich

zum Ziele setze, daß der „befaustete, blödsinnige, an Intelligenz und gutem Willen noch unter dem Nationalvereinler stehende Geselle die wahre herrschende Klasse mit dem Diktator Lassalle an der Spitze" werde. Rüstow verlangte von der Freundin, sie möge ihren Einfluß auf Lassalle dazu anwenden, um zu verhindern, daß jener, der „mit allem fertig zu werden" glaube, nicht „der hohenzollernschen Reaktion" und der Feudalpartei in ihre „plumpen Fallen" ginge. Doch er mußte bemerken, daß seine Argumente auf die Gräfin nicht wirkten und daß diese ganz Feuer und Flamme blieb für die Art, wie Lassalle verfuhr. Da wandelte sich bei dem Gekränkten, was bis dahin sachliche Gegnerschaft gewesen war, in persönliche Eifersucht: „Ihren Brief vom 1. habe ich gestern abend erhalten," schrieb er ihr Anfang Juni, „er enthält nichts als Bewunderung für Lassalle, zwei Drittel aller Ihrer Korrespondenz seit Anfang Mai hat keinen anderen Inhalt. Lassalle hat sechzehn Jahre oder so etwas auf Ihren Verstand eingehämmert, er hat Ihnen auch noch Hegelsche Dialektik nach seiner Auffassung beigebracht. Trotzdem kann ich mir aus dieser langen korrumpierenden Einwirkung an und für sich es nicht erklären, daß Sie sich für Lassalles Interessen begeistern beim mindesten Anstoß, daß Sie seine ‚Erfolge' mit seinen Augen sehen, daß Sie alles, was er Ihnen sagt, nachsprechen . . . Bei mir beklagen Sie sich bisweilen, daß ich von den Interessen, die ich verfolge, Ihnen nicht rede; tue ich es aber — ich kann es mit der bestimmtesten Bestimmtheit versichern, Sie haben mir höchstens mit der Bemerkung, daß ich ein Schafskopf sei — sonst mit Gleichgültigkeit oder auch gar nicht darauf geantwortet. Wenn Sie durch Lassalles Brille sehen, so nennen Sie das objektive Wahrheit und Gerechtigkeit. Dagegen ist natürlich nicht aufzukommen. Sie nennen das objektiv, weil Sie sich so in Lassalles Fesseln begeben haben, daß Ihnen weder objektiv noch für mich etwas übrig bleibt. Warum können Sie denn nicht außer durch Lassalles Brille fühlen und denken? . . . Ich fordere Sie auf, meinen Wert anzuerkennen, auch durch meine Brille sehen zu können . . . Wenn ich das Feuer, welches Sie für alle von Lassalle verfolgten Interessen entwickeln, mit der Gleichgültigkeit vergleiche, die Sie den meinigen gegenüber zeigen, so kann ich die Schuld nicht mehr auf die Länge der Zeit schieben, welche Lassalle gehabt hat, auf Ihren Verstand korrumpierend einzuwirken, sondern, wie sehr sich mein Herz dagegen sträubt, die Vernunft zwingt mich zu dem Schluß, daß Sie Lassalle lieben und mich gar nicht . . . Ihre Gerechtigkeit ist Lassallesche Gerechtigkeit, und weil ich das einsehe, verlange ich, daß Sie an die Stelle dieser Gerechtigkeit die meinige setzen (mindestens so objektiv als die Lassallesche ist sie sicher). Wenn Sie das nicht können, so lieben Sie Lassalle, und es ist nicht wahr, daß Sie mich lieben . . ." Mit seiner etwas brutalen

Soldatenpsychologie begriff Rüstow allein die Stärke, nicht auch die Feinheit der Fäden, die Sophie von Hatzfeldts Seele und Geist an den alten Lebensfreund knüpften, der sie als geistiges Wesen zu der Höhe geführt hatte, auf der sie stand, und dessen politischen Aufstieg sie nun wie den ihrigen empfand.

Schon dieser Brief läßt ahnen, daß das Bündnis, das Sophie von Hatzfeldt mit Rüstow geschlossen hatte, wirklicher Tiefe entbehrte und ernster Erschütterung nicht standhalten würde. Es hat die Katastrophe, die Lassalle im Sommer 1864 in den Abgrund riß, nicht überdauert. Der tote Lassalle wurde für den armen Rüstow ein noch weit gefährlicherer Rivale als der lebende. „Ich leugne es ja keinen Augenblick," so gestand er bald nach dem Ereignis der Gräfin mit soldatischer Offenheit, „persönlich konnte ich mich mit Lassalle nie völlig befreunden; denn er trennte mich von Ihnen und mußte es immer, solange er lebte und nachher, wie jetzt deutlich genug." Und zürnend klagt er noch später und suchte dabei sich stark zu machen: „Ich wußte seit dem Ende Mai, daß ich Ihnen im Vergleich zu diesem Menschen nichts sei. Ich fühlte das ganze himmelschreiende Unrecht, das mir, der ich ganz anderes verdiente, geschah — ich habe so, wie ich handelte, gehandelt — um Ihretwillen. Ich hätte Ihnen den Menschen erhalten, wenn er es nicht selbst unmöglich machte. — Wie können Sie, wie konnte Lassalle mich jemals begreifen? Absolute Unmöglichkeit. Mit Siebenmeilenstiefeln steige ich über Euch hinweg ..."

Für Sophie von Hatzfeldt stand seit dem Tage von Carouge zwischen Wilhelm Rüstow und ihr Lassalles blutiger Schatten. Behauptete nicht der Oberstbrigadier, der bei dem ganzen Handel Lassalle als Berater und endlich als Sekundant zur Seite gestanden hatte, sie zu lieben? Und trotzdem hatte er nicht verhindert, daß der Freund, daß der Sohn ihr gemordet wurde? Diese Verknüpfung von Argumenten war objektiv sicherlich falsch, aber der Logik eines zerrissenen Frauenherzens erschien sie schlüssig und keine Berufung hätte gefruchtet. Als in späteren Jahren Rüstows materielle Lage sich traurig gestaltete, wandte sich Emma Herwegh, die beiden befreundet war, um Beistand an die Gräfin. Aber nach den Briefen, die sich erhielten, scheint es nicht, daß diese sich hilfreich erwies. Am 14. August 1878 hat Wilhelm Rüstow aus Nahrungssorgen seinem Leben, das ihm selbst als ein verpfuschtes erscheinen mochte, mit einem Pistolenschuß ein Ende gemacht.

XI.

Das mancherlei Neue, das Lassalles Briefwechsel mit Sophie von Hatzfeldt enthüllt, mahnt dazu, auch seinen Tod und die Ereignisse, die ihm vorausgingen, mit etwas anderen Augen anzusehen, als es bisher üblich

war. Daß er sich selbst zugrunde gerichtet hat, wird man auch künftig nicht bestreiten können, doch wird man einen größeren Teil der Schuld dunkleren Gewalten zuwälzen als bloß den Schwächen seines Wesens, auf die man bisher so stark hinwies. Wir können dabei zur historischen Wahrheit nur vordringen, wenn wir die Krankheit berücksichtigen, an der Lassalle seit etwa 1847 litt. Bald nach seiner Übersiedlung nach Berlin im Spätjahr 1857 berichtete er nach Düsseldorf, daß Folgen „einer gewissen Krankheit", die ihn vor etwa zehn Jahren gequält hätte, zum Ausbruch gekommen seien, und ein anderer Brief an die Gräfin erwähnt der Ansteckung, die er sich damals „durch seinen Bedienten" zugezogen habe. Von 1857 bis 1860 ist Lassalle, so heiß seine Willenskraft sich gegen die Tatsache aufbäumte, ein körperlich leidender Mensch gewesen. Im Sommer 1860 verschlimmerte sich sein Befinden so sehr, daß er sich in Aachen einer längeren Kur unterziehen mußte. Diese brachte ihm sicherlich eine Besserung, wenigstens hören wir bis zu seinem Tode nichts mehr von Rückfällen, es sei denn, daß die heftigen Halsentzündungen, an denen er in den letzten Jahren häufig litt, hierhin zu rechnen wären. Die medizinische Wissenschaft kannte, wie man sich erinnern muß, damals noch nicht den Zusammenhang zwischen Syphilis und Paralyse und sie hielt, wie übrigens auch heute, die Krankheit in ihrem tertiären Stadium nicht mehr für ansteckend. So erklärt es sich, daß man ihr keinen so ernsten Charakter wie später beimaß; auch galt es in jener Zeit noch als völlig zulässig, daß ein Patient wie Lassalle während und nach seiner Aachener Kur Heiratsprojekte hegte. Eine pathographische Untersuchung könnte vielleicht noch feststellen, ob die Depressionen, die Unrast und die gewaltige Steigerung der Produktivität, die sich bei Lassalle in seiner letzten Lebenszeit wahrnehmen lassen, Vorboten eines herannahenden Zusammenbruchs gewesen sind, vor dem die Kugel des jungen Rumänen ihn bewahrt hätte. In dem ungedruckt gebliebenen Vorwort zu einer französischen Ausgabe seines nationalökonomischen Werks, das Moses Heß auf Grund von Informationen, die ihm die Gräfin geliefert haben wird, niederschrieb, heißt es von jenem Halsübel: „Wie tief diese Krankheit schon seinen ganzen Organismus angegriffen haben mußte, geht einerseits aus einer Bemerkung seines Arztes in Düsseldorf hervor, der, als er das schreckliche Unglück erfuhr, sich und die Freunde Lassalles damit tröstete, daß ja die Krankheit, an welcher der Verstorbene litt, ohnehin unheilbar war und er sowieso nicht mehr lange hätte leben können; andererseits sind die Todesahnungen, welche Lassalle in seinem letzten Lebensjahre nicht mehr verließen, uns ein Beweis dafür, daß er den Todeskeim in sich fühlte." —

Während seiner Aachener Kur erlebte Lassalle, der solches sich nicht mehr zugetraut hatte, daß er noch einer tieferen Leidenschaft fähig

war. Aber die ernsthafte Liebe, die er hier für die seelisch und geistig gleich hochstehende Sophie Sontzoff faßte, fand keine Erwiderung, und auf den großen Werbebrief, in dem er sich auch so eingehend über sein Verhältnis zur Gräfin ausgelassen hat, konnte sie ihm nur antworten, daß sie schwesterliche Gefühle für ihn hege. Das Verlangen nach einer Frau, die ihm völlig gehörte, steigerte sich dann, wie wir schon wissen, ins unerträgliche, als die Gräfin Hatzfeldt und Rüstow sich gefunden hatten. Während er mit beiden Armen ficht und Schrift auf Schrift in atemloser Folge herausschleudert, bricht er schier zusammen unter dem Gefühl persönlicher Vereinsamung. Aber auch als er sich mit der Gräfin ausgesöhnt hatte und der Freundin, der allein sein Inneres sich erschloß, wieder nahe fühlte, gab er sie, wie wir hörten, als Lebensgefährtin verloren. In seinen Briefen phantasiert er von einem Gretchen, das ihm begegnen möge oder lassalleischer von einer stolzen und kühnen Schönheit, die er sich erkämpfen wolle. Im Winter 1863 auf 1864 verkehrte er mit seinen Freunden Lothar Bucher und Hans von Bülow viel in dem Hause des Bankiers Lilienthal, dessen siebzehnjährige Tochter Minna, eine gefeierte Schönheit, Bülows Schülerin, seine Sinne gefangen hielt. Doch das vergnügungsfrohe Weltkind träumte von einem adligen Gatten, und als Lassalle um es warb, sah er sich abgewiesen. Im Frühling 1864 schrieb er der „treulosen Minne", die damals in Wien weilte, einen Brief, der sie in scherzhaftem Ton, durch den der Ernst blickte, dafür verantwortlich machte, wenn er in der Schweiz, wohin er reisen werde, der ersten besten Schönen ins Garn liefe.[1])

Der Brief, den Lassalle am 27. Juli 1864 vom Rigi aus an die Gräfin richtete, schildert anschaulich die Umstände, unter denen dem bei schaurigem Regenwetter einsam dort Weilenden plötzlich die schöne, leichtfertige, wankelmütige Helene von Dönniges erscheint, die ihn nun in jenen Wirbel von Leidenschaft hineinreißt, in dem er zugrunde geht Bernhard Becker hat in seinem abstoßenden Pamphlet über Lassalles tragisches Lebensende Sophie von Hatzfeldt eifersüchtige Intrigen gegen die Dönniges nachgesagt. Wie fern ihr das gelegen hat und wie unfähig dieser unreine und subalterne Geist gewesen ist, das wahre Verhältnis des einzigartig verbundenen Freundespaares auszuspähen, erweisen die letzten Briefe, die Sophie von Hatzfeldt dem Freunde schrieb, bevor sie selbst in seiner Nähe eintraf, ohne zu ahnen, daß sie schon nach wenigen Tagen dem auf den Tod Verwundeten die letzten schweren Liebesdienste erweisen werde.

[1]) Minna Lilienthal hat später den belgischen Baron Nothomb und danach einen Herrn Burdo geheiratet. Sie lebt noch in Berlin. Lassalles Briefe an sie, in die der Herausgeber nur flüchtige Blicke tun konnte, sind vor kurzem nach Japan verkauft worden.

XII.

Für die Gräfin bedeutete Lassalles Tod einen vernichtenden Schlag. Nie war ihr der Gedanke gekommen, daß der soviel Jüngere vor ihr hinweggehen könnte. Vielleicht ließ sich ihr ganzer Lebensweg als ein Fliehen vor der Vereinsamung begreifen; nun stand dieses Gespenst vor ihr, dem sie immer hatte entgehen wollen. An Lassalles Leiche erwachte ihr jetzt alles, was er für sie getan hatte, zu gewaltiger Lebendigkeit: die langen Jahre, die er ihr hingeopfert, alle die großen und kleinen Dienste, die der stets Hilfsbereite ihr ständig geleistet, die Atmosphäre von zärtlicher Liebe, mit der er sie umgeben, das tiefe Verständnis, das er für sie besaß und betätigte, der ganze Reichtum seines großen Geistes, an dem er sie stets so bereitwillig hatte teilnehmen lassen. Die Leidenschaftlichkeit, die in ihrer Seele verborgen lag, erlebte jetzt ihren elementaren Ausbruch. Alles, was sie für den Verstorbenen empfand, wandelte sich in einen Schrei nach Rache an seinem Mörder, und der Schmerz um den Lebensgefährten äußerte sich bei ihr in einer grandiosen Pietät, die blindlings alles kanonisierte, was jener bei Lebzeiten gefordert und angeordnet hatte. Ein halbes Jahr nach dem Ereignis schrieb die Gräfin der Mutter Lassalles:[1]) „Ich habe in Ferdinand Lassalles kalte Hand einen feierlichen Eid geschworen und habe diesen Eid jedesmal an seinem Grabe wiederholt, daß ich ihn an seinen Mördern rächen will, sein Andenken gegen seine Feinde verteidigen und sein Werk mit jedem Opfer erhalten will. Ich werde diesen Eid halten, solange ich lebe. Aber ich muß mich damit eilen, denn ich habe nicht mehr lange zu leben, ich habe zuviel in meinem Leben gelitten, und dieser letzte Schlag hat mich tödlich getroffen . . . Ferdinand war mein Stolz, und mein Ruhm war seine Freundschaft für mich, sein Vertrauen zu mir; jetzt kann ich nur noch den einen Wunsch nach dem Ruhm haben, daß neben seinem großen Namen der meinige einen bescheidenen Platz behalte als den seines besten und einzigen Freundes, wie er selbst mich so oft in seinen Briefen genannt hat . . . So wenig wie ich mich durch meine Familie und die Versprechungen, die sie mir machte, habe bewegen lassen, den lebenden Lassalle zu verlassen, ebensowenig tue ich es jetzt, wo er tot ist. Ich will nichts mehr als das Bewußtsein, daß, wenn es ein Wiedersehen nach dem Tode gibt, ich Ferdinand sagen kann, daß ich meine Pflicht gegen ihn ganz erfüllt habe und sein Vertrauen gerechtfertigt habe."

An anderer Stelle soll ausführlich dargestellt werden, wie energische Schritte Sophie von Hatzfeldt damals bei dem preußischen Minister-

[1]) Intime Briefe Ferdinand Lassalles an Eltern und Schwester, herausgegeben von Eduard Bernstein, Berlin 1905, S. 171.

präsidenten tat, um mit seiner Unterstützung zu erreichen, daß Janko von Rakowitza von Bayern, wo er sich zeitweilig aufhielt, an die Genfer Regierung ausgeliefert würde, wie entgegenkommend Bismarck sich dabei erwies, warum es der Gräfin aber dennoch nicht gelang, Lassalles Mörder zur Verantwortung zu ziehen. Auch die Enttäuschungen, die sie erfuhr, als sie sich nun selbst in die junge deutsche Arbeiterbewegung hineinstürzte, mit der sie doch nur die Liebe zu dem Toten verband, braucht diese Skizze, die ihren Briefwechsel mit Lassalle einleiten sollte, nicht näher zu schildern. Je mehr sie sich von ihrem Ausgangspunkt entfernte, um so vollständiger streifte die Sozialdemokratie den Sektencharakter ab, der ihren ersten Jugendjahren angehaftet hatte. Das Herz der treuen Gräfin aber verstand sich nur auf einen orthodoxen Lassallekultus.[1]) So zerrissen mit dem Siege der Marxschen Richtung über die Lassalleanische die Fäden, die die alleinstehende alte Frau mit der Partei verbanden, die ihr großer Freund einst zum Leben erweckt hatte. Der Tod erreichte Sophie von Hatzfeldt erst am 25. Januar 1881. Man setzte sie bei auf dem Friedhof des Dorfes Frauenstein bei Wiesbaden am Fuße des Sommerberges, der ihrem Sohne gehörte und der auch den Nachlaß des Freundes barg, mit dessen Inhalt sie am liebsten noch bei ihren Lebzeiten die Welt bekannt gemacht hätte. Die Marmorplatte, die ihr Grab deckt, zeigt die edel geschnittenen Züge einer schönen Greisin.

[1]) Für die politische Betätigung der Gräfin nach Lassalles Tode vgl. Gustav Mayer, Johann Baptist von Schweitzer und die Sozialdemokratie. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Jena 1909.

I.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT.[1]) (Original.)

Dienstag [Düsseldorf, 12. Dezember 1848].

Gnädigste Frau!

Sie werden mir von heut ab nicht mehr das Essen schicken können. Da Sie natürlich deshalb besorgt und verwundert sein werden, will ich Ihnen den Grund mitteilen.

Auf eine, wenn ich nicht sehr irre, von Ihrem Hause ausgehende Denunziation hin, fand heute eine Nachsuchung in meiner Stube von seiten des Instruktionsrichters, Direktors usw. statt, während ich grade harmlos spazieren ging. Doch kam ich noch grade am Ende der Nachsuchung ins Zimmer. Man hatte zwei natürlich höchst insignifiante Briefe, einen von Ihnen an mich, einen von mir an Sie, gefunden.

Welches Verbrechen! Ich erklärte dem Herrn Instruktionsrichter offen, daß ich mir durch die noch gar nicht dagewesene und selbst mir trotz meiner Haften in Köln, wo ich abwechselnd unter dem Regime von drei Instruktionsrichtern und vier Staatsprokuratoren stand, ganz unerhörte Weise, in welcher man Ihre Besuche bei mir verhindert und sie, wenn sie alle Jubeljahre einmal stattfinden, auf die Dauer von fünf Minuten beschränkt, gezwungen worden sei, eine geheime Korrespondenz mit Ihnen zu beginnen, welche ich sonst durchaus nicht führen würde.

Der Inhalt der Briefe, der von allen möglichen Dingen handelt, nur nicht von meinem Prozeß und darauf bezüglichen, der Instruktion desselben schädlichen Mitteilungen bewies das.

In der Tat, ich sitze jetzt einundzwanzig Tage [2]) und habe während dieser Zeit zwei Besuche von Ihnen, jeden zu fünf Minuten, erhalten! So etwas ist unerhört! Das hat man sich selbst in Köln nicht erlaubt.

---

[1]) Aus dem Gefängnis in Düsseldorf. Der Brief enthält das Visum des Gefängnisdirektors.

[2]) Lassalle war am 22. November wegen der aufrührerischen Rede, die er tags zuvor in Neuß gehalten hatte, verhaftet worden. Die Anklage lautete, er habe die Bürger zur Bewaffnung gegen die königliche Gewalt aufgereizt. Die Gerichtsverhandlung begann erst am 5. Mai 1849.

Ich hoffe, daß dieser Vorfall die vorteilhafte Wirkung haben wird, daß man Ihnen mindestens dieselbe Erlaubnis, mich zu besuchen, erteilen wird, die Sie auch in Köln genossen, wo doch mein Prozeß damals mit Ihren Angelegenheiten eng verwachsen war [1]) und die Instruktion daher weit eher einen Nachteil von Ihren Besuchen hätte befürchten dürfen.

Der Instruktionsrichter behauptete: Sie hätten gar nicht öfter die Erlaubnis, mich zu besuchen, nachgesucht! Während er Ihnen doch erklärt hat, Sie würden nur dann eine Erlaubnis, mich in seiner Gegenwart zu sehen, erhalten, wenn Sie ihm die Notwendigkeit, mich zu sehen, nachwiesen! Während doch nur die Unmöglichkeit, ihm, der Ihre Geschäfte nicht kennt, diese Notwendigkeit jedesmal mathematisch nachzuweisen und die Dauer weniger Minuten, auf welche man diese Besuche einschränkte und welche natürlich die notwendige Folge hatte, daß wir das wichtigste zu besprechen vergaßen, die geheime Korrespondenz hervorrief.

Und dann bin ich doch auch ein Mensch, nicht nur ein Geschäftstier. Und will daher auch als Mensch Besuch von Ihnen empfangen und einmal eine Stunde harmlos plaudern können, nicht bloß von Geschäften. Aber es ist, als ob man die Menschenrechte verlöre, wenn man in solch' ein verdammtes Haus kömmt!

Nie fällt es diesen Beamten ein, die Bedürfnisse des Menschen, wenn auch noch so sehr auf ein Minimum reduziert, wenn man in ihre Hände fällt, zu respektieren.

Nun, wie gesagt, wenn Ihnen jetzt der Instruktionsrichter in vernünftigem Maße die Erlaubnis erteilt, mich zu besuchen, einige Male in der Woche, jedesmal auf eine Stunde, so bin ich gern bereit, die Geheimkorrespondenz mit Ihnen aufzugeben. Aber wenn das nicht der Fall ist, so werde ich sie wieder aufnehmen und fortsetzen, was mir, wie Sie wissen, eine Kleinigkeit ist und wenn man mich in die Bleidächer von Venedig sperrte.

Vorläufig hat man mir „zur Strafe" den Empfang des Essens aus Ihrem Hause untersagt! Wie nobel! Wie großartig!

Ich erwarte, daß Sie mir umgehend die Ehre Ihres Besuches schenken! Leben Sie herzlichst wohl.

Mit alter Ergebenheit

F. Lassalle.

NB. Bitte schicken Sie mir baldigst andere Zigarren. Die, die Sie mir geschickt haben, sind zu schlecht; nicht zum Rauchen.

---

[1]) Gemeint ist der Kassettenprozeß, der Lassalle vom 20. Februar bis 11. August 1848 in Untersuchungshaft brachte, aber bekanntlich mit seiner Freisprechung endete. Vgl. dazu H. Oncken, Lassalle, 4. Aufl., S. 65 ff.

2.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Fragment. Original.)

Montag abend [21. Mai 1849].

Es war heut mittag, als das Gerücht zu mir drang, Sie seien gestern in Köln auf Grund des Kassationsurteils plötzlich verhaftet worden.[1]) Ich konnte nicht daran glauben. Es war zu stark! Es war gestern ein Sonntag, und der Art. 25 Code pénal sagt ausdrücklich, daß „aucune condamnation" Sonntag exekutiert werden dürfe. Und dann gibt man jedem Spitzbuben auf, sich freiwillig im Gefängnis zu stellen, ehe man ihn verhaftet. Keinen Spitzbuben läßt man so mir nichts dir nichts ohne vorherige Aufforderung durch Gendarmen aufgreifen. Keinen Spitzbuben überfällt man so plötzlich auf der Reise. Jeder Spitzbube hat das Recht, an dem Ort seine Strafe abzusitzen, wo er domiziliert, und man hat die Humanität, ihm einige Tage Frist zur Arrangierung seiner Angelegenheiten zu geben. Und dann war es ein Sonntag. Man durfte Sie nicht verhaften. Sie hätten mit vollem Recht sich widersetzen können!

Endlich gewannen die Gerüchte eine solche Konsistenz, daß ich nicht mehr daran zweifeln konnte. Jetzt bringt es auch die Zeitung.

Ich werde nicht versuchen, Ihnen zu beschreiben, was in mir vorging, als ich diese Gewißheit erlangt hatte.[2]) Mein Lebtag werde ich physisch und geistig die Spuren dieses Augenblicks in der Umwandlung, die mit mir vorgegangen, an mir tragen. Es war kein Zorn und Wutausbruch; aber ich bin langsam zu Stein geworden, ich fühlte mich zu Stein werden innerlich, im Lauf eines Augenblickes; es ist keine Klage über meine Lippen gekommen; ich bin auch jetzt, viele Stunden später, ganz impassibel, ganz ruhig, ganz gelassen, ich kann essen, trinken, lachen und auch rauchen; nur daß das Lachen eine ganz eigene Melodie hat. Ich habe aber in diesem Augenblicke bedächtig, langsam und ernst abgeschworen jede Hoffnung, jedes Verlangen nach eigenem Glück; ich will nichts mehr, gar nichts mehr, gar nichts, keine Freude pflücken auf dieser Erde, keine Lust genießen, keine frohe Stunde will ich; alles, was sonst wünschens- und begehrenswert vor meiner Seele stand, ich verzichte darauf gern und für immer. Ich werde von nun an einzig und

[1]) Vgl. hierzu die Einführung zu Band II, S. 4. Die Gräfin war wegen Beleidigung der Schwestern Höns zu Düsseldorf zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt. Solange die Revolution im Aufstieg war, hatte man sie zu deren Abbüßung nicht gedrängt. Jetzt aber hatte sie sich besonders mißliebig gemacht durch die Sympathie, die sie bei den revolutionären Unruhen in Düsseldorf in der ersten Maiwoche den Aufständischen bezeugt hatte.

[2]) Vgl. hierzu Lassalles Brief an Graf Paul Hatzfeldt in Band II, S. 8.

allein leben, um eine Rache zu nehmen an diesen Tigern, die Recht, Gesetz und Menschlichkeit mit Füßen treten, an diesen erkauften Banditen, eine Rache, die vollständig und beispiellos sein soll. Das ist das einzige, was ich noch will, was mich aufrecht hält und mir eine übermenschliche Kraft gibt. Großer Gott, gib, daß ich diese Rache nehmen kann! Mit unaussprechlicher Wollust will ich mein eigenes Haupt auf die Guillotine legen, fünf Minuten später, nachdem ich zuvor ein wenig göttliche Gerechtigkeit gespielt und diese Brut, oh, diese Brut, oh, diese Kannibalenbrut zertreten habe. So möge das Glück Sie endlich einmal und für immer heimsuchen, wie ich jeden anderen Lebenszweck gern aufgebe, um nur diesen zu erlangen. Aber ich greife danach mit eiserner Faust. Ich werde, ich muß ihn erlangen. Ich will Unmögliches und Übermenschliches leisten, aber kein Gott ist stark genug, mich um meine Rache zu betrügen. Oh, es wird einst ein Tag sein[1]) —

Was mögen Sie jetzt machen? Zerbricht Ihre künstliche Fassung? Schämen Sie sich nicht, wenn es der Fall ist. Sie sind eine Frau, und behüte Sie Gott, zu einem Tiger zu werden, wie ich es geworden bin. Tun Sie sich nicht Gewalt an, um sich gegen die Natur zu zwingen und zu fassen. Wenn es Sie erleichtern kann, klagen Sie, weinen Sie und schütten Sie auch Ihre Tränen in Ihren Briefen an mich aus. Wenn es auch andere lesen, die sich über diese Klagen freuen werden — schadet nichts, gar nichts. Gönnen Sie ihnen diesen kurzen Triumph, der sich so schrecklich rächen wird. Denn Sie werden keine Träne vergießen, die sich nicht in Blut verwandeln soll und die, so da lachen über Ihre Tränen in Ihren Briefen, lachen über ihr eigenes Herzblut, das da fließt.

Es ist nicht möglich, daß Sie diese letzte schmähliche Mißhandlung gefaßt ertragen; es ist nicht möglich, sage ich; ich weiß auch, was möglich; ich kann alles tragen, was einer trägt, und würde es in Ihrer Stelle nicht mit Fassung tragen können. Ein Gefängnis ist etwas ganz anderes für einen Mann als für eine Frau, zumal für eine Frau von Ihren Lebensgewohnheiten. Etwas ganz anderes. Ich bemerke zehntausend und aberzehntausend Dinge gar nicht, die Ihnen grade das allerunerträglichste sein werden! Die Misere, das Elend, die Hilflosigkeit, die Sie von allen Seiten umgibt, der Schmutz, der Zwang, jeden kleinen Dienst sich selbst zu leisten, die gänzliche Willenlosigkeit — das wird Sie peinigen, das muß Sie peinigen und Ihre Kraft zerbrechen. Wie sollen Sie sich in diesen Kreis von Elend, Schmutz und Zwang hineinfinden? Die Ärmlichkeit, die überall herrscht, wird Ihre Sinne beleidigen. Sie

[1]) Lassalle zitierte gern das Homerische: „Einst wird kommen der Tag . . ."

haben in harten drei Jahren gezeigt, daß Sie den Luxus entbehren können, ja — aber die notdürftigste Aisance. Und dieser beständige Zwang Ihnen, die Sie gewohnt sind, Ihren Willen zu haben, diese beständige Einsamkeit, diese tristen Umgebungen, dieser mephytische Dunstkreis Ihnen, die Sie die Eleganz, Wohlgerüche und Luxus gewohnt sind, oh, das ist hart, sehr hart. Es gibt keine wohlerzogne Frau, die das tragen kann.

Für uns Männer ist die Haft ein geistiges Unglück; für Frauen ist sie auch noch ein sinnliches Elend, ein beständiger Körperschmerz, und das ist das härteste.

Ich bitte Sie, klagen Sie in Ihren Briefen an mich. Klagen Sie! Expandieren Sie sich, lassen Sie sich gehen. Befreien Sie Ihre Brust, indem Sie die Schmerzen ausatmen — konzentrieren Sie dieselben nicht, indem Sie sie im Innern behalten. Es wäre unnatürlich, wenn Sie Ihre Fassung in Ihren Briefen behalten wollten. Ich würde nicht an die Wahrheit davon glauben. Ich würde glauben, daß Sie gewaltsam mir verhehlen wollen, was Sie leiden. Dieser Gedanke würde mich vollends unglücklich machen; denn verbissene Schmerzen rasen dadrinnen am heftigsten. Also ich bitte und beschwöre Sie, klagen Sie, das wird mir unendlich wohltun!

Ich bitte Sie, schreiben Sie mir viel, täglich, bogenlang. Ich werde Ihnen auch viel schreiben, ich kenne das Schreckliche dieser Einsamkeit; es wird Sie zerstreuen, mir zu schreiben und meine Briefe zu lesen. Schreiben Sie mir besonders ausführlich die Szene Ihrer Verhaftung. Vielleicht versetzt mich das in Wut und löst diese Eiskälte auf, die mein ganzes Sein plötzlich durchdrungen hat, so daß ich vor mir selbst erschrecke. War denn niemand da, der sich Ihrer Verhaftung widersetzte? Zu Nicolovius [1]) ging? Den Sonntag geltend machte? Oh, wäre ich draußen gewesen! Schreiben Sie mir alles ausführlich darüber. Waren denn keine Leute da? Man hatte das Recht, sich vive force zu widersetzen. Ich habe schon zweimal heut an Bloem [2]) geschrieben, er soll sofort zu mir kommen. Unbegreiflicherweise ist er heut nicht gekommen. Ich werde ihn sofort zu Ihnen und zu Nicolovius schicken.

Ich glaube wahrhaftig, man hat diese Infamie begangen, damit wir nicht in einem Hause sitzen und unsere Geschäfte um so mehr leiden.

---

[1]) Nicolovius war der Generalprokurator in Köln.

[2]) Der Advokatanwalt Dr. Anton Bloem (1814—1885) war der Anwalt der Gräfin und Lassalles und beiden nahe befreundet. Vgl. über ihn Bd. II, S. 9 und Bd. III, S. 6.

Wenn ich doch wüßte, was Sie jetzt machen und denken! Ob Sie sich unglücklich fühlen! Ob Ihre Gesundheit leidet! Sie gefangen, ich gefangen, ich hier, Sie dort. Oh, es ist Spott, Spott, Spott! Nicht einmal draußen sein zu können, Ihnen keine Hilfe bringen, keine Linderung, keine Zerstreuung schaffen zu können, gefesselt, gefesselt, gefesselt hier sein, o Gott, Gott. Dieser heutige Tag ist mehr als alles, was ich bisher erduldet. Nichts, gar nichts tun können, wie ein Wurm so hilflos und Sie hilfsbedürftig! — Ah, es grenzt an den Wahnsinn. Ich habe ein Recht darauf, den Menschen auszuziehen und zum wilden Tier zu werden.

Langsam. Ruhig. Seien wir kaltblütig. Lachen wir, während man uns erwürgt. Wir werden auch erwürgen und unsre Tatzen sollen noch tiefer ins rote Leben hineinreißen als die Nägel dieser Stümper da. In zwei Monat spätestens hätten Sie ausgelitten, aber wenn für mich einst der Tag der Abrechnung kommt — und an dem Tage wird die Sonne wie Blut am Himmel aufgehen — wird nur das Nichts die Grenze der Rache sein.

Also seien wir kaltblütig, hören Sie? Sie, nein. Suchen Sie sich die Menschlichkeit zu erhalten, auch wenn Sie die Schmerzen dann fühlen müssen. Es ist immer noch besser als die tote Schmerz- und Fühllosigkeit, die sich meiner bemächtigt hat, schwer und kalt wie Marmor.

Aber ich will ruhig und kaltblütig sein.

Ich will Geschäfte sprechen.

1. Bestehen Sie darauf, auf Grund der Eupenschen Atteste zum Zweck der Badereise sofort in Freiheit gesetzt zu werden.

(Wenden Sie sich gleich an Nicolovius, es ist kürzer und besser.)

2. Bestehen Sie darauf, jedenfalls hier Ihre Strafe abzusitzen. Man kann es Ihnen nicht weigern. Hier ist Ihr Domizil und der Sitz Ihrer Geschäfte. Mag man Sie hierher transportieren, wenn man will.

3. Schreiben Sie der Lena Bürgers,[1]) daß sie während der Zeit Ihrer Haft beständig in Düsseldorf bleibt. Es muß nämlich jemand da sein, um alle Gerichtsvollzieherakte, Briefe usw., die einlaufen, in Empfang zu nehmen. Die Gerichtsvollzieherakte soll sie stets sofort zu Bloem tragen, die Advokatenbriefe mir schicken und die andern Briefe Ihnen . . .[2])

---

[1]) Lena Bürgers, die Schwester von Heinrich Bürgers, war eine nahe Vertraute der Gräfin und Lassalles. Sie leistete ihnen in schwierigen Lagen wertvolle Dienste, sie erfreute sich aber auch ihrer tätigen Freundschaft, als ihr eigenes Frauenschicksal sie kurz darauf in schwere bürgerliche Bedrängnis brachte.

[2]) Hier folgen noch einige auf ihre Prozesse bezügliche Instruktionen, die Lassalle der Gräfin gibt. Der Schluß des Briefes fehlt.

3.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Sonnabend früh [Düsseldorf, 9. Juni 1849].[1])

Gnädigste Frau!

Obwohl Lena,[2]) die grade da war, es Ihnen wohl bereits mündlich gesagt haben wird, beeile ich mich, Ihnen anzuzeigen, daß ich nun gestern endlich meine Ladung erhalten habe, und zwar auf nächsten Donnerstag, sowohl wegen meiner Rebellerei als wegen meiner Zweifel an der honneur et délicatesse des Herrn von Ammon.[3]) Ich werde also diese verschiedenen Verbrechen auf einmal abmachen. Ihre Furcht, von der Lena mir sagt, ich würde durch das Memoire in Ihrer Sache verhindert werden, an meine Verteidigung zu denken, ist wenigstens in dieser Hinsicht sicher grundlos, da das Memoire bereits fertig und in die Druckerei gewandert ist. Also Sie hindern mich keinesfalls in meiner Verteidigung. Darüber brauchen Sie sich keine Gewissensbisse zu machen. Und ich verspreche Ihnen, um Sie gänzlich zu beruhigen, daß ich, wenn ich sehen werde, daß es nötig wird, mich schon verteidigen werde; natürlich hier nicht vom patriotischen Standpunkt, denn das würden die Herren Richter als einen Hohn gegen sich selbst auffassen; aber ich werde dann meine feinste juristische Klinge von der Wand holen, von der ich Sie versichere, daß ich keinen Prokureur kenne, der ihre Paraden durchhaut, der ihre Terzen pariert. Sollte es indes zum voraus im Rate der Götter beschlossen sein, daß ich verurteilt werde, dann allerdings nützt mir das ganze Turnier nichts und alle Prouessen, die ich entwickle; dann muß man sich sagen: Il était écrit là-haut! Geduld!

Geduld! Ich habe Geduld genug, noch Monate hier zu sitzen. Ich habe viel Geduld. Denn ich fühle etwas von dem Wesen eines Volks in mir. Ich bin stark und ewig wie ein Volk, und weil ich mich stark und ewig fühle, bin ich geduldig wie die Völker. Mögen die kleinen Jungen mich immerhin unterdes an der Nasenspitze zupfen und Triumphgeschrei ausstoßen, mögen sie immerhin glauben, daß der lächerliche

[1]) Der Poststempel besagt deutlich: Düsseldorf, 10. Juni. Nun ist aber die Verurteilung zu sechs Monaten Gefängnis erst am 5. Juli erfolgt. Die Verhandlung gegen Lassalle, die für den 14. Juni angekündigt worden war, muß also entweder noch einmal verschoben worden sein oder — was wahrscheinlicher ist — die Urteilsverkündigung soviel später stattgefunden haben.

[2]) Lena Bürgers.

[3]) Von Ammon, Staatsprokurator in Düsseldorf, war schon in dem Kölner Kassettenprozeß als öffentlicher Ankläger gegen Lassalle aufgetreten.

Bast, den sie um meine Glieder gewoben haben, wie die Liliputaner dem Gulliver, eine Kette sei, die mich fessele — wenn die Zeit wird kommen, mich zu erheben, so werde ich mich erheben, und die kleinen Jungen werden zu Dutzenden sterben aus bloßem Schrecken über mein zorniges Antlitz und aus innerm Sündenbewußtsein, ganz abgesehen von den wirklichen Fußtritten, die ich auszuteilen mich herablassen werde. — Also lassen wir die kleinen Jungen unterdes auch ihre Freude haben. Sie wird so kurz sein! Und das Erwachen aus dem Rausch so katzenjämmerlich.

Das Memoire habe ich zum Druck hier in die Stahlsche Druckerei gegeben, und die Korrektur werde ich selbst besorgen. Es ist dies dadurch möglich geworden, daß Herr von Kösteritz [1]) mir erlaubt hat, die Korrekturbogen ohne jedesmalige Vermittlung des Parketts zu erhalten und abzuschicken. Denn sonst hätte die Sache natürlich vierzehn Tage dauern müssen oder länger, so daß ich gar nicht hätte dran denken können, die Korrektur selbst zu übernehmen. Nunmehr aber wird das Memoire in sechs Tagen fix und fertig gedruckt sein.

Nun leben Sie tausendmal wohl. Bloem wird gestern bei Ihnen gewesen sein. Die Gesundheitsexpertise und das Protokoll der Inventarisation bitte bestens zu besorgen.

Wenn ich Donnerstag freigesprochen werde, so ist es möglich, daß der Oberprokurator so anständig wäre, nicht zu appellieren, und dann könnte ich Freitag Sie sehen! In diesem Gedanken liegt freilich viel Schönes — aber doch noch weit mehr Demütigendes für mich. Sie im Gefängnis sehen zu müssen,[2]) das ist allerdings nicht demütigend für Sie, durchaus nicht — aber es ist ganz enorm erniedrigend und demütigend für mich! für mich ist es eine Schande und wird eine bleiben. Ich hätte Sie besser schützen müssen. Ich hatte zwar noch eine Menge Schutzmittel in meiner Hand, man hätte Sie nicht eingesperrt, wenn ich frei gewesen, was konnte ich dafür, gerade gefangen zu sein, was kann einer gegen alle, sage ich mir? Aber es bleibt nichtsdestoweniger wahr, es ist eine Schande, eine humiliante Schande für mich! Ich glaube, ich würde sehr rot werden, wenn ich Sie sehe. Sie können mir immer — trotz aller unrechten Dinge und force majeure, die in der Sache lag — den Vorwurf machen, daß ich Sie schlecht verteidigt habe, wenn man sogar an Ihre Person heran konnte!

Das ist auch wirklich das einzige von allen Erlebnissen dieser drei Jahre, das mich auf der Seele brennt und nie von mir verziehen werden wird.

---

[1]) Staatsprokurator in Düsseldorf.

[2]) Die Gräfin befand sich in Köln im Gefängnis in der Schildergasse.

Alles Selbsterduldete hätte ich vergessen, ohne Groll, wie die Schläge, die man in einem Turnier empfängt und austeilt. — — Das — nie!

Adieu für heut.

Ganz Ihr

F. Lassalle.[1])

4.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Dienstag nachmittag [Düsseldorf, 9. Oktober 1850].

Gnädigste Frau!

Donnerstag bin ich ins Gefängnis[2]) gekommen, heute ist bereits Dienstag und noch habe ich kein Sterbenswörtchen von Ihnen gehört. Sowohl wegen der Geschäfte, als ganz besonders wegen des so überaus traurigen Gesundheitszustandes, in dem ich Sie zurückgelassen, würde mich das noch weit besorgter machen, als ich es bin, wenn ich nicht Dr. Kleinhaus[3]) heute gesprochen hätte. Da ich aber nie wissen kann, ob Dr. Kleinhaus mir nicht bloß aus schonender Rücksicht etwaige Verschlimmerungen Ihres Zustandes verschweigt, so bin ich sehr gequält und unruhvoll durch Ihr gänzliches Stillschweigen. Denn wenn Sie mich auch bei Ihrem traurigen Gesundheitszustand nicht besuchen können, und wenn auch, selbst abgesehen hiervon, die hiesige Hausregel allerdings häufigen Besuchen wenigstens entgegentreten würde, so steht doch nichts im Wege, daß Sie mir hin und wieder in der Woche schreiben und ich so wenigstens von dem Zustand Ihrer Gesundheit und der Geschäfte unterrichtet werde. Es ist also gewiß sehr unrecht, wenn Sie dies unterlassen und mich dadurch beständig selbstquälerischen Zweifeln aussetzen.

Zunächst will ich damit anfangen, über mich selbst zu berichten. Obwohl meine Lage allerdings durchaus nicht beneidenswert ist und mit meinen bisherigen Gefangenschaften gar nicht verglichen werden kann, so ist sie doch noch immer, bei einiger Resignation — ganz erträglich.

---

[1]) Auf demselben Briefbogen befindet sich von der Hand der Gräfin eine Abschrift des Konzepts von Lassalles Schreiben an den Generalprokurator Nicolovius von Anfang Juni, das in Bd. II als Nr. 15 abgedruckt wurde.

[2]) Lassalle saß vom 1. Oktober 1850 bis 1. April 1851 die sechs Monate ab, zu denen er am 5. Juli verurteilt worden war. Inzwischen war er mit der Gräfin zur Erholung von den Unbilden, die sie im Gefängnis ausgestanden hatten, in der Schweiz gewesen.

[3]) Sanitätsrat Dr. Aloys Kleinhaus in Düsseldorf.

Auf den Rat des Herrn Direktor — der sich überhaupt durchaus human und wohlwollend gegen mich benimmt, so daß ich gar nicht klagen kann —, habe ich an die Königliche Regierung um Erlaubnis zu folgenden vier Punkten geschrieben: 1. Daß ich Schreibmaterial haben kann (bis heran habe ich keins, sondern bekomme solches nur immer, wenn ein ganz bestimmter Zweck, Eingabe oder Brief usw. vorliegt), dessen Entbehrung mir allerdings sehr hart wird; 2. daß ich rauchen kann auf Grund eines ärztlichen mir erteilten Attestes; 3. daß ich die „Deutsche Reform" beziehen, und 4. mit von Mirbach [1]) Schach spielen kann. — Noch habe ich keine Antwort und hoffe das beste . . .

Daß meine Mutter nicht kömmt, tut mir vorzugsweise Ihretwegen leid. Nichts würde mich mehr freuen, als wenn Paul[2]) am 10. gute Nachricht mitbrächte. Gut aber würde ich in dieser Hinsicht jede Nachricht nennen, die, gleichviel unter welchen Modifikationen, zu jenem Hauptresultat führen würde, welches ich Ihnen, abends, ehe ich ins Gefängnis ging, bezeichnet. Mehr als um alles andere bitte ich Sie, in dieser Beziehung recht, recht eingedenk alles dessen zu sein, was ich Ihnen so nachdrücklich ans Herz legte. Folgen Sie nur diesmal meinem praktischen Blick; ihm nicht zu folgen, könnte großes Unheil herbeiführen . . .

Glauben Sie mir schließlich, daß ich meine Haft vollkommen gut und heiter ertragen würde, wenn mich nur nicht die Unruhe über Sie und Ihre Sachen so quälte.

Schicken Sie mir gefälligst auch das Exemplar meiner Kölner Assisenrede,[3]) das ich neulich zum Binden gab, wenn es eingebunden ist.

Mit den herzlichsten Grüßen und Wünschen für Ihr Wohlergehen

Ihr

F. Lassalle.

---

[1]) Der ehemalige preußische Artillerieoffizier Otto von Mirbach hatte im Mai den Aufstand in Elberfeld geleitet.

[2]) Graf Paul von Hatzfeldt (1831—1901), der jüngste Sohn der Gräfin. Vgl. Lassalles Briefe an ihn aus dieser Zeit in Bd. II, Nr. 8, 9, 10.

[3]) Meine Verteidigungsrede wider die Anklage der Verleitung zum Kassettendiebstahl, gehalten am 11. August 1848 vor dem Königlichen Assisenhofe zu Köln und den Geschworenen. Köln 1848, Verlag von Wilhelm Greven. Schon vorher hatte Lassalle in dem gleichen Verlag veröffentlicht: Der Kriminalprozeß wider mich wegen Verleitung zum Kassettendiebstahl, oder: Die Anklage der moralischen Mitschuld. Ein Tendenzprozeß von F. Lassalle. Erste Lieferung enthaltend: 1. Vorwort. 2. Den Anklageakt wider mich, nebst Beschluß des Rheinischen Appellationsgerichtshofes vom 12. Mai 1848. 3. Mein vor jener Entscheidung vom 12. Mai dem Rheinischen Appellationsgerichtshofe eingereichtes Memoire. Diese Broschüre ist bisher in keine Ausgabe der Schriften Lassalles aufgenommen worden.

5.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT.[1]) (Original.)

Dienstag nachmittag [Düsseldorf, 15. Oktober 1850].

Gnädigste Frau!

Ich ersuche Sie hierdurch gefälligst, mir meinen Pelz baldigst schicken zu wollen. Ich habe nämlich wegen der naßkalten Witterung und dem vielen Zuge, der durch alle Ritzen und Spalten dieses verwitterten Gebäudes hindurchdringt, sehr kalt. Besonders auch während der Nacht war dies sehr unangenehm, so daß ich mir schon einige Rheumas geholt habe. Herr Direktor hat mir indes jetzt für die Nacht eine schöne neue, warme, dicke wollene Decke zugeben lassen, so daß jetzt hierin geholfen ist.

Ich freue mich ganz unendlich darauf, Sie morgen zu sehen. Ich habe in dieser Beziehung noch eine Bitte an Sie: In dem Bureau (wahrscheinlich im obersten Fach auf die Tür zu, in welchem alle auf meinen letzten Prozeß bezüglichen Aktenstücke liegen), wird die Kassationsrevisionsschrift liegen, welche Dorn[2]) in Berlin gegen das Urteil, wodurch mir die sechs Monate zuerkannt wurden, eingereicht hatte.

Vergessen Sie nicht, mir gefälligst dieselbe mitzubringen, da darin einige Kassationsurteile angezogen sind, die mir sehr nützen können, und die ich mir also noch besorgen lassen muß . . .

Ich bitte Sie um Gottes willen, sich nicht um meinetwillen zu betrüben. Wenn sich in einem leidenschaftslosen Zustande befinden glücklich sein heißt, so bin ich ganz glücklich. Ein Holländer z. B. wird nie glücklicher sein können, als ich jetzt. Unter den kalten Umschlägen der Nationalökonomie und der Finanzwirtschaft, die ich mir den ganzen Tag auflege, lebt man ganz ärgerlos, gleichmütig und seelenvergnügt. Es ist etwas Großes um die Wissenschaft! Sie allein gibt die Möglichkeit, in jeder Lage des Lebens sich glücklich fühlen und Genuß haben zu können. Sie allein verleiht die stolze Fähigkeit des ewig ungetrübten inneren Glücks, den sich selbst genügenden Genuß des Denkens und Wissens.

Freilich setze ich das ganze Glück nun eben nicht in den leidenschaftslosen Zustand, sondern im Gegenteil! Die Leidenschaft der Aktion und ihr Genuß geht mir allerdings jetzt gar zu sehr ab. Indes es ist ganz gut, wenn diese beiden Arten von Glück etwas miteinander abwechseln.

---

[1]) Aus dem Gefängnis in Düsseldorf.

[2]) Dorn war der Berliner Anwalt der Gräfin und Lassalles.

Die Zeit der leidenschaftlichen Aktion kann nicht zu ferne sein . . .

Leben Sie recht herzlich wohl. Ich würde sehr viel darum geben, wenn ich Sie so heiter wüßte, wie ich es bin.

A demain.

Ihr ergebenster

F. Lassalle.

6.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

[Undatiert.[1])]

Meine gnädigste Frau!

Worüber ich Ihnen noch nicht geantwortet habe und doch auch antworten muß, sind Ihre Bemerkungen über den Eindruck, welchen das negative Zusammentreffen der Gesellschaft in Ems auf Sie macht.

Ihre Empfindungen enthalten in dieser Beziehung mannigfache Widersprüche in sich, und es würde allerdings mehr Zeit und Raum, als einem Briefe gegönnt ist, erfordern, um diesen Widerspruch bis in sein letztes Prinzip und seinen letzten Schlupfwinkel zu verfolgen. — Aber soviel ist doch an sich klar, daß es verwunderlich ist, wie Sie sich durch die Achtungsbezeugungen der Emser Gesellschaft, der Frauen zumal, deprimiert fühlen können. — Achtungsbezeugungen? werden Sie sagen! Und dennoch werden Sie schon im ersten Augenblick fühlen, daß mit diesem Wort der Nagel auf den Kopf getroffen und jener scheinheilige und austere Zorn, jene eisige Kälte nichts andres ist als der Beweis der ahnungsvollen Furcht und des achtungsvollen, neidischen Hasses, mit dem die Frauenwelt Sie betrachtet.

Denn glauben Sie, daß etwa z. B. Verachtung aus jenen Blicken spricht, daß jene Frauen Sie verachten?

Zunächst, wenn es Verachtung wäre, werden Sie mir zugestehen, würden diese Frauen ihr Spiel nicht so oft wiederholen. Man reibt sich nicht an einer Sache, die man verachtet, am wenigsten Frauen. Man läßt sie liegen. Man würde Sie daher ignorieren, tout bonnement und weder mit Feindseligkeit, noch auf irgendeine andere Weise anblicken.— Auch die bloße Neugier ist keine triftige Erklärung. Aus Neugier sieht man jemand ein-, zweimal an und auch dann bloß mit neugierigen,

[1]) Dieser Brief ist anfangs der fünfziger Jahre geschrieben. Ein genaues Jahr wagte der Herausgeber nicht anzusetzen. In Ems weilte die Gräfin häufiger zur Kur. Ähnliche Klagen der Gräfin aus späteren Jahren findet man unten in Nr. 16 und 18. Es ist auffallend, daß Lassalle in seinen Antworten nirgends auf diesen älteren Manuskriptbrief verweist.

d. h. jedenfalls mit ganz andern Blicken als jene sind, die Sie mir schildern.

Noch entscheidender ist eine andere Betrachtung. — Wenn Sie annehmen wollen, daß man vom Standpunkt der Welt, Gesellschaft und Sitte Sie verachten kann — wollen Sie mir dann erklären, wieso es kommt, daß die Männer — und zwar grade stets die gebildetsten, die besten und edelsten Männer — Sie noch stets mit Vergnügen aufgesucht und sich um Ihre Bekanntschaft bemüht haben? Sie werden vielleicht antworten wollen, der Mann sei nach der akzeptierten Sitte unendlich freier und dürfe tausend Dinge tun, welche die Sitte untersagt. Diese Antwort ist aber enorm falsch, als Antwort nämlich auf meine Frage.

Denn die geringste Betrachtung wird Ihnen zeigen, daß der Mann in jeder Hinsicht in seiner Denkungsart unendlich strenger, dogmatischer und schonungsloser ist als die Frau. Wenn man Sie, selbst vom Standpunkt der Welt aus, verachten könnte, so würden Sie die Männer diese Verachtung unendlich härter und konsequenter und ausnahmsloser fühlen lassen als die dann — wo Sie erst wirklich verachten zu dürfen glauben — doch immer zum Mitleid und zur Milde aufgelegten Frauen. Woher also dieser Gegensatz im Verhalten aller Männer — und besonders der gebildeteren — zu Ihnen und dem der Frauen? Auch das wäre eine höchst oberflächliche Antwort, daß dem Manne ja das Fortwerfen der Sitte bequemer sei als der Frau, und daß der Mann daher keinen Grund zur Anfeindung habe. Denn es ist der Mann, der die Sitte gemacht hat, und nicht die Frauen, die sie bloß dulden; es ist der Mann, der auf das Bestehen der von ihm geschaffenen Sitte unerbittlich hält; es ist also der Mann, der unter jeder Bedingung am schonungslosesten sein würde gegen jemand, der sich am Sittlichen vergangen und dennoch auf die Ehre und Achtung der freien Persönlichkeit Anspruch macht. Ich will Ihnen jenen Gegensatz von dem Verhalten der Männer und Frauen zu Ihnen erklären. —

Was die Frauen in Ihrer Gegenwart und Nähe ergreift, das ist jenes unbestimmte Gefühl von Furcht und Haß, jenes vage, ahnungsvolle Zittern, sich in der Nähe des Prinzips zu finden, von welchem man den Todesstoß empfangen soll. In der Natur wie in der Geschichte, ja selbst im Einzelleben gibt es solcher Beispiele die Fülle, in welchen eine Existenz, in die Nähe des Prinzips gebracht, durch das sie unterzugehen bestimmt ist, von unheimlicher Furcht und darum von um so lebhafterem Haß unbewußt ergriffen wird.

Wenn der Vogel die Klapperschlange sieht, überfällt ihn diese Ahnung des Untergangs und lähmt seine Flügel. — Macbeth wurde von unheimlichem Schauer befallen in Macduffs Gegenwart, noch ehe er wußte, daß dieser vor der Zeit aus seiner Mutter Leib geschnitten

und er also zum Untergang durch Macduffs Hand bestimmt war. — Der Bourgeois, so Sieger wie er ist, wird in der Nähe einer sozialistischen Tatsache, Gedanke oder Gestaltung von einem unheimlichen Gefühl ergriffen, welches — oft ohne daß er sich erklären kann, warum jener Gedanke, Werk oder Persönlichkeit sozialistisch sei — ihm sagt, daß sein Lebensprinzip durch jenes höhere vernichtet werden wird. Das Endliche ahnt seine Grenze, wenn es mit einem mächtigeren Prinzip zusammentrifft. In Berlin, wo ich doch mit einem in die glattesten Falten gelegten Gesicht durch die glatten Salons lief, sagten sehr oft Leute zu Mendelssohn,[1]) sie könnten mich nicht leiden, und zwar deshalb, weil ihnen, ohne zu wissen warum, unheimlich in meiner Nähe würde.

Sie aber vertreten ein höheres Gebiet im Gebiet der Sitte, der Liebe, der Weiblichkeit, einen höheren, befreiteren Gedanken, den Sie zum ersten Male zum plastischen und praktischen Ausdruck gebracht und, was mehr ist, siegreich realisiert haben. Wieso ich sagen darf: siegreich, wird sich später finden. In der Tat, Madame, ist Ihnen das Geheimnis und die eigentliche Bedeutung Ihrer eigenen Leidensgeschichte nie so ganz klar geworden, oder wenigstens ist diese Klarheit nicht bleibend. Sie übersehen manchmal, daß in dem, was Ihnen Ihre bloß individuelle Leidensgeschichte zu sein scheint, noch ganz anderes vorhanden ist; daß nämlich ein welthistorischer Gedanke sich Ihren Leib geliehen hat, um sich zum erstenmal zum Ausdruck und zur Darstellung in der Wirklichkeit zu bringen, daß somit Ihre Geschicke, ob gut, ob schlimm, nichts andres sind als die praktisch (als Ereignis) gesetzten Konsequenzen jenes Gedankens und seines gegensätzlichen Verhaltens zu der bisherigen Welt.

Erlauben Sie mir, Madame, auf die Gefahr hin langweilig zu sein, darüber etwas weitläufiger zu werden. Ogleich Sie sagen können, es sei eben nicht tröstlich, sich so als Instrument und Experimentalstätte des welthistorischen Geistes zu wissen (Sie sind ja aber sein bewußtes und freiwilliges Instrument), hat es jedenfalls die versöhnende Folge, alles Harte, was ohne diese Erkenntnis Willkür und Zufall zu sein schien, an denen man unterzugehen scheint, als die notwendige Reaktion einer Welt, die unrettbar an uns untergehen soll, zu begreifen.

Es ist schon lange her, daß ein anderer Begriff von Liebe, Scham, Weiblichkeit und weiblicher Freiheit in der Welt zu dämmern begann. So gewiß wir eine soziale Revolution zu machen haben in bezug auf die ökonomischen Verhältnisse, ebenso gewiß und notwendig haben wir eine soziale Revolution zu machen in bezug auf Liebe, Geschlechterleben und Sitte. Der Zug der neuen Zeit ist, daß sich die Persönlich-

[1]) Dr. Arnold Mendelssohn, Lassalles nächster Freund in der Studentenzeit. Vgl. über ihn Bd. I Einführung S. 29 f.

keit zur unbedingtesten freien Verwirklichung bringen will. Wie kann aber die Persönlichkeit wahrhaft frei sein, sich frei genießen und darstellen, wenn nicht einmal ihr Eigenstes und Unmittelbarstes — ihre Gefühle und ihr Leib — Gegenstände ihrer Freiheit, sondern ihrer freien Bestimmung entzogen, Eigentum eines Mannes, eines Versprechens, von einer unvernünftigen Sitte sklavisch beherrschte Gebiete sind?

Welch ein unmöglicher und undenkbarer Widerspruch wäre es, wenn die Persönlichkeit sich frei will betätigen und verwirklichen können allen anderen Persönlichkeiten, der allgemeinen geistigen Welt gegenüber (staatliche Freiheit), wenn sie sogar die Natur- und Nachtseite des Menschen — die Erde, die Welt der materiellen Güter überhaupt — sich unterwerfen, die fremde Außenwelt der Dinge und der Stoffe beherrschen will, um sich für immer von der Herrschaft der stofflichen Welt über die freie Persönlichkeit — (Bedürfnis, Mangel) — zu befreien, — wie widersinnig, sage ich, wie unkonsequent wäre dieser Drang der freien Persönlichkeit, wenn er nicht mit derselben Intensität darauf ausginge, wie er sich in der Welt der geistigen und materiellen Existenzen ungestört verwirklichen will, so vor allem seine eigenste, unmittelbare Wirklichkeit, die angeborene Sphäre der Persönlichkeit, seinen Leib und seine Gefühle zu einer Stätte seiner Freiheit umzuschaffen? Gleichzeitig daher mit den neuen revolutionären Ideen überhaupt entstand auch sofort ein neuer Begriff von Liebe und Geschlechtsleben. Welches der Inhalt dieses neuen Begriffes ist, genau zu entwickeln, würde hier zu weit führen, ich will ihn daher lieber als bekannt und mit dem Obigen hinreichend angedeutet voraussetzen. Nur über sein Hervortreten in der Geschichte will ich einiges sagen.

Nachdem sich der im Mittelalter herrschende romantische, einseitig innerliche Liebesbegriff, wie die Romantik überhaupt, vor dem wirklichkeitsdurstigen, realistischen Geiste, der mit der Periode der großen Entdeckungen und Erfindungen die Welt ergriff, aufgelöst und verflüchtigt hatte, bildete dieser neue realistische Geist die Liebe und das Geschlechterleben in zwei verschiedenen Ländern nach den beiden Gegensätzen hin aus, die in jenem Geist als Keime enthalten waren.

Die von der Romantik, und damit zunächst von jeder Innerlichkeit überhaupt verlassene Liebe wurde in dem plastisch äußerlichen Frankreich, dem neuen nach außen gerichteten Geiste entsprechend, zur schönen Äußerlichkeit entwickelt, d. h. also — denn die schöne Äußerlichkeit ist der Geschmack —, zum Reiche des Geschmacks, der Eleganz und der Galanterie. Je mehr das Moment des Innern — das Geschmackvolle — verfiel, je tobender der Geist nach außen griff, desto realistischer entwickelte sich das Geschlechterleben und die Galanterie (d. h. die Liebesidee jener Zeit) zur Ausschweifung, Gemeinheit und Rouerie.

Eine andere Entwicklung ging in Deutschland vor sich. Das deutsche Volk war seiner Naturanlage nach zu innerlich, als daß es sich zu jener genußsüchtigen Äußerlichkeit hätte entwickeln können. Andererseits aber war es unmöglich, daß der neue, aller Romantik todfeindliche, alles veräußerlichende Geist hätte ohne Einwirkung bleiben können. Die romantische Blüte der Liebe, ihre tiefe Innigkeit war gebrochen; die Liebe, das Geschlechterleben äußerlich geworden. Aber wegen der Innerlichkeit und Gemächlichkeit des Deutschen blieb auch diese Äußerlichkeit noch gemütlich; es blieb, an Stelle der romantischen Liebe, noch ein innerliches Verhältnis, welches nur in sich selber äußerlich und seelenlos geworden war, sich aber nicht zur konsequenten Äußerlichkeit, zur Genußsucht entwickelte.

Dieses äußerlich und seelenlos gewordene Verhältnis der Geschlechter, welches aber gemütlich und so en quelque sorte, noch innerlich geblieben war, ist — die Ehe, die Häuslichkeit. Der Deutsche hat die Ehe und Häuslichkeit entwickelt und durchgelebt — wie kein andres Volk. Die Häuslichkeit ist eben jenes nach seinen Begriffsmomenten aufgezeigtes Verhältnis, wo die Liebe, ihre Seele und Leidenschaft, gestorben und äußerlich geworden ist, zugleich aber noch in dem Rahmen der Innerlichkeit eingespannt werden soll und bleibt. Diese entseelte, äußerlich gewordene und gemächlich gebliebene Liebe, diese rein äußerliche Innerlichkeit ist das Interesse und Bemühen der Hausfrau um Strümpfe und Hosen, um Husten und Schnupfen des Mannes und der Kinder. Durch die Entwicklung der Liebesidee wird natürlich am meisten das Weib affiziert, gedrückt oder gehoben, da sie nur in dieser, der Mann in noch viel anderen Sphären lebt. Der Einfluß obigen Wechsels im Geschlechterleben mußte sich also hauptsächlich am Weibe zeigen. Und das war auch der Fall. Jenes Geschlechtsverhältnis erzeugte in Deutschland: — die Hausfrau! Ein eigentümlich deutsches Geschöpf! Die deutschen Weiber kamen damals — und zum Teil noch heute — schon als Hausfrauen auf die Welt. Geboren und erzogen zu dem Beruf, weder Liebe zu finden noch, wie in Frankreich, die Karriere der Galanterie durchzumachen, bestimmt, ewig in jenem äußerlichen Verhältnis des gemeinschaftlichen Lebensinteresses neben ihrem Manne herzugehen, entwickeln sie ihre Fähigkeit ausschließlich zu jener Fertigkeit in Wirtschaftsangelegenheiten, weswegen sie so oft gepriesen wurden. In der Tat haben deutsche Dichter sogar die bêtise gehabt, die deutschen Hausfrauen zu besingen und damit die verkümmertste Erscheinung einer verkümmerten Zeit zum Gegenstande der Poesie zu machen.

So hatte sich in Frankreich wie in Deutschland die Liebe und das Geschlechterleben in das Extrem der Äußerlichkeit aufgelöst; dort in

die Rouerie, hier in die Äußerlichkeit der Philisterehe. — Wenn man damals in Frankreich das Wort „amour" aussprach, so dachte jedermann an eine Ausschweifung oder bloße Galanterie dabei. Wenigstens aber war das Wort selbst noch geachtet und auf jedermanns Lippen. Wenn man aber in Deutschland damals von „Liebe" sprach, so wurde man ausgelacht, die Liebe wurde bei uns allgemein für etwas Überspanntes und nur in Büchern Vorkommendes gehalten.

Mit dem Heraufziehen der neuen Gedanken im Gebiete alles geistigen und materiellen Lebens mußte aber auch in der Liebe, im Geschlechtsleben, in der Stellung und Auffassung des weiblichen Elements eine Revolution vorgehen.

Die avant-coureurs des neuen Lebens sind natürlich hier wie überall in der Literatur zu suchen.

Schon vor der französischen Revolution erhob sich in Deutschland ein Mann mit einer gewaltsamen „stürmischen Reaktion" gegen die Äußerlichkeit und Prosa, in die das Geschlechtsleben geraten war; es war Heinse.[1]) In seinem Ardinghello wie seiner Klara von Hohenthal machte er die gewaltsamsten und genialsten Anstrengungen, griechischen Schönheitsbegriff, griechische Sinnlichkeit zu Ehren zu bringen und in unser unendlich trivial gewordenes Leben überzupflanzen.

Aber teils hat sich in Heinses Gestalten nur noch das männliche Element befreit und nicht — was die Hauptsache — das weibliche; teils verfällt er in die beiden Extreme sowohl zu großer geistiger Überschwenglichkeit als zu abstrakter Sinnlichkeit; teils endlich schien ihm selbst das von ihm Darzustellende so wenig Anspruch auf allgemeine Wirklichkeit und Gültigkeit machen zu können, daß er seine Schöpfungen ausschließlich in Künstlergestalten (Musiker und Maler) hüllte. Man konnte, obwohl es andrerseits sehr erklärlich war, nichts Nachteiligeres tun, als diese ausschließliche Wahl des Künstlercharakters. Denn damals und noch lange nachher schien der deutschen Philisterei der Künstler etwas Liederliches, Exzentrisches und Überspanntes par destination zu sein; man war gewohnt, den wirklichen, um so mehr den literarisch vorgestellten Schauspielern, Dichtern, Malern usw. Dinge zu verzeihen, die man einem Mitglied der bürgerlichen Welt nie verziehen hätte. Die Folge war, daß die Künstler aus dem bürgerlichen Leben, der Familienverbindung usw. ausgeschlossen, geflohen und in ihr Fach hinein relegiert wurden, und die Künstlercharaktere der Heinseschen Romane schienen daher von vornherein der Beweis zu sein, daß dieses Lehren und Handlungsweisen seien, die sich eben nur

[1]) Der Roman: „Ardinghello, oder die glückseligen Inseln" erschien 1787, die „Hildegard [nicht Klara!] von Hohenthal" 1795/96, das letztere Werk also erst in, oder richtiger nach der französischen Revolution.

für diese ohnehin von der bürgerlichen Gesellschaft Ausgestoßenen schickten, aber selber nicht auf allgemeine Geltung Anspruch machen wollten.

Wenn Heinse selbst noch in einem gärenden und schäumenden Prozeß begriffen war, dessen Wellen ihm nicht selten über dem Kopf zusammenschlugen, so trat gleichzeitig ein beruhigterer Geist auf und eröffnete den Kampf für die Wiedererlangung der ewigen Rechte der Liebe durch siegreiche Darstellungen derselben. Dieser Meister war Goethe, und die siegreichen Batterien, die er gegen den herrschenden Unverstand ins Feld führte, hießen: Die Braut von Korinth, Der Gott und die Bajadere, Gretchen im Faust und Klärchen im Egmont, Die Wahlverwandtschaften, Werthers Leiden und Wilhelm Meister, endlich die Römischen Elegien, mehrere lyrische Gedichte und zuletzt das kleine Gedicht: Vor Gericht. — Die Bedeutung und Wirkung dieser Dinge war eine immense. Dennoch darf die Begrenztheit dieser Leistungen nicht verkannt werden. Die Braut von Korinth ist eine siegreiche und unerbittliche Negation des allem Geschlechtsleben und auch der Ehe feindlichen Geistes des Christentums. Allein wenn sie das Geschlechtsleben von der Askese des spezifischen Christentums befreit, befreit sie darum doch nicht die Liebe als solche von der weit wichtiger gewordenen Schranke der bürgerlichen Moral; berührt gar nicht den Gegensatz von Liebe und Ehe, von freier und bürgerlich unfreier Hingebung; ebensowenig legt sie den eigentlichen Inhalt des Liebesbegriffs an den Tag.

Werthers Leiden und Wilhelm Meister sind allerdings Werke, welche den sozialen Roman hervorgerufen und eröffnet haben. Die Liebe stürmt hier gegen die Kasten- und Standesunterschiede der wirklichen Welt an. Allein wenn die Liebe durch ihre innere Unendlichkeit hier auch jene Kastenunterschiede zerbricht und diese Schranke zu Boden wirft, so ist doch — abgesehen von der Sentimentalität Werthers und anderem, was hier weniger in Frage kommt — der Mangel derselbe wie oben. Die Liebe hat die Schranken der bürgerlichen Unterscheidungen und Kasten zerbrochen und so allerdings eine Art von Unfreiheit von sich abgetan, aber die eigentliche und hauptsächliche Unfreiheit, die Unfreiheit der Liebe in sich selber, die Unfreiheit zwischen Mann und Weib überhaupt war damit noch nicht berührt, geschweige denn überwunden. Mit der von Rangunterschieden befreiten Liebe ist die freie Liebe noch lange nicht gegeben. Die Stände sind befreit, aber die Geschlechter noch nicht. Wenn der Handlungslehrling dort die Gräfin liebte, so sind sie diese Schranken des Standes los geworden. Aber hinter ihnen stehen unberührt jene weit härteren Schranken, welche (abgesehen von allem Stand) nach den heutigen

Begriffen von Ehe, Liebe, Geschlechtsleben, Hingebung und Körper Mann von Weib, Empfindung von Verwirklichung, Liebe von Genuß trennen.

In den Wahlverwandtschaften wollte der große Meister die Sache recht eigentlich aufs Korn nehmen. Aber dieser Wurf ist ihm über alle Maßen verunglückt. In diesem Werke wird die Liebe und die Hingebung, welche die freie Tat der bewußten Persönlichkeit sein soll und nur als solche Gehalt und Wert hat, zu einem — Chemismus natürlicher Stoffe. Die Liebe durch das Spiel natürlicher Kräfte hervorgebracht und beherrscht, tellurischen Dämpfen untertan, d. h. die Liebe des freien Wollens der Persönlichkeit beraubt, ist wahrhafte Unsittlichkeit. —

Mit dem Gretchen des Faust, welche, obgleich sie ein Kind bekommen und sogar ihr Kind wie ihre Mutter gemordet hat, in den Himmel kam, war freilich den Moralisten ein arger Possen geschehen. Aber Gretchen wie auch Egmonts Klärchen sind unbeschadet ihres großen dichterischen Wertes in ihrer Art zu naive, kindliche Gestalten, um in dieser Hinsicht epochemachend wirken zu können; es sind nicht geistige, selbstbewußte und sich aus sich zur Liebe entschließende Persönlichkeiten, sondern arme, unschuldige, ganz vom Willen des Geliebten beherrschte Dinger. Die Liebe selbst ist ihnen von Faust und Egmont, vom Willen der Geliebten angetan worden. Solche rein passive, von einem fremden Willen schlechthin hingerissene, obgleich reizende Gestalten, solche naive Mädchennaturen enthalten nicht das Ideal der Frau, die sich als geistige Persönlichkeit aus sich selbst bestimmen soll, und konnten also auch in dieser Hinsicht gar nicht wirken.

Tiefer als alles bisherige ist: Der Gott und die Bajadere. Ohne alle Umstände ist da die Liebe als eine der Sitte weit überlegene, als eine weit höhere und die Unterschiede und Dogmen derselben überwindende Macht gefeiert. Die lüsterne Ausstattung des Gedichts, die Worte:

> Soll in Asche mir zerfallen
> Dieser Glieder Götterpracht,
> Mein, er war es; mein vor allen
> Ach, nur eine schöne Nacht!

zeigen deutlich genug, worauf Goethe den Wert legt und daß in der Apotheose der Bajadere das Moment der heißen sinnlichen und begehrlichen Liebe von hohem Gewicht sein soll. Aber Stoff und notwendige Begrenzung des Gedichtes machten es unmöglich, die eigentliche Frage, von der ich handele, ex professo zu berühren.

Von großer Wirkung und unendlicher Schönheit endlich sind die Römischen Elegien Goethes.

Hier endlich, hier war die Sinnlichkeit wieder einmal so recht zu Ehren gebracht! Der abstrakteste Spiritualist mußte es sich vor diesen Elegien eingestehen, daß hier unendlich mehr Geist, mehr Tiefe sei als in allem Krimskrams, das er sein Lebtag getrieben, und daß also Geist und Sinnlichkeit keine Gegensätze, sondern eigentlich sehr harmonische und nach ihrer gegenseitigen Umarmung sehr lüsterne Potenzen seien. — Dennoch aber fehlte ein Gewaltiges.

Die Römischen Elegien stellen, trotz aller Schönheit und unendlicher Berechtigung, doch nur schöne Sinnlichkeit dar und nicht Liebe. Von einer anderen Seite gefaßt würde es Ihnen klarer werden. Man erfährt in den Elegien fast nichts von der Frau. Sie tritt nicht auf, spricht sich fast nirgends aus, sie steht Goethe offenbar nicht gleich an Bildung, es ist überall nur Goethe, der an, bei und auf einer schönen Hetäre genießt. Zur Liebe aber muß Reziprozität, gegenseitige, gleiche geistige Bildung vorhanden sein. Die Römerin in den Elegien bleibt wie gesagt das rein passive Element, an dem Goethe genießt. Sie ist offenbar eine untergeordnete Persönlichkeit; sonst würde sie sich gleichfalls aussprechen und sogar genießend darstellen. Und darum ist in den Elegien nur schöner Genuß, schöne Sinnlichkeit vorhanden, nicht Liebe. Darum haben zugleich die Elegien nicht die Wirkung und Bedeutung gehabt, die sie sonst gehabt haben würden. Denn es handelte sich zur sittlichen Revolution vor allem darum, nicht den Mann — dem dies ohnehin schon eher erlaubt war —, sondern das Weib frei genießend öffentlich darzustellen. Bei der sittlichen Befreiung handelt es sich vorzüglich um Befreiung der Weiber. Und deshalb mußte auch an den weiblichen Charakteren vorzüglich diese Befreiung dargestellt und aufgezeigt werden. Es mußten weibliche Charaktere dargestellt werden, welche die alte Scheu und den alten Kampf glücklich überwunden hatten; sie mußten frei genießend, womöglich in der Aktion des Genusses selbst, öffentlich aufgezeigt werden, um darzutun, daß sie dabei nicht bloß so schön blieben, wie der genießende Goethe in den Elegien, sondern auch dreimal achtungs- und verehrungswürdiger als früher. Auf erschöpfende Weise ließ sich das allerdings nur im Roman oder Drama tun, wo die Schwierigkeit nicht entstand wie in einem Gedicht, die Frau nur in einer einzelnen Situation zeigen zu können, wo sie vielmehr ihre höhere Gefühls- und Gedankenwelt der alten Unnatur gegenüber nach allen Seiten siegreich darlegen konnte.

Ein anderes Gedicht, welches ich oben bezeichnet habe und in welchem in der Tat das weibliche Element aktiv auftritt, ist in dieser Beziehung das bedeutendste und tiefste. Ich meine das kleine Gedicht: Vor Gericht. Da Sie wahrscheinlich keinen Goethe zur Hand haben, habe ich hier einen aufgetrieben und will es ausschreiben:

Vor Gericht.

Von wem ich es habe, das sag' ich euch nicht,
Das Kind in meinem Leib —
„Pfui!" speit ihr aus, „die Hure da!"
Bin doch ein ehrlich Weib.

Mit wem ich mich traute, das sag' ich euch nicht,
Mein Schatz ist lieb und gut,
Trägt er eine goldne Kett' am Hals,
Trägt er einen strohernen Hut.

Soll Spott und Hohn getragen sein,
Trag' ich allein den Hohn,
Ich kenn' ihn wohl, er kennt mich wohl,
Und Gott weiß auch davon.

Herr Pfarrer und Herr Amtmann, Ihr,
Ich bitte, laßt mich in Ruh!
Es ist mein Kind, es bleibt mein Kind,
Ihr gebt mir ja nichts dazu!

Das Gedicht ist klassisch und deutlich genug, um jedes Wort zur Heraushebung seines Gedankeninhalts überflüssig zu machen. Man kann unmöglich mit klarerer Selbstbestimmtheit, mit naiverem Trotz, mit größerer Selbstgewißheit das Prinzip der freien Persönlichkeit in der Liebe aussprechen als hier geschehen.

Leid tut es mir, in dieser kurzen historischen Übersicht nicht ein Wort von Schiller sagen zu können. Aber er hat in der Tat, wenn man nicht auf ungenaue Weise einige Gedichte hierher rechnen will — nicht eine Lanze zugunsten der freien Liebe gebrochen. Seine Frauengestalten sind sämtlich unfrei und daher oft widerlich. Da, wo er den herrlichsten Stoff dazu hatte, in Maria Stuart, hat er denselben unbenutzt vorübergehen lassen und nur, manchmal allerdings mit leisen, sehr leisen Anklängen in unser Gebiet, nach anderer Seite hin verarbeitet. Nach der produktiven Epoche Goethes trat eine Periode der Zerfahrenheit ein, in welcher sich Epigonen breit machten. Zusammenhängend mit den trostlosen politischen Zuständen nach den Freiheitskriegen war eine dumpfe, ihres eigenen Prinzips unbewußte Unzufriedenheit mit der Wirklichkeit in die Welt gekommen; eine Periode des Suchens nach höherem Inhalt. In solchen Zeiten unklarer Vorahnung, wie sie allen Perioden, in dem [sic!] es zum entscheidenden Bruche kommen soll, vorausgehen, können oft die verkehrtesten Erscheinungen auftauchen. Dieses Suchen nach einem höheren idealen Prinzip, mit welchem das schale

Leben zu vergeistigen wäre, erzeugte damals die romantische Schule ein Zurückgehen auf die Richtung des Mittelalters. Aber wenn eine bereits tote geschichtliche Periode gegen das Gesetz der Natur und Geschichte wieder aufgefrischt werden soll, so können diese Restaurateurs nie auch nur jene Periode mit ihrem wahren, wirklichen Wert zur Existenz bringen; sie faussieren und forcieren sie. Die naive Innigkeit der mittelalterlichen Liebe, die sich im Minnegesang und Troubadourtum ausspricht, war abgestorben und konnte nicht wieder lebendig werden. Die Romantiker, welche jene tiefe Innerlichkeit wieder darstellen und herstellen wollten, verfielen in die phantastische Liebe, in trübe Überschwenglichkeit.

Aber die Zeit solchen phantastischen Unwesens — das sich je nach seinen verschiedenen Graden bald, wie bei Hoffmann usw., als übernatürlicher Spuk, Hexen- und Geisterwirtschaft, bald, wie bei Jean Paul, als bloße Gefühlsschwelgerei (z. B. die Liane), bald auch als widrige Sentimentalität darstellte —, war [es] nach allen Richtungen hin vorbei. Die notwendige Reaktion mußte eintreten. Mit dem hellen Sonnenstrahl des Witzes bewaffnet, trat Heine auf und verjagte jene Nachtgestalten aus Literatur und Leben. Er ahmt jene romantischen Produktionen von der Geistertollheit bis zur siechen Gefühlswehmut und Träumerei treffend nach; er macht sie nach, um zu zeigen, wie gemacht und affektiert an sich diese Schöpfungen seien, und hinterher löst er sie mit schallendem Gelächter in ihr Nichts auf. Er gibt diesen Phantasmen und Träumereien die Wirklichkeit zu kosten und läßt sie an dieser mitleidlos untergehen. Zuerst war Heine eine kleine Zeit selbst noch Romantiker; es war dies notwendig; er mußte diese Stufe selbst durchgemacht haben, um sie desto gründlicher besiegen zu können. Bald aber erhebt er sich zu seiner historischen Bedeutung. Er setzt diesen Schemen und Traumgestalten die sinnliche Selbstgewißheit des Subjekts entgegen, und indem er das reelle Fleisch und Bein der Wirklichkeit als das Überlegene weiß und jenes daran als phantastisch untergehen läßt, ist er der Dichter der Ironie. Hieraus bestimmt sich auch sein Verhalten zur Liebesidee. Das ironische, realistische Subjekt, das Subjekt, dem die sinnliche Selbstgewißheit, das greifbare Fleisch und Bein der Wirklichkeit das Höchste ist, wird in der Liebe alles über den realen Schenkeldruck Hinausgehende als Phantasma nehmen. Darum verhält sich Heine manchmal auch gegen den wirklichen und wahren Inhalt der Liebe ironisch. Er ist der Dichter des sinnlichen Genusses, der das darüber Hinausgehenwollende verlacht, und sich grade damit etwas weiß und darin allein die Gewißheit seiner selbst zu bewahren glaubt, alles übrige zu verlachen. Man hat ihn darum oft frivol gefunden. Aber diese Frivolität war ein unendlich wohltätiger Luftstrom, um das dicke Blut

in den deutschen Adern wieder etwas frischer fließen zu machen. Das Verdienst und die Folgen seiner Gedichte waren daher enorm. Gleichwohl hat er sich zur wahren Liebesidee im Buch der Lieder nur sehr selten und einige Male in späteren Gedichten (Olaf z. B.) erhoben.

Sie werden sich vielleicht wundern, daß ich Frankreichs bis heran in dieser Übersicht noch nicht erwähnt habe. Es konnte bis heran nicht erwähnt werden. Die Revolution hatte dort alle Kräfte für sich absorbiert. In der Revolution waren einzelne ausgezeichnete Weiber aufgetreten, die Roland,[1]) die Tallien;[2]) aber sie hatten ihre Tätigkeit nur auf die allgemeinen Objekte der Männerwelt, auf Staat usw. gerichtet; in der eigentümlichen Sphäre der Weiblichkeit, in der Liebeswelt hatten sie nichts geleistet.

Wohl aber hat die Revolution auf die gewaltigste und konsequenteste Weise den neuen Begriff von Liebe, Ehe, Geschlechtsleben, wie er sich mit Ende des Mittelalters in der Gesellschaft zu entwickeln begonnen hatte, realisiert und in den kühnsten Institutionen, welche den früheren christlichen diametral gegenüberstanden, verkörpert. Das Christentum faßt — zuerst von allen Religionen und Volksgeistern — den Begriff der Liebe an sich ganz richtig auf, als die absolute sittliche Einheit der Individuen ineinander. Darum gelangen auch die Weiber in der christlichen Welt zu einer Anerkennung, Selbständigkeit und Bedeutung, die sie nie früher gehabt hatten. Aber wenn die Religion irgendeinen Gedankeninhalt auch noch so richtig auffaßt, sie verdirbt stets diesen Inhalt dadurch wieder, daß sie denselben nur in der Form der Vorstellung und nicht in der allein wahren Form des Begriffes zu erfassen weiß. Das Christentum, statt zu erkennen, daß es allerdings ein Zug des menschlichen Wesens ist, sich der Einheit mit andern Individuen bewußt zu werden, daß aber, weil die zwei Individuen, die sich in der Liebe einander als eins zu erkennen geben und in eins zusammenschließen, doch wiederum getrennte und verschiedene Individualitäten sind, wo nicht gerade zwei großartige und einander durchaus ergänzende Charaktere aneinander gekommen sind, diese Einheit sich wieder notwendig auflösen und die Trennung und Entzweiung durchbrechen muß, daß also das Ewige, Dauernde und Göttliche in der Liebe weniger (wo nicht, wie gesagt, zwei Individuen von gleichem innern Reichtum aufeinander treffen) die auf den einzelnen Gegenstand gerichtete Liebe, sondern das

---

[1]) Marie Jeanne Roland (1754—1793), die bekannte Frau des girondistischen Ministers, die auf der Guillotine endete.

[2]) Jeanne Marie Tallien (1775—1835), die Geliebte und spätere Frau des bekannten Revolutionärs, der zuerst der Bergpartei angehörte und hernach an Robespierres Sturz mitwirkte. Hernach trennte sie sich von ihm. Sie starb als Fürstin von Chimay.

Lieben selbst ist, das daher sein Objekt wechseln muß in dem Streben, der Verschiedenheit Herr zu werden und seine wahre und dauernde Einheit zu finden; — statt dies zu erkennen, schaut das Christentum die Liebe, statt als die freie sich selbst suchende Tätigkeit der menschlichen Natur, als eine über dem Menschen selbst stehende Macht an; die bestimmte Liebe wird der Religion somit aus dem freien Versuch der Persönlichkeit, sich in dem andern Individuum wiederzufinden und zu verwirklichen, zu einer Pflicht, die auf das erste zufällige Individuum, an das man geraten ist, gebunden bleibt; statt das Lieben als den göttlichen Zug des Ichs zu wissen, sich mit dem andern in eins zu setzen, wird ihr die einzelne bestimmte Liebe zu dem Göttlichen; und sie gelangt damit zu dem Dogma der einzigen, ewig dauernden und unauflösbaren Liebe, d. h. der untrennbaren Ehe.

Weil sie aber die Liebe als die absolute innere Einheit der Individuen und somit als wahrhaft geistige, göttliche Macht anerkennt, wird dem Katholizismus die Ehe, der Akt der Liebesverwirklichung — zu einem Sakrament.

Nun hatte ich oben gezeigt, daß in Frankreich mit dem Ende des Mittelalters die Innerlichkeit der früheren Liebesidee durchaus verschwunden war, daß der neue realistische Geist auch dieses Gebiet ergriffen und die Liebe in ein äußerliches Verhalten der Geschlechter zueinander verwandelt hatte; daß sich hieraus die Liebesidee zur schönen Äußerlichkeit, d. h. zum Reich des Geschmacks und der Galanterie, und ferner, wozu auch die Unlösbarkeit der Ehe mächtig beitrug, endlich zur absoluten Sittenlosigkeit entwickelt hatte. Wie konnte vor diesem Geiste, der die Liebe als reine Äußerlichkeit erfaßte, das Institut der Sakramentalehe bestehen bleiben? Die französische Revolution hat daher auch in diesem Gebiet die mächtige Arbeit vollzogen, den Inhalt des modernen Gedankens zu verwirklichen.

Sie schuf die Zivilehe. In der Zivilehe wird die Liebe und Ehe als ein rein äußeres Verhalten der Geschlechter zueinander anerkannt; es wird ihr die sakramentelle Heiligkeit geraubt und damit eben erklärt, daß dieses Zusammengehen nicht auf der göttlichen Identität des Geistes, sondern auf rein äußern, bürgerlichen oder sinnlichen Triebfedern und Bedürfnissen beruhe. Zumal man die Religion selbst und ihren Kultus durchaus nicht abschaffte, sondern nur die Ehe als ein von dem Priestersegen und der göttlichen Einweihung unabhängiges Institut hinstellte, wurde sie damit zu einer äußerlichen, dem Göttlichen und Geistigen fremden Einigung der Geschlechter.

Als solche bloß noch äußere Einigung kann die Einigung keine absolute sein; die äußerliche Einheit muß eben, weil sie eine nur

äußerliche ist, wieder aufgegeben werden können. D. h. also, die Ehe kann nicht untrennbar sein, und deshalb führt die Revolution notwendig die Scheidung ein, auch durch bloße beiderseitige Einwilligung, consentement mutuel.

Ja, noch mehr! Wenn die Ehe wirklich und ganz und gar ein äußerliches Verhalten der Geschlechter zueinander sein soll, so darf, um dies rein äußerliche Verhältnis aufzulösen, nicht einmal die beiderseitige Einwilligung erforderlich sein. Die Forderung des consentement mutuel setzt doch immer noch die innere Einheit der Gatten, wenn auch nur im Punkt der Trennung voraus; wenn ich ein Verhältnis nur mit dem innern Willen des andern auflösen kann, so bin ich von seinem Willen abhängig, nicht frei, das Verhältnis selbst ist damit zu einem innerlichen geworden; das Bestehen des Bandes, das es zusammenknüpft, und somit dies Band selbst, beruht in der innerlichen Einheit der beiden Individuen. Das darf bei einem schlechthin äußerlichen Verhältnis nicht stattfinden. Und obgleich also vom Standpunkt der Französischen Revolution die Ehe nur als ein bürgerliches Kontraktverhältnis erscheint, die Auflösung eines jeden Kontrakts aber nur mit beiderseitiger Einwilligung geschehen kann, hat der französische Konvent die unglaubliche Konsequenz und Inkonsequenz zu gleicher Zeit im Gesetz vom September 1792, die Scheidung auf den bloßen einseitigen Willen des einen Teils zu autorisieren.

Hier hat die Äußerlichkeit, zu der sich die Ehe entwickelt hat, ihre konsequenteste Verwirklichung gefunden. Man geht auseinander, wie man gekommen ist.

Dies konsequenteste Gesetz konnte indes nicht lange bestehen. Die Ehe ist eine Einigung nicht nur von Menschenleibern, sondern auch von Besitz und Vermögensinteressen. Als rein äußeres Verhältnis sind auch die äußeren Zwecke des Besitzes und Interesses in ihr vorherrschend. Diese könnten durch eine Trennung infolge einseitigen Willens gestört werden. Der Code civil daher, welcher die Ehe hauptsächlich vom Standpunkt der Besitzinteressen auffaßt, und, dem Konvent entgegengesetzt, allüberall die Freiheit der Persönlichkeit dem Interesse des Besitzes unterordnet, hebt jenes Gesetz auf und läßt Scheidung nur durch Verschulden oder beiderseitige Einwilligung eintreten.

Ebenso konsequent ist es ferner, daß in der Gesetzgebung des Code civil der Ehebruch aufhört (wenn nicht noch Beleidigung hinzukömmt, indem die Konkubine im Hause gehalten wird), ein Scheidungsgrund zu sein. Zwar werden Sie einwenden, daß der Ehebruch der Frau noch einen Scheidungsgrund bilde. Diese allerdings sehr unbillige Ausnahme beruht aber, wie Sie bald sehen werden, grade darauf, daß die Ehe vom Code civil konsequent als bloßes Eigentumsverhältnis aufgefaßt wird.

Denn vor der Idee der absoluten innern und äußern Einheit der Individuen in der Ehe sind Mann und Weib ganz gleich. Diese Einheit wird daher ebenso durch den Ehebruch des einen als des anderen aufgelöst. Das Christentum daher, wie das kanonische Recht machen nirgends einen Unterschied zwischen Ehebruch des Mannes oder des Weibes. Dem Code civil aber, welchem die Ehe nicht diese tief innerliche Einheit der Individuen, sondern nur eine äußere, auf äußere Besitz- und Vermögensinteressen gerichtete Einheit ist, hebt daher der Ehebruch, die Verletzung der innerlichen und körperlichen Einheit, noch lange nicht die Einheit der Besitzinteressen auf. Er statuiert daher den Ehebruch des Mannes. Aber grade, weil er die Ehe als reines Eigentumsverhältnis auffaßt, darf er den Ehebruch des Weibes nicht statuieren. Denn, was zunächst das Eigentumsrecht betrifft, das man in der Ehe an dem Körper des anderen hat, so leidet der weibliche Körper durch seine häufige Benutzung und dadurch, daß er infolgedessen Kinder bekommt, weit mehr als der männliche; seine Schönheit wird abgenutzt und besonders, indem das Weib fremde Kinder in die Familie einführt, welche der Mann ernährt und die seine Erben werden, fügt sie ihm einen bedeutenden Eigentumsschaden zu.

Deshalb also bleibt der weibliche Ehebruch allerdings als Scheidungsgrund bestehen.

Die Französische Revolution hat also nach allen Seiten hin das Institut der christlichen Ehe zerschlagen und den zu ihrer Zeit gewonnenen Gedankeninhalt auf das konsequenteste verwirklicht. Indem aber die Sittlichkeit, welche der christlichen Idee der Ehe zugrunde lag, hier verschwunden und die Ehe zu einem bloßen Eigentumsverhältnis geworden ist, welches seine seelenlose Herrschaft über die freien Menschenleiber und -geister ausübt, wird der Zwang hier der härteste und unerträglichste und die Ehe selbst für das Weib zu einer wahren Leibeigenschaft. Zugleich hat die Revolution, indem sie der Ehe die sakramentelle Heiligkeit entzog, ihr den hauptsächlichsten Schirm gegen die Angriffe des anstürmenden Zeitgeistes geraubt.

Und so trat denn auch zuerst in Frankreich eine Schule auf, welche eine Revolution im Geschlechterleben zuerst als ausdrückliches Prinzip, als soziale Grundlage proklamierte. Und wie ich Ihnen oben gesagt, daß der ökonomische Sozialismus nichts anderes ist als ein und derselbe Gedanke der freien Persönlichkeit in bezug auf die Welt der materiellen Bedürfnisse und Stoffe, welcher sich in der Emanzipation der Liebe in bezug auf die Welt der Sitten und Geschlechter verwirklichen will, so wurde dieser innige Zusammenhang hier zum ersten Male geschichtlich offenbar.

Es war ein wissenschaftliches System, das mit der einen Hand die ökonomischen Grundlagen der Gesellschaft angriff und das sich nicht

schämte und nicht scheute, mit der andern Hand die Ehe zu attackieren und die Freigebung des Fleisches und der Liebe als Dogma und sozialen Kultus zu proklamieren.

Diese Schule war die der Saint-Simonisten und ihr Hohepriester Enfantin.[1]) Und Sie würden erstaunt sein zu hören, welchen Anklang jene noch so unklare und phantastische Lehre selbst unter den Weibern fand. — Weiber der besten Stände, Weiber aus guter Gesellschaft und von hoher Bildung scheuten sich nicht, sich unter die Fahnen Enfantins zu enrolieren, den Simonisten-Klub zu besuchen und über die Bestimmung des Weibes und die Religion der Sinne zu disputieren. Weiber begleiteten Enfantin auf die Angeklagtenbank, wo er unter der Beschuldigung stand d'avoir attaqué aux mœurs, und knieten daselbst vor ihm nieder!

Wenn indessen der Saint-Simonismus in allem noch verworren, unklar und phantastisch war, so war er es ganz vorzüglich in bezug auf seine Religion des Fleisches. Obgleich der Saint-Simonismus eigentlich nie sein letztes Wort in bezug auf diesen Gegenstand ausgesprochen hat, obgleich man überall nur dunkle Andeutungen findet und in der Schule selbst ein leidenschaftlicher Kampf grade über dieses Thema ausbrach, der auch ihre Spaltung zur Folge hatte, scheint es doch nicht undeutlich, wenn nicht geradezu auf eine Gemeinschaft der Weiber, so doch jedenfalls auf eine hierarchische — (alles war ja zudem im Saint-Simonismus in hierarchischer Form) — Ordnung des Geschlechtsgenusses und Geschlechtslebens durch die große Familie abgesehen gewesen zu sein. Ein andres läßt sich wenigstens bei dem couple-prêtre Enfantins nicht denken.

Das war nun jedenfalls ein heilloser Irrtum! Das Prinzip der freien Persönlichkeit, welches diesen ganzen tobenden Kampf der neuesten Geschichte angestiftet hatte, um zu seiner vollen Verwirklichung zu gelangen, war dadurch wirklich beleidigt. Mit Recht ist man in nichts so persönlich als grade in der Liebe. Nicht nur eine Gemeinschaft der Weiber ist daher noch weit unmöglicher und prinzipwidriger als eine Gemeinschaft der Güter in vulgärem Sinne, sondern jeder Versuch, den Geschlechtsgenuß in der Form einer gesellschaftlichen Funktion, als Gattungsfunktion zu konstituieren, wird falsch und wahnsinnig sein. Nur als freies Sichhingeben, als freier Leiber- und Seelenaustausch zweier sich selbst genügender Individuen, ist der Geschlechtsgenuß Liebe. In der Enfantinschen Organisation des Priesterpaars, in diesem zu einem förmlichen äußeren Kultus verwandelten Geschlechts-

[1]) Prosper Enfantin (1798—1864), der französische Sozialist, der bekannte Schüler Saint-Simons.

verkehr wäre gerade das Moment der Persönlichkeit im Geschlechtsgenuß, also das Moment der Liebe, untergegangen.

Das Tiefe aber im Saint-Simonismus, in diesem Gebiete wie in den übrigen, bestand in seinen Ahnungen. Der Saint-Simonismus brach in Sätze von furchtbarer Tiefe aus: Heiligt euch durch Arbeit und Genuß! Stürmisch proklamierte er die Berechtigung der Sensualität; er forderte einen Kultus des Sinnengenusses. Er erklärte, nur der Mann und das Weib bilden das soziale Individuum, und forderte die soziale Gleichstellung beider.

Was das Bedeutsamste war, er wandte sich — die erste Erscheinung dieser Art in diesem Gebiet — mit seiner Lehre an die Wirklichkeit und forderte unmittelbare praktische Geltung derselben. Er proklamierte die Emanzipation des Fleisches als soziale Grundlage, als Basis der neuen Gesellschaftsordnung, die nur auf diesem Ferment errichtet werden könne.

Wenn Sie dem Bisherigen gefolgt sind, so werden Sie den immensen Fortschritt anerkennen müssen, den die neue Idee der Befreiung der Persönlichkeit in der Sphäre der Liebe schon bis hierher gemacht hatte.

Eine Idee, die zuerst rein in dichterischen Werken sich als Schöpfung der Phantasie darzustellen gewagt hatte, war schon zur Schule und Lehre, zum System geworden; sie wandte sich bereits als Dogma an die Wirklichkeit und forderte gebieterisch ihre Realisation in derselben.

Sie war bestimmt, sich erst weiter und weiter in sich zu vollenden und dann die Welt unerbittlich an sich zu reißen.

Enfantin hatte noch eines richtig gefühlt. Er hatte gefühlt, daß die Befreiung des weiblichen Elementes, und also damit des Fleisches überhaupt, nur von dem Weibe selbst ausgehen, nur durch die freie Tat des Weibes verwirklicht werden könne. Er hatte daher im Saint-Simonisten-Kollegium neben seinem hohepriesterlichen Sessel einen Sessel für „das Weib" errichten lassen. Aber das wirkliche Weib, die hohe Priesterin, fand sich nicht. Der Sessel blieb behangen, und die Soireen wurden endlich, da sich das Weib nicht fand, ganz geschlossen.

Aber das Weib sollte sich finden, wenn auch in anderem und höherem Sinne noch, als Enfantin dafür hielt.

Es sollte und mußte vor allem ein Weib sein, welche die Fesseln der Weiber nach allen Seiten hin grundsätzlich zu sprengen begann. Dieses Weib trat auf; mit der Männerarbeit und dem Männerkampfschwert nahm es zugleich männlichen Namen an und nannte sich George Sand.[1])

Sie kennen die Werke der Sand zu genau, als daß ich mich hier über dieselben auszulassen brauchte. Alle diese Romane sind nicht Romane

[1]) George Sand (1804—1876), die berühmte französische Romanschriftstellerin.

im eigentlichen Sinne, sondern ebensoviele mit der Gegenwart gebrochene Lanzen, herkulische Befreiungsarbeiten.

Bei alledem übersah die Sand eins. Sie wandte sich überwiegend mehr der Befreiung der Weiber in ihrer sozialen Stellung der Männerwelt gegenüber als grade in der eigentlichen Sphäre der Weiblichkeit, in der Sphäre der Liebe und des Liebesgenusses zu. Diese letztere Befreiung ist aber und bleibt erstes und hauptsächlichstes für die Weiber.

Doch auch in dieser Beziehung hat die Sand Großes geleistet, und es war nicht zufällig, sondern von bedeutsamer Konsequenz, wie von jetzt ab die Theorie sofort zur Praxis wurde und auch bei der Sand, unbekümmert um den Widerspruch der Sitte, zur leitenden und frei bekannten Richtschnur des eignen Lebens wurde. Je näher eine Idee ihrer allgemeinen Verwirklichung tritt, desto näher, intensiver wird bei den Individuen der Übergang aus ihrer theoretischen Anschauung zu ihrer praktischen Bekennung.

Die deutsche Entwicklung konnte nicht zurückbleiben. Sie läuft in allen Gebieten in der neuesten Zeit parallel mit der französischen, nur daß der französische Geist sich überwiegend sofort auf die Außenwelt hin wendet, der deutsche Geist sich mehr in die innere Vollendung vertiefte. Als der deutsche Geist mit der Hegelschen Philosophie und ihren Konsequenzen endlich die letzte theoretische Vollendung erreicht hatte, mußte er sich, und nun mit um so größerer Wucht, weil aus dem tiefsten Innern heraus, auf die Außenwelt wenden und zur ungestümen Praxis werden.

Bis dahin aber war die Arbeit des deutschen Geistes allerdings eine einseitig theoretische. Dafür erlangte sie aber, wie gesagt, auch eine um so größere innere Vollendung. Und so sollte denn auch in diesem Fache der deutsche Geist eine geistige Tat vollbringen, in der die Idee der freien Persönlichkeit in der Liebe unendlich tiefer, befreiter, kühner und vollendeter dargestellt war, als selbst in allen Romanen der Sand. — Das Werk, von dem ich rede, ist Friedrich von Schlegels Lucinde![1])

Kühneres, Revolutionäreres in jener Gattung war nie geschrieben worden! Die Durchdringung des Geistigen und Sinnlichen war hier in einem solchen Grade vollbracht, daß es unmöglich war, die beiden Elemente auch nur einen Augenblick zu unterscheiden.

Und mit tiefem Sinne war grade das weibliche Element zur hervorragenden Person des Romans gemacht. Ein frei genießend öffentlich dargestelltes Weib, ein Weib mit unerschütterlicher Grazie und Sicherheit, als wenn die Welt der widersprechenden Sitte gar nicht vorhanden

[1]) Die Lucinde erschien 1799.

wäre, nicht auf dem Grundsatz einer abstrakten Fleischesemanzipation, der die Saint-Simonisten zum Irrtum führte, sondern auf dem Prinzipe beruhend, daß die volle Selbstverwirklichung der freien Persönlichkeit — dieser höchste Genuß des Individuums — zugleich auch seine einzige sittliche Pflicht sei; ein Weib, welches mit der reinsten und weiblichsten Schamhaftigkeit die höchste Wollust verbindet und den Beruf des Weiblichen darin zu erfüllen weiß, indem sie den Liebesgenuß zum Studium erhebt — das ist die Lucinde.

Die Lucinde ist auch in der Tat nicht bloß das Werk Friedrich Schlegels, sondern das Werk von Mann und Weib, des sozialen Individuums, wie Enfantin gesagt haben würde, denn sie entstand in der Blüteperiode eines Verhältnisses Schlegels mit Dorothea Mendelssohn,[1]) mit der er, nachdem er sie aus Berlin entführt, in wilder Ehe in Dresden lebte; sie entstand unter dem mächtigen Einfluß und der Beteiligung dieser hochgebildeten, Schlegel auf allen seinen Forschungen, bis in das Gebiet der Religion und der Weisheit der Inder hinein begleitenden Frau.

Das Geschrei, welches ob dieses Buches (näheres über dasselbe kann ich Ihnen, ehe Sie es gelesen haben, nicht sagen; Sie bringen es hoffentlich mit) in der Welt ausbrach, war grenzenlos. Zumal da solche Tat noch dazu von einem Manne ausgehen mußte, der zu den anerkanntesten und vornehmsten Namen im Gebiete der Literatur gehörte, der sogar der so gefeierten Romantik angehört hatte.

Wenn aber dieses Geschrei noch durch etwas vermehrt und übertroffen werden konnte, so war es durch die darauf folgenden Briefe Schleiermachers über die Lucinde.

Was in der Lucinde enthusiastische Darstellung sein konnte, war hier in ruhigen kontemplativen Frauen in den Mund gelegten Briefen prinzipiell apotheosiert und als wahre Weiblichkeit nachgewiesen. Die Liebe war hier, aller Tradition entgegen, aus einer gleichsam göttlichen und über dem[2]) Menschen stehenden Macht, die, wenn sie ihn einmal ergriffen, für sein ganzes Leben ohne Wechsel des Gegenstandes beherrschen soll, und daher mit dem unauflöslichen Bande der Ehe gesiegelt wird, in den freimenschlichen Zug des Individuums verwandelt, sich in andern aufzusuchen, zu finden und zu genießen. Aus einem Dogma wurde die Liebe zu einer Kunst. Schnurstracks entgegen dem alten Aberglauben von der ersten und ewigen Liebe wurde von Schleiermacher die erste Liebe als der erste Versuch, sich in anderen wiederzufinden, als der notwendigerweise deshalb auch noch roheste und ungeschickteste und bedeutungsloseste Versuch aufgezeigt. Die erste Liebe

[1]) Dorothea Mendelssohn, die Tochter Moses Mendelssohns, hatte sich 1798 von ihrem Gatten Simon Veit scheiden lassen, um hinfort mit Schlegel zu leben.

[2]) Im Original steht: den.

wurde deshalb hier als ihrer Natur nach und notwendigerweise unvollkommen, flüchtig und vorübergehend erklärt.

Es wurde für die Liebe hier dasselbe Gesetz wie für jedes künstlerische Streben entdeckt, erst nach und nach, nach unklaren Versuchen und Irrtümern zur wirklichen und vollendeten Liebe zu gelangen; das Lieben, Treuloswerden und Wiederlieben wurde hier zur notwendigen Entwicklungsgeschichte des Vollkommenen. Der praktische Rat, der von hier aus folgte, war, sich frischweg zu versuchen und wieder zu versuchen, sich zu bilden und zu entwickeln, bis man einerseits sein wahrhaftes Selbst im andern und andrerseits damit zugleich seine höchste Liebesfähigkeit gefunden habe. — Was vor dieser Theorie, welche die Dauer der ersten Liebe selbst nicht einmal respektierte und das vielfache Lieben zur Bildungs- und Entwicklungsarbeit des Individuums machte, aus der Ehe werden mußte, habe ich nicht nötig noch hervorzukehren.

Und was die Welt bei diesem Buche in eine wahrhaft dumpfe Bestürzung versetzte, war sein Verfasser. Dies Buch war geschrieben von Schleiermacher,[1]) dem Professor der Theologie an der Universität zu Berlin, dem berühmtesten Prediger seiner Zeit, dem Diener der Religion, der alle Sonntage Berlin von der Kanzel herab zum Weinen brachte.

Auch war das Buch sehr ernsthaft gemeint, wie zum Überfluß eine „Zueignung an die Unverständigen" zeigte, die Schleiermacher ihm voranschickte.

Ihren theoretischen Abschluß endlich erlangte auch die neue Entfaltung des Liebesgedanken mit dem Hegelschen System. Nicht nur aus dem ganzen System folgt mit Notwendigkeit, was von der Liebe zu halten sei, sondern auch Hegel selbst hat sich teils in der Ästhetik, teils in einem Aufsatz über Julie und Romeo hinlänglich hierüber ausgesprochen. Wie alles im Hegelschen System, so wurden auch in dieser Hinsicht die bisher über Liebe grassierenden Begriffe gradezu auf den Kopf gestellt.

Die Sittlichkeit der Liebenden bestand jetzt in der Glut, ihre innerliche Einheit mit rücksichtsloser Hingebung ihres Körper-Egoismus auch wahrhaft verwirklichen zu wollen; sie bestand in der rücksichtslosen Glut, es unter allen Umständen zum körperlichen Eins und Ineinander so oft, so dauernd und so intensiv als möglich zu bringen. Die Körperumarmung als der Zenithpunkt wirklicher Einheit und als höchste Ablegung der selbständigen Persönlichkeit wurde zum Zenithpunkt liebender Sittlichkeit. Die Schamhaftigkeit der Liebenden bestand jetzt darin, noch nicht ineinander gegangen zu sein und also noch getrennte

[1]) Schleiermachers Vertraute Briefe über Schlegels Lucinde erschienen 1801.

fremde Körperlichkeiten, noch egoistische Körperselbständigkeit zu haben.[1])

Die theoretische Bewegung hatte damit ihren wahren wissenschaftlichen Abschluß und zugleich — im Hegelschen System überhaupt — ihre systematische Grundlage erlangt, welche ihren systematischen Zusammenhang mit dem neuen Gedanken in allen andern Gebieten des Lebens nachwies.

Die theoretische Bewegung war damit offenbar zu Ende. Die praktische mußte beginnen, und da diese Revolution eine Revolution der Sitte war, d. h. in dem geänderten Verhalten der Individuen zueinander bestand, mußte sie vor allem damit beginnen, Individuen zu ergreifen, um sich in ihnen darzustellen. — Allerdings hatte ich oben bemerkt, daß schon bei der Sand selbst solcher Übergang zur individuellen Praxis statt hatte. Aber teils mußte auch Deutschland dieselben Erscheinungen haben, teils hatte die Praxis der Sand nicht die erforderliche Bedeutsamkeit und konnte sie nicht haben. In Frankreich lebend, d. h. in einem Lande, wo durch die Zivilehe das eigentlich Sakramentelle und Dogmatische der Ehe schon lange aufgehoben und in welchem man gewöhnt ist, in allen Richtungen dem Individuum mehr Spielraum zuzugestehen, in Paris lebend, d. h. in einer Stadt, wo zwanzig verschiedene Arten der Gesellschaft nebeneinander bestehen und wo jeder sich mit etwas Mühe und Geist eine eigene Gesellschaft und darin geltende Sitte schaffen kann, und vor allen Dingen in persönlich unabhängigen Verhältnissen lebend, dieses zu keiner Kollision kommen lassen konnten, konnte die Praxis der Sand, eben weil der Konflikt, das Leiden, der Kampf fehlte und sie sich bloß als Originaltat und Amusement darstellte, nicht die nötige tiefe Bedeutung erlangen.

Hierzu war vielmehr nötig, daß der neue Begriff ein weibliches Individuum ergriff, welches er in die entschiedenste, blutigste Kollision mit allen bestehenden Verhältnissen versetzte, ein Individuum, welches nach seiner äußeren Lage viel zu abhängig war, um sich den äußeren Verhältnissen entziehen oder auch nur ihrer erwehren zu können, und von der anderen Seite doch viel zu mächtig von dem neuen betretten Bewußtsein durchdrungen war, um von ihm abzulassen, oder auch nur scheinbar und theoretisch von ihm abzulassen, d. h. zu heucheln. Dieses Individuum durfte nicht etwa bloß heimlich ehebrechen, es mußte vielmehr seinem Mann und seiner Familie gegenüber offen sein Recht zum Ehebruch behaupten. Jeder neue Glaube, jede neue Lehre will durch Blut und Qual besiegelt werden. Sie will wie die christliche Religion, die dies sogar als einen ihrer mächtigsten Beweise für ihre

[1]) Dieselbe Auffassung findet sich in Lassalles Briefen an Lennie Grodzka. Vgl. Ferdinand Lassalle, Nachgelassene Briefe und Schriften. Bd. I, Nr. 24—27.

Wahrheit hinstellt, ihre Blutzeugen haben. Diese Blutzeugen sind eben diese vom neuen Begriff erfaßten Individuen, die durch ihn in den rücksichtslosesten Kampf mit der Gesellschaft hineingeschleudert werden; sie können möglicherweise in diesem Kampf noch untergehen, aber an der Macht, die sie in diesem Kampf gegen alle Positionen der Gesellschaft entwickeln, zeigt sich dann, ob ihr Inhalt ein wahrer und lebensfähiger und wie nahe er seiner allgemeinen Verwirklichung ist. — Damit aber diese Kollision um so blutiger werde, mußte dieses Individuum sich in einem Lande finden, in welchem die alte Sitte noch ihre stärkste Wirklichkeit genoß — in Deutschland; es mußte sich in einer Religionsgemeinschaft finden, welche die Ehe noch als Sakrament hinstellt und ihr somit die unantastbare Heiligkeit des Göttlichen leiht — im Katholizismus, es mußte in einem Stande erstehen, welcher par excellence und ausschließlich der Vertreter der alten Gesellschaftsordnung ist und zugleich in seinem großen Besitz das Mittel hat, jeden individuellen Angriff sofort siegreich zu unterdrücken, d. h. in den Reihen des hohen und mächtigen Adels.

Erst wenn die Gegensätze so in der höchstmöglichen Schärfe und Konzentration, deren sie fähig waren, einander gegenüberstanden und zusammenstießen — erst dann war der Fall sozusagen so recht aus dem Begriff herausgeschnitzt, erst dann trug er alle Forderungen des Begriffs und den Charakter seiner universellen Bedeutung unleugbar an sich, erst dann mußte der Zusammenstoß zu einem nicht zu vermittelnden, zu einem verzweifelten, aber zugleich zu der lehrreichsten sozialen Tragödie werden.

Von der einen Seite deutsche Moral, Katholizismus, eheherrliche Gewalt, Familie, Reichtum, Adel, dies alles noch, wie von einem Wall, von der bürgerlichen Ansicht von der Ehe überhaupt umgeben — von der anderen Seite die freie Persönlichkeit mit ihrer unendlichen Armut und Mittellosigkeit nach außen, mit ihrem unendlichen Reichtum nach innen.

Die Lucinde, die ich oben so lobte, leidet noch an einem Fehler, an dem gewaltigen Fehler der Abstraktion, den schon die Ernestine in den Schleiermacherschen Briefen ihr unklar vorwirft und den Schleiermacher selbst, soviel Mühe er sich auch gibt, nicht wegdisputieren kann. Ernestine sagt nämlich, es sei ein Fehler jenes Buches, daß man nicht erfahre, zu welcher Tüchtigkeit in der Außenwelt solche Liebe Lucinde und Julius besonders begeistert habe; solche Liebe könne nicht ohne Einfluß auf das äußere, bürgerliche Leben bleiben, sie müsse sich zu Taten und Wirkungen nach außen erheben.

Das Richtige, welches in diesem Vorwurf unklar liegt, ist folgendes. Von einem neuen und befreiten Gedanken durchdrungene Individuali-

täten wie Julius und Lucinde müssen notwendig in Gegensatz mit der Außenwelt treten, deren geltendes Prinzip sie für sich aufgehoben haben. Das Hauptinteresse liegt eben darin, zu sehen, wie sich die Wirklichkeit zu einer solchen befreiten Gestalt verhält. Den Gegensatz und den Contrechoc beider zu beobachten, die schonungslose Feindseligkeit zu betrachten, mit welcher in diesem Ringkampf die Welt durch die Wucht ihrer positiven Existenzen das Individuum zu erdrücken sucht, und die Widerstandsmittel andererseits, welche die befreite Persönlichkeit aus der Tiefe ihres Prinzips herauszuentwickeln weiß.

Von alledem erfährt man nichts in der Lucinde. Von aller umgebenden Wirklichkeit ist darin abstrahiert, und Lucinde lebt frei und ungestört, als wenn der Widerspruch der Existenzwelt gar nicht vorhanden wäre. Diese totale Abstraktion ist in der Tat noch die Folge der romantischen Richtung Schlegels; aber eben dieser Abstraktion wegen ist die Lucinde kein wirklicher sozialer Roman.

Wenn aber das neue Liebesbewußtsein erst wirklich lebendige Individualitäten ergriff, dann mußte dieser in der Lucinde übergegangene Zusammenstoß sich vollbringen, und damit er in der höchsten Intensität, deren er fähig war, stattfinde, mußten die äußeren Verhältnisse, in denen das Individuum auftrat, wie oben auseinandergesetzt, grade die der neuen Freiheitsidee widersprechendsten sein. —

Beiläufig gesagt wird es Ihnen nun schon lange klar geworden sein, daß ich jetzt eben von Ihnen und Ihrer Historie rede. Sie müssen aber nicht etwa glauben, daß Ihnen hier eine gewaltsame Deutung gegeben worden sei, weil Sie eigentlich nie konsequent nach außen hin die Berechtigung des freien Liebesgenusses im allgemeinen, sondern mehr nur diese Berechtigung grade für sich selbst behauptet und sie mehr durch die enorme Ihnen von Ihrem Mann angetane Unbill motiviert haben. Denn teils lag doch jene Idee, wenn auch unklar, immer Ihrem innern Bewußtsein zugrunde, teils ist es ganz einflußlos, ob Sie sich selbst Rechenschaft über das Sie treibende Prinzip abzulegen gewußt haben. Vielmehr ist es grade eine Eigentümlichkeit fast aller geschichtlichen Persönlichkeiten, daß sie den Gedanken, der sie durchdringt, der die Seele alles ihres Tuns ist, nie in klarer Form sich selber zum Bewußtsein bringen können. Könnten sie dies, so wären sie damit zugleich Herren und Meister dieses Gedankens und nicht das von ihm regierte und gleichsam willenlos bewegte Instrument. — Die Hauptsache ist also die, daß Sie stets Ihrem Manne oder Ihrer Familie gegenüber Ihre Freiheit, zu empfinden und zu lieben, als Ihr gutes Recht behauptet haben, wenn Sie dieselbe auch vorzüglich durch das Übermaß der vom Grafen erfahrenen Mißhandlungen aller Art und nicht durch das rein allgemeine Prinzip selbst motivierten. Die Hauptsache ist, daß Sie

sich nie zu der Herabwürdigung bringen lassen wollten, einzugestehen, daß Sie sich vergangen hätten, indem Sie jene Freiheit der Persönlichkeit, sich in einem Individuum zu finden und zu genießen, ausübten. Die Hauptsache ist, daß Sie mit dem echt theoretischen Stolze des von einem Prinzip berauschten Geistes sehr oft Ihr ganzes Schicksal, das sich sonst hin und wieder hätte einrenken lassen, lieber zerschellen ließen, als jenes Geständnis abzulegen; daß Sie sogar jenes Geständnis nicht einmal bloß theoretisch und scheinbar, d. h. heuchlerisch ablegen wollten, wo Ihnen Ihre Familie, wie z. B. die Nostitz [1]) einst in Berlin den Weg zeigte, unter der äußerlichen Affichierung einer Sinnesänderung, eines frommen Wandels usw. die frühere Praxis zu verbergen. Denn bei einem von der Gewalt eines Prinzips wahrhaft erfaßten Geiste ist es grade die Hauptsache, nicht etwa im stillen und geheimen dem Prinzipe praktisch nachzuleben, sondern es theoretisch und prinzipiell als sein Prinzip zu bekennen. Ein solcher Geist steift sich vor allem darauf, sein Prinzip theoretisch zu bekennen und sein Recht zur Anerkennung zu bringen (was ich bei Ihnen in bezug auf die praktischen Konsequenzen so oft das Streiten um den Punkt auf dem i nannte), er wäre eher noch imstande, die Verwirklichung seines Prinzips aufzugeben — denn damit gäbe er doch nur die Außenwelt auf —, als theoretisch auf sein Prinzip und die formelle Anerkennung seines Rechts zu verzichten. Denn dies, was dem gewöhnlichen Menschen Forderung der praktischen Verständigung zu sein scheint, erscheint einem solchen Geiste von der einen Seite als Aufgabe und Verrat seines Prinzips, d. h. als Heuchelei, von der andern Seite aber, weil dies Prinzip den tiefsten Inhalt seiner Persönlichkeit ausmacht, erscheint es ihm sogar als Aufgeben seiner innern Persönlichkeit, als persönliche Selbstentwürdigung und Selbsterniedrigung.

Die Hauptsache ist ferner, daß Sie, von dem Gedanken durchdrungen, daß der Leib allerdings zum frei sich darbietenden Gefäß der Liebe, aber eben auch nur zu der Realisation der Liebe bestimmt sei, sich entschieden weigerten, worüber sich Ihre Familie so oft tadelnd wunderte, die Schönheit Ihres Leibes, die Macht der Sinnlichkeit auf Hatzfeldt wirken zu lassen, wodurch Sie ihn gar bald unterjocht haben würden. Dem Prinzipe von der freien Verwirklichung der Persönlichkeit in der Liebe, dem Prinzipe von der Vollendung der Liebe durch die freie, sittliche Hingabe des Leibes, erscheint der Leib als ein überaus Heiliges, welches durch jeden andern Gebrauch desselben als zum wahren Liebesgebrauch, selbst dem Ehemann und seinem äußeren Recht auf diesen Leib gegenüber — (dieses Recht erkennt ja eben dieser Geist, der nur

[1]) Gräfin Klara von Nostitz (1807—1858), Schwester der Gräfin Sophie von Hatzfeldt.

das Recht der freien Liebe anerkennt, durchaus nicht an) —, entheiligt und entweiht werden würde. Darum blieben Sie für Hatzfeldt, wie er sich ausdrückte, die tote Statue.

Mit dem obigen hängen nun weiter aufs innigste die Forderungen zusammen, die Sie Hatzfeldt gegenüber stellten und welche, oft in praktisch verständiger Hinsicht von schreiendem Unverstand, hier ihre wahre, tiefe Begründung und innere Notwendigkeit finden. So wollten Sie so lange absolut nie in die Scheidung willigen, was vom verständigen Standpunkt aus rein unerklärlich scheint, da Ihnen doch alles daran liegen mußte, von diesem Manne loszukommen. Aber von hier aus findet es seine Erklärung.

Sie wollten nicht in die Scheidung durch gegenseitige Schuld, ja nicht einmal in die Scheidung ohne alle bestimmte Schuld, par consentement mutuel willigen, weil Sie wußten, daß nach den Vorurteilen Ihres Standes die Scheidung immerhin sozusagen als eine Entthronung Ihrerseits, d. h. als eine Anerkennung eines von Ihnen vollbrachten Unrechts aufgefaßt werden würde. Grade deshalb aber wollten Sie, der es vor allem darauf ankam, vor den Augen aller Ihr theoretisches Recht aufrechtzuhalten, nie darein willigen.

Seien Sie ehrlich. So oft Sie Hatzfeldt auch Vorschläge der Versöhnung und des Zusammenlebens machten, Sie dachten nie ernstlich daran, ihm von da ab die eheliche Treue zu bewahren. In der ganzen konsequenten Kühnheit Ihres Prinzips erhoben Sie sich so zu der fanatischen Forderung — die dem Grafen natürlich Insolenz zu sein schien — die Ehe selbst und mit ihr zugleich die Freiheit, die Ehe zu verletzen, aufrechtzuerhalten.

Die Freiheit, die Ehe zu verletzen, konnten und durften Sie nicht aufgeben, weil Sie sonst Ihr Prinzip, Ihre innere Persönlichkeit aufgegeben hätten. Die Ehe selbst wollten Sie nicht aufgeben, damit Sie nicht einen Fehl begangen zu haben anzuerkennen schienen.

Weil Ihnen eben die Ehe mit Recht gar nichts mehr, die freie Persönlichkeit und ihre unendliche Berechtigung alles war, schien Ihnen in dieser wahnsinnig kühnen Forderung der Ehe und Ehelosigkeit zu gleicher Zeit kein Widerspruch zu liegen.[1])

Eine so tiefe, prinzipielle Bedeutung aber diese Forderung auch hatte, so litt sie doch an einem inneren Widerspruch. Die Ehe hat keine Heiligkeit, und es ist das Recht der Liebe, sie zu verletzen. Wo die Person durch die äußeren Verhältnisse in der Ehe zu bleiben gezwungen ist, wo sie dieselbe nicht lösen kann, da hat sie das Recht, dieselbe als nicht vorhanden zu betrachten. Aber wo sie sie lösen kann, hat sie die

[1]) Vgl. hierzu Lasalles Brief an Graf Westphalen vom 1. Januar 1848 in Bd. I, S. 345 f.

Pflicht, sie zu lösen; es ist prinzipwidrig, dieser Lösung zu widerstreben, denn das Prinzip lautet ja eben auf Abstreifung der Fessel der Ehe und daher der Ehe selbst in ihrer jetzigen Gestalt. — In dieser Ihrer Forderung war daher eine Inkonsequenz und ein Widerspruch, und deshalb habe ich mich von je so bestimmt gegen dieselbe aufgelehnt.

Eine andere Forderung, an der Sie unendlich fester hielten und selbst, als Ihnen in bezug auf die äußere Lage ganz akzeptable Bedingungen gemacht wurden, den Vergleich lieber zerschellen ließen, erhält auch erst von hier aus ihr volles Licht. Ich meine Melanie.[1]) Zwar kann man meinen, schon die bloße Mutterliebe erklärt es, daß Sie so großen Wert auf die Tochter legten. In der Tat aber würde es die bloße Mutterliebe nicht erklären, wie eine so geistreiche Frau wie Sie jahrelang Existenz, Stellung, Lebensgenuß lieber aufgeben konnte, als auf ein ihr ohnehin seit zehn Jahren entrissenes und durch Erziehung innerlich entfremdetes Kind verzichten, welches ohnehin nicht mehr zu erkämpfen war, und selbst wenn es erkämpft wurde, wegen der Notwendigkeit, es in kurzem zu verheiraten und somit aus Ihrem Lebenskreis heraus in einen fremden zu entlassen, eine sehr flüchtig vorübergehende Eroberung gewesen wäre.

Wie gesagt, erst von hier aus erklärt sich Ihr starres Festhalten auf der Forderung, Melanie durchaus selbst zu erhalten und auch nicht einmal einen Vermittlungsvorschlag zu akzeptieren, wie z. B. sie einem Familienmitgliede zu übergeben.

Denn während Sie sich mit Recht bewußt waren, die Idee der Weiblichkeit grade zur vollkommenen Entwicklung in sich gebracht zu haben, wurde von der Ihnen gegenüberstehenden Welt der Satzung, die ihren Vertreter in Ihrer Familie und Gatten fand, die Freiheit Ihrer Richtung als das Unweibliche aufgefaßt und behauptet. Bei jedem Vergleichsversuch mußte daher die Frage über Melanie eine unlösbare Schwierigkeit bilden. Bei der Auflösung einer Familie fällt das Weibliche dem Weiblichen zu, die Tochter somit der Mutter. Sie waren also bei Ihrer Forderung Melanies in Ihrem Recht. Aber von der Seite Ihres Gatten wurde grade behauptet, daß Sie das Weibliche in sich verletzt und aufgegeben hätten und daß Ihnen deshalb Melanie nicht gegeben werden könne. Grade hierdurch wuchs unendlich an Intensität die Gewalt, mit der Sie Melanie begehrten. Auf sie freiwillig verzichten, hätte für Sie also geheißen, anzuerkennen, daß Sie sich an der Idee der Weiblichkeit vergangen haben. Ein solches Anerkenntnis aber war für Ihr Bewußtsein eine innere Unmöglichkeit; es auch nur scheinbar abzulegen, oder vielmehr auch nur durch Nachgeben in bezug Melanies anderen

[1]) Melanie, die einzige Tochter der Gräfin.

die Möglichkeit dieser Auslegung zu geben, widersprach absolut Ihrem Selbstbewußtsein, die Idee der freien Persönlichkeit in sich grade zur sittlichen Entwicklung gebracht zu haben. Sie forderten Melanie also nicht bloß um Melanies willen, sondern Ihre ganze eigene Persönlichkeit legte sich in diese Forderung; und deshalb bloß hielten Sie so erstaunlich fest daran.

Da prinzipiell diese Forderung durchaus gerecht war, so konnte ich, solange die Hoffnung eines Sieges möglich war, an derselben nichts aussetzen.

Dennoch aber war mit dieser Forderung der Kampf zum unlösbaren geworden. Denn von der andern Seite wäre die Überantwortung Melanies in Ihre Hand die volle und positive Anerkennung seitens der alten Welt gewesen, daß Sie die Idee des Weiblichen zur richtigen Darstellung und Entwicklung in sich gebracht haben. Dieses Anerkenntnis aber, daß in der Idee der freien Persönlichkeit die wahre Bestimmung des Weiblichen bestehe, konnte unmöglich die alte Welt selbst von sich geben. Denn es wäre dies ja das Todesurteil gewesen, das sie selbst über sich ausgesprochen hätte! Ein Todesurteil, wie sie es unter dem Messer der Guillotine zwar hinnehmen muß, aber selbst da nicht einmal selber anerkennen wird.

Dies Anerkenntnis also konnte wegen des prinzipiellen Gegensatzes von Ihrem Mann und Ihrer Familie nicht abgelegt werden. Mit Ihrem Beharren auf Melanie war also von vorneherein — und ich bin mir dessen seit je sehr bewußt gewesen — der Kampf zu einem solchen gemacht, der nicht mehr ausgeglichen und nur mit dem entschiedensten Ruin der einen Seite geendet werden konnte. Die entgegengesetzten Prinzipien hatten sich, indem jedes forderte, daß das andere selbst sich als das unwahre anerkenne, zwei Doggen gleich, so ineinander verbissen, daß sie nicht mehr auseinander kommen konnten, ohne sich zu zerreißen.

Ich habe eigentlich, indem ich von den Bedingungen sprach, die Sie im Kampfe aufstellten und aufstellen mußten, eine lange Abschweifung gemacht, welche dadurch entstand, daß ich Ihnen nachweisen mußte, wie es wirklich das Prinzip der sich im Gebiete der Liebe frei verwirklichenden Persönlichkeit war, welches in Ihnen seine Trägerin fand. Eigentlich hätte ich oben, als ich von dem Gegensatz sprach, in welchem sich die freie Individualität zu der Welt der Existenzen gestellt sehen mußte, um den Zusammenstoß zu einem echt begrifflichen und intensiven zu machen, zuerst diesen Zusammenstoß mit der Wirklichkeit, den Kampf selbst, entwickeln und dann erst auf das weitere kommen müssen.

Ich nehme also hier den Faden wieder auf, wo ich ihn oben abgerissen. Ich hatte gesagt, daß die Idee der freien weiblichen Individualität, so wie sie in die Praxis trat, ihren absoluten Gegensatz an der

Wirklichkeit finden und in Kampf mit ihr geraten mußte. Daß ferner, damit dieser Gegensatz ein um so tieferer und blutigerer werde, sie sich in äußeren Verhältnissen befinden mußte, welche am direktesten der neuen Idee entgegenstanden; im Katholizismus, welcher die Ehe als Sakrament anerkennt, in den Reihen des höchsten und reichsten Adels, welcher schon als Stand par excellence Vertreter der alten Unfreiheit ist, und der zugleich in seinem großen Besitz und Einfluß das absolute Mittel hat, jeden individuellen Angriff zu unterdrücken; in Deutschland endlich, dem Lande der Philistermoral.

Ich hatte aufmerksam gemacht, wie auf diese Weise alle Existenzen der positiven Welt auf der einen Seite standen: Ehe, Adel, Besitz an Gütern und Einfluß, männliche und Familienautorität, und auf der andern Seite nur die freie Persönlichkeit mit ihrer unendlichen Armut nach außen und ihrem unendlichen Reichtum nach innen. — Ich habe gesagt, wie grade bei diesem absoluten Gegensatze der Kampf ein um so lehrreicherer und großartigerer werden mußte.

Eigentlich aber könnte man fragen, wie soll denn — bei der absoluten Mittellosigkeit der freien Persönlichkeit nach außen, die nichts als ihren innern Reichtum hat — der Kampf entstehen können? Womit soll er bei dieser absoluten Mittellosigkeit, der alle Existenzen gegenüberstehen, geführt werden können? Denn das reine Innere, das weibliche Element, dem noch dazu durch seine Natur die äußere Tat versagt ist, kann nicht äußere Existenzen bekämpfen. Wie also soll der Kampf selbst überhaupt nur möglich sein?

Die Persönlichkeit, die nichts hatte als sich selbst, wandte sich daher um Hilfe an die äußerlich mit ihr identischen und zusammenhängenden Persönlichkeiten, d. h. an die Familie. Aber die Familie gehörte ja eben selbst der Welt des unfreien Dogma an, das zu bekämpfen war; sie war, als Adel, der Vertreter des Alten; sie konnte nicht ihre Hilfe leihen, um ihr eigenes Prinzip und ihren Quell, die Ehe, anzugreifen. Sie wies die freie Persönlichkeit, mit der sie in notwendigem prinzipiellem Gegensatz stand, zurück und trat ihr, sobald diese die innere Empörung in den äußeren Kampf verwandeln wollte, feindlich entgegen. Womit also sollte die freie Persönlichkeit, der alle Mittel der Außenwelt entgegenstanden, keins zugänglich war, ihren Kampf führen?

Es sollte fast unmöglich scheinen, daß der Kampf überhaupt zum Ausbruch kommen konnte, und in der Tat, versichere ich Sie, hätte in keiner andern Zeit als eben in der unsrigen dieser Kampf auch nur zum Ausbruch kommen können. Daß es zu einem Kampfe, und zwar zu einem Kampfe von Macht zu Macht kam — das selbst ist schon Ihr eigentlicher Sieg und an sich der mächtigste Beweis, daß Sie ein unüberwindliches Zeitprinzip vertreten. —

Die interessante Frage also war, welche Mittel und Waffen sollte die mittel- und waffenlose Persönlichkeit in dem Kampf führen?

Aber die auf dem Prinzipe der freien Persönlichkeit beruhende Individualität hatte in diesem ihrem Inhalt eben selbst schon die Mittel an sich, und diese Mittel waren: die Macht der Persönlichkeit und die Macht des Prinzips, das sie vertrat.

Wenn eine weibliche Individualität revolutionär gegen die Welt der Sitte auftritt, so ist das Hauptkriterium, um zu wissen, ob dieser Erscheinung bloß einzelne Ausgelassenheit oder das sittliche Prinzip des neu entstehenden Zeitbewußtseins zugrunde liegt, die Frage: wie wird sich die geistige Männerwelt zu dieser Erscheinung verhalten? Denn Liebe und Sitte sind eben das Verhalten von dem einen Geschlecht zu dem andern, und wenn also von seiten des Weibes eine Änderung in der bisherigen Verhaltungsweise vorgenommen wird, so fragt es sich, ob diese geänderte Weise von seiten des andern Geschlechts, der Männerwelt, anerkannt wird. Um so mehr als die Männer das Geltende, die Macht und Wirklichkeit in der Gesellschaft repräsentieren, von ihrer Anerkennung also der Übergang des Neuen zur allgemeinen Sitte abhängig ist.

Aber mit der Anerkennung kann es noch nicht hinreichen. Die weibliche Individualität findet sich ja eben in dem Kampfe, den sie beginnen will, von vorneherein von der Wucht der positiven Existenzen erdrückt und braucht Hilfe. Und da sie ein Prinzip vertritt und um dieses allgemeine Prinzip der freien Persönlichkeit eben der Kampf geführt wird, so hat sie in diesem Prinzipe selbst die hilfeschaffende Macht. Diese Individualität, welche von den äußerlich mit ihr identischen und zusammenhängenden Individuen — der Familie — verlassen wurde und werden mußte, weil ihr Kampf für die freie Persönlichkeit und gegen die unfreie Familienidee geht, findet ebenso notwendig in den äußerlich ihr fremden, aber innerlich mit ihr identischen, d. h. von demselben Prinzipe der freien Individualität beseelten Persönlichkeiten Hilfe. Diese Hilfe mußte sie finden, denn alle jene Persönlichkeiten sehen, daß es sich um ihr gemeinsames Lebensprinzip, um die Berechtigung und Geltung der freien Persönlichkeit handelt — und sie ergreifen daher für ihr Prinzip die Waffen.

Daß aber das einsam ringende Weib diese Hilfe findet, das beweist eben am mächtigsten und siegreichsten, daß es nicht für seine bloße Lust, auch nicht für irgendein noch so vortreffliches, aber rein persönliches Element kämpft, sondern daß es für eine wirkliche und schlechthin allgemeine Zeitidee, für das wahrhaft allgemeine Prinzip der freien Persönlichkeit selbst gelitten und gekämpft hat. — Diese Hilfe wird jener Individualität aber nicht zuteil individueller Beziehungen wegen,

sondern wegen des Prinzips, das aus ihr handelt; nicht also ein Verliebter ist es, der, weil er sie liebt, sondern drei Männer auf einmal sind es, die nicht in persönlicher Liebesbeziehung zu ihr stehen, sondern rein durch die innere Macht des Prinzipes bestimmt, sich der um ihre Geltung kämpfenden Persönlichkeit zur Disposition stellen. Und grade weil diese Hilfe nicht eine aus persönlichen Beziehungen, persönlicher Teilnahme entsprungene ist, beschränkt sie sich auch nicht auf ein mehr oder weniger hilfreiches Bemühen, sondern als durch die Identität des Prinzips erzeugt, trägt sie den Fanatismus des Prinzips in sich und ist eine Hilfe auf Leben und Tod!

So fanden Sie Ihre drei Mousquetaires, Madame! Und es war nicht gleichgültig oder zufällig, daß Sie dieselben nicht bei leichtsinnigen oder untergeordneten oder romantischen Individuen finden sollten, sondern, was sich für Sie erhob war die Blüte junger Männerwelt, in der behaglichsten äußeren Lage, ein Assessor, ein Arzt, ein Philosoph[1]) auf der höchsten Stufe geistiger Bildung und Vernünftigkeit stehend.

Natürlich aber konnte diese Hilfe nur in den Reihen derer entstehen, die in jeder Beziehung zu der Fahne der freien Verwirklichung der Persönlichkeit geschworen hatte[n], d. h. der sozialen Revolutionärs; und sie konnte ferner nur in einem Augenblicke entstehen, wo die Idee der unbedingten Verwirklichung der freien Persönlichkeit sich schon tief genug in die Welt eingearbeitet und hinreichend entwickelt hatte, um zu ihrer gewaltsamen praktischen Durchführung entschlossen zu sein, d. h. kurze Zeit vor dem Ausbruche einer allgemeinen sozialen Revolution.

Diese Ihre unbedingt größte geistige Tat, Madame, daß Sie Ihre drei Mousquetaires fanden, scheinen Sie mir nie genug gewürdigt, ihr nie hinlänglichen Wert in bezug auf die Beurteilung Ihrer selbst beigelegt zu haben.

Der Beweis für die Wahrheit und Tiefe eines Prinzips ist die Macht, die es ausübt.

Und jene Tat war eben der absolute Machtbeweis, den Sie abgelegt haben; es war der Beweis, daß Sie die umwälzende Idee der Gegenwart nach einer Seite hin zur mächtigen Erscheinung in sich gebracht haben.

Die Welt aber hat einen richtigen Instinkt; ohne es klar erfassen zu können, täuscht sie sich dennoch nicht über jenes Faktum. Sie ahnt darin eine neue und unbekannte Gewalt, die Sie ausgeübt haben müssen! Glauben Sie mir, soweit ich seit 1846 herumgekommen, so hat sich niemand, einige sehr wenige, ganz seichte Köpfe ausgenommen,

[1]) Lassalle meint natürlich Alexander Oppenheim, Arnold Mendelssohn und sich selbst.

jenes Faktum von Ihren drei Mousquetaires und dem verzweifelten, alle Existenzen der Gesellschaft verachtenden Auftreten derselben für Sie durch Verführung, Liebe usw. usw. erklären zu können geglaubt. Es stand dem zu viel entgegen. Der gewöhnlichste Verstand — und ebenso jene Frauen in Ems, die Sie mit soviel innerer neubegieriger Scheu und äußerer Strenge anblicken — vermutet dahinter das Walten einer ihnen unbekannten Macht, die Ihre Persönlichkeit ausüben müsse, vermutet dahinter etwas Unbegreifliches und Unerklärliches aber Bedeutungsvolles. Es ist die Ahnung, daß etwas Neues in die Welt gekommen, das Macht haben müsse; es ist, so wenig sich die Leute darüber klar werden, die Ahnung von dem Auftreten eines neuen Prinzips in der weiblichen Welt und der Gewalt, die es ausübt.

Das Wunder war seit je, schon bei Christus, der Beweis der göttlichen Sendung!

Bei der Frauenwelt aber, welche in der dunkeln Ahnung dieses neuen Prinzips, in der unklaren Anschauung der Macht, die es über die Männerwelt hat, ihr eigenes Lebensprinzip vernichtet sieht, gestaltet sich dieses Vorgefühl zum unheimlichen Haß.

So hoch indessen der Machtbeweis ist, den die Persönlichkeit abgelegt hat, indem sie durch die bloße Gewalt ihres Prinzips aus dem Nichts sich ein Heer geschaffen hat, so ist es doch noch nicht der höchste Machtbeweis, dessen die freie Persönlichkeit fähig ist und den sie leisten muß. Denn die revolutionären Elemente, welche sie an sich riß, waren ja das von vorneherein durch ihr Prinzip mit ihr Identische und Gleichartige. Die freie Persönlichkeit hat also in diesen Kämpfern nur das von vorneherein ihr Gleichartige sich assimiliert, nicht aber ein ihr Entgegengesetztes bezwungen. Wenn die freie Persönlichkeit sich wahrhaft als das absolut Mächtige und somit als das absolut Wahre beweisen soll, so muß sie die Macht haben, ihr Gegenteil selbst, die ihr entgegengesetzte Welt der alten Wirklichkeit zu überwinden und für sich zu begeistern. Denn das ist das wahre Kriterium eines zu seiner Verwirklichung reifen Prinzips, daß es nicht nur über sich selbst und das ihm Gleichartige, sondern über seinen Gegensatz selbst Gewalt hat.

Auch von einer noch andern Seite her war dies nötig. Die freie Persönlichkeit hat in den prinzipverwandten männlichen Individuen ein Heer und das Element der Tatkraft und des Handelns sich erobert, aber zum Kampfe selbst ist noch ein anderes nötig. Der Kampf nämlich geht gegen die Wirklichkeit, das wirklich Geltende. Die Wirklichkeit aber kann immer nur wiederum durch das Wirkliche, das wirklich Geltende immer nur wiederum durch das Geltende bekämpft werden. Für das nicht Geltende würde es unerreichbar bleiben. Wer

also die allgemeine Wirklichkeit bekämpfen will, der muß zuvor Stücke derselben abreißen und in seine Gewalt bringen, um die Wirklichkeit selbst nur mit der Waffe des Wirklichen bekämpfen zu können.

Das heißt also: zum Kampfe gegen das in der Gesellschaft Wirkliche und Geltende muß man zuvor selbst mit dem ausgerüstet sein, was eben das allgemeine Zeichen und Ausdruck aller Wirklichkeit und Geltung ist, mit dem Geld. Das Geld, als das allgemeine Zeichen der Wirklichkeit, ist auch das unentbehrliche Mittel zur Bekämpfung derselben. Aber als allgemeines Zeichen der Personifikation und der Wirklichkeit ist das Geld eben nur im Besitz derjenigen Klassen und Faktoren in der Gesellschaft, welche eben das in ihr bereits Wirkliche, d. h. die alten Zustände vertreten. Es war nur dem Begriff der Sache entsprechend, daß die revolutionären Elemente, welche sich um die freie Persönlichkeit geschart hatten, als selbst nicht der alten Wirklichkeit angehörend, auch nicht hinreichend über das Zeichen derselben, das Geld, disponieren konnten, um den Kampf zu führen.

Sie sehen daher vor jeder Revolution — und das ist das echte Zeichen, daß das neue Prinzip seinem baldigen Niederschlag, seiner Realisation nahe ist — das neue Prinzip sich in einzelnen Erscheinungen Vertreter und Individuen der alten Stände unterwerfen, gegen deren Klasseninteresse grade die Revolution gerichtet ist. Aber die Gewalt des Prinzips ist so groß, daß es sogar — in einzelnen Individuen, versteht sich — den Klassenegoismus überwindet. Es ist dies auch notwendig für das neue Prinzip; denn an diesen Individuen, die es zu sich herüberzieht, und ihrem Besitz erlangt es das in der Wirklichkeit Geltende, das Geld, welches es braucht, um die Wirklichkeit selbst zu attackieren. So ging der Französischen Revolution die Erscheinung vorher, daß viele Adelige des höchsten Adels und sogar der Herzog von Orleans [1]) — dessen Geldmassen daher in der einseitigen Überschätzung des eben aufgezeigten Moments einfältige Geschichtschreiber die Revolution zuschreiben wollten — für die Revolutionsideen auftraten. So ist es jetzt eine bedeutungsvolle Erscheinung, daß in Frankreich besonders viele sehr reiche Leute — z. B. die großen Fabrikanten in Mülhouse [sic!] usw. — und sogar hin und wieder manche in Deutschland sich zum Sozialismus bekennen.

So mußte auch die freie Persönlichkeit diesen höchsten Machtbeweis ablegen, das ihr Entgegengesetzte selbst durch die reine Gewalt und Tiefe ihrer Innerlichkeit zu überwinden und zu sich herüberzuziehen. Und damit dieser Sieg ein entscheidender und wahrhaft bedeutungsvoller sei, mußte die Macht der freien Persönlichkeit jemand

[1]) Herzog Philipp von Orleans (1747—1793), der sich als Mitglied des Jakobinerklubs Philippe Egalité nannte.

überwinden, der nach allen seinen Existenzverhältnissen die strikt entgegengesetzte alte Welt vertrat, die sie bekämpfte; jemand, der durch Alter, Besitz, Religion und Adel, also nach allen Seiten hin die Welt der Existenz in sich personifizierte, gegen welche die freie Person die Waffen ergriffen hatte.

Diesen höchsten Beweis der Übermacht der freien Persönlichkeit über das ihr absolut Entgegenstehende legten Sie an Westphalen [1]) ab. Es war damit ein wahrer Sieg errungen, denn es war der absolute Gegensatz selbst überwunden, es war der Stand selbst, welcher par excellence das Alte vertrat und angegriffen wurde, der Adel, zur Anerkennung der Wahrheit des neuen Prinzips gebracht. Natürlich konnte (wie auch z. B. bei der Französischen Revolution) dies Geständnis, daß sein eignes Lebensprinzip überwunden und die freie Persönlichkeit das Wahre sei, nur von dem geistig gebildeten Teil des alten Adels ausgehen. Sie müssen sich aber hüten, Westphalen usw. als bloße Ausnahme aufzufassen; Westphalen, Oppenheim, Mendelssohn, ich usw. usw. wir sind alle nicht Ausnahmen, sondern nur die Vertreter der verschiedenen Klassen der Gesellschaft, welche herbeieilen, um dem neu aufgegangenen Prinzipe der weiblichen Persönlichkeit ihre Huldigung darzubringen.

Aus dem Obigen folgt auch bereits, wie Sie mit der Bezwingung des absoluten Gegensatzes der alten Wirklichkeit, welche Westphalen durch seine Existenzverhältnisse repräsentiert, durch dieses Stück geltender Wirklichkeit, das Sie an sich gerissen, das in seinem Besitze befindliche Zeichen der Wirklichkeit, das Geld, notwendig erlangen mußten, welches das unerläßliche Mittel zur Bekämpfung der allgemeinen Wirklichkeit war.

Der Kampf war also jetzt, nachdem sich die freie Persönlichkeit rein aus ihrer innern Macht heraus ein Heer geschaffen und sogar das Mittel des Wirklichen, das Geld, an sich gerissen hatte, ein an sich möglicher. Aber dieser Kampf enthielt von vorneherein einen tiefen Widerspruch in sich.

Die freie Persönlichkeit kämpft für die allgemeine Anerkennung und Geltung ihrer innern Wahrheit, ihres Prinzips. Das zur allgemeinen Anerkennung und äußern Geltung gelangte Prinzip ist das — Recht. Sie kämpft also um ihr Recht und auf dem Rechtsweg. Das Recht ist aber zugleich der verwirklichte Ausdruck der alten Gesellschaft und ihres Prinzipes. Das Gesetz steht daher allüberall der neuen Wahrheit entgegen, und ebenso sind die Rechtsprecher die Vertreter und Wächter der alten Wirklichkeit in der Gesellschaft. Es ist also in dem

[1]) Graf Clemens von Westphalen. Vgl. über ihn und seine Beziehungen zur Gräfin und zu Lassalle die Einführungen zu Bd. I und Bd. II.

Kampfe der freien Persönlichkeit der absolute Widerspruch vorhanden, daß sie die alte Welt bei der alten Welt selbst verklagt. Sie kann also bei der alten Wirklichkeit, welche dem Gesetze der Selbsterhaltung folgt, unmöglich gegen sie selber Recht erlangen. Das Bewußtsein oder auch der Instinkt dieses Widerspruchs, nicht bei dem Alten gegen das Alte selbst Recht finden zu können, treibt daher mit absoluter Notwendigkeit die männlichen Vorkämpfer für die freie Persönlichkeit, welche als Männer das Element der Tat an sich tragen und als Revolutionäre die Rücksichtslosigkeit des Handelns besitzen, dazu, durch ihre eigene Kraft sich Recht erlangen und nehmen zu wollen, d. h. zur Selbsthilfe, zur Gewalttat. Von hier aus empfängt der Kassettencoup[1]) seine Notwendigkeit; der Kassettencoup allerdings als dieser einzelne Akt war zufällig und hätte unterbleiben können, aber dann wäre an seine Stelle eine andere Gewalttat getreten. Was notwendig war, war, daß es zur Gewalttat kommen mußte. Jener Widerspruch mußte von vorneherein dazu hintreiben. Und darum mußte ich mich von Anfang an in einer Reihe von Gewalttätigkeiten bewegen. Die Nostitzsche Affäre,[2]) der Meyendorff-Brief, der Kassettencoup, die Zerreißung der Papiere durch Oppenheim,[3]) die Zerreißung derselben durch mich usw. bieten eine Serie von Gewalttätigkeiten dar, die durchaus nicht zufällig sind. Das Bewußtsein, das zu bekämpfende Prinzip, das man zum Feinde hatte, zugleich zum Richter zu haben, mußte mit Notwendigkeit zum gewaltsamen Versuch treiben, sein Recht aus sich selbst erlangen und schöpfen zu wollen.

Indem sich aber die freien Subjekte zur Gewalttat erhoben, haben sie damit aufgezeigt, welches die eigentliche innere Grundlage ihres Kampfes ist. Sie haben in ihrer Verachtung der allgemeinen Wirklichkeit und ihrer Gesetze gezeigt, daß sie den absoluten Gegensatz derselben, das Prinzip der freien Persönlichkeit, zur Geltung bringen wollen; sie

---

[1]) Am 20. August 1846 entwendeten bekanntlich Oppenheim und Mendelssohn der Mätresse des Grafen Edmund von Hatzfeldt, der Baronin von Meyendorff, eine Kassette, in der sie wichtige Dokumente vermuteten. Vgl. Oncken, Lassalle, 4. Aufl., S. 72 ff.

[2]) Vgl. hierzu Ferdinand Lassalles Nachgelassene Briefe und Schriften, Bd. I, Nr. 78 ff. Lassalle hatte im Frühling 1846 sich bemüht, durch Bestechung Einblick in die Korrespondenz des Grafen von Nostitz, des Schwagers der Gräfin Hatzfeldt, zu gewinnen. Die Sache kam vors Universitätsgericht. Da Nostitz Generaladjutant des Königs war, so wurde anfangs von der Polizei angenommen, daß er sich wichtiger Staatsgeheimnisse zu bemächtigen beabsichtigt habe.

[3]) Vgl. Der Schatullenprozess in Köln. Eine getreue Darstellung der Assisenverhandlung zu Köln am 24. November 1846 über den Kammergerichtsassessor Felix Alexander Oppenheim aus Berlin. Düsseldorf 1846, Stahlsche Buchhandlung.

haben damit dargelegt, in prinzipiellem Gegensatz zu allem gegenwärtig Geltendem zu stehen. Deswegen erheben sich nun die Wächter des Geltenden, die zu seiner Aufrechterhaltung bestallten Ämter mit erbitterter Wut gegen die freien Subjekte und schleppen sie immer und immer wieder vor die Gerichtsstätte, um erklären zu lassen, daß sie sich am Wirklichen vergangen haben. Sie zählen Gewalttat nach Gewalttat auf und sind ihres Erfolges sicher. Da aber der Richter aus den frei beweglichen und nur auf ihr Gewissen vereideten Gliedern der bürgerlichen Gesellschaft ist, und da das neue Prinzip allüberall bereits innerlich die Grundlagen der alten Wirklichkeit unterminiert und die Gewissen also, welche die innerliche Grundlage des Bestehenden sind, infiziert hat — rufen die freien Subjekte mit erfolgreichem Trotz die Gewalt und das höhere Recht ihres innern Prinzips gegen die faulenFormen des Geltenden an; sie verwandeln, da der Geschworene nur auf sein Gewissen vereidet ist, die Tatfrage in eine Gewissensfrage, und der in seinem Gewissen geteilte Geschworene kann sie nicht verurteilen, und sie gehen, durch die um sich greifende Macht ihres Prinzipes beschützt, frei und als Sieger aus dem Kampfe.

Zugleich aber haben die Subjekte, indem sie durch die Gewalttat ihr allem Bestehenden entgegengesetztes Prinzip frei darlegten, die weibliche Individualität und die Sache derselben, für die sie kämpfen, die notwendig mit ihrem Prinizp identisch ist, als den absoluten Gegensatz der sozialen Grundgesetze zu erkennen gegeben. Sie haben dadurch den Gegensatz der Wirklichkeit gegen die kämpfende Sache der weiblichen Individualität geschärft. Freilich konnte man sich über die Bedeutung der Gewalttat noch täuschen und sie als zufällige und vereinzelte hinnehmen, so daß die Sache der freien Persönlichkeit selbst noch immer dem jüngern und also beweglicheren Teile des Richterstandes Sympathien erwecken konnte. Obgleich die tiefer blickenden alten Richter des Kassationsgerichts uns schon damals entgegen waren.

Als aber bald darauf die allgemeine Gewalttat ausbricht — die Revolution von 1848 —, als der Gedanke der freien Persönlichkeit auch seine äußere politische und ökonomische Verwirklichung erorbern will und den Kampf dafür auf Tod und Leben der alten Gesellschaft ankündigt, da mußte der prinzipielle Gedankenzusammenhang der allgemeinen Empörung mit der individuellen, die Identität zwischen der Realisation der freien Persönlichkeit im Gebiet der staatlichen Geltung und des materiellen Bedürfnisses und andererseits im Gebiet des ethischen Verhaltens der Geschlechter zueinander auch den Borniertesten klar werden, und die Wirklichkeit wurde implakabel gegen Sie und mußte es werden. Das Proletariat in Köln ergriff im Instinkte dieses Zu-

sammenhangs in meinem Assisenprozeß[1]) in Köln enthusiastisch für mich, die Richter schonungslos für Hatzfeldt und gegen Sie Partei.

Von der andern Seite konnte die weibliche Individualität und ihre Kämpfer den großen Kampf für die allgemeine und systematische Verwirklichung ihres Prinzips nicht um sich herum entbrennen sehen, ohne sich an demselben zu beteiligen und ihr Prinzip in ihm anzuerkennen. Hierdurch wuchs und steigerte sich notwendig der Widerstand und die Wut der Wirklichkeit.

Der Kampf der Individualität auf dem eingeschlagenen Wege war damit notwendig zu einem rettungslos verlorenen. —

Da haben Sie eine begriffliche Darstellung Ihrer Geschichte. Erkennen Sie die innere Notwendigkeit derselben an. Erkennen Sie an, auf welchen Zeitgeistes Schultern Sie stehen, wer Ihre Vorläufer und Vorbereiter waren, und stärken Sie sich an der unausbleiblichen Notwendigkeit, mit welcher Ihr Prinzip dem Siege und die Wirklichkeit, mit der Sie kämpften, dem Untergange zueilt.

Was wird aber aus dem individuellen Kampf und der weiblichen Individualität? Dieser Kampf ist nicht zu Ende und muß nur einen andern Weg einschlagen. Es ist dies nach allem obigen klar. Die Individualität kämpfte für ihr Recht auf dem Rechtswege. Da aber die alte Wirklichkeit, welche sie bei sich selber verklagte, nicht von sich selbst ablassen und sich selbst verdammen kann, mußte ihr in der Form des Rechts das schreiendste Unrecht werden. —

Die freie Persönlichkeit, welche eingesehen, daß man nicht die einzelnen Existenzen der Wirklichkeit vor dem Richterstuhl der allgemeinen Wirklichkeit angreifen kann, deren Emanation und systematische Verkörperung gerade jene einzelnen Existenzen sind, erkennt, daß das allgemeine System des Wirklichen gestürzt werden muß, damit sie zu ihrer Verwirklichung gelange.

Ihr Zweck ist auch nicht mehr wie früher der: allgemeine Anerkennung (d. h. also das Recht) zu erlangen, denn von der einen Seite sieht sie ein, daß die Anerkennung von seiten der bisherigen Wirklichkeit des absoluten Gegensatzes halber nicht möglich ist, von der andern Seite ist die großartigste Anerkennung ihres Prinzips erfolgt, indem die Welt für dasselbe, obwohl zuförderst nach andern Seiten seiner Verwirklichung hin, eine Revolution gemacht hat; an der Revolution und der revolutionären Klasse hat sie die Anerkennung, um die sie jetzt nicht mehr zu kämpfen braucht.

[1]) Vgl. „Meine Verteidigungsrede wider die Anklage der Verleitung zum Kassettendiebstahl gehalten am 11. August 1848 vor dem königlichen Assisenhofe zu Köln und den Geschworenen von F. Lassalle," Köln 1848, Verlag von Wilhelm Greven.

Sie hat jetzt also einen andern Zweck.

Statt der Anerkennung ihres Rechts erstrebt sie vielmehr die reelle Durchführung und Verwirklichung der freien Persönlichkeit, ihre wirkliche praktische Freiheit und ihren reellen Selbstgenuß. Die höchste Form ihres Selbstgenusses findet sie in dem vernichtenden Siege ihres Prinzips über die allgemeine Wirklichkeit, in der Auflösung und Zertrümmerung dieses Urfeindes durch die Macht des Gedankens, für den sie gelebt und gelitten.

Die weibliche Individualität kommt somit nach allen diesen Seiten und von der Macht ihres Prinzips getrieben, notwendig dazu, sich an die revolutionäre Arbeit hinzugeben. Statt wie früher auf dem Rechtswege, kämpft sie jetzt auf dem Wege der Revolution; statt wie früher für das Recht, kämpft sie jetzt für das Faktum des Selbstgenusses.

Ihre Kräfte sind jetzt die der Welt selbst geworden, ihr Geschick ein gemeinschaftliches und ihr Sieg ein notwendiger.

7.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Berlin, Hotel de Rome, Freitag abend 8 Uhr [30. März 1855][1]).

Gnädigste Frau!

Wenn Sie wüßten, wie froh und glücklich ich bin, endlich diese Überschrift: „Hotel de Rome" niederschreiben zu können! — Das war ein Tag voll Qual und Pein, wie ich mich in meinem doch so konfliktvollen Leben nicht bald eines erinnere. Endlich ist alles überstanden und, obwohl zu Tode ermüdet, ruhe ich in dem Bewußtsein, daß es mir nunmehr möglich ist, Ihre Interessen wahrzunehmen und Sie vor Schaden zu behüten, vergnügt wie ein Gott von dieses, obschon sehr kalten, Tages „Last — und Hitzen" aus.

Um ein Uhr zirka kam der Eisenbahnzug in Berlin an. Wie Ihnen bekannt, defilieren die Passagiere, aus den Waggons gestiegen, ihre Pässe zeigend, an zwei Schutzmännern vorbei. Kaum hatte ich meinen Paß präsentiert, als der Wachtmeister der Konstabler auf mich loskam

[1]) Vgl. hierzu Paul Bailleu, Lassalles Kampf um Berlin in „Deutsche Rundschau", Bd. 115 (1903), S. 361. Lassalle hatte am 9. Februar und, als er keine Antwort erhielt, nochmals am 7. März an den Polizeipräsidenten von Hinckeldey die Anfrage gerichtet, ob man ihm Schwierigkeiten machen würde, wenn er zum 1. April auf acht bis zehn Tage nach Berlin käme. Als Grund gab er die in diesem Brief erwähnten Geschäfte für die Gräfin an sowie den Wunsch, vor einer längeren Auslandsreise von seinem Vater, den er dort treffen wollte, Abschied zu nehmen.

und unter dem Vorwand, er habe einen Brief an mich abzugeben, mich ersuchte, ihm in ein Zimmer zu folgen. Hier eröffnete er mir, daß er zwar keinen Brief an mich abzugeben, aber nach Vorschrift mit mir zu verfahren habe. Seine Vorschrift sei, hieß es weiter, mich seiner vorgesetzten Behörde zu sistieren. Mir war dies gar nicht einmal unlieb, denn ich dachte, er verstände unter der Behörde, der er mich sistieren solle, Herrn von Hinckeldey, den ich doch ohnehin selbst sprechen wollte und mußte, um auf einen ungefährdeten Aufenthalt in Berlin zu rechnen. Ich stellte daher dem Manne nur vor, daß ich ungewaschen, unrasiert, in Reisekleidern sei und ersuchte ihn eindringlichst, mit mir in mein Hotel zu kommen, um nach gemachter Toilette mich zu Herrn von Hinckeldey zu begleiten. Auf solche Seitenexkursionen wollte sich aber der Mann durchaus nicht einlassen. Im übrigen war er äußerst höflich und freundlich und brachte mich nur durch eine Eigenschaft zur Verzweiflung. Er mußte nämlich einen schriftlichen Bericht in Duplikation über meine instruktionsmäßige Ergreifung abfassen, um mich zugleich mit demselben zu überreichen. In schneller Handhabung der Feder schien aber seine Hauptstärke nicht zu bestehen! Es dauerte eine Ewigkeit, bis der Bericht abgefaßt, eine Ewigkeit, bis er korrigiert und dann noch zwei Ewigkeiten, bis er abgeschrieben war. Gern hätte ich mich erboten, an seiner Statt selbst den schrecklichsten Bericht über mich zu verfassen, damit die Sache nur schneller von statten gehe. Endlich war das schwierige Opus vollendet. Wir saßen nebst dem Gepäck in einer Droschke und fuhren dem Molkenmarkt zu. Unterwegs eröffnete er mir, daß er Befehl habe, mich nicht Herrn von Hinckeldey, sondern seinem unmittelbaren Vorgesetzten, dem Oberst der Schutzmänner, Herrn Patzke, zu sistieren. Wir langten endlich bei dem Herrn Oberst Patzke, der wie fast alle Polizeibehörden im großen Polizeipräsidialgebäude auf dem Molkenmarkt residiert, glücklich an. Der Oberst, ein Mann von sehr einnehmenden humanen Zügen, empfing mich mit ausgesuchter Höflichkeit, schien aber keine genaue Order meinetwegen zu haben und eigentlich nicht zu wissen, was er mit mir anfangen solle. Auf meinen dringend geäußerten Wunsch, Herrn von Hinckeldey zu sprechen, erklärte er sofort, daß derselbe jedenfalls befriedigt werden solle, und befahl dem Wachtm . . .

Ich habe diesen Brief,[1]) meine gnädigste Frau, in zu großartig ausführlichem Maßstabe angelegt. Es ist der mir äußerst knapp zugemessenen Zeit wegen unmöglich, ihn in demselben Zuschnitt zu Ende zu führen. Mündlich also, wie ich zu Herrn von Hinckeldey gebracht, der aber unglücklicherweise nicht zu Hause war, wie ich darauf auch Herrn

[1]) Da am Ende des Briefes „Berlin, Sonntag" steht, so ist anzunehmen, daß er erst am 1. April beendet und abgeschickt wurde.

Assessor Homeyer verfehlte, wie ich zur fünften Abteilung gebracht, hier verhaftet, ausgewiesen, im Rückkehrfall mit vierwöchentlicher Einsteckung ins Arbeitshaus bedroht, endlich in die Wachtstube gebracht wurde, wie ich fünf Stunden lang sehnsüchtig und immer umsonst der Ankunft des Herrn von Hinckeldey entgegensah, von dem ich mit unglaublicher Gewißheit voraussetzte, er werde dem Verfahren gegen mich ein Ende machen, wie mir während dieses qualvollen fünfstündigen Arrestes verboten wurde, auch nur meinem Vater oder Dorn eine Zeile zukommen zu lassen, Ihnen nur meine Anwesenheit anzuzeigen, wie ich in der größten Herzenspein schon fest glaubte, das Geld würde somit gar nicht erhoben werden können und so der größte Schade und die unberechenbarsten Verwicklungen Sie treffen, wie ich in stiller Wut und leiser Verzweiflung hierüber mir in diesen fünf Stunden wieder fünf Jahre meines Lebens herunterängstigte, wie endlich abends um $8^1/_4$ Uhr Herr von Hinckeldey wiedergekommen war und, obgleich er im Moment zu beschäftigt war, um mich zu sehen, was mir, dem zu Tode Ermüdeten, in diesem Augenblick auch gar nicht angenehm gewesen wäre, doch auf den ihm gemachten Bericht sofort mich zu entlassen und mir den Aufenthalt, wenn auch nur bis zum 4., zu gestatten befahl[1]) — wie ich endlich abends $8^1/_2$ Uhr froh wie ein Gott im Hotel ankam, daselbst später meinen Vater und Schwager traf — alles dies mündlich . . .

8.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

[Marienbad] Montag, den 30. Juli[2]) [1855].

Liebes Kind, ich habe gestern Ihren Brief mit der Einlage an Westphalen erhalten. Um Ihnen heute nun definitiv schreiben zu können, wann ich hier abreisen kann, habe ich noch gestern abend mit dem Arzt gesprochen. Er sagte mir nun, daß für das erstemal, das man die

[1]) Lassalles Gesuch um Verlängerung des Aufenthalts um wenige Tage ist vom 2. April datiert. Es wurde zwar formell abgelehnt, tatsächlich aber bewilligt. Am 31. Mai 1855 reichte er darauf ein Gesuch um Gestattung der Niederlassung in Berlin ein. Es war von einem „Promemoria mehr in Gestalt eines Privatschreibens" an Hinckeldey begleitet. Bailleu hat es abgedruckt. Aber dies Gesuch wurde abgelehnt, ebenso wie ein anderes, das Lassalle im Oktober des gleichen Jahres folgen ließ und das sich zunächst mit einer Aufenthaltserlaubnis von 12 bis 15 Monaten begnügen wollte.

[2]) Die Gräfin schreibt irrig: Juni. Sie war erst am 7. Juli in Marienbad angekommen.

Kur gebrauche, für niemand bloß vier Wochen hinreichend seien, am wenigsten für mich, wo das Übel ein so altes und tief eingewurzelt sei, er hätte demnach gewünscht, daß ich sechs Wochen geblieben wäre, aber nicht vor volle fünf Wochen abzureisen, müsse er mir jedenfalls entschieden anraten. Ich fühle nun wohl auch an meinem Zustand, daß er recht hat, und so habe ich mich denn entschlossen, bis zum 13. hier zu bleiben mit schwerem Herzen, aber es ist vernünftig, diese weite Reise und große Langweile nicht ohne wirklichen Erfolg gehabt zu haben. Aber am 13. reise ich auch jedenfalls ab. Schreiben Sie mir nun auch umgehend, was Ihre allerseitigen Projekte sind, wann Sie von Paris [1]) abreisen, wohin, und schreiben Sie mir ganz genau meine Reiseroute auf, aber auch dabei, wo Eisenbahn und wo nicht. — Es freut mich sehr, daß Sie wieder hergestellt und nun doch etwas von Paris genießen können. Was mich anbetrifft, so ist es schon ein merklicher Gewinn, daß ich meine Atemnot so wesentlich gebessert und ich auch wieder gehen kann, wenn meine sonstigen Übel auch nicht geheilt werden könnten, wozu, wie mir der Arzt sagt, um dies mit Bestimmtheit zu bewirken, es nötig gewesen, daß ich vor Jahren hergekommen; möglich sei es noch, aber nicht sicher, es werde sich jedoch gewiß wesentlich bessern. Während der Kur befindet man sich allerdings nicht wohl, sie greift sehr an und regt dabei stark auf; daß es alles in mir aufrührt, sieht man daran, daß ich ganz braun im Gesicht bin und voll roter Flecken, was nicht zur Verschönerung beiträgt.

Berge steigen tue ich jetzt mit einer wahren Passion, es hat für mich den Reiz der überwundenen Schwierigkeit; auch fühle ich, wie sich meine Lunge dabei täglich stärkt, und die Tannenwälder, die hier reizend sind, tragen das ihrige dazu bei. Und denken Sie sich, daß meine Nerven durch die Ruhe und frische Luft tageweise so stark, daß ich ohne Furcht ganz allein zwei, drei Stunden im Walde herum gehe; es ist für mich ein angenehmes, beruhigendes Gefühl diese tiefe Stille um mich her. Ich muß nun dabei sagen, daß eine Gendarmerieabteilung hier etabliert und die Polizei, wie überhaupt in Österreich, musterhaft ausgeübt wird und also gar keine wirkliche Gefahr dabei ist und überdies immer bei den vielen Spaziergängern Leute kommen können. Aber Sie wissen, in welchen Zustand der Angst ich durch meine Nervenkrankheit geraten, und da ist es immer eine Verbesserung . . . Sehr leid ist es mir, daß es mit dem Geschäft in Paris nichts ist. Ich hatte mir schon große Hoffnungen gemacht, damit einen Teil meiner Verluste

[1]) Lassalle hatte am 1. Juni mit seiner Schwester und deren Gatten eine Vergnügungsreise angetreten, die sie auch nach Paris zur Gewerbeausstellung führte. Hier bekam er eine Halsentzündung, die ihn längere Zeit ans Zimmer fesselte. Vgl. dazu seinen Brief an Marx aus Paris in Bd. III, S. 99.

wieder herzustellen, nun sehe ich gar kein Mittel mehr, wie ich jemals zu diesem Ziel aller meiner Wünsche gelangen soll.

Nun leben Sie wohl, liebes Kind, ich schreibe immer viel zu lange, antworten Sie bald, denn Sie wissen, daß die Briefe fünf Tage wenigstens gehen. . . .

9.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

[Marienbad, wohl 9. August 1855] [1]) Donnerstag mittag.

Liebes Kind, soeben erhalte ich Ihren Brief vom Dienstag. Weil er mich sehr gefreut, weil er gut, muß ich auch, obgleich ich Ihnen erst gestern geschrieben, gleich antworten.

Sie explizieren mir, wie Sie nolens volens immer, wenn es auch nicht der Fall, für meine Handlungen einstehen müssen, und führen mir dafür Beispiele an. Erstens glaube ich nicht, daß die Leute, die Ihnen solche Dinge bei solchen Anlässen sagen, selbst daran glauben, sondern daß dies ein Manöver, wodurch man auf Ihre schwache Seite die Exageration der Noblesse in Geldsachen, die vielen gar sehr wohl bekannt ist, [damit] spekuliert, um Sie anzutreiben, auf mich zu wirken . . . Überdies habe ich mich überzeugt, daß fast alle Menschen so falsch, so egoistisch, so gewinnsüchtig, dabei so boshaft sind, daß sie sich freuen, wenn ein andrer verliert, auch wenn sie selbst nichts dabei gewinnen, und daß diejenigen, wogegen man selbst generös ist, es nicht nur nicht anerkennen, aber immer finden, es sei zu wenig und denjenigen, den es Ihnen gelingt aufzuziehen, nur obendrein für seine Dummheit auslachen, daß man sich begnügen muß, nach seinen eigenen Ansichten zu handeln und die Leute reden lassen, da nichts, was man auch tun möchte, das Gerede zu ändern vermag . . . Überhaupt es in Geldsachen allen Leuten recht machen zu wollen, ist, das Danaidenfaß füllen wollen. Wenn Sie an die Erfahrungen, die wir schon darüber gemacht, denken, wie in der letzten Zeit wieder Gladbach,[2]) Lewy,[3]) so können Sie das

[1]) Dieser aus einem Bade geschriebene Brief der Gräfin antwortet auf einen Brief Lassalles, der sich nicht erhalten hat. Andere Briefe, in denen Sophie von Hatzfeldt mit sehr ähnlichen Argumenten wie hier Lassalle seine „übertriebene Generosität" vorwirft, sind aus 1855 datiert. Auch noch andere Erwägungen sprechen für dieses Jahr.

[2]) Über Gladbach vgl. oben die Einführung S. 14.

[3]) Für Gustav Lewy vgl. Bd. III, S. 8 ff. und S. 267. Lewy hat damals bekanntlich, weil ihm einmal eine Geldsumme von der Gräfin abgeschlagen wurde, Lassalle bei Marx in London erfolgreich verleumdet. Später hat sich Lassalle mit ihm ausgesöhnt und er wurde Kassierer des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins. Briefe von ihm werden in Bd. V abgedruckt werden.

selbst nicht leugnen. Wenn man zehnmal mit vollen Händen gibt und verweigert einmal, ist man ebenso verleumdet, als hätte man nie gegeben. Ich halte mich vielleicht jetzt etwas streng an das, was rechtlich verlangt werden kann, weil ich, durch viele üble Erfahrungen belehrt, glaube, daß sehr wenige Menschen es verdienen, daß man mehr tue als streng rechtlich, und daß man doch nur Verleumdung und Undank davon hat, obgleich diese Ansicht doch wohl oft durch meine Gutmütigkeit temperiert wird. Auch bin ich aufrichtig genug, um einzugestehen, daß die Sorge um die Existenz der wenigen Personen, die ich liebe, die bei der Beschränktheit meiner Mittel sehr groß ist, und die Ängstlichkeit, die sich meiner durch vieles Leiden bemeistert hat, ebenfalls dabei eine große Rolle spielt. Sie aber verfallen in das entgegengesetzte Extrem schon wegen Ihres besonderen Charakters, der von Natur generös für andre und sogar leichtsinnig im allgemeinen in Geldsachen, der überhaupt keine Schranken anerkennen will, der kaum begreift, daß, was er will, er nicht auch können sollte, der, wenn man eine Forderung an ihn stellt oder eine Hilfe begehrt, sie nicht sollte gewähren können.[1]) Daher verwechseln Sie stets das Rechtliche mit dem Generösen und glauben, nur dann rechtlich zu sein, wenn Sie soviel möglich allen Anforderungen genügen; und man könnte Sie zu den größten Geldopfern bringen durch den Gedanken, man könnte sagen, das Geld sei Ihnen nichts wert, wenn Sie auch einsehen, daß dieselben Leute es als den größten Unsinn zurückweisen würden, es selbst so zu machen. Wenn auch diese Ideentendenz sehr schön, so ist sie doch unausführbar und kann unter Umständen sogar unrecht werden, wenn man das nächste darüber vergißt . . .

Was Sie mir über Ihre Zukunft und in Beziehung darauf von Mirabeau gesagt, hat mich wahrhaft gerührt. Glauben Sie mir sicher, liebes Kind, wenn ich auch noch so viel über Ihre Fehler im täglichen Leben klage, so ist doch niemand, der Ihren großen Eigenschaften mehr Gerechtigkeit widerfahren läßt als ich, und der stolzer darauf ist als ich. Mit keinem Geld der Welt wäre mir eine Sache bezahlt, von der ich fürchten könnte, sie könnte Ihnen hinderlich werden zu einer Zeit, wo Sie sich betätigen könnten. Aber ich sage nur, Ihr Charakter treibt Sie zu einer Exageration in dieser Beziehung, die einesteils nicht vernünftig ist, anderenteils auch ganz den Zweck verfehlt.

Wissen Sie, [daß ich] trotzdem, daß mich Ihr Brief recht gefreut, daß er freundschaftlich und gut ist, so bin ich doch über dem Ant-

[1]) Die Gräfin, die ihre Briefe an Lassalle fast niemals überlas und korrigierte, fällt öfters aus der Konstruktion. Auf Interpunktion verzichtet sie fast vollständig. Der Herausgeber hat, um den Text verständlicher zu machen, vielfach die Zeichen ergänzt.

worten nach und nach wehmütig geworden, und tausend Gedanken sind mir dabei gekommen, die zu lang und zu schwer auszusprechen. Aber das fühle ich, unsere Wege gehen von jetzt ab immer mehr auseinander, denn, und das ist auch der wahre Grund aller Differenzen der Ansichten, Sie sind jung und ich bin alt, Sie sind mutig und streben nach vorwärts, und ich kann Ihnen nicht mehr folgen. So ist es auch, wenn ich an die Zukunft denke, wenn sich Ihnen ein Feld der Tätigkeit öffnete. Wie froh und stolz würde ich nicht einesteils darauf sein, aber zu gleicher Zeit, welche Angst und Sorge! Und für mich würden Sie nicht viel mehr sein können, ganz abgesehen von meinem persönlichen Glück, das doch nur noch in friedlicher Ruhe für mich und vorzüglich in der Ruhe über das Schicksal derer, die ich liebe, bestehen kann. —

So bin ich [in] allen Dingen zerrissen und geteilt in meinen Empfindungen. Jetzt wünschen Sie nach Berlin zu gehen. Ich begreife das sehr gut und wünsche es deshalb auch, obgleich mit Zittern, denn ich fürchte sehr, daß Sie, vorzüglich wenn ich nicht mehr da, Sie immer zu mahnen und zu bitten, nicht vernünftig genug sein werden. Denn darüber mache ich mir keine Illusion, ich werde keinenfalls hinkommen können. Zu viel Leute haben Interesse daran, daß es nicht geschehe, und ich weiß es gewiß, es wird nicht geschehen. Alle diese Gedanken und Betrachtungen stimmen mich wehmütig, und dann wird mein Kopf schwach, und ich kann nicht mehr schreiben, darum will ich jetzt schließen. Nur so viel noch: Sie sagen, ich brauchte Abwechslung und Menschen. Wie falsch ist das, wie lästig im Gegenteil werden mir gleich die Menschen! Ich brauche nur geistige Ruhe, weil mein Geist müde bis in den Tod, keine täglichen Reibungen, keinen Ärger, und jemand, der Freundschaft für mich hat, damit ich mich nicht ganz einsam und verlassen fühle. Sie sagen, Sie könnten mich nicht alles tun lassen wie ich wollte, Sie wissen recht gut, daß ich auch ohne Zwang und dann lieber vieles tun würde wie Sie wünschen. Aber wenn ich in einer Sache eine bestimmte Ansicht hätte, müßte dies kein Grund zu Heftigkeit und Vorwürfen sein.

Nun adieu, liebes Kind, ich bin todmüde und wahrhaft so verdreht im Kopf, daß ich nicht mehr weiß, was ich schreibe . . .

10.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

Marienbad, 10. August 1855.

. . . Auch ich freue mich recht auf das Wiedersehen und auch auf die Reise. Und doch fürchte ich mich etwas davor, wie ich Ihnen nicht

verbergen kann, denn ich habe lachen müssen, welche sanguinischen Erwartungen über die Kur und meine Gesundheit Sie sich schon machen.[1]) Sie sehen mich schon ganz wohl, wieder jung und flink herumspringen. In meinem Alter ereignen sich keine solche Wunder mehr. Ich kann mich wieder mäßig bewegen, auch auf bequemen Wegen steigen ohne Schmerzen und Atemnot, das ist aber auch alles und ist für mich schon recht viel. Wofür ich mich aber sehr in acht nehmen muß, weil eins meiner Hauptkrankheitsursachen, unregelmäßige Zirkulation des Bluts, das sich nach Gehirn und Lungen drängt, das ist Erhitzung des Blutes, sei es durch körperliche Anstrengung oder noch mehr durch Furcht, Ärger oder Sorgen. Und jetzt grade muß ich mich doppelt dafür hüten, da dies Wasser sehr viel kohlensaures Gas hat und sehr leicht zu Kopf steigt. Nur durch die strengste Diät und das ruhigste Verhalten habe ich es dahin gebracht, daß ich es vertragen konnte; mehrmals schon, wenn ein heißer Tag war, dachte ich schon, ich würde es aufhören müssen. Daher müssen Sie mir versprechen, wenn Sie und ich von der Reise wirklich Freude haben wollen und sie mir nicht schaden soll, daß Sie mich gar nicht überreden wollen, Dinge zu versuchen, vor denen ich mich fürchte, wenn auch mit Unrecht, und es mir ganz ruhig selbst überlassen, wieviel ich leisten kann. Heute an meinem Geburtstag, den ich recht einsam begehe und an dem es sogar unausgesetzt regnet, habe ich mir eine Locke ganz weißer Haare abgeschnitten und habe überall gesucht nach einem Medaillon, um sie hineinzutun und Ihnen mitzubringen, damit Sie dadurch immer daran erinnert werden, wie alt ich bin, wieviel ich gelitten und daß man Mitleid und Rücksicht mit mir haben muß, mich mit meinen Fehlern und etwaigen guten Eigenschaften die kurze Zeit, die es noch dauern wird, akzeptieren und verbrauchen muß, weil ich zu alt, um ein neuer Mensch zu werden. In meinem Alter bessert man sich nicht mehr von seinen Fehlern, sondern man bekommt nur unfehlbar die Schwächen und Eigenheiten des Alters dazu. Damit müssen die Freunde Nachsicht haben, denn es ist schon an und für sich ein Unglück, alt zu werden, und sich sagen, daß jeder einmal in die Lage kommt, diese Nachsicht in Anspruch zu nehmen und zu brauchen. Auf meinen Geburtstag bin ich immer besonders ernst, fast traurig gestimmt . . .

[1]) Siehe oben Nr. 8. Lassalle und die Gräfin wollten sich in Friedrichshafen für eine Reise in die Schweiz treffen.

II.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

Dienstag abend [wohl Marienbad, 14. August 1855].

Liebes Kind, Ihren Brief vom Sonnabend mit der Einlage von Westphalen[1]) habe heute erhalten. Er hat mich tief gerührt, so sehr, daß ich kaum darauf antworten kann, denn das ist auch ein Zeichen meiner körperlichen und geistigen Schwäche, daß, je mehr ich gerade in einem Augenblick Gedanken und Gefühle habe, desto unmöglicher wird es mir, sie auszudrücken, bis ich endlich gar verwirrt werde, bis ich endlich sogar oft aus Schwäche und aus Ärger über diesen Zustand anfange zu weinen. Darin haben Sie recht, liebes Kind, wir beide verstehen uns trotz aller vorübergehenden Mißverständnisse, und wären sie noch so heftig, wie wir beide niemals wieder jemand finden werden, der uns versteht. Wenn Sie mich auch manchmal noch so sehr gequält haben, daß ich ganz irre an mir, an Ihnen, an allem bin, so bedarf es ohne Explikation und Nachdenken nur der kurzen Zeit, um meine kranken Nerven zu beruhigen, damit mir alles klar ist, damit die scheinbaren Widersprüche in Ihnen, die andere Leute so verwundern, keine für mich sind, und damit ich fühle, daß Sie trotz Ihrer manchmal recht scharfen Ecken und Kanten sozusagen ein Teil meiner selbst geworden sind, das ich nicht missen könnte. Wenn ich von Trennung sprach, so war es nicht sowohl Ihre Reise nach Berlin, die mir nur als ein äußerliches Zeichen derselben erschien (obgleich ich fest überzeugt bin, aus vielen Gründen, daß es niemals gelingen wird, daß wir beide hingehen), von der ich sprach, sondern vielmehr ein allgemeines Gefühl, das ich nicht anders beschreiben kann als dasjenige einer Mutter, die ihren Sohn von sich läßt und ihn in die Welt eintreten sieht. Wenn es auch ein guter Sohn ist, der sich oft auf seinem Wege umsehen wird und seiner Mutter die Hand reicht, so führt ihn doch der natürliche Lauf der Dinge vorwärts und immer weiter fort. Daß Sie mir aber ein guter Sohn sein werden, das weiß ich, daß Sie es sein werden, der mir die Augen zudrücken wird und der einzige auch vielleicht, der ein treues Andenken von mir bewahren wird. In dem, was Sie über meinen Zustand sagen, haben Sie in manchem recht, in manchem aber auch unrecht. Mein Geist wäre vielleicht stark genug gewesen, um ungebrochen aus diesen Kämpfen herauszukommen, aber ich hatte unglücklicherweise auch ein Herz, das eigensinnig und undiszipliniert war und sich nicht in das Unabänderliche fügen konnte. Es wollte nicht biegen,

[1]) Graf Clemens von Westphalen hatte am 9. August 1855 an Lassalle geschrieben. Vgl. Bd. II, S. 122.

und daher mußte es brechen, und das konnte nicht geschehen, ohne daß Geist und Körper davon krank geworden. Ich kann Ihnen gar nicht beschreiben, wie durchaus matt ich mich fühle, so daß ich selbst darüber verwundert bin. Wenn ich gar keine Schmerzen habe, mich nicht krank fühle, so habe ich stets das Gefühl, als wenn mir die Kraft zum Leben fehlte, wie eine Lampe, die kein Öl mehr hat, so ist es körperlich, so ist es geistig. Es ist möglich, daß es nur Reaktion der Überanstrengung und allmählich sich bessern wird. Sie mögen auch recht haben, daß ich selbst dagegen ankämpfen muß, aber grade diese Schwäche macht, daß meine Anstrengungen nicht groß sein können und daß mir von außen dabei geholfen werden muß, aber nicht, und das ist Ihr Irrtum, mit Strenge, indem man viel von mir verlangt, weil ich, wie Sie glauben, viel leisten könnte, sondern im Gegenteil mit Nachsicht und Schonung, wie man einen Kranken behandelt, damit er durch Ruhe seine verlorenen Kräfte wieder gewinnen kann.

Westphalens Brief, den ich Ihnen hierbei zurückschicke, finde ich nicht nur grob, aber ganz unpassend und mehr als das. Ich weiß nicht, ich habe stets trotz des Dankes, den ich ihm zur Zeit schuldete, eine instinktive Repulsion gegen ihn gehabt, er war mir nie verständlich. Ich glaube, Sie müssen ihm diesmal in einer ganz andern Weise antworten wie bis jetzt, und es wäre mir lieb, wenn Sie damit warteten, bis ich zurückkomme, um meine idées darüber zu hören. Ich werde am künftigen Sonntagabend in Düsseldorf eintreffen. Ich fühle mich traurig und unbehaglich hier; ich habe nötig, Sie zu sehen, mit Ihnen zu sprechen, nicht ganz allein mit mir und meinen Gedanken zu sein. Ich habe Kummer und Sorge um Paul, der sich krank grämt um allerdings eine unwürdige Sache, aber was kann das helfen, wenn er sich doch grämt, und daß es bei ihm Wahrheit ist, habe ich mich leider, hinreichend durch sein Aussehen, wie ich es Ihnen damals geschrieben, überzeugt. Es ist jetzt sechs Monate her, und er kann sich nicht darein finden. Ich habe geschrieben, gepredigt, er sieht ein, daß ich ganz recht habe, aber er sagt, daß er keinen Lebensmut noch Freude hat, und er wendet sich wie in seiner Kindheit an mich um Hilfe, Rat und Mitgefühl. Ich weiß sehr wohl, daß das vorübergehen wird; aber er ist nicht stark, und ich fürchte, wenn es länger dauert, daß er ernstlich krank wird. Er muß auf einige Zeit von Berlin fort, und doch ist wieder das Hindernis mit dem abscheulichen Examen, was er machen soll, und wenn er jetzt fortgeht, ist die ganze Vorbereitung, die er bis jetzt gemacht, umsonst gewesen. Ich bin sehr traurig darüber und besorgt. Sie werden das schwach von mir nennen, aber beweisen Sie mir Ihre Freundschaft, indem Sie Nachsicht mit dieser Schwäche haben, die jedenfalls eine zu entschuldigende ist. Ich weiß sehr wohl, daß Paul

nicht ist, was er sein sollte; ich sehe seine Fehler sehr gut, ich weiß auch, daß ich nur Sorgen und nie Freude an ihm haben werde; ich weiß auch, daß er egoistisch gegen mich ist, aber vorzüglich aus Charakterschwäche, weil er keine Unannehmlichkeiten vertragen kann. Aber trotz alledem ist und bleibt er für mich wie physisch ein Stück meines eigenen Herzens, das bluten muß, sobald er leidet. Ich möchte ihm auch jetzt so gerne helfen und weiß nicht, wie ich es anfangen soll; und so wie er sich an mich in seinen Verlegenheiten wendet, so komme ich zu Ihnen um Rat und Hilfe für ihn; aber Sie müssen versuchen, sich dabei in das schwache Herz einer Mutter hineinzudenken, um mit derselben schonenden Zärtlichkeit zu verfahren.

Nun leben Sie wohl, liebes Kind, auf Wiedersehen am Sonntagabend, ich freue mich herzlich darauf. Wenn ich einige Zeit allein gewesen, kann ich gar kaum mehr die Ursachen begreifen, die unser Zusammensein stören, und bringe gewiß immer den besten Willen mit. Nehmen Sie sich vor, etwas sanfter, nachsichtiger und nachgiebiger zu sein, zu bedenken, daß ich wirklich aus Krankheitsgründen nicht immer kann wie ich will, ich bin wirklich nervenschwächer, als Sie es vielleicht verstehen können; und wenn Sie oft durch die kleinlichsten Dinge, die Sie gewiß gar nicht bemerken, durch aufgeregtes Wesen wegen kleiner Kontrarietäten des täglichen Lebens, selbst wenn es nicht gegen mich gerichtet ist, meine Nerven aufgeregt haben, so verliere ich alle Gewalt darüber und werde dann bei der geringsten Veranlassung empfindlich, traurig und unausstehlich. Seien Sie dann nachsichtig, suchen Sie mich zu beruhigen, wie man es für einen Kranken tut, ich würde Ihnen gewiß dankbar dafür sein.

Nun leben Sie wohl, liebes Kind, ich bin todmüde.

S. H.

12.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Bonn, 22. Juni 1856.

Motto:

Der Narr souffliert,
Der Weise spricht.
Faust, Zweiter Teil.

Lassalle diktiert und ich[1]) schreibe:

Zuallererst hoffen wir, daß Sie, gute Gräfin, in einer besseren Laune sein werden als wir, denn bei uns hier ist es „scheußlich, scheußlich"!

[1]) Von der Hand der Agnes Klindworth. Über sie und ihre Beziehungen zu Lassalle und zur Gräfin siehe oben die Einführung S. 16 f.

Doch wollen wir unsererseits mit dem Berichte, wie es uns ergangen, hübsch von vorne anfangen, in der Hoffnung, daß Sie uns ebenso au courant halten werden. Nachdem wir also in Koblenz noch glücklich gelandet waren und mehrere Gefahren glücklich überstanden hatten — wir wurden nämlich wiederholt auf der Rheinbrücke ausgesperrt, da es von den Brückenmeistern darauf abgesehen war, uns die Table-d'hôte-Zeit mitten im Flusse und angesichts des Riesen zubringen zu lassen; aus gleichem und vielleicht noch schlimmerem Grunde wurde zu wiederholtem Male alles aufgeboten, uns arglistig in die Festung hineinzulocken, wovor wir uns jedoch mit großer Umsicht zu wahren wußten —, erlangten wir ein so fabelhaft schlechtes Diner, daß uns jedes Gericht Veranlassung gab, meine Vorsicht zu preisen, welche uns durch das Dampfbootfrühstück zum voraus eine so traurige Zukunft mindestens in etwas erträglich gemacht hat. Um fünf Uhr kehrten wir nach Bonn zurück. Das Wetter war jetzt ziemlich gut, was uns nur insofern erfreute, als es uns auch für Sie eine hübsche Aussicht und eine angenehmere Reise zu versprechen schien. Uns selbst ging die Rückreise auf einem sehr langsamen Boote in erträglicher Langweile von statten. Um acht Uhr wurden wir von Puzzi[1]) am Landungsplatze begrüßt und empfangen. Seitdem ist das Wetter scheußlich, man kann nicht aus dem Zimmer, friert wie im Winter und weiß somit nicht was anfangen. Meine Blutegel habe ich gestern setzen lassen, sie bissen mit einer diabolischen Wut auf mich ein, ich habe über eine Stunde stark aus großen Löchern nachgeblutet und dennoch bemerke ich vorläufig noch keine sonderliche Besserung . . .

Jetzt zu Ihnen. Wie sind Sie gereist? Wann sind Sie angekommen? Wie finden Sie Wildbad? Wie wohnen Sie? Hat Ihnen Koppel gute Dienste geleistet? Wie bekommt Ihnen das Bad? usw. Hoffentlich erstatten Sie uns hierüber einen ebenso treuen und erfreulicheren Bericht als wir Ihnen über unseren Zustand. Von einer Siebengebirgspartie ist bei einem solchen Hundewetter gar nicht die Rede. Auf der Rheinrückreise habe ich mich, als wir von da ab, wo man Nonnenwert erblickt, sattsam geärgert, denn Agnes hatte mir einen Brief Liszts[2]) vorgelesen, den ich Ihnen deshalb beilege und aus dem Sie ersehen werden, wie poetisch andere Leute hier gelebt haben, während wir den Prozeßacker pflügen mußten, und jetzt, wo man frei ist, kommt einem allerlei und bald dies und bald das zwischen die Beine gelaufen und hindert einen

[1]) Kosename für das Söhnchen der Agnes Street-Klindworth. Er hieß Georg und hat mit seiner Kinderhandschrift dem Brief einen Gruß angefügt.

[2]) Franz Liszt (1811—1886), der berühmte Musiker. Liszts Briefe an Agnes Klindworth wurden 1893 unter dem Titel: „Briefe an eine Freundin" von La Mara veröffentlicht.

an rechtem Leben und rechtem Lebensgenuß. Befestigen Sie sich, ich bitte Sie, in meiner Maxime, gegen deren zweite Hälfte Sie immer häufig genug fehlen: Jedes von den Göttern geschickte Ungemach ertragen können und keinen von den Göttern gewährten Genuß, dessen Möglichkeit sich eben nur bietet, sich entgehen lassen. — Sie gehen, das hat mich so oft schon betrübt und zu Moralpredigten veranlaßt, mit den Genußmöglichkeiten so leichtsinnig um. Das sollte keiner, der nicht unsterblich ist. Hoffentlich bessern Sie sich.

Ich war, im Zimmer auf und ab gehend und meine Pfeife rauchend, mich also ganz behaglich fühlend, eigentlich entschlossen, noch sechs bis acht Bogen voll zu diktieren, um Agnes die Sekretärdienste — in welcher Funktion sie bereits gestern an Esser geschrieben hat — gründlich zu verleiden, indes ihr Finger tut weh und so will ich denn schließen.

Ich grüße Sie also und ich, d. h. Agnes, küsse Sie also tausendmal in Gedanken, und so bleiben wir denn — à propos zu Ihrer Beruhigung will ich hinzufügen, daß die Luxemburger schon wieder $114^1/_2$ stehen — Ihren Nachrichten ungeduldigst entgegensehend, mit[1]) den wärmsten Wünschen für den guten Erfolg Ihrer Kur

Ihr F. Lassalle.

13.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Düsseldorf, Sonntag, den 29. Juni [1856].

... Was mich[2]) betrifft, so sind meine Augen wieder sehr gut. Den Tag über kann ich wieder nach des Arztes Ausspruch beliebig arbeiten, und ich wollte nur, es ginge Ihnen so gut wie mir. Es ist auch kein Zweifel mehr, daß ich meine orientalische Reise werde machen können. Lachen mußte ich, daß Sie in dem Briefe den Einfluß der Agnes anrufen. Was Ihr Einfluß nicht kann, wird sicher kein andrer. Sie wissen auch selbst sehr genau, daß nie ein Mensch soviel Einfluß auf mich gehabt hat und je haben wird als Sie, ja, daß Sie mir ein reines Lebensbedürfnis sind. Kurios nur, wirklich kurios, daß wir uns bei alledem so oft schlecht vertragen. Es ist Unverstand von beiden Seiten und tut mir dann immer so leid, wenn ich bedenke, was man sich selbst für schöne, unwiederbringliche Zeit oft verdirbt. — In Bonn habe ich es nicht lange ausgehalten. Dienstag früh reiste ich fort, war Dienstag

[1]) Von hier bis zu seiner Namensunterschrift von Lassalles Hand.

[2]) Bis hierher hatte Lassalle der Gräfin ausführlich berichtet, was ihr Düsseldorfer Arzt ihr für ihre Kur anriet.

abend hier und bin seitdem hier geblieben. Heute über acht Tage aber werde ich auf drei bis vier Tage mindestens nach Bonn zurück müssen. Aber auch nur, weil Ritschl[1]) mir schreibt, daß er mir alle die Bücher, die ich brauche, nicht schicken kann. Ich sollte alle diese Teile in Bonn einsehen, wo er mir einrichten will, daß ich täglich sieben bis acht Stunden im Lesezimmer arbeiten kann.

Meine Augen anlangend wollen Sie sich also gar keine Sorge mehr machen. Sie sind so gut als geheilt. Kaum noch eine Kleinigkeit zu sehen, und die wird auch in drei Tagen verschwunden sein.

Gleichwohl könnten Sie mir einen Gefallen tun. Obgleich meine Augen mich nicht im entferntesten hindern, konveniert es mir, bei Lichte besehen, gar nicht recht, dies Jahr in den Orient zu reisen. Ich möchte um alles in der Welt erst meinen Heraklit fertig haben und mich auf die Reise auch erst besser vorbereiten. Ich möchte also, wenn die Reise unterbleibt, Mitte August zu Ihnen nach Wildbad kommen und mit Ihnen eine kleine drei- bis vierwöchentliche Reise antreten, und zwar am liebsten nach der Schweiz. Dafür übernehme ich alle Garantie, daß ich die Reise so einrichten werde, daß sie Ihnen nicht schadet. Diese Reise also möchte ich mit Ihnen dies Jahr — freilich nur, wenn es Ihr Zustand erlaubt — machen, und dann Heraklit herausgeben.

Allein wenn mein Schwager[2]) dies Jahr nach dem Orient geht, so kann ich es nicht unterlassen, ihn zu begleiten, wenn es mir auch gar nicht recht ist, denn diese Reisegelegenheit kehrt für mich nicht wieder.

Es würde sich also nur darum handeln, ihn zu bewegen, die Reise auf August nächsten Jahres zu verschieben. Allein ich kann dies nicht. Die einzige, die das möglicherweise fertig bringen könnte, sind Sie. Sie müßten ihm nämlich einen sehr einnehmenden und gewinnenden Brief schreiben, worin Sie ihm zwar sagen, daß ich, wenn er reist, mitgehen würde (sonst wirkt es gewiß nicht), aber ihn bäten, Ihrer Befürchtung wegen meiner Augen, die Ihnen keine ruhige Nacht und keine ruhige Minute lassen würde, zuliebe seine Reise zu verschieben auf nächstes Jahr. Sie müßten ihm ferner in Aussicht stellen oder gar als Belohnung dafür versprechen (an ein Versprechen derart sind Sie ja doch nicht gebunden), nächsten August mit bis Konstantinopel und Kairo zu gehen. Sie müßten ihn deshalb, um Ihnen die Reise, die Sie sehr gern machen würden, zu ermöglichen — denn allein könnten Sie es ja nicht — die Reise in seiner Begleitung, die Sie so gern machten,

[1]) Vgl. hierzu Ritschls Brief an Lassalle vom 3. Dezember 1857 in Bd. II, S. 144.
[2]) Über Ferdinand Friedland vgl. Einführung zu Bd. I, S. 3.

um die Verschiebung bitten. — Sie müssen ihm sehr viel Schmeichelhaftes sagen: das wirkt sehr bei ihm. Vor allen Dingen aber müssen Sie tun, als geschähe Ihre Demarche hinter meinem Rücken, und ihn auch bitten, mir nichts davon mitzuteilen, in keinem Falle.

Falls er dem Ministerium oder irgendwem gegenüber eine quasi Verpflichtung zur Reise schon übernommen habe, müssen Sie sagen, würde es ihm bei seiner Gewandtheit leicht sein, zu tun, als müsse er grade noch im Interesse dieser Leute die Reise verschieben.

Ist es möglich, so bekommen Sie es auf diese Weise gewiß fertig. Aber Sie dürfen keine Zeit verlieren. Denn je mehr Reisevorbereitungen er macht, desto schlimmer.

Haben Sie diesen Brief besorgt, so muß ich Sie bitten, sofort — denn ich zweifle immerhin am Erfolge dieser Demarche — an Max wegen der Empfehlungsbriefe zu schreiben und ihm zu sagen, daß Sie sie bis Ende Juli haben müssen.

Da Sie so viel für mich schreiben müssen, so will ich, so unangenehm dies ist, darauf verzichten (denn Sie sollten nicht viel schreiben), daß Sie vor Ablauf von acht Tagen an mich schreiben . . .

14.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Mittwoch, früh 8 Uhr [Düsseldorf, 9. Juli 1856].

Meine Gnädigste!

Um elf Uhr reise ich nach Bonn und schreibe daher nur möglichst kurz . . .

Ich bin jetzt fast (aber allerdings noch nicht ganz) entschlossen, auch wenn mein Schwager geht, die orientalische Reise nicht mitzumachen, dieses Jahr. Hierzu bestimmt mich

1. daß ich mich im Heraklit nicht vier Monate unterbrechen will, was sehr störend,
2. daß Sie mir sagen, daß es Ihnen Ihretwegen lieb wäre, da Sie auch eine Reise machen möchten. Und wie gewissenlos wäre es, Sie um einen Genuß zu bringen. Auch ist unter allen Umständen ein Genuß, den ich mit Ihnen teile, der größte für mich.

> Denn aller Glücke größtes bleibt der Freund,
> Der teilend es vermehrt, der's fühlend schafft.

Wenn ich also nicht nach dem Orient gehe, so wollen wir die Schweizer Reise mitsammen machen, falls es ärztlich Ihnen nicht schäd-

lich ist und Sie sie gern machen, wie ich daraus schließe, daß Sie mir es offerieren. Mir selbst ist eine solche Reise von drei bis vier Wochen ein wahres Bedürfnis. Denn ich kann Ihnen nicht leugnen, daß ich mich von dem angestrengten Arbeiten, das ich doch eigentlich seit Ende September vorigen Jahres ununterbrochen treibe, sehr angegriffen und erholungsbedürftig fühle. Daß ich jetzt hier stark arbeite, ist selbstredend; in Bonn werde ich es nicht viel weniger tun und den Tag über jedenfalls auf der Bibliothek zubringen. Ich brauche also allerdings eine kurze Erholung. Auch möchte ich endlich dies Jahr die Partien der Schweiz, die ich nicht gesehen, Wallis und Genf, durchmachen, um noch mit der Schweiz fertig zu sein und künftig Jahr nach dem Orient oder Italien zu können.

Wenn wir also die Reise machen wollen, so bleibt nur noch eins zu überlegen. Wie Sie wissen, ist es mein Grundsatz, daß es nicht gut ist, wenn wir ohne jeden Dritten eine Reise machen. Ich begab mich also, nachdem mir klar geworden, daß ich schwerlich dies Jahr nach dem Orient gehen werde, zu Bloem[1]) und fragte ihn, ob er nicht auch nach der Schweiz wolle. Allein er reist mit seiner Familie nach Helgoland.

Es würde uns also als Dritter kaum jemand übrig bleiben als die Agnes, die ich hiermit in Vorschlag bringe. Aber nun bitte ich Sie, glauben Sie um Gottes willen nicht, daß ich dies meinet- oder der Agnes willen tue. Sie würden mir durch eine solche Annahme schweres Unrecht tun. Ich tue es bloß aus den angegebenen Gründen und weil ich glaube, daß es den Genuß der Reise Ihnen in mancher Hinsicht erhöhen wird. Denn wenn ich mit Vögeli schwierige Gebirgsausflüge mache oder Sie auf dem Talwege nach Genf schicken will (nachdem wir im Berner Land gewesen) oder daselbst lassen will — so habe ich doch jemand, der mit Ihnen ist. Wenn ich allein mit Ihnen reise, kann ich das entweder gar nicht oder weiß, daß Sie sich indessen wie ein Mops ennuyieren, was mir schon jede Freude verdirbt.

Gegen das Projekt spricht, soviel ich sehe, nichts als der Kostenpunkt . . . Wann sollte ich denn also nach Wildbad kommen? Mir ist das Datum egal. Ich möchte in Wildbad drei Tage bleiben und dann mit Ihnen weiter reisen. Freilich, wenn man in Wildbad keine Wohnungen findet, wie dann? Die Agnes würde ich, falls Sie meiner Ansicht sind, nach Wildbad mitbringen.

Tausend herzliche Grüße und abertausend von Ihrem

F. Lassalle.

---

[1]) Dr. Anton Bloem (1814—1885) der Anwalt der Gräfin in Düsseldorf. Vgl. über ihn Bd. III, S. 6.

15.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Bonn, Mittwoch nachmittag [16. Juli 1856].

Meine Gnädige!

Unbegreiflich! Grad heut — Mittwoch — vor acht Tagen, ehe ich hierher nach Bonn reiste, schrieb ich Ihnen, und noch habe ich auf diesen Brief keine Antwort!

Es sind mir hier inzwischen zwei Briefe von Ihnen nachgeschickt worden. Den vom 9. mit den 52 Rt. erhielt ich gestern! Den vom 12. vorgestern. Aber nach Bonn direkt habe ich noch keinen Brief empfangen. Die Sache ist mir höchst unangenehm. Denn ich bin hier mit meinen Arbeiten auf der Bibliothek seit heute mittag fertig und möchte morgen früh nach Düsseldorf zurück. Nun muß ich aber doch erst hier Ihre Antwort wegen Agnes abwarten. Denn je nach Ausfall derselben muß ich doch mit Agnes sprechen, da diese noch nichts davon weiß und nach Ostende zu gehen beabsichtigt. Ohnehin kommt ihr Vater wohl bald . . .

Mein Schwager wird, wie Sie aus dem beifolgenden Brief meiner Schwester schließen können, wohl jedenfalls auch ohne mich reisen. Es fällt mir doch sehr schwer, ihn ziehen zu lassen, und ich bin wieder sehr unentschlossen.

Die Eingabe an das Ministerium habe ich Ihnen geschickt — auch nach dem Badhotel adressiert — zur Unterschrift. Ich erwarte sie bald zurück, um sie abzusenden.

Es ist höchst langweilig, daß ich meine teure Arbeitszeit versäumen muß und hier nicht fort kann, weil Sie auf meinen, vorigen Mittwoch geschriebenen Brief, den Sie, wenn Sie täglich nach dem Badhotel schickten, Sonnabend und selbst Freitag schon haben mußten bis Montag inkl. — denn sonst müßte die Antwort schon hier sein —, noch nicht geantwortet hatten. Außerdem aber, daß mich der Zeitverlust ärgert, martert sich meine Phantasie mit allen möglichen Befürchtungen, z. B. der Brief sei verloren oder Sie krank.

Wie bekömmt Ihnen denn jetzt die Kur? Darüber vor allem sehe ich genauer Nachricht entgegen. Sie sagen in Ihrem letzten Brief, ich sollte nach Wildbad kommen, dort baden! Liebes Kind, wie können Sie sich so etwas einfallen lassen! Ich brauche meine Zeit für den Heraklit, und wenn ich nicht nach dem Orient gehe, so habe ich nur drei, höchstens vier Wochen Zeit für eine mir zu meiner Erfrischung allerdings höchst nötige Schweizer Gebirgsreise, bei der ich mich wieder

stark laufe; nicht aber habe ich die Zeit, vierzehn Tage in Wildbad zu versitzen. Erst drei Tage vor Ihrer Abreise von dort will ich daselbst eintreffen. Nicht früher. Bitte mir daher den Zeitpunkt anzuzeigen . . .

16.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Düsseldorf, Dienstag abend [22. Juli 1856].

Meine Gnädigste!

In welche namenlose Angst Sie mich diesmal versetzt hatten, können Sie nicht glauben! Bis Montag mittag wartete ich auf Ihren Brief in Bonn, wo er, wenn Sie ihn, wie Ihre telegraphische Depesche versprach, Freitag zur Post gegeben hätten, schon Sonntag hätte eintreffen müssen. Nichtsdestoweniger war noch Montag mittag keiner da. Da reiste ich verzweifelnd ab, weil ich die Angst und zugleich den Ärger über meinen Zeitverlust nicht zugleich länger aushalten wollte. Heut früh erst kam Ihr Brief in Bonn und heut abend hier an.

Außer meiner entsetzlichen ausgestandenen Angst ist mir auch der Verlust an Arbeitszeit äußerst empfindlich. Denn seit Mittwoch abend hatte ich in Bonn nichts mehr zu tun und saß nur da, auf Ihren Brief wartend. Ich wollte ihn lieber dort noch empfangen, um eventuell mit Agnes — der ich davon noch gar nichts gesagt — über die Reise Rücksprache zu nehmen. Jetzt muß ich ihr erst schreiben. — Auch für meine Augen war der dortige Aufenthalt nicht gut. Denn ich konnte keine Augenwaschungen machen, weil ich ausgehen mußte und die Luft dabei schädlich, konnte nicht Pfeife und mußte Zigarre rauchen usw. usw. Der Arzt meint jedoch, daß die Gebirgsreise als die beste Kur darauf wirken wird . . .

Wann soll ich also in Wildbad sein? Ganz nach Belieben. Brauchen Sie die Kur solange es nur irgend gut ist. Nur möchte ich nicht vorzeitig kommen.

Freilich mußte ich lachen, als ich las, Sie kommen sich „wie ein Paria vor", weil Ihre Wildbader Honoratioren tun, als kennten sie Sie nicht und schieben das auf das „Verleumdet- und Verkanntsein". Das hat damit gar nichts zu tun, hat mit Ihrer Privatperson überhaupt nichts zu tun[1]) (sonst wäre es jetzt gewiß fortgefallen), sondern wurzelt einfach in der politischen Partei, zu der Sie sich geschlagen haben, und kann Sie folglich weder kränken noch wundern. Jene Leute haben vor

[1]) Es ist auffällig, daß Lassalle hier nicht auf seinen früheren langen nach Ems gerichteten Manuskriptbrief hinweist. Siehe oben Nr. 6.

Ihnen den Vorteil der Ganzheit voraus; d. h. sie hassen eben ihre politischen Widersacher und wollen mit ihnen auch gesellschaftlich nichts zu tun haben. C'est si simple comme toujours. Und die Leute haben darin ganz recht. Und wenn der eine oder der andere sogar selbst weniger stark von diesen Gefühlen beherrscht, so setzt er doch denselben Haß grade auch Ihrerseits wieder voraus und erlaubt sich deshalb keine Näherung oder unterläßt es aus Rücksicht auf die anderen, die stärker hassen. — Übrigens zeigt Ihre Klage, daß wenn man jemand von früh an angehalten hat, auf einen alten Knopf zu sehen und ihm eingeredet, der Knopf sei der Welt Mittelpunkt, er ein gewisses inneres Trabantenrotieren seines Geistes um diesen Knopf herum nicht los wird, wenn er auch seitdem das ganze kopernikanische Weltsystem durchstudiert hat und demzufolge sehr genau weiß, daß alte Knöpfe bloß alte Knöpfe und keine Mittelpunkte von Welten und Sonnensystemen sind.

Nämlich dann wird er es nicht los, wenn er eine Frau ist. Denn immer haben Frauen, was sie wissen, in der einen, was sie fühlen in der andern Tasche.

Also empfehlen Sie mich Herrn von Morny,[1]) der Kaiserin, der Großfürstin, der Kleinfürstin, der Kronprinzessin, den Fürstinnen, den Gräfinnen, den Frauen von, den Herren auf und machen Sie denselben meinen alleruntertänigsten Respekt mit derselben unanständigen Gebärde, mit welcher sich an einer gewissen Stelle in einem gewissen Stück Mephistopheles über Faust lustig macht.

Tout à vous Ihr

F. Lassalle.

Was ist denn das mit der Agnes, was Sie gehört haben? Das möchte ich gern wissen. Wenn es Sie nicht zu sehr anstrengt, so schreiben Sie es. — Lassen Sie bald von sich hören, wenn auch nur zwei Zeilen.

Eben kommen aus Paris die sechs Töpfe Pomade, die ich bestellt. Ich schicke Ihnen morgen drei.

17.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

[Wildbad] 23. Juli 1856.

Hierbei, liebes Kind, die Eingabe zurück, ich habe, was ich weggelassen wünsche, mit Bleistift angestrichen und meine Bemerkungen

[1]) Der Herzog von Morny (1811—1865), der Halbbruder Napoleons III., war damals französischer Botschafter in Petersburg und arbeitete an einer Annäherung zwischen Frankreich und Rußland.

dazu geschrieben. Ich bitte Sie recht herzlich, mir nicht darüber böse zu sein und mir gewiß den Gefallen zu tun, es zu ändern. Es ist auch nicht schwierig, da man die einzelnen Blätter herausnehmen kann und sich der Abschreiber so einrichten kann, daß es wieder zum folgenden Blatt paßt. Wo es nur einzelne Worte oder kurze Sätze sind, könnte es sogar vielleicht ausradiert werden. Darum habe ich auch die Eingabe unterschrieben, weil diese Unterschrift immer zu brauchen und Sie es dann nicht wieder herzuschicken brauchen. Lassen Sie sich zum Zusiegeln ein Wappen von Wachter, das ja dasselbe ist, borgen. Die Veränderungen sind nicht groß, die Eingabe bleibt ebenso scharf. Aber Sie benehmen ihr etwas den persönlichen, boshaften Spott, und dies wünsche ich sehr, einmal, weil es sich doch besser für eine Frau paßt, aber vorzüglich, weil ich jetzt die Leute nicht persönlich reizen möchte. Es hat sich darum so verzögert, weil ich Ihnen aufrichtig gestehe, daß ich mich etwas fürchtete, Sie würden böse werden. Überdies bin ich wirklich in einem immerwährenden Fieber, ich habe die Bäder wieder angefangen und jetzt sogar stärkere. Es ist möglich, daß Paul jetzt auf einige Tage herkommt. Warum schreiben Sie mir denn gar nicht? Sie sind ja noch viel fauler als ich. Es ist nicht recht, da Sie wissen, wie allein ich hier bin. Schreiben Sie mir, wie es Ihnen, wie es mit Ihren Augen geht.

Tausend herzliche Grüße

S. H.

18.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

[Düsseldorf] Freitag abend [25. Juli 1856].

Ich habe Ihren lieben und schönen, Ihren klugen und dummen, Ihren so geistreichen und so törichten Brief kaum empfangen und durchgelesen, als ich mich auch schon zu seiner Beantwortung niedersetze. Es ist wirklich häufig schon ein Genuß, Briefe von Ihnen zu empfangen, und man empfindet nur das Bedauern, sie nicht sofort in die Druckerpresse schicken zu können. Seit Goethe hat kein Mensch so Briefe geschrieben, und Goethe hat lange nicht diese Wärme und Lebendigkeit des Stils gehabt. Da ist so viel Natur darin und die Naivität eines Kindes und ein Erguß des Herzens und soviel Geist und Gescheitheit und doch wieder so viel liebliche und interessante rührende Dummheit mitten darunter, daß es einem ganz nahe geht und denselben rührenden Eindruck macht, wie unschuldige kleine Kinder in weißen Kleidern und mit Rosengirlanden umschlungen, die ihre großen blauen, gescheiten, reinen Augen weit aufschlagen und deren Blick einem eben

deshalb so zu Herzen geht, weil man's ihnen eben ansieht, sie wissen noch gar nicht, wie's in der Welt aussieht.

Es gäbe wirklich nichts Gescheiteres für Sie, als Schriftstellerin zu werden. Sie bringen sich um einen großen Triumph und unsere Literatur um eine große Zierde, wenn Sie es nicht noch tun! — Das heißt schreiben! Haben Sie doch mich steifen Pedanten fast zu einer Rhapsodie hingerissen trotz aller Dummheiten, die in dem Briefe stehen. Es sind eben Kinderdummheiten, so treuherzig ehrlich, so unschuldsvoll einfältig, daß man nicht anders kann, man muß sie grade deshalb küssen.

Wie kann man nur solche Briefe schreiben können und dann noch mit sich selber unzufrieden sein? Wie kann man solche Briefe schreiben können und dann noch jener schlechten Clique bedürfen, die alle zusammen, in einen Geist potenziert, kaum das Talent, diese Briefe auch nur lesen zu können, haben würden? Wie kann man solche Briefe schreiben können und dann nicht ruhig und selig in sich thronen, gleich den olympischen Göttern? Diesen Widerspruch begreife ich nicht! Wenn ich mit Heraklit fertig bin, will ich mal gründlich darüber studieren.

Das wesentlichste desselben habe ich eigentlich schon letzthin beantwortet. Ihre Exklusion liegt nicht in Ihrer Privatperson, sondern in Ihrer politischen Parteinahme.[1]) Und, was die Herren anlangt, ebenso auch darin, daß man sich ebenso von Ihnen exkludiert glaubt. Wie mancher würde sonst gern anbandeln. Wie Sie aber bei einigem Nachdenken die Kometenstellung, die Sie nach Ihrer eigenen Schilderung auch dort haben, nicht mit Stolz und Eitelkeit erfüllen kann, begreife ich nicht. Wer achtet drauf, wenn Frau von X. vorbeigeht? Das sind Huldigungen, wie sie jedes große Wagen und Können, jedes eigene Wollen sich erzwingt. Glauben Sie, daß die Aufmerksamkeit einer Welt, wenn man vor die Tür tritt, nicht wie jeder andere Triumph seine kleinen Dornen haben soll? Erinnern Sie sich des Alkibiades und seines Grundsatzes. — Ich wollte aber, ich hätte die Macht eines Gottes und könnte Sie auf acht Tage wieder unter diese Leute versetzen. Was würden Sie bald schreiend und wehklagend davonlaufen! Nicht acht Tage würden Sie die Clique ertragen können! Da ist der Staatsrat.[2]) Und das ist doch noch der Gescheitesten einer. Sie haben sein Gebabbel nicht $1\frac{1}{2}$ Tage aushalten können. Gehen Sie! Sie sind viel zu sehr an das Ambrosia ewiger Gedanken verwöhnt, als daß Sie in jener flachen Atmosphäre auch nur atmen könnten. Fände sich Ihnen jetzt ein Mephisto und

„schleppte Sie durch jenes seichte Leben,
durch flache Unbedeutendheit"

[1]) Siehe oben Nr. 16.

[2]) Für den Staatsrat Klindworth vgl. oben die Einführung S. 16 f.

— was würden Sie „zappeln, starren, kleben"! Nein, mein Kind! Jene Kreise, die im neunzehnten Jahrhundert Platen von sich gestoßen haben, ganz so wie im sechzehnten Jahrhundert Hutten (einen zweiten weiß ich aus dem neunzehnten Jahrhundert bloß deshalb nicht zu nennen, weil sie keinen zweiten hatten — und doch — noch einen zweiten, den sie gleichfalls von sich stießen — Byron), jene Kreise sind nichts für Sie. Wünschen Sie sich nicht hinein. Sie wünschen sich Schlechtes. Es geht Ihnen damit wie mir häufig mit dem Reisen. Kaum aber bin ich acht Tage unterwegs, so wünsche ich mich in mein Zimmer zurück.

Ihre Klage aber über die wirklich geistig gebildete Gesellschaft aus den Kreisen der Bourgeoisie finde ich mehr als ungerecht. Denn von allen, die wir nur aus diesen Kreisen je zu sehen Gelegenheit hatten, sind Sie sogar immer mit großer Auszeichnung behandelt worden. — Ebenso ungerecht sind Ihre Bemerkungen in bezug auf die politische Partei. Ich kann Ihnen darin durchaus nicht recht geben. Weder die Geschichte zeigt es, wie Sie meinen, noch Ihr eigenes Leben. Freilich sind Sie auch im Schoße der eigenen Partei angefeindet worden. Aber wem geschieht das in der demokratischen Partei nicht? Mir nicht? Marx[1]) nicht? Waldeck[2]) nicht? Kinkel[3]) nicht? Proudhon[4]) nicht? Ledru[5]) nicht? Das geschieht ja allen, und bei jedem ergreift man dann, um ihn anzufeinden, was sich nur eben bietet. Ist es nicht dies, so ist es das. Gemeinsames Los aller. Nicht der Rede wert!

Sehen Sie sich genau die vornehme glänzende Gesellschaft dort an! Lassen Sie sie an sich vorbei defilieren und halten Sie Schau — es ist die Totenschau, die Gespensterparade dieser Gesellschaft! Irre ich nicht sehr, so ist es das letzte Jahr, daß sie sich in ihrem koketten Glanze zeigt. Schwere Wolken ziehen am Himmel herauf, wahrlich, ich sage Euch, die Füße derer, die sie hinaustragen werden, stehen schon vor der Türe. Halten Sie Totenschau und gönnen Sie ihnen das kurze, eitle Sonnen noch; schon sind sie „von ihrem Lorbeer nur noch der Schatten, von ihrem Glück nur noch der Hohn".

---

[1]) Karl Marx (1818—1883), der berühmte Sozialist. Für Lassalles Briefwechsel mit ihm vgl. Bd. III dieser Publikation.

[2]) Benedikt Waldeck (1802—1870), das Haupt der preußischen demokratischen Partei.

[3]) Gottfried Kinkel (1815—1882), der Dichter, Kunsthistoriker und demokratische Politiker.

[4]) P. J. Proudhon (1809—1865), der berühmte französische Gesellschaftsreformer und Politiker.

[5]) Alexandre Auguste Ledru-Rollin (1807—1874), unter dem Bürgerkönigtum Führer der äußersten Linken, in der Februarrevolution Minister des Inneren, hernach bis 1870 politischer Flüchtling.

Ich wiederhole Ihnen, es ist die Totenparade. Die Ereignisse nahen im Geschwindschritt. Wollte Gott, ich behielte nur noch Zeit, den Heraklit herauszugeben. Doch das hoffe ich noch sicher.

Der Agnes habe ich gleich geschrieben, sie soll baldigst hin. Sie ist aber nach Mannheim gereist, wo sie, glaube ich, die Stubenrauch besuchen soll in ihres Vaters Angelegenheiten. Es frägt sich also, wann sie bei Ihnen eintreffen kann, doch hoffe ich bald.

Was Sie von meiner Eingabe schreiben, setzt mich in große Verlegenheit. Denn wie nun helfen? Das dicke Ding umschreiben lassen, das geht nicht, denn das würde vierzehn Tage dauern.

Ich muß auch bemerken: 1. daß es, wenn die Malicen fortfallen, sicher nicht hilft; das steht ganz fest; 2. daß es nach meiner Ansicht gar nicht schadet für unser Hinziehen,[1]) wenn wir tüchtig beißen. Die Zähne zeigen hat mir noch immer genützt. Sieht man, daß sie scharf sind, so nimmt man noch hin und wieder eine Rücksicht. Denn von meiner Feinde Milde hoffe ich nie etwas; weit mehr von ihrem Respekt.

Bestehen Sie jedoch auf Ihrem Wunsch, so mache ich folgende Vorschläge:

1. entweder es handelt sich um bloße Worte, und dann streiche ich ruhig aus, ohne abschreiben zu lassen; oder aber 2. ich unterzeichne das Ding in Ihrem Namen, also: im Auftrag der Frau Gräfin von Hatzfeldt der Generalbevollmächtigte F. L.

Dann kann man es Ihnen nicht zur Last legen, und mir ist es sehr recht; schadet mir auch gar nichts. Beißen nützt mir jedenfalls.

Aber senden Sie es doch schnell.

Nun das letzte: Ich wollte cirka den 15. August — je nachdem Ihre Kur dort noch dauern wird — entweder erst nach Wildbad reisen oder schon dort eintreffen. Und freilich muß es mir Heraklits wegen sehr am Herzen liegen, keine Zeit zu verlieren. So pedantisch sind wir aber doch noch nicht, daß wir einen Freund wie Sie im Stich ließen, wenn seine Gemütsstimmung uns fordern sollte. Kann also Agnes nicht bald kommen (wahrscheinlich kann sie erst Anfang August) und wünschen Sie in der Bedrückung und Beklemmung, die Ihnen die dortige Gesellschaft verursacht, ihr die unverschämte Götterruhe meines Antlitzes entgegenzustellen (großen Staat werden Sie damit freilich nicht machen, auch sich damit freilich nicht sehr in Gunst setzen), so telegraphieren Sie mir nur, und ich lasse alles stehen und liegen und fliege hin, Ihnen meine suffisante Person und meine, wenn auch nur

[1]) Nach Berlin.

tropisch schlachtengebräunte Heldenstirne zur Disposition zu stellen. Aber die Eingabe muß freilich erst besorgt sein. Genug für heut. Es ist ein Uhr nachts.

Ihr F. L.

Ich bekleckse alle Ränder, um Ihnen zu sagen, wie sehr ich mich über die Wiedergeburt, die aus Ihrem Briefe entgegenleuchtet, freue! Nahrung und Befriedigung will ich derselben schon schaffen, das sei meine Sorge. Sie glauben aber nicht, wie glücklich es macht, Sie wieder auf einmal so [wieder] aufgelebt zu finden, wie Ihr Brief so höchst erfreulich zeigt! Haben Sie nur wieder erst Lebens- und Regungsbedürfnisse! Befriedigen will ich sie schon. Das ist gerade meine starke Seite. Sind wir erst in Berlin, will ich Ihnen mehr Zerstreuung, Abwechslung und Lebensgenuß schaffen, als zehn Frauen niederleben könnten.

19.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Düsseldorf [Ende Juli 1856].

Meine Gnädigste!

Infolge Ihres Briefes, in welchem Sie die Agnes gleich dort zu haben wünschten, schrieb ich sofort in der dringlichsten Weise an sie. Ich erhalte soeben von ihr Antwort, daß sie gleich nach Sonnabend, etwa Sonntag, Montag usw. zu Ihnen [reisen] wird. Allein sie schreibt mir zugleich, daß jenes scheußliche Wesen, ihr Vater, ihr die Erlaubnis zu der Reise nach der Schweiz nicht gibt. Aus dem allerfutilsten oder eigentlich aus gar keinem Grunde, weil er nämlich nach London reist und sich einbildet, sie müßte inzwischen in Brüssel sitzen — obgleich noch dazu Wolff das dortige Klima für so schädlich für sie erklärt hat und sie ihm zu gar nichts nötig ist.

Ich glaube, sein Grund ist bloß der, daß Sie nicht die Einladung geschrieben haben, sondern bloß ich. Ich war nämlich schon wieder von Bonn fort, als Ihr Brief, der sich damit einverstanden erklärte, endlich kam, und vor Eintreffen desselben konnte ich doch nichts sagen. Hätte ich noch mündlich mit ihm darüber sprechen können, so hätte er freilich nicht nein gesagt. So aber mußte ich schreiben, weil Ihr Brief so verwünscht lange ausblieb, und das scheint ihm nicht recht gewesen zu sein. Sie sind also um so mehr hierdurch veranlaßt, was Sie als unschuldige Ursache durch das lange Ausbleiben jenes Briefes verschuldet haben, wieder gutzumachen.

Überdies schreibt mir Agnes, ich möchte Sie bitten, ein gutes Wort für sie bei dem Vater einzulegen. Ihnen würde er es nicht abschlagen.

Schreiben Sie ihm also, bitte, gleich und dringlichst. Benutzen Sie auch das, daß ja Wolff das Brüsseler Klima für so äußerst gefährlich und schädlich für Agnes erklärt hat. Der alte Heuchler sieht ja gerne sehr gefühlvoll aus. Und schreiben Sie ihm so höflich und verbindlich, daß er nicht abschlagen kann.

Aber Sie haben dazu keinen Augenblick zu verlieren, denn der alte Fuchs — ich könnte ihn nur so ohrfeigen, daß es eine Art hätte — kommt Sonnabend nach Mannheim zurück und will dann sehr bald — wie bald, weiß ich nicht — nach London. Schreiben Sie also schleunigst sofort, noch ehe Agnes zu Ihnen kommt; denn dann sieht sie ihn, glaube ich, nicht mehr.

Sollte sie früher, als sie wollte, gereist und jetzt schon bei Ihnen sein, so sagen Sie ihr, daß ich ihr auf ihren Brief sofort nach Mannheim geantwortet habe.[1])

Ihr

F. L.

20.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

[Prag] Sonntag, den 21. September [1856].

Meine gute, gnädige Frau!

Ich war grade gestern auf dem Hausflur, als Ihr Brief an Papa ankam, und so geschah es, daß er zuerst in meine Hände fiel, und da ich Ihre Schrift erkannte, von mir auch sofort gelesen wurde. Aber weit entfernt, mich, wie Sie in demselben voraussetzen, dagegen zu verstocken, hat er mich vielmehr, wie ich Sie versichern kann, sehr gerührt, da er mir zeigte, wie warm und aufrichtig die Besorgnis ist, die Sie für mich empfinden, und welchen reellen Anteil Sie an mir nehmen. Es ist beiläufig gar nicht wahr, daß ich systematisch Ihren Rat zurückweise. Es lebt im Gegenteil niemand, auf dessen Rat ich entfernt soviel gebe, wie auf den Ihrigen. Und nicht, daß Sie es raten, sondern nur die Weise, in der sie ihn manchmal äußern, ist es, die mich hin und wieder in Harnisch bringt.

---

[1]) Agnes hat die Reise nicht mitgemacht. Am 5. August schreibt Lassalle der Gräfin: „Von Agnes habe ich nichts mehr gehört. Hole den Alten der Teufel. Er verleidet einem die Tochter. Habeat sibi.“ Vgl. aber auch unten Nr. 23, S. 82.

Ich kam, da ich in Leipzig einen Tag ruhte, am 18. abends hier an. Am 19. früh sechs Uhr reiste er[1]) bereits ab. Er konnte nicht länger warten. Seine Reisegesellschaft war bereits seit fünf bis sechs Tagen nach Pest voraus. Wie ungeheuer er mich bestürmt, die Reise mitzumachen, können Sie sich nicht vorstellen. Er beschwor mich, mit nach Wien zu gehen, Professor Arlt[2]) zu konsultieren, den er bereits aus Prag nach Wien gereist glaubte, wohin er einen Ruf als Arzt der Kaiserin erhalten hat. Ich refüsierte, aufs ungewisse hinzugehen. Endlich reiste er, mich beschwörend, es mir noch anders zu überlegen und ihm dann nach Pest zu telegraphieren, wo er mich erwarten wollte. — Tags drauf ergab sich zufällig, daß Professor Arlt — der berühmteste Augenarzt Österreichs — erst abends seine Reise und Übersiedlung nach Wien antreten wolle. Schwester ließ ihn holen, und er untersuchte meine Augen aufs strengste. Ich muß Ihnen aber sagen, daß ich keine Lust zur Reise hatte und ihm deswegen einen fürchterlichen Bericht machte, noch weit fürchterlicher, als Sie pflegen, schwarz in schwarz malend. Arlt erklärte aber mit peremptorischer Bestimmtheit:

1. Meine Augen wären nur krankhaft überreizt, nicht entzündet.
2. Weniges Arbeiten würde mir auch nichts schaden, vieles aber allerdings die Wiederherstellung sehr lange verzögern.
3. Die Reise nach Ägypten aber für mein Augenleiden absolut unschädlich, ja,
4. ein wahres Medikament sei, da sie mich hindern würde zu arbeiten, und auch die Luft günstig wirken werde.

Dies sind seine eigensten Worte.

Was sollte ich tun? Nach Düsseldorf gehen und nicht arbeiten wäre mir schlechterdings unmöglich gewesen. Viele andere Gründe, die ich Ihnen einmal mündlich explizieren werde, kamen hinzu — und so habe ich mich, so schwer es mir wird, mich von meinem Heraklit vor seiner Vollendung auf $3^1/_2$ bis $4^1/_2$ Monate loszureißen, entschlossen, mit in den Orient zu gehen. Heut früh habe ich Friedland nach Pest telegraphiert, und obgleich es mir jetzt schon wieder beinahe leid tut, bin ich jetzt gebunden. Morgen oder übermorgen reise ich, freilich jetzt fast ohne alles, ohne Vorbereitungen, ohne Bücher, ohne Kleider, fast selbst ohne Geld nach dem Orient ab, Friedland, wie gesagt, in Pest treffend. — Was dazu beitrug, den Entschluß in mir hervorzurufen, war grade auch der Wunsch, das Verhältnis zwischen Ihnen und mir zu bessern. Gönnen Sie wenigen aus der Tiefe meines Herzens kommenden

[1]) Lassalles Schwager Ferdinand Friedland.

[2]) Ferdinand Ritter von Arlt (1812—1887) wirkte von 1849 bis 1856, wo er nach Wien übersiedelte, als Professor der Augenheilkunde in Prag.

Worten ein wohlwollendes und indulgentes Ohr. Wenn unsere Freundschaft brechen, wenn diese vielbewährte Freundschaft wirklich zu Ende gehen sollte, es wäre ein großes Unglück für uns, es wäre sogar fast eine Schande für die objektiven Mächte der Liebe, Freundschaft und Treue selbst, es wäre fast eine Schande und Niederlage für alle edleren Mächte, welche die Menschenbrust schwellen, für alle idealen Bande, die zwei Menschen miteinander verbinden können. Es wäre eine große Beschämung fast der Prinzipien selber und ein Beweis, daß wirklich jenes Wort wahr ist: „Alles ist eitel," selbst das, was nicht eitel sein soll. Wenn unsere Freundschaft zur Eitelkeit wird — welche soll da noch halten? An welche soll man noch glauben? Es wäre ein trauriges Zeugnis abgelegt gegen den Wert aller Freundschaft.

Für mich wäre es ein großes inneres Unglück. An wenige Individuen fesseln mich Herzensbande, an diese aber um so stärker. Soll ich Ihnen erst sagen, daß ich niemals innerlich diesen Verlust überwinden würde? Ich würde ihn überwinden, aber nur dadurch, daß ich zugleich zu Eis und Stein würde. Dem menschlich-individuellen Dasein hätte ich mit Ihnen für alle Zeit entsagt. Für Sie wäre es ein fast noch größeres inneres und äußeres Unglück.

Gegen ein solches Unglück muß man alle Mittel ergreifen. Ich bin noch nicht so weit, daß ich unsere Freundschaft aufgeben sollte. Ich würde noch vieles erschöpfen, ehe ich eine so harte Sentenz, die mich selbst meiner Lebensfreuden beraubt, innerlich vollziehe. Aber sicher ist, daß unser Verhältnis so wie bisher nicht fortbestehen kann. Es muß gebessert werden. Bliebe es so, gingen entweder wir beide oder doch unsere Freundschaft unrettbar zugrunde. Dabei bin ich jetzt durch vieles und reifliches Nachdenken zu einer Überzeugung gelangt, der ich früher nicht war. Zu der Überzeugung — zürnen Sie mir nicht; ich muß schreiben, wie ich es in tiefster und wahrster Seele, im reiflichst geprüften Innern denke —, daß Sie beinahe die einzige Schuld unseres schlechten Verhältnisses sind. Mir können Sie nichts vorwerfen als meine große natürliche Heftigkeit, die auch niemals ohne starke Provokation losbricht. Aber meine große Sorgfalt für Sie, meinen stets auf Sie gerichteten, Sie über alle andern Personen stellenden Sinn, mein immenses Attachement für Sie, das soweit geht, daß ich ohne Sie nicht einmal ein Vergnügen haben kann, meine Freundlichkeit von allen Tagen, mein leichtes Verzeihen und stetes bereitwilliges Zurückkommen, alles das können Sie nicht leugnen. Sie sind das Alpha und Omega aller persönlichen Gedanken, die ich habe. Das können Sie nicht leugnen. Anders mit Ihnen. Ihre Freundschaft für mich ist nicht grade tot, aber latent. Sie erwacht nur, wenn Sie mich zu verlieren glauben oder von mir getrennt sind. Sonst aber sind Sie mit mir in einer

beständigen Aigreur, von einer fortwährenden Unfreundlichkeit. Ich bin Ihnen selbst lästig. Es geht Ihnen vieles andere über mich. Mich betrachten Sie meist nur noch mit den Augen der Pflicht, statt mit denen freiwilliger lebhafter Zuneigung. Ich bin Ihnen, wie es unter diesen Umständen nicht anders sein kann, unbequem. Sie schätzen mich nicht einmal, wie ich es verdiene, oder vielmehr Sie unterschätzen mich selbst ganz entsetzlich. Ja, verstehen Sie mich recht, Sie unterschätzen selbst Ihre eigene Neigung für mich. Ich bin Ihnen doch noch in weit höherem Maße Bedürfnis, als Sie es glauben. Allein davon wissen Sie nichts, da Sie mich nicht entbehren, und sehen somit immer nur alle die Beziehungen, in denen ich Ihnen lästig bin. Wie ungerecht endlich Sie fast beständig mit mir sind, werden Sie selbst wissen. Daß Sie endlich nachtragen und keine Versöhnung bei Ihnen eine wirkliche Versöhnung ist, sondern stets Ihre Gereiztheit zurückbleibt, werden Sie nicht leugnen.

Soll ein gutes Verhältnis zwischen uns wieder eingeführt werden, so muß vor allem eins geschehen. Da Sie nicht fähig sind, durch die bloße Kraft Ihres Willens Eindrücke zu vernichten und so zu verwischen, als wären sie nie dagewesen, so muß, wenn ein neues gutes Verhältnis eintreten soll, sich vorerst die Zeit zwischen uns gelegt haben, abkühlend, verwischend, mit ihrer großen und schönen Wirkung, immer mehr, immer reliefartiger das Große und Gute in unserer Erinnerung hervortreten, immer mehr und mehr das Gewöhnliche und Flache verflachen und verschwinden zu lassen. — Nichts wird wohltätiger für unser Verhältnis wirken, als eine Abwesenheit von einigen Monaten. Ich werde zurückkommen. Sie werden in der Zwischenzeit Muße gehabt haben, einzusehen, wie sehr ich Ihnen fehle und wie unersetzlich ich Ihnen bin. Die Reibungen werden in Ihrer Erinnerung anderen Dingen gewichen sein. Ich werde rückkehren und ein neues Verhältnis zu Ihnen beginnen, bereichert um die Erfahrung von zehn Jahren; wir werden von vornherein in diesem neuen Verhältnis nicht in einem Hause wohnen und somit nicht aufeinander drücken — und wir werden ein schönes und von keinen Reibungen vergiftetes, durch keine innerliche Ungerechtigkeit und Unterschätzung unterminiertes Leben haben. Mit dieser frohen Prospektive reise ich, und wahrlich, an mir soll es nicht liegen, wenn sie nicht erfüllt würde. Was an Kraft und Einsicht in mir ist, werde ich daran setzen. Ich ersuche Sie ferner, während ich im Orient bin, Ihre Übersiedlung nach Berlin zu bewerkstelligen. Es wird Ihnen dies unter diesen Umständen weit leichter werden . . .[1])

[1]) Lassalle gibt der Gräfin hier noch eine größere Anzahl von Instruktionen für ihre Geschäfte und allerhand andere Aufträge für die Zeit seiner Abwesenheit.

Nun fällt mir im Momente nichts mehr ein. Ich umarme Sie, die hellen Tränen im Auge. Leben Sie mir tausendmal wohl und möge, wenn ich abwesend, mein guter Genius Sie umschweben und schützen! . . .

P.S. Die monatlichen 5 Rt. für Frau Roeser[1]) habe ich auf fünf Monate (25 Rt.) bis April an Schneider geschickt, was ich Ihnen zur Instruktion mitteile.

21.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

Schlangenbad, 23. September 1856.

Liebes Kind, soeben erhalte ich Ihren Brief aus Prag in dem Augenblick, wo ich beschäftigt war, Ihnen zu schreiben, um Sie zu bitten, recht bald wiederzukommen und Ihren Vater mitzubringen, damit wir noch einmal, da Sie entschlossen wären, Düsseldorf zu verlassen, einige Monate in einem Hause, was später woanders sich vielleicht nicht mehr arrangieren würde, wie eine Familie zusammen zubrächten. Ich war so weich gestimmt, der Gedanke, daß in einigen Monaten vielleicht das gänzliche Zusammenleben aufhörte, lag mir schwer auf dem Herzen— und nun liegt der Brief vor mir, und ich erhalte den Ihren, der mir sagt, daß diese Trennung bereits geschehen ohne Abschied und Vorbereitung oder vielmehr, nachdem wir uns in Ärger getrennt; daß bereits jetzt schon weite Strecken zwischen uns liegen und wir nur nach langer Zeit voneinander hören können, daß das Band des Zusammenlebens, was uns beide allerdings oft hart bedrückt, weil wir unnachsichtig gegen unsere gegenseitigen Fehler waren, was ich aber mich dennoch nie entschließen konnte, aufzugeben, nun gelöst ist, und wir getrennt auf unbestimmte Zeit sind. Denn was kann nicht alles während dieser Zeit geschehen, und dann haben wir ja keinen bestimmten Ort, keine gemeinschaftliche Heimat mehr! Die Nachricht hat mich so völlig unerwartet getroffen, daß ich ganz betäubt bin und mich nicht fassen kann, nur meine Tränen fließen unaufhaltsam und verhindern mich am Schreiben. Der gute Geist schütze und geleite Sie, seien Sie vorsichtig und vernünftig für sich und für die Leute, die Sie lieben, schonen und hüten Sie Ihre Augen!

Was mich anbetrifft, so kann ich Ihnen gar nicht sagen, was ich tun werde, als daß ich in einigen Tagen, da mir in meiner jetzigen Stim-

[1]) Über Peter Gerhard Roeser, den Verurteilten aus dem Kommunistenprozeß und Lassalles Beziehungen zu ihm vgl. Bd. II., Einführung S. 9 f.

mung die Bäder nicht helfen können, nach Düsseldorf gehe. Der erste Eindruck, den mir diese einsame Wohnung machen wird, weiß ich nicht; aber hier ist es mir, als wenn es nicht möglich wäre, daß ich Sie nicht in Düsseldorf wie sonst zu meinem Empfang fände.

Über die Geschäfte, von denen Sie mir schreiben, kann ich jetzt gar nicht antworten. Denn ich habe nichts begriffen. Nur muß ich Ihnen sagen, daß Sie mir die Schlüssel, die Sie mir angekündigt, nicht geschickt haben und mir auch nicht das Wort des Arnheimer gesagt, und Sie müssen mir auch die Art, wie er geöffnet wird, explizieren. Für Ihre Bücher und Heraklit seien Sie unbesorgt. Ich werde den geschäftlichen Teil Ihres Briefes wieder später lesen, um danach zu handeln, bis jetzt weiß ich nicht, wie ich das fertigbringen werde.

Was Sie mir über meine Gefühle und Verhalten gegen Sie sagen, ist nicht richtig. Sie wissen nicht zu begreifen, wie Unglück und vorzüglich Krankheit auf das Gemüt eines Menschen einwirken, wie er finstere Augenblicke und Stunden hat, die man ihm zugute halten muß, weil es nicht seine Schuld ist, die man mit Güte, Mitleid und Liebe zu verscheuchen suchen muß, aber nicht als Unrecht anfeinden und bestrafen. Es ist auch nicht wahr, daß ich die Tiefe meiner Freundschaft für Sie nicht kenne und unterschätze und es jetzt erst durch Entfernung lernen müßte; wohl aber überschätze ich vielleicht oft Ihre Fehler, weil sie auf meinen krankhaften Organismus eine schlimme physische Wirkung ausüben.

Aber ich kann jetzt darüber nicht schreiben, denn ich habe keinen Gedanken. Leben Sie wohl, liebes Kind. Meine besten Wünsche begleiten Sie immerfort. Schreiben Sie mir recht oft in meine Einsamkeit, keine langen Briefe, aber daß Sie gesund und wo Sie hingehen. Sie wissen ja, wie krankhaft ängstlich ich bin und wie mich stets schwarze Gedanken plagen. Leben Sie recht, recht wohl, gedenken Sie meiner wie jemand, der trotz allem eine so wahre Freundschaft für Sie gehabt und stets haben wird, wie Sie sie nicht wieder finden werden. Adieu, adieu — Gott schütze Sie!

Zu Ihrer Schwester nach Prag werde ich nicht gehen. Dazu bin ich zu melancholisch und zu krank, eine zu schlechte Gesellschaft. Ob ich nach Berlin gehe, weiß ich nicht, vielleicht versinke ich in totale Einsamkeit, jedenfalls kann ich ja noch in längerer Zeit der Geschäfte wegen von Düsseldorf nicht fort. Den einzigen Menschen, den ich gern gesehen hätte, wenn er zu mir gekommen, wäre Ihr Vater; doch was sollte der arme Mann bei einem so melancholischen Wesen wohl anfangen, auch nur für kurze Zeit; darum schreibe ich eben nichts davon. Der Augenblick meiner Ankunft in Düsseldorf wird hart sein! Ich mag noch viel weniger der Agnes schreiben, zu mir zu kommen, denn ich

fühle mich nicht fähig, jemand zu unterhalten. Nun endlich wirklich Lebewohl, ich kann mich nicht entschließen, aufzuhören, es ist mir, als wäre es auf — ich fürchte mich davor, das Wort zu schreiben.

S. H.

Ich muß mich doch zusammennehmen, einige Fragen zu tun, da es so sehr lange dauert, bis ich wieder Antwort erhalten kann. [Die Gräfin behandelt hier noch einige geschäftliche Punkte. Dann bricht sie ab:] Ich bin zu krank und zu verwirrt, um von Geschäften zu reden. Nun leben Sie wohl, schonen Sie sich ja recht, denken Sie bei jeder Sache, die Sie tun wollen, erst daran, sie sitzt zu Hause, in ihrer melancholischen Art sich schwarze Bilder machend, und ängstigt sich. Sie wissen, wie ich mich ängstigte, wenn ich von Paul acht Tage keine Nachricht hatte, und Sie, habe ich mich gewöhnt, zehn Jahre nicht aus den Augen zu verlieren, für Sie zu sorgen wie für ein Kind, und wenn Sie einmal kurze Zeit nicht da waren, alle drei, vier Tage von Ihnen zu hören, und jetzt so weit, so seltene Nachricht und eine Reise, die mir ängstlich erscheint. Sie können denken, daß ich bei meiner krankhaften Reizbarkeit nicht sehr ruhig sein werde. Sie sagen, Sie reisten mit dem frohen Gedanken, daß bei der Rückkehr unser Verhältnis ein besseres sein würde. Wenn Sie mich nur nicht noch kränker und mithin noch tiefer in Melancholie versunken wiederfinden! Denn das ist ja doch der eigentlich wahre Grund all unserer trüben Stunden: ich bin für Sie zu alt, zu krank und durch Krankheit und Unglück melancholisch reizbar, mit schwarzen Bildern geplagt, deren ich nicht mehr Herr werden kann. Und Sie sind zu jung, zu ungebeugt, um diesen Zustand zu verstehen, und zu heftig, um die nötige Geduld zu haben, denn sonst sind Sie doch und müssen es doch sein überzeugt von meiner innigen Freundschaft. Aber, und ich sage es mir auch jetzt wieder, um mir Geduld und Ruhe zu geben: mit welchem Recht soll der Gesunde an den Kranken, der Lebende an den Toten gefesselt sein und mit ihm leiden? Ich wünschte nur, daß ich auf diese Trennung vorbereitet gewesen, daß sie langsam nach und nach geschehen wäre; ich hatte mich, wie gesagt, schon darauf gefreut, einige Monate ruhig zuzubringen und das übrige der Zeit, dem Ungewissen überlassen. Es ist mir sehr ängstlich, daß Sie so gar nicht vorbereitet auf die Reise und Ihre Sachen gar nicht mit haben. Sagen Sie an Friedland, ich binde es ihm auf die Seele, für Sie zu sorgen, da Sie nicht gewöhnt, in materieller Beziehung für sich zu sorgen. Da er Sie dazu beredet, müsse er es auch verantworten. Vergessen Sie nicht einen Vorrat blauer Brillen und grüner Schleier. Wie steht es mit einem Bett? Wer wird Sie stets an alles erinnern und für Sie sorgen?

Leben Sie wohl, mein liebes Kind, diesmal ist es ein wirkliches und ernstes Lebewohl, es tut mir entsetzlich weh, daß wir uns auf diese Weise getrennt. Ich umarme und segne Sie wie meinen Sohn. —

[Hier folgt noch eine zweite Nachschrift:]

Schreiben Sie bitte an Bloem vorzüglich und an Kyll wegen des Scheuer-Prozesses und anderer Geschäfte, um es ihnen recht ans Herz zu legen und zu sagen, was geschehen soll; ich werde mir zwar alle Mühe geben, Ihre Instruktionen zu verstehen und auszuführen, aber ich bin oft, wenn ich besonders krank oder melancholisch, etwas schwach im Kopf. Nun noch einmal, leben Sie wohl, schreiben Sie recht, recht oft! Denken Sie ohne Groll über meine Fehler, nur an meine treue Freundschaft. Es ist eigentlich unrecht von mir, Ihnen so traurig zu schreiben, aber ich kann einmal meiner trüben Gedanken nicht Herr werden. Ich fürchte mich vor der Rückkehr nach Düsseldorf in mein ödes, einsames Haus, aber hier kann ich es auch nicht mehr aushalten, auch ist es so kalt und regnet immerwährend, so trübe ist es wie in meinem Innern. Wäre ich doch mit Ihnen in Vevey geblieben! . . .[1])

Sie haben sehr recht gehabt, sich Pistolen und Revolver zu kaufen, ich kann gar nicht sagen, wie sehr es mich bekümmert und quält, daß Sie gar nicht für die Reise eingerichtet sind. Schreiben Sie mir hierüber, wie Sie sich eingerichtet haben. Sie müssen sich sehr vor Erkältung hüten. Die ist in dem Klima nicht nur für Rheumatismus sehr gefährlich. Sie müssen warme Sachen haben, einen Plaid, einen Pelz, vergessen Sie das nicht. Haben Sie vielleicht einen von Ihrem Vater mitgenommen? Wäre ich doch wenigstens dagewesen, um etwas für Sie zu sorgen, es hat gewiß niemand daran gedacht! Kaufen Sie alles, was wirklich nötig und nützlich ist. Sorgen Sie für Ihre Gesundheit, Ihre Sicherheit; denken Sie immer daran, wie sehr ich mich ängstige. Abends und morgens muß man sich sehr warm halten, sich in acht nehmen, sich nicht auf die Erde zu legen. Die Abwechslung der Wärme und Kälte, die Erkältungen sind das gefährliche dort, auch für die Augen. Welche Geldarrangements haben Sie für sich gemacht oder welche soll ich für Sie machen? Beantworten Sie mir alles. In Konstantinopel werden Sie wohl Zeit dazu haben; schreiben Sie mir recht oft, wenn auch kurz. Mir bringen Sie gewiß gar nichts mit, Sie wissen, ich mache mir aus solchen Dingen gar nichts, und ich habe mehr als ich brauche.

[1]) Hier fehlt ein Blatt.

Nun leben Sie wohl, tausendmal! Ich bin so verdreht im Kopf, daß ich mich immer wiederhole. Ich fürchte auch, daß mein Brief nicht richtig ankommt. Der Kopf tut mir wehe, daß ich nicht weiß, was ich sage. Gott schütze Sie!

S. H.

22.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Bukarest, 7. Oktober [1856].

Gnädigste Frau!

Meinen Brief von Orsowa werden Sie erhalten haben. Ich habe hier einen neuen sechs Bogen dicken geschrieben, den ich aber erst in Konstantinopel werde beenden und expedieren können.[1])

Da mir nun einfällt, daß Kyll vielleicht das Scheuerische Fallimentzirkular verloren haben könnte und ich eine Doublette desselben besitze, so schicke ich Ihnen dieselbe hier beiliegend.

Wie geht es Ihnen? Mit Ungeduld erwarte ich Ihre Briefe in Konstantinopel. Mir ist schon entsetzlich bange nach Ihnen. Nie wäre ich so weit und auf so lange von Ihnen gereist, wenn nicht Ihr Betragen gegen mich in den letzten Monaten gewesen wäre und mich überzeugt hätte, daß eine temporäre Trennung durchaus nötig ist, damit einer des andern wieder froh wird. Aber mir ist entsetzlich bange.

Ihr F. Lassalle.

Meine großen Reiseschilderungen bitte ich sorgfältig zu verwahren und mir aufzuheben.

23.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)[2])

[Düsseldorf] 10. Oktober 1856.

Liebes Kind, ich war schon lange sehr, sehr besorgt, keine Nachricht zu erhalten, und Sie wissen, was das bei mir heißt, besorgt sein. Ich hatte schon verschiedene Briefe und Nachrichten an Ihren Vater und Schwester geschrieben, als ich gestern endlich Ihren Brief aus Semlin [1]) erhielt, den ich sofort Ihrem Vater zuschickte. Dieser hatte

[1]) Lassalles Reiseberichte aus dem Orient, die er, als auch für einige andere mitbestimmt, von den Privatbriefen an die Gräfin getrennt hielt, werden in Bd. VI abgedruckt werden.

[2]) Dieser Brief ist von der Gräfin überschrieben: „Zweiter Brief." Als den ersten betrachtete sie Nr. 21.

sich dadurch um mehrere Tage verspätet, weil er erst nach Schlangenbad ging, wohin im Herbst gar keine Post mehr geht, sondern nur unregelmäßige seltene Boten. Aus diesem Grund hatte ich auch meinen ersten Brief an Sie vom 24. nicht dort auf die Post geben wollen, sondern, da man mir da keine Auskunft geben konnte, ob und wieweit er[1]) frankiert werden müßte, an Ihren Vater nach Prag geschickt. Sie werden ihn wohl hoffentlich längst erhalten haben, obgleich ich von Ihrem Vater noch keine Auskunft habe erlangen können, daß er ihn besorgt, woran ich jedoch nicht zweifeln kann. Ihre Reisebeschreibung habe ich mit größtem Interesse gelesen, und glauben Sie mir, ich mißgönne Ihnen in keiner Weise das Vergnügen dieser Reise; ich kann mich nur der Besorgnis, die überhaupt in meinem krankhaften Zustand liegt, nicht erwehren, es möchte Ihren Augen schaden und Sie überhaupt nicht die nötige Sorgfalt und Vorsicht haben. Ich bitte Sie daher recht dringend, recht oft Nachrichten zu geben, wie es Ihnen geht. Lange Briefe und Beschreibungen sind mir natürlich ein großes Vergnügen, zu denen es aber natürlich Ihnen oft an Zeit fehlen wird; die Hauptsache ist mir, zu wissen, daß Sie wohl sind, deshalb schreiben Sie oft, wenn auch kurz. Es ist mir nicht nur sehr erfreulich, Ihnen eine so angenehme Reisegesellschaft zu wissen, aber es ist mir eine wahre Beruhigung, Sie, zu dessen Vernunft in gewöhnlichen Dingen ich gar kein Zutrauen habe, in solcher Umgebung zu wissen. Machen Sie meine Empfehlung an Friedland und sagen Sie ihm, ich ließe ihm sagen, da er es sei, der Sie zu der Reise endlich doch beredet, ich ihn dafür verantwortlich mache, in materieller Beziehung, was Sie gar nicht verstünden, für Sie Sorge zu haben, Sie schreiben schon, daß Sie auf dem Dampfschiff viel Champagner getrunken, was Ihnen für Ihre Augen sehr schädlich und, wie mir Ihr Vater schreibt, Ihnen auch noch vom Prager Arzt verboten wurde. Seien Sie doch in dieser Beziehung etwas gehorsam und vorsichtig . . .

Ich werde natürlich für Ihren Heraklit und Bücher alle Sorge haben. Was den Heraklit anbelangt, so hatten Sie ihn ja schon selbst in den Arnheimer getan, die Bücher indessen liegen auf den Tischen, Stühlen und der Erde so herum, daß man im Zimmer nicht gehen kann. Ich habe gleich noch zwei Büchergestelle setzen lassen und bereits angefangen, die Teile der Werke zusammenzusuchen, und morgen soll angefangen werden, einen Katalog davon zu machen, was absolut nötig ist und doch nicht geschieht, wenn Sie da sind, und damit ich auch sicher bin, daß, während ich sie verwahre, nichts fortgekommen ist . . .

[1]) Die Gräfin verschreibt sich: „er" und „müßten".

Sie können sich denken, daß ich bei so vielen Geschäften und Kramereien, wenn auch nicht sehr angenehm lebe, doch keine Zeit zur Langeweile habe. Was mich aber seit drei Tagen wahrhaft zur Verzweiflung treibt, ist die Anwesenheit von Gladbach. Sie kennen seine Schweigsamkeit, sowie daß ich gar keine Sympathie für ihn habe, er geniert und langweilt mich also über jede Beschreibung, und dabei weiß ich immer schon, worauf das alles immer hinausläuft. Agnes war gestern, aus Stuttgart kommend, aber nur ein paar Stunden hier, ich finde sie sehr verändert in ihrer Art zu sein. Auf meine Einladung, etwas bei mir zu bleiben, schützte sie wieder vor, daß sie Georges und ihren Vater, der sie zu seinen Geschäften und Gesellschaft gar nicht entbehren könne, vor,[1]) was sie zwar dies Frühjahr monatelang nicht verhindert hatte und auch noch länger nicht verhindert hätte, wenn ich nicht abgereist wäre. Man wird wahrlich ganz Misanthrop, wenn man sich so immer überzeugt, daß man nur immer zu Zwecken verbraucht wird, und wenn das nicht der Fall sein kann, auch keine Freundschaft da ist. Was nun ihr Hiersein an und für sich anbetrifft, so bin ich eigentlich, genau überlegt, am liebsten allein. Zu Zeiten allein zu sein, ist mir schon in meiner frühen Jugend Bedürfnis gewesen, und das nimmt mit jedem Tag bei mir zu, und sehr wenig Leute könnte ich dauernd und lange um mich ertragen. Nun einiges über Geschäfte . . .

Was mich nun auch erstaunlich beunruhigt, ist die fürchterliche Baisse, die mit jedem Tag zunimmt und die so viele und so gewichtige Gründe hat, daß sie sich weder leicht noch schnell, selbst wenn alles ruhig bleibt, wird beseitigen lassen. Ich habe mich nun nach mehreren Seiten hin erkundigt, sowohl in kommerzieller als politischer Beziehung, und da hört man wenig Erfreuliches. Die Geldklemme ist wegen Ausfuhr alles Silbergeldes durch die Überhäufung der großen Spekulationen, Kreditbanken usw. so groß, daß für keine noch so hohe Prozente Geld zu bekommen ist, daher schon durch die forcierten Verkäufe alle Papiere daniederliegen. In Frankreich soll die Geldkrise und Geldnot der Regierung auf dem höchsten Punkt sein; die Rente steht auf 66, wie im Krieg. In politischer Beziehung sagt man mir, daß die Neuenburger Geschichte,[2]) die die Genfer Kreditaktien auf 87 gedrückt hat, wohl eingerichtet und zu keinem offenen Bruch führen würde, weil es England durchaus nicht leiden würde, daß Frankreich, welches zwar Lust dazu habe, die Schweiz zu Konzessionen zwänge, weil dies das Übergewicht Frankreichs in der Schweiz zur Folge haben würde. Auch fürchtet man nicht, daß die Demonstration der Absendung der französischen und

[1]) Die Gräfin fällt hier aus der Konstruktion.

[2]) Vgl. hierüber Alfred Stern, Geschichte Europas, Bd. VIII, S. 233 f.

englischen Schiffe nach Neapel,[1]) die noch nicht erfolgt ist, zu ernstlichen Reibungen führe, weil Frankreich niemals revolutionäre Bewegungen in Italien, die unbedingt die Folge sein würden, hervorrufen könne. Allein diese Fragen können noch lange in der Schwebe bleiben und die Kurse lange gedrückt erhalten, und wenn man nicht die Aktien mit eigenem Geld gekauft, sondern borgen muß, was man jetzt nur mit den äußersten Opfern und dann nicht einmal sicher kann, so steht die Sache sehr schlimm. Überlegen Sie also wohl genau, was am besten zu tun ist . . . Noch eins wurde mir gesagt, daß man wegen Neuenburg und Neapel keine ernstlichen Störungen erwarte, wohl aber befürchte man, daß in Paris die Geldklemme, die Not der Arbeiter, die in Paris nicht einmal mehr unter Dach kommen könnten, und die daraus entstandene große Aufregung, die täglich zunehmende Teuerung und Arbeitslosigkeit im Laufe dieses Winters ernsthafte Unruhen hervorrufen könnten. Es haben jetzt massenhafte Verhaftungen stattgefunden. Überlegen Sie also, ob die Aktien jedenfalls behalten werden sollen oder ob ich mich zu einem allerdings jetzt sehr starken Verlust entschließe und ob Sie nicht Ihrem Vater wegen der Ihrigen schreiben . . .

Kichniawy[2]) und Simon[3]) habe ich Ihre Aufträge ausgerichtet; der erste ist wirklich ein recht vortrefflicher Mensch und Ihnen wahrhaft von Herzen attachiert, und dies ist bei jetziger Zeit eine wahre Seltenheit. Er kommt öfter zu mir, was mir immer angenehm . . . Was mich anbetrifft, so werde ich immer steifer wieder; und an den Handgelenken bekomme ich Anschwellungen, die zwar bis jetzt schmerzlos, aber die Hand schwach machen, so daß mir das Schreiben sehr beschwerlich. Darum verschiebe ich auch für heute manches, was ich Ihnen noch auf Ihren ersten Brief von Prag zu sagen hätte.[4]) Ich habe ihn sehr oft und mit reichlichem Nachdenken gelesen, vorzüglich das, was Sie über unser Verhältnis, dessen Ursachen und die Konsequenzen, die Sie ziehen, sagen. So viel nur vorläufig, daß, wenn ich auch in einigem Ihnen nicht recht geben und Ihre Beurteilung falsch, d. h. einseitig finden könnte, so hat nie irgend etwas auch nur im mindesten einen innerlichen Eindruck auf meine Freundschaft für Sie gehabt oder mich nur im geringsten über Ihren Wert verblendet. Ihre Fehler, und wer hat deren nicht,

---

[1]) Vgl. ebendort S. 188. Frankreich und England brachen die Beziehungen mit Ferdinand II. von Neapel ab, weil er ihren Protest gegen die grausame Behandlung der politischen Gefangenen abgelehnt hatte.

[2]) Über den Färbereiarbeiter Ferdinand Kichniawy, Lassalles Vertrauensmann unter den Düsseldorfer Arbeitern vgl. Bd. II, Einführung S. 10.

[3]) Simon Block, Bankier der Gräfin und Lassalles in Düsseldorf.

[4]) S. oben Nr. 20.

haben mich gequält und geärgert, aber das bleiben immer für mich einzelne Fehler und Tatsachen, die weder meine Freundschaft erschüttern noch mein Urteil im ganzen ändern könnten, und ich glaube fast, daß dies mehr bei mir als bei Ihnen der Fall war und ist. — Nun leben Sie wohl, liebes Kind, es ist mir jedesmal recht wehmütig, wenn ich dies Wort schreibe und denke, daß es so weit gehen muß, amüsieren Sie sich gut, aber seien Sie vorsichtig für Ihre Gesundheit und schreiben Sie mir recht oft, Sie wissen, wie besorgter Natur ich bin. Ich sage Ihnen nicht, an mich zu denken, denn ich weiß, daß Sie es oft und in wahrer Freundschaft tun. S. H.

Ich numeriere meine Briefe, damit Sie wissen, ob keiner verloren geht. Jetzt werden Sie in Konstantinopel schon sein und dort wohl länger bleiben und Zeit haben, mir zu schreiben, alles Schöne und Merkwürdige, was Sie sehen! Wäre ich doch noch jung und gesund und heiter, wie würde mich solche Reise erfreuen; das ist vorbei, aber ich kann mich an Ihrer Freude erfreuen. Machen Sie aber nicht, wie Sie mir schrieben, Einkäufe dort für mich; Sie wissen, ich habe an derlei Toiletten- und Luxussachen keine Freude mehr und auch keine Gelegenheit, sie zu brauchen, und Sie können es besser brauchen. Noch einmal das herzlichste Lebewohl. Antworten Sie mir auf meine Fragen, denn es dauert ohnhin schon lange genug, bis man sie bekommt.

Soeben trifft eine Antwort von Raffel auf Ihre Eingabe [1]) ein, worin er Ihnen eröffnet, „daß der unterzeichneten Behörde hinreichende Veranlassung fehlt, Ihrem Gesuch, über den Grund oder Ungrund dieser Beschuldigung amtliche Ermittlungen anzustellen, zu willfahren und dies um so mehr, als nach so langer Zeit sich hierüber voraussichtlich nichts Gewisses mehr ermitteln läßt, nachdem die gleich nach jenem Vorfall veranlaßte gerichtliche Untersuchung nicht einmal genügenden Anlaß gegeben hat, gegen bestimmte Personen wegen Beteiligung an jenem Vorgang eine gerichtliche Untersuchung einzuleiten". Dies scheint mir zu heißen, daß sie nichts tun wollen, um etwas zu beschleunigen, was Ihnen nützlich sein könnte.

In Ihren Briefen berücksichtigen Sie, daß alle Briefe, die durch Österreich gehen, geöffnet werden. Adieu, tausend herzliche Grüße. Meine besten Wünsche geleiten Sie!

---

[1]) Raffel war der Polizeidirektor in Düsseldorf. Lassalle hatte in Erfahrung gebracht, daß seiner Domizilierung in Berlin nichts so im Wege stünde wie das Gerücht, er habe im August 1848, als der König Düsseldorf besuchte, die Straßenkundgebungen, die damals stattfanden, veranlaßt. Aus diesem Grunde hatte er eine nachträgliche erneute Untersuchung des Vorfalls beantragt. Vgl. hierzu Einführung zu Bd. II, S. 15 f.

24.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Depesche.)

Konstantinopel, 17. Oktober 1856, 5 Uhr 10 Minuten nachmittags.

Arrivé heureusement trouvé lettre.[1]) S'il est nécessaire, si vous désirez vivement, je retourne directement, télégraphiez.

Lassalle, Hôtel Angleterre.

25.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

[Düsseldorf] 19. Oktober 1856.

Liebes, gutes Kind! Wie sehr hat es mich gefreut, zu erfahren durch Ihre telegraphische Depesche, daß Sie wohlbehalten in Konstantinopel angekommen. Meine telegraphische Antwort werden Sie richtig erhalten haben. Ich war schon sehr besorgt, da wir hier stürmisches Wetter gehabt; doch Sie wissen, ich bin immer besorgt, das liegt einmal in meinen Nerven. Sehr gerührt hat es mich, daß Sie zurückkommen wollten, tun Sie das aber keinesfalls. Sie sind einmal so weit und können niemals die Reise unter günstigeren Umständen machen . . .

Alsdann beunruhigen mich die vielen Papiere, vorzüglich die Ihrigen, denn Sie haben eine Masse; die starke Baisse, die ich Ihnen in meinem letzten Brief angezeigt, hält noch immer an, d. h. sie fallen nicht tiefer, steigen aber auch nicht. Die Neuenburger und neapolitanische Angelegenheit beunruhigt (heute sagt endlich der „Moniteur", daß die französischen und englischen Gesandtschaften abreisen werden und daß Schiffe aber nicht bis in die Gewässer von Neapel kreuzen werden und daß dies keine hostile Demonstration sein soll, sondern nur zum Schutz der französisch-englischen Untertanen). Max[2]) ist Kurier nach Berlin und zurück, wahrscheinlich wegen der Neuenburger Sache, die vor dem Pariser Kongreß,[3]) der jetzt wieder zusammentreten soll, gebracht werden soll. Von Österreich will man die sofortige Räumung der Fürstentümer erzwingen, die englischen Blätter schreien fürchterlich über Neapel und Spanien, und es soll arge Meinungsverschiedenheit in diesen Sachen zwischen Frankreich und England sein. Die Kommission kann mit der Demarkation der Abtretungen in Beßarabien nicht fertig

[1]) Gemeint ist Brief Nr. 25.

[2]) Graf Maximilian von Hatzfeldt (1813—1859), der Bruder der Gräfin, war preußischer Gesandter in Paris.

[3]) Der Pariser Kongreß, der den Krimkrieg zum Abschluß brachte.

werden, Rußland will Belgrad nicht herausgeben, kurz, es ist alles so schwarz und unsicher, daß an ein baldiges Steigen der Papiere nicht zu glauben. Doch behaupten die Diplomaten (der Vater von Agnes), daß diese Sachen wohl nicht so bald zu einem Bruch kämen, weil keiner Krieg führen könne noch wolle; aber die finanzielle Not und immer zunehmende Teuerung und Unzufriedenheit in Frankreich, das sei für diesen Winter der schwarze Punkt am Horizont. Es wäre noch nichts, wenn diese Papiere mit eigenem Geld gekauft wären und man sie könnte ruhig liegen lassen, was doch sehr gewagt wäre, allein Geld zu borgen, ist jetzt nicht möglich, und wenn es geht, nur zu ganz ruinösen Bedingungen . . .

Seit vierzehn Tagen arbeite ich unaufhörlich an der Ordnung Ihrer Bibliothek und Anfertigung eines Kataloges. Es ist eine so furchtbare Arbeit, daß Sie sie nie gemacht haben würden, und es war bei dieser Masse Bücher wohl sehr nötig, denn, soweit ich es bis jetzt überschlagen habe, haben Sie mehr als 1700 Bände. Schöpping hat mir müssen drei Tage an den Griechen und Lateinern helfen, denn ich habe alles in Kategorien gebracht; Sie werden recht über meine mankierte Gelehrsamkeit lachen. Den Katalog, der ganz von meiner Hand geschrieben, können Sie als ewiges Andenken bewahren. Obgleich es doch wahrlich keine amüsante und auch eine ermüdende Arbeit ist, so habe ich doch dabei gesehen, wie sehr mir Beschäftigung not tut. Die Zeit vergeht schneller, und man wird frischer im Geist. Ich habe oder hatte einen regen Geist, der etwas zu tun haben will. Um im beständigen Lesen eine Beschäftigung zu finden, dazu gehört Gelehrsamkeit, die ich nicht habe. Ich muß sehen, daß ich etwas schaffe, sei es in noch so kleiner Sphäre; die gänzliche Beschäftigungslosigkeit der letzten Jahre, verbunden mit Einsamkeit, hat mir körperlich und geistig sehr geschadet. Es hat meinen Geist genötigt, sich nur mit mir zu beschäftigen, zu brüten über traurige Dinge, ich mußte dadurch melancholisch und moros werden. Ich muß etwas zu tun haben, und sollte ich auch manchmal Dummheiten machen in Sachen, die ich nicht ganz verstehe, so ist es besser, als so zu verkommen. Auch bin ich erschreckt über meine Unselbständigkeit; die erste Zeit nach Ihrer Abreise fühlte ich mich wirklich wie ein kleines Kind, was im Walde verlassen; die kleinsten Dinge erschienen mir unüberwindlich, und ich konnte mich zu nichts entschließen. Es geht zwar etwas besser, aber noch nicht viel. Ich habe aber eingesehen, daß ich mich aufraffen muß, reger und tätiger werden, und das ist schon etwas. Sie werden auch wissen wollen, wie es mit meiner Gesundheit geht. Innerlich fühle ich mehr Lebenskraft, eben weil ich tätiger und nicht so viel brüten kann über nicht zu ändernde Dinge. Aber mit den Beinen geht es zwar lange nicht so schlecht wie

vor Wildbad, aber viel schlechter als bald nachher ... Ihren versprochenen langen Brief aus Konstantinopel erwarte ich mit Ungeduld, sie gehen nur leider so langsam. Sie werden mir wohl auch erzählt haben, was man Schönes und Absonderliches in den dortigen Basars sieht; wenn ich mir selbst auch gar nichts dergleichen wünsche, so amüsiert es mich, es beschreiben zu hören. Der einzige Mensch, den ich hier schätze und gern habe, ist Kichniawy, und der ist Ihnen auch wirklich und von ganzer Seele attachiert. Er freut sich immer so sehr, von Ihnen zu hören, daß ich es ihm immer gleich sagen muß. Bloem habe ich Ihre Bestellung ausgerichtet, die hiesige Wohnung habe ich unglücklicherweise ganz bis zum 1. April behalten müssen, denn unter keinen Umständen wollte Hütter die Ihrige allein geben, und ich wußte nicht, ob Ihnen das Umziehen jetzt recht sein würde. Es ist nur sehr viel Geld, um es nur so kurze Zeit zu bewohnen. Nun leben Sie wohl, liebes, gutes Kind, schonen Sie Ihre Gesundheit, Ihre Augen, schreiben Sie mir recht oft und vorzüglich, wie es damit steht.

Tausend herzliche Grüße

S. H.

26.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Konstantinopel, 20. Oktober 1856.

Gute, liebe Gräfin!

Was ich gelitten habe bei Durchlesung Ihres Briefes vom 23. September aus Schlangenbad,[1]) den ich hier vorgefunden, kann ich Ihnen nicht sagen. Als ich zu der Stelle kam, wo Sie von Ihrem öden einsamen Hause in Düsseldorf sprechen, flossen meine Tränen unaufhaltsam und gingen wie bei einem Kinde in ein lautes Schluchzen über, das ich nur mit Mühe endlich beherrschte. Die Wehmut, die in Ihrem Briefe lag, hatte ihr Echo in meiner Brust gefunden und dies in jener gewaltsamen, verstärkten Weise, welche bei mir immer einem Gefühle, das mich durchdringt, eigen ist. Aber warum betrachten Sie denn diese im Grunde doch nur kurze, in drei Monaten vorübergehende Trennung in einer Weise, als ob es sich hier um eine definitive Trennung handelte? Und selbst die temporäre Trennung, gute, liebe Gräfin, wodurch ist sie eingetreten! Niemals hätte ich mich entschlossen, Sie auf so viel Monate allein zu lassen, wenn nicht in der letzten Zeit so vieles vorgefallen

[1]) Siehe oben Nr. 21.

wäre, was nicht nur meine Kräfte fast überstieg, sondern was mich endlich wirklich zu der Überzeugung brachte, Sie wünschten die Trennung von mir. Sie hatten mir das so oft, so oft versichert; von den meinigen divergierende Gesichtspunkte, die Sie zu beherrschen schienen, gaben diesen wiederholten Versicherungen einen solchen Anschein von Plausibilität, daß ich denselben endlich meinen Glauben nicht länger versagen konnte.

Niemals aber wäre ich gegangen, wenn Sie mir gesagt hätten, welche Wehmut das in Ihnen erregen würde, daß Sie sich dadurch unglücklich und verlassen fühlen und Ihr melancholischer Hang dadurch noch verstärkt werden würde. Ach, Gräfin, wenn Sie verstünden, zu mir zu sprechen in derselben Weise, in der Sie mir schreiben — welch glückliches Leben hätten wir bis heran bereits geführt, welch glückliches Leben würden wir noch führen! Mußte mich doch alles in der letzten Zeit veranlassen, zu glauben, Sie würden die Trennung von mir als eine Befreiung ansehen, sie mindestens zum großen Teil als die Befreiung von einem unbequemen Hindernis empfinden. Nicht nur, daß Sie mir dies so oft in stärkster Weise versicherten — diesen meist in der Heftigkeit ausgestoßenen Worten würde ich keinen Glauben geschenkt haben, da ich zu gut weiß, wie wenig meine eigenen Worte, wenn ich heftig bin, ernst zu nehmen sind. Aber auch alle Ihre Pläne, Projekte und Entwürfe, die Sie selbst in der ruhigsten Stimmung machten, waren immer derart, daß ich keine Stelle in denselben fand, daß ich mehr weniger[1]) dadurch ausgeschlossen war, daß ich Ihnen nur ein Hindernis in der Erreichung derselben bildete. Das hat mir oft sehr, sehr weh getan. Sie waren und sind immer die Erste in meinem Herzen. Ich war nur noch, mindestens mußte es so scheinen, ein Stein des Anstoßes für Sie. Wenn mich die Zurücksetzung schmerzte, die mir so oft tatsächlich, die mir beständig in allen Ihren Gefühlen und Entwürfen zuteil wurde, so war dies nicht Neid oder Stolz bei mir. Sie wissen, ich bin der neidloseste Mensch von der Welt und Ihnen gegenüber auch vom Stolze frei. Es war ebensowenig, wie Sie so oft irrig glaubten, ein anspruchsvolles Fußen und Pochen auf das, was ich etwa für Sie getan habe. Glauben Sie mir, daran denkt mein Herz nicht. Oder vielmehr, was ich für Sie tat, empfinde ich immer als meinen eignen größten Genuß, als Freude und Belohnung, nicht aber als eine irgend etwas anderes beanspruchende Leistung. Was mich lange kränkte, war nur, daß, während Sie mir stets die Erste geblieben waren in meinem Herzen, während Sie mein ganzes individuelles Denken und Fühlen, das Reich meiner Persönlichkeit ausfüllten — ich zum Letzten geworden war von

[1]) Lassalle schreibt oft: mehr weniger statt mehr oder weniger.

allem, was Sie liebten und wünschten. Und auch das hätte ich noch ruhig getragen, wenn ich nur gesehen hätte, daß man von der andern Seite Ihre Liebe in hinreichendem Grade erwidert. Ich wäre dann gern zurückgetreten. Aber das Bewußtsein, daß alle andern Menschen zusammengenommen auch nicht zum hundertsten Teil so treu, so innig, so warm an Ihnen hängen als ich, der ich dabei diese Zurücksetzung erfahren mußte, kränkte tief. Es kränkte endlich um so mehr, als ich nur zu wohl wußte, Sie würden das Glück da, wo Sie es suchten, nimmer finden, Sie würden in diesen neuen Beziehungen, die Sie anzuknüpfen strebten, sich immer fremd bleiben mit Ihrem treuen Herzen.

Als es nun endlich so weit kam, daß ich Ihnen nur noch zu einem Stein des Anstoßes geworden war, als ich dies in schmerzlichster Weise erfuhr, wie ich Sie nach vierwöchentlicher Trennung in Heidelberg aufsuchte, als ich dies täglich fort und fort aus allen Ihren Lebensplänen, aus den ruhigsten Unterredungen sogar entnahm, als ich sah, Sie schmachteten gleichsam nach einer Erlösung von mir und hätten nur nicht den Mut, selbst handelnd die Tat der Erlösung und Befreiung von mir vorzunehmen, als Ihre aus dieser Quelle fließende Bitterkeit so weit ging, sogar vor ganz fremden Leuten in Vevey und auf der Reise mir eine Behandlung zuteil werden zu lassen, die zu ertragen meine Kräfte überstieg und von der ich mir sagen mußte, daß sie nur darin wurzele, daß Sie mich als ein Hindernis betrachteten, von dem Sie doch wieder die Kraft nicht hätten, sich frei zu machen — da beschloß ich selbsthandelnd in irgendeiner Weise Sie von dem Hindernisse zu befreien, Sie von diesem Alp zu erlösen und Ihnen das, wonach Sie, obwohl nach meiner Überzeugung nicht zu Ihrem Glücke, seufzten, wiederzugeben. Als sich nun nochmals die Gelegenheit der orientalischen Reise bot, war es dieser Grund, der mich bestimmte. Durch eine Abwesenheit von drei bis vier Monaten wollte ich Ihnen die Zeit geben, sich die Verhältnisse, nach denen Sie seufzten, einzurichten; ich fand Sie dann bei meiner Rückkunft in gemachten, fertigen, festen Verhältnissen, zu deren Einrichtung Sie völlig freie Hand gehabt hatten, und zu denen ich mich dann in jeder Sie möglichst wenig störenden Weise verhalten hätte. Dies war mein Plan. Dies der Grund meines unter anderen Umständen ja närrischen Entschlusses, binnen vierundzwanzig Stunden nach Asien und Afrika zu gehen.

Schon von Bukarest aus habe ich Ihnen dies in einem kleinen Briefchen geschrieben und Ihnen gesagt, daß ich sonst nie gegangen wäre![1])

Wie tief ergreift mich nun der letzte Seufzer Ihres Briefes: „Ach, wäre ich mit Ihnen in Vevey geblieben!“ Hatte ich Ihnen das nicht

[1]) Siehe oben Nr. 22.

gesagt? Tausendmal gesagt? Ach, wie sehr bin ich Kassandra in allem, was Sie angeht! Wie vorahnend sagte mein Herz mir, es wäre das beste für Sie! Wie bat ich darum! Wie recht habe ich wieder gehabt! Und wie erlag wieder meine Stimme gegen jene grundlose Unruhe, die Sie in einem fort treibt und verzehrt und abhält, sich selbst zu leben!

Und doch wieder — vielleicht oder beinahe jedenfalls ist es das beste, daß ich diese Reise angetreten habe. Sie führt jedenfalls eine Entscheidung herbei, und zwar eine solche, bei der Sie sich nicht täuschen, weil Sie Zeit haben werden, Ihr Herz kennen zu lernen und sich reiflich zu prüfen.

Vielleicht ist die Stimmung, in der Sie jenen ersten Brief (einen zweiten habe ich noch nicht) schrieben, nur die vorübergehende einer natürlichen Wehmut, und heute ist es Ihnen bereits lieb, daß ich gegangen bin aus den angegebenen Gründen, weil Sie nun Zeit haben, ungehindert durch mich sich jene Verhältnisse einzurichten. In diesem Falle war es also gut, daß ich ging. — Oder aber es ist nicht eine vorübergehende Stimmung, es ist Ihr bleibendes Gefühl. Dann ist auch nichts verloren. Über mich hat der Orient so wenig Macht wie der Okzident. Unversehrt und gleich frisch und warm bringe ich Ihnen mein treues Herz unverdorrt aus der Wüstenhitze zurück. Wir haben dann reichlich für die Trennung gewonnen. Denn wir haben besser gesehen, was wir einander sind. Wir richten dann unser Leben ein, wie Sie es wollen. Ziehen Sie dann vor, daß ich in demselben Hause mit Ihnen wohne, so sind wir frei es zu tun. Wünschen Sie, daß wir getrennt wohnen, was mir besser scheint und an der Herzlichkeit unsres Familienlebens nichts zu ändern braucht, so tun wir dies. Denn, was Sie von der Ungewißheit des gemeinsamen Domizils sprechen, ist Kinderei. Die Macht möchte ich kennen lernen, die mich zu hindern vermöchte, nach Berlin zu gehen, wenn Sie dort sind und mich wollen! Es ist also durch die Reise nichts verloren, jedenfalls gewonnen. Keinesfalls aber hat sie die Bedeutung, die Sie ihr in einem Satze geben: „Ich sage mir, um mich zu beruhigen, warum soll auch der Kranke den Gesunden, der Tote den Lebendigen an sich fesseln.“ [1]) Nein, Gräfin. Sie wissen am besten, daß dies nicht so steht, daß dies nicht wahr ist. Mich an Sie zu fesseln ist für mich nicht Fessel, sondern grade Bedürfnis meines echten Glückes. Sie müssen das ja so tausendmal darin schon gesehen haben, daß ich selbst die kürzeste Vergnügungsreise nur gemeinschaftlich mit Ihnen zu machen liebe. Für mich besteht der wahre Lebensgenuß nicht in den Reisen, nicht in der Reihe bunter Bilder, die man kaleidoskopartig vor sich vorüberziehen läßt, sondern in der Tiefe der Gedanken und Gefühle,

[1]) S. oben S. 78.

die uns durchschüttern, wenn wir im einsamen ruhigen Zimmer auf dem Sofa sitzen und, von demselben Gedanken belebt, uns in die vieltrauten blauen Augen sehen und die vielerprobten Hände schütteln. Für mich ist Leben: Innerlichkeit: Geschichte, nicht Geographie.

Da sitze ich in meinem Zimmer, und während ich Ihnen schreibe, schaut mein Auge empor. Vor mir liegt der glänzende, silberne Bosporus, vor mir das Goldene Horn, vor mir die Spitze des Serails mit ihren Zypressenwäldern, ihren weißen Palästen, ihren Kuppeln, Moscheen und schlanken Minaretts, vor mir das Heer vergoldeter Kaiken, die über den Bosporus gleiten, und der Mastenwald der Schiffe, vor mir die blauen von der Sage und Dichtung wie von einem goldigen Morgenrot umwobenen Berge Asiens. Und ich versichere Sie, Hand aufs Herz, trotz dieser ersten Aussicht der Welt, die sich in nie geahnter Pracht vor meinen Augen ausbreitet — und trotz Ihrer verneinenden Depesche, die ich gestern auf meine telegraphische Anfrage bekommen habe, ich verließe Stambul und die Reise und kehrte zu Ihnen zurück, wenn es nicht eben möglich wäre, daß von den oben gedachten beiden Fällen der erstere statt hat, meine Rückkunft Sie somit stört und belästigt und wenn es nicht selbst im zweiten Fall der Alternative für mich wie für Sie nützlich wäre, daß diese Trennung noch etwas länger dauert.

Und glauben Sie mir, hätte Ihre telegraphische Depesche bejahend gelautet, geflogen wäre ich ohne Regung des Bedauerns zu Ihnen zurück. Nicht also so steht der Fall, daß ich mich an Sie „fesseln" müßte, daß mir dies sacrifice und Opfer wäre. Sondern Sie sind mir und bleiben mir das Liebste im Orient und Okzident und werden mir dies immer bleiben, solange ich nur eine Spur von Gegenseitigkeit in Ihnen entdecke. Sie wissen, ich schrieb Ihnen einst, 1847, es sind jetzt fast zehn Jahre, von Paris aus den Schwur, daß ich Sie nie verlassen würde, solange Sie mein benötigt seien, und wenn ich drob zugrunde ginge mit allem, was mit mir zusammenhängt. Sie wissen, daß ich dieses Wort zu halten gewußt. Ich gebe Ihnen jetzt von einer andern Welthauptstadt aus, von der Grenze Europas, das Wort, daß ich stets mit derselben Wärme und Innigkeit an Ihnen hangen, daß ich stets bei Ihnen bleiben werde, solange Sie selbst es wollen, daß ich Sie nie verlassen werde, solange Sie mich nicht gradezu und positiv dazu zwingen. Und ich werde dieses Wort so gut zu halten wissen wie jenes. Selbst für diese paar Monate habe ich Sie nicht verlassen, um einem Vergnügen nachzujagen. Jeder, selbst der geringste Genuß, den ich mit Ihnen teilen kann, steht mir höher. Ich habe Sie verlassen, weil ich mich dazu gezwungen glaubte. Aber ich komme wieder, und die durch das Leid der Trennung gereinigten Seelen werden sich besser verstehen, als wenn sie nie getrennt!

Doch ich muß wirklich meinen Gefühlsergießungen Gewalt antun, um hier zu schließen. Denn ich habe noch entsetzlich viel zu schreiben. Warum aber haben Sie mir erst ein einziges Mal geschrieben, nämlich den Schlangenbader Brief vom 23. September? Ich habe keinen andern von Ihnen vorgefunden. A propos, schreiben Sie stets auf Ihre Briefe: via Triest. Das geht schneller.

Die Antwort auf diesen Brief trifft mich nicht mehr in Konstantinopel. Sie müssen sie vielmehr nach Alexandrien adressieren, und zwar per Adresse Messieurs Pastré frères.

Überhaupt am besten von jetzt ab alle Briefe nach Alexandrien, da ich sie mir von dort nach Kairo nachschicken lassen kann und zweimal dort hinkomme, einmal auf dem Hinweg nach Kairo und Theben und dann auf dem Rückweg.

Meine Geldarrangements sind einfach. Ich habe Ihnen bereits mitgeteilt, daß ich mir durch den Kredit meines Schwagers ein Akkreditiv von dreitausend Gulden verschafft habe. Ferner entnehme ich von ihm direkt, was ich darüber brauche. Ich habe ihm dann nach meiner Rückkunft das eine wie das andere zu bezahlen. Ich glaube, daß ich keinesfalls ganz die Summe von dreitausend Talern brauchen werde, aber wohl auch nicht sehr viel darunter.

Ich habe Ihnen bisher geschrieben:

1. Meinen ersten Reisebericht, den ich in Orsowa zur Post gegeben.[1])
2. Ein kleines Privatschreiben aus Bukarest[2]) an Sie, dem ich ein Exemplar des gestochenen Scheuerschen Zirkulars beilegte.
3. Meinen zweiten Reisebericht, den ich in Giurgewo zur Post gab.[1])

Ich habe diesen aber an Vater adressiert, weil ich wünsche, daß Sie meine großen Reiseberichte mir aufheben und es deshalb besser ist, wenn Sie sie erst nach Vater bekommen. Aus demselben Grunde werde ich auch meinen dritten Reisebericht von hier aus an Vater wahrscheinlich adressieren.

Es wäre mir lieb, wenn Sie entweder durch die Vermittlung des Dr. Rudolf Müldener in Trier oder Hiersemenzels[3]) in Berlin (Friedrichstraße 205) oder am besten vielleicht durch Eisenbarth in Düsseldorf, für den Sie sich Bloems Vermittlung bedienen können, veranlassen könnten, daß eine kurze Notiz in die „Kölnische" oder „Nationalzeitung" käme des Inhalts, daß ich vor geraumer Zeit eine große wissenschaftliche Reise in den Orient angetreten. Es wäre mir dies deshalb nämlich lieb, weil ich glaube, daß es auf die Berliner Behörden den Einfluß haben

[1]) Vgl. die erste Anmerkung auf S. 80.

[2]) Siehe oben Nr. 22.

[3]) Der Assessor und spätere Berliner Stadtrichter Eduard Hiersemenzel (1825 bis 1869) war mit Lassalle von der Breslauer Burschenschaft her befreundet.

würde, meiner dortigen Domizilierung weniger Schwierigkeiten in den Weg zu stellen.

Sie haben unrecht gehabt, meinem Vater nicht zu schreiben, daß er zu Ihnen kommen soll, da Sie dies wünschten. Er wäre sofort dazu bereit gewesen. Ich schreibe ihm von hier aus, um ihm einzuschärfen, daß er, falls Ihnen dies noch konveniert, augenblicklich zu Ihnen geht. Wenn Sie dies also noch irgend wünschen, haben Sie es ihm nur eben anzuzeigen, und er wird sofort kommen.

Alle geschäftlichen Anfragen Ihres Briefes beantworte ich zur bessern Übersichtlichkeit auf einem besondern Blatte.

Und nun leben Sie tausendmal, tausendmal, tausendmal wohl. Erhalten Sie sich gesund, sehen Sie vorzüglich darauf, sich körperlich herzustellen. Denken Sie, daß auch mein ganzes Lebensglück, meine Ruhe und Zufriedenheit von Ihrer Gesundheit abhängt, und schonen Sie sich für mich, wenn Sie es nicht um Ihrer selbst willen tun. Schreiben Sie mir ausführlich, wie es mit Ihrer Gesundheit steht, und leben Sie mir tausendmal wohl.

Mit meinen Augen geht es eher besser als schlimmer. Ich bin vorläufig ganz zufrieden damit.

Ihr

F. Lassalle.

Wenn Sie von seiten des Staatsrats [1]) irgendwie in Anspruch genommen werden sollten, so geben Sie nichts, wie sich von selbst versteht.

27.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Konstantinopel, Montag, den 27. Oktober 1856.

Gnädigste Frau!

Ich habe soeben Ihren Brief vom 10. Oktober erhalten. Ich eile, die geschäftlichen Notizen aus demselben zu beantworten:

1. Lassen Sie sich durch die Börsenberichte nicht schrecken und — ich wiederhole es, durchaus nicht zum Verkaufen bestimmen. Ich kann hier nicht in das Detail der Gründe eingehen. Genugsam, jede Baisse, die in Geldnot wurzelt, geht eben deshalb notwendig vorüber, auch die andere[n] Ursache[n] dieser Baisse sind derart, daß die sich mählich verlieren müssen. Und was die politischen Verhältnisse betrifft, so sind sie leider derart, daß keinesfalls vor dem Frühjahr an

[1]) Klindworth.

irgendwelche Ereignisse zu denken ist. Im Februar und März wird die Zeit sein, die Papiere zu verkaufen; keinesfalls früher ...

Tief schmerzt mich zu hören, daß es mit Ihrer Gesundheit wieder schlimmer geht. Ach, alles andere wollte ich ja gern tragen und erdulden, mit allem fertig werden und alles bezwingen, wenn nur in diesem Punkte, der mir vor allem am Herzen liegt und in dem ich hilflos bin, das Glück mir lächelte. Waren Sie bei Wolff? Was hat er gesagt? Warum schreiben Sie nicht davon? Gehen Sie doch gewiß zu ihm. Er hat Ihren Zustand am richtigsten beurteilt und wird Ihnen gewiß eine Winterkur an die Hand geben können.

Gewiß ist Kichniawy ein prächtiger Mensch. Ich lasse ihn vielmals grüßen. Agnes ist vielleicht zu entschuldigen. Ich werde Ihnen das bei meiner Rückkehr erklären.

Wegen des Scheuer-Prozesses geben Sie mir gleich Nachricht, sowie irgend etwas von Belang darin vorfällt.

Noch einmal. Rühren Sie Ihre Aktien nicht an, und lassen Sie sich nicht von Block verrückt machen. Berufen Sie sich auf meine mit Ihnen wegen Ihrer Papiere genommenen Verabredung und damit basta ...

Dies ist die Antwort auf Ihren eben erhaltenen Brief; der zweite Privatbrief, den ich Ihnen von Konstantinopel schreibe. Mein großer dritter Reisebericht ist noch nicht fertig. Er wird jedoch jedenfalls noch von hier aus abgeschickt. — Wenn ich den Brief, den Sie in Ihrer telegraphischen Depesche mir versprachen, bis Sonnabend erhalten habe, so reise ich Sonnabend ab nach Smyrna. Habe ich ihn aber bis dahin noch nicht, so weiß ich wirklich nicht, was ich tun soll. — Haben Sie die Bücher an die Bibliothek nach Bonn geschickt? Es beunruhigt mich, daß Sie mir davon nichts schreiben. Nun leben Sie tausendmal, tausendmal wohl. Gewiß ist es wehmütig, von Ihnen durch solche Entfernungen getrennt zu sein. Kaum kann ich mich losreißen.

Ihr F. Lassalle.

Nachschrift: Soeben erhalte ich einen Brief von Agnes, der meine schon eben ausgesprochene Ansicht, daß Sie sie entschuldigen müssen, bestätigt. Ich werde Ihnen das mündlich näher explizieren.

Haben Sie aber die Güte, beiliegenden Zettel der Agnes noch an demselben Tage, an welchem Sie ihn empfangen, zu übersenden. Verzögern Sie auch seine Absendung nicht, um selbst einige Zeilen hinzuzuschreiben, sondern mit oder ohne solche expedieren Sie ihn noch am Tage des Empfangs.

Erkundigen Sie sich doch auch gelegentlich bei Schneider, ob er meinen Brief vom 21. September aus Prag mit den 25 Rt. für Unterstützung der Frau Roeser durch fünf Monate richtig erhalten.

28.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE.[1]) (Original.)

Düsseldorf, 30. Oktober 1856.

Liebes, gutes Kind, vor sechs Tagen erst habe ich Ihren Brief aus Bukarest[2]) erhalten, und ich muß damit anfangen, Sie zu bitten, die Briefe immer an mich zu adressieren, denn so ist gar nicht abzusehen, wann ich sie erhalte. Denn Ihre Mutter liest sie erst gewiß ein halb Dutzend mal, dann alle Verwandte in Breslau, ehe sie mir geschickt werden. Das größte Vergnügen machen mir Ihre Reiseberichte, nicht nur wegen der interessanten Dinge, die sie enthalten, aber weil Sie sich auch selbst in Ihrer ganzen Art und Weise charakteristisch darin zeigen. Ich habe sie Kichniawy und Bloem mitgeteilt, die sich auch sehr darüber gefreut. Dennoch muß ich Ihnen gestehen, daß ich neben diesen Reisebeschreibungen doch auch gern zuzeiten einen Privatbrief erhielte, der mir sagte, wie es Ihnen persönlich, Ihrer Gesundheit, Ihren Augen geht. Bei dieser Gelegenheit kann ich Ihnen einen tüchtigen Sermon, auf den ich Sie bitte zu achten, nicht ersparen. Wie ist es möglich, daß Sie sich durch irgendeine Rücksicht, und sei es eine große, geschweige denn eine so kleine, bewegen lassen, in einem solchen Lande, wo Schmutz, Hautkrankheiten aller Art und noch schlimmere herrschen, aus irgendeines Menschen Glas zu trinken, und sei es der vornehmste, geschweige denn nach wallachischen Bauern?!! Ich habe sie schon so oft in dieser Sache schon hier gepredigt. Diese gute Sitte, nie aus irgend eines Menschen Glas zu trinken, noch mit seiner Gabel zu essen, ist nicht eine dieser konventionellen Formen, die Sie perhorreszieren und ich sehr gut und notwendig finde, sondern eine Regel, die sich auf die vernünftigste und notwendigste Ursache stützt...

Ich begleite Sie oft in Gedanken, und Sie werden lachen, wenn ich Ihnen sage, daß ich halb und halb das Projekt gemacht, künftigen Winter in — Kairo zuzubringen. Die Reise ist nicht schwer, der Aufenthalt wunderschön und nicht teuer und wird mir für meine armen Gelenke gewiß sehr zuträglich sein ... Nun leben Sie wohl, liebes gutes Kind, Gott schütze und geleite Sie dort und glücklich wieder zurück. Die herzlichsten Grüße

S. H.

P.S. Noch eins, was ich Ihnen dringend anempfehle, das ist größere Vorsicht in Ihren Äußerungen über Österreich. Ihre Briefe gehen durch

[1]) Der Brief trägt die Überschrift: „Vierter Brief nach Konstantinopel."

[2]) Siehe oben Nr. 22.

dieses Land, was Sie auch auf Ihrer Rückkehr passieren, und kein Brief bleibt dort, als zu Zeiten ausnahmsweise übersehen, uneröffnet. Sie riskieren Unannehmlichkeiten und daß Ihre Briefe nicht ankommen. Berücksichtigen Sie dies.

29.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE.[1]) (Original.)

Düsseldorf, 4.—10. November [1856].

Liebes, gutes Kind, ich erhalte soeben Ihren Brief vom 22. Oktober [2]) aus Konstantinopel, der also unbegreiflicherweise zwölf Tage gebraucht hat. Übrigens trug Ihr Brief unverkennbare Spuren, daß er geöffnet worden. Also bitte ich Sie dieses, woran ich Sie schon oft erinnert, beim Schreiben zu berücksichtigen. Daß Sie noch keinen als meinen ersten Brief erhalten, ist mir rein unbegreiflich, denn dies ist der fünfte, den ich nach Konstantinopel schreibe. Der so herzliche Inhalt Ihres Briefes hat mich gerührt und erfreut. Sie bedauern, daß ich nicht verstehe, zu Ihnen zu sprechen so wie ich schreibe. Aber, liebes Kind, ich könnte Ihnen gerade dasselbe sagen, aber ich sehe ein, wie dies auch natürlich ist: beim Schreiben äußert man nur seine wirklichen Gefühle und Ideen, ungetrübt durch die kleinen Reibungen des Lebens, die Verstimmungen hervorbringen, in denen man Äußerungen macht, die gar nicht oder nur ganz vorübergehend richtig sind. Ich habe auf Ihren ersten Brief aus Prag,[3]) in dem Sie unser Verhältnis nach meiner Überzeugung sehr einseitig charakterisieren, nicht geantwortet, obgleich ich vieles hätte sagen können, weil mich die Entfernung sehr weich stimmt und ich mich dann nur immer des vielen Guten erinnern will und kann. Aber ich bin in dieser Beziehung auch wirklich gerechter als Sie. Ich weiß, daß ich oft melancholisch und verstimmt und vieles dann härter auffasse als es verdient. Wenn ich hierfür durch meine Erlebnisse und Gesundheit auch Entschuldigungen habe, so bleibt es doch immer für Sie sehr unangenehm; aber Sie wollen nicht begreifen, daß Meinungs- und Ansichtsverschiedenheiten, die durch verschiedene Lebensgewohnheiten und langgewohnte Anschauungen bedingt sind, nicht so scharf und hart gerügt werden sollten und als Vergehen betrachtet. Man kann die wahrste Freundschaft füreinander haben, ohne über alles gleich zu denken. Auch vergessen Sie stets, daß ich eine Frau

[1]) Der Brief trägt die Überschrift: „Fünfter Brief."
[2]) Gemeint ist der Brief Nr. 26.
[3]) Siehe oben Nr. 20.

bin, die natürlicherweise mehr dem Gefühl als dem kalten Verstand folgt, daher Dinge, die Sie mir oft in bezug auf meine Kinder mit großer Schärfe vorwerfen, für eine Frau nur höchst natürliche und auch daher verzeihliche Schwächen sind. Und bei mir ist dies überdies ein so ausgeprägter Charakterzug, daß Sie einsehen müßten, daß Sie ihn nicht ausrotten könnten, ohne mich unglücklich zu machen. Ihre Heftigkeit, die oft bei höchst geringen Anlässen ausbricht und immer durch ihr Übermaß sündigt, weiß ich in ruhigen Augenblicken so gut wie Sie, daß sie so bös nicht gemeint ist, und wenn ich ein ruhiger und vorzüglich gesunder Mensch wäre, würde ich sie wohl auch leichter und gleichmütiger ertragen. Das bin ich aber leider nicht, und ich kann Ihnen wirklich nicht beschreiben, wie sehr ich oft dabei gelitten und wie es meine Gesundheit untergräbt; natürlich wird aber auch hierdurch das moralische Übel immer größer, weil ich kränker und dadurch noch moroser und empfindlicher werde. Jedenfalls ist dies aber sicher, daß ich für Sie eine so tief und stark gewurzelte Freundschaft [hege], daß Mißstimmungen und Reibungen wohl die Oberfläche trüben, aber niemals den Kern derselben auch nur berühren können. Das psychologisch Unrichtigste, was Sie in Ihren Briefen gesagt, ist Ihr Bedauern über meine Sicherheit, Ihre Freundschaft gar nicht verlieren zu können, und Ihre Bemühungen, mir diesen Glauben zu benehmen. Wissen Sie denn nicht, daß eben dieses unerschütterliche Vertrauen die notwendige Basis und der stärkste Halt aller Freundschaft ist, und daß, wo diese aufhört, die Freundschaft selbst schon erschüttert und das Glück, welches man darin findet, aufhört? Diese Gewißheit ist es ja eben, die die Freundschaft so viel höher wie die Liebe stellt. Bei all Ihrem großen Verstand sind Sie doch oft recht unverständig und ein wahres Kind.—

Wie schön muß es in Konstantinopel sein, ich beneide Sie nicht darum, im Gegenteil, ich freue mich mit Ihnen, aber ich bedaure, daß die Zeit meiner Jugend und Gesundheit, wo ich mich auch hätte daran erfreuen können, so traurig und ungenützt vorübergegangen . . . Mein Bruder Max,[1]) der im vorigen Monat schon in Berlin auf einige Tage war, soll jetzt wieder hinkommen, was beweist, daß die Friedenskonferenzen in Paris nicht zustande kommen. Überhaupt sieht es schlimm aus. Die Not und Aufregung in Paris sollen ungeheuer sein sowie die Wut über den maßlosen Luxus der Feste in Compiègne zu dieser Zeit. Die englische Presse ist höchst kriegerisch und maßlos in ihren Angriffen gegen die Politik Napoleons sowie auf seine Person. Das Bündnis soll so gut wie gesprengt sein. Was wird bei dem allen aus Ihren und meinen Papieren? . . .

[1]) Der preußische Gesandte in Paris.

Die Zeiten sind sehr schlecht; eine Teuerung, wovon man sich gar keinen Begriff macht, und man muß sich darauf gefaßt machen, daß sie noch viel schlechter werden und viele Verluste bevorstehen. Das macht mir viele Sorge, und wenn meine Reise nach Berlin[1]) nicht wichtig für manches grade jetzt wäre, so würde ich sie aus Ökonomie sicher unterlassen, denn es ist überschwenglich teuer dort, und ich werde schon anstandshalber für meine Toilette, die in allem seit zehn Jahren so vernachlässigt ist, eine mir sehr unangenehme schwere Ausgabe machen müssen. Doch kann ich [es] schon wegen Klara,[2]) die in einem sehr schlimmen Zustand ist, nicht unterlassen. Aber die Reise nach Paris wird wohl schwerlich stattfinden können, denn ich weiß nicht, wo das Geld dazu hernehmen, ohne das Kapital anzugreifen, was ich um keinen Preis tun will. Sie schreiben mir, dem Staatsrat nichts mehr zu geben, diesen Rat habe ich schon im voraus befolgt. Man hatte mich gleich nach meiner Rückkehr wieder um dreihundert Taler begehrt, was ich aber sehr artig, aber sehr entschieden abgelehnt habe, weil ich selbst sehr große Ausgaben und Verluste gehabt und mich in Verlegenheit befände, mich sehr einschränken müsse bei jetziger Zeit. Ich habe seitdem keine Antwort erhalten. Diese Leute sind ein gouffre, wo man alles hineinwerfen kann, ohne daß es nur zu etwas hilft. Sie hätten dies Jahr mit etwas Einrichtung wohl recht gut auskommen können. Sie haben tausend Franken monatlich, freie Wohnung, alle Reisen und Badekuren sind ihm bezahlt worden in einer Weise, wo er dabei zurückgelegt, von uns hat er vierhundert, soviel ich weiß (und ich glaube gewiß, Sie sind so verrückt gewesen, noch mehr zu geben) von Block, wie er mir sagt, zweihundert Reichstaler, und immer noch machen sie neue Schulden. Man muß sich wirklich etwas zurückhalten, sonst kann diese Bekanntschaft weit führen. Weerth, den ich in Köln gesehen, sagte mir, sie hätten gleich von ihm zehntausend Franken haben wollen. Ich glaube nach allem, was ich gehört und auch beobachtet, daß wir uns in der Agnes auch etwas geirrt. Sie ist von einem angenehmen Umgang und ist auch, glaube ich, gutmütig, aber von jener charakterlosen Gutmütigkeit, die sie immer so sein und reden läßt, wie die Leute, mit denen sie ist. Es ist kein rechter fester Fonds in ihr, und dann ist sie nicht immer ganz wahr, wie ich es selbst beobachtet an Kleinigkeiten, und dann zwischen Ihnen und mir und auch ihre Relationen über ihren Vater.

[1]) Die Gräfin wollte sich in Berlin auch mit Lassalles Vater treffen, um mit ihm über die Schritte zu beraten, die sich tun ließen, um einer Übersiedlung Lassalles nach der Hauptstadt vorzuarbeiten.

[2]) Gräfin Klara von Nostitz (1807—1858), eine Schwester der Gräfin, die Gattin des Generals der Kavallerie und Generaladjutanten Graf August von Nostitz.

Glauben Sie nicht, liebes Kind, daß dies lächerliche Eifersüchteleien sind. Sie wissen, wie gänzlich frei ich davon bin und wie, wenn ich sie so erkannt, wie ich es ganz anfangs geglaubt, mir ihr Verhältnis zu Ihnen nur sehr lieb gewesen wäre. Aber so wie es ist, ist es mein wirklich freundschaftlicher Rat, daß Sie sich etwas zurückhalten; es ist keine Person, die Ihnen wirklich genügen kann, und es könnte auf die Dauer nur große Unannehmlichkeiten für Sie mit sich bringen. Gladbach habe ich mir glücklich durch die Reise nach Köln abgeschüttelt. Er wollte wieder mit herkommen; ich habe ihm gesagt, ich wäre jetzt viel zu beschäftigt. Erstens geniert und langweilt er mich zu Tode, und dann ist es, wie mir Bloem selbst sagte, auffällig, daß er vier Wochen lang hier sitzt, wenn ich ganz allein hier bin. Nun bombardiert er mich mit Briefen, nachdem ich ihm jetzt wieder fünfundvierzig Taler gegeben. Diese Leute sind beinahe komisch in ihrer naiven Unverschämtheit. Er schreibt mir ganz naiv, er müßte jetzt diese hundert Taler von mir fordern, würde mich dann aber gewiß verschonen, bis Sie wiederkämen. Ich bitte Sie recht inständig, sich auch dies etwas entschieden vom Hals zu halten, ich habe gefunden, daß, nachdem er dieses Jahr so viel bekommen hat, worauf er gar keinen Anspruch hatte, er immer noch von Ihnen gefordert und auch erhalten hat. Einmal geht, so viel für einen Menschen zu tun, weit, weit über unsere Mittel, dazu gehörte das Vermögen eines Rothschild, und in allem, selbst in der Generosität, gehört Vernunft und zuerst das nächste zu bedenken. Alsdann bedenken Sie, was man von ihm sagt, und wenn Ihnen dies nicht haarklein erwiesen, so spricht doch mehr als der stärkste Schein dafür, so sehr, daß, wie mir Kichniawy sagte, sein sehr vieles Hiersein uns schadete bei manchen; alsdann ist er ein starker, gesunder Mann, der sich schämen sollte, sich so jahrelang völlig ernähren zu lassen. Keine Art von Arbeit schändet, im Gegenteil, und ich würde lieber Steine klopfen, was er nicht nötig hat. Ich darf solches Urteil fällen, denn ich habe als schwache, kranke Frau, die sehr verwöhnt war, gezeigt, daß ich ohne Murren und Klage, sogar ohne daß mir grade dies schwer wurde, meine ganze Lebensart ändern und große Entbehrungen tragen konnte. Überdies ist es beinahe unrecht, wo so viele Leute in so wirklicher, bitterer Armut schmachten, trotzdem daß sie sich fast zu Tode arbeiten und es in jeder Hinsicht so sehr mehr verdienen, so viel an einen zu verschwenden. Jetzt haben Sie wieder einen Sermon. Wenn ich Ihnen das sagte, ärgerten Sie sich, wenn Sie es aber ruhig lesen, glaube ich gewiß, daß Sie einsehen, daß ich recht habe. Auch müssen Sie sich zur festen Regel machen, nicht mehr zu borgen als wie Sie schenken wollen, denn Sie haben noch niemals, außer von Lewy,[1]) was durch die Verzinsung hervor-

gebracht wurde, und von Kichniawy, der in eine ganz andre Kategorie Leute gehört und dem ich sehr gern geben würde, von irgend jemand, von Pickwick, von Schn., von Folb. [?] [2]) usw., etwas wieder bekommen. Seien Sie nicht böse über diese Vorstellungen, sondern überlegen Sie einmal ruhig, ob ich nicht recht habe, daß Ihre übertriebene Freigebigkeit Sie die Grenzen der Mittel und die Vernunft überschreiten läßt, und wie sehr dies von vielen gradezu exploitiert wird. Die würdigsten, für die man es gern täte, wenn man die Mittel hätte, tun das nicht, also kommt es auch noch meistens an Leute, die es nicht verdienen.

Nun genug davon, denn ich bin doch schon bange, daß Sie ärgerlich werden. Aber bedenken Sie, daß ich mich wie Ihre Mutter ansehe, und da ich es wirklich für höchst nötig halte, daß Sie dies ändern, soll ich es Ihnen dann nicht sagen und vorstellen, wenn es mich wirklich für Sie besorgt macht? Sie werden Ihre Bibliothek in solcher Ordnung finden, daß Sie, wenn Sie sich nicht große Mühe dazu geben, sie gar nicht wieder in so große Unordnung bringen können. Ich habe noch zwei Bücherständer heruntergesetzt, so daß Sie vollständig Platz haben. Im Arnheimer werden Sie den Katalog finden, darin eine Zeichnung, wie die Bücher stehen, Notizen und die letzten Auktionsrechnungen von Schöpping der Bücher, die jetzt gekommen und Sie noch nicht gesehen. Diese habe ich alle zusammengestellt im vordern Zimmer, wenn Sie hereinkommen rechts von der Schlafzimmertür, damit Sie sie gleich beisammen finden und durchsehen können. Es war wirklich diese Ordnung eine Riesenarbeit. Bei großer Tätigkeit hat es über vier Wochen gedauert, und ich freue mich um so mehr, es gemacht zu haben, als ich jetzt gesehen, daß Sie es niemals gemacht haben würden. Sie hätten weder Geduld noch Zeit dazu. Ich habe alles, soweit die Zeit erlaubte, noch nicht Eingebundene binden lassen, die Werke, wovon nur erste Teile da, vervollständigt und vorzüglich Schöpping genötigt, mir die Lieferungswerke, woran überall fehlte, zu vervollständigen. Nur den zweiten Teil von Marlo,[3]) der ganz unvollständig war, habe ich noch nicht. Denken Sie daran, wenn es vor meiner Abreise

[1]) Der Kaufmann Gustav Lewy in Düsseldorf. Vgl. über Lassalles Erlebnisse mit ihm Bd. III, Einführung S. 9 f. Später war er Kassierer des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins. Briefe von ihm an Lassalle werden in Bd. V abgedruckt.

[2]) Über diese Persönlichkeiten ließ sich nichts feststellen. Pickwick — vielleicht ein Spitzname, man denke an den Dickensschen Roman! — war im folgenden Jahre in Berlin sehr tätig, um Lassalle die Niederlassung daselbst erwirken zu helfen.

[3]) Karl Marlo (Winkelblech), Untersuchungen über die Organisation der Arbeit oder System der Weltökonomie, erschien in drei Bänden von 1850 bis 1857.

nicht kommen sollte, er ist schon früher bezahlt und nichts hat er dafür zu fordern, da es seine Unordnung. Es ist auch am 11. eine Auktion bei Heberle, wo ich Ihnen einiges bestellt, so gut ich es zu beurteilen vermochte. Hätten Sie nur nicht so entsetzlich viel für diese Reise gekauft, was Ihnen jetzt ganz unnütz und jedenfalls gewesen wäre, weil es viel zu voluminös, um es mitnehmen zu können. Arabisch lernen Sie ja doch nicht und wäre auch für Sie recht verschwendete viele Zeit. Ich sehe mich ganz stolz über mein Werk, das ich ganz allein gemacht, um, wenn ich jetzt in Ihre Zimmer gehe.

Am 15. gedenke ich nach Berlin abzureisen. Ich hoffe, Ihr Vater kommt hin, damit wir vereint [dort] suchen können, etwas dort für Sie zu tun. Ich freue mich, Paul in seinen häuslichen Einrichtungen zu sehen. Sonst gehe ich eigentlich nicht sehr gern; ich gehe so ungern aus meiner Bequemlichkeit, Beschäftigung und Ruhe, die mir so nötig ist, heraus. Es ist ein Versuch, den ich machen muß, wobei ich mir aber gewiß nichts vergeben will, sondern nur durch meine Gegenwart Gelegenheit bieten, den andern zu zeigen, was sie wünschen.

... Wo[1]) haben Sie denn überhaupt in meinen Briefen gesehen, daß es mir schlechter geht? Es geht mir im Gegenteil eher besser. Innerlich bin ich gewiß wohler; ich werde sehr mager, wahrscheinlich weil ich seit Wildbad den Schlaf verloren . . . Beruhigen Sie sich also über mich. Gesund werde ich allerdings nie mehr werden, aber mit großer Ruhe vor allem und Pflege kann ich mich noch lange hinhalten. Ich war sehr gerührt über Ihren Brief an Ihren Vater, den er mir geschickt. Hierher zu kommen braucht der arme Mann nicht, da ich nach Berlin gehe. Aber es wäre gut, wenn er einmal hinkäme, wenn ich da bin. Ihren Zettel an die Agnes habe ich sofort abgeschickt. Ich fürchte, liebes Kind, Sie täuschen sich sehr über sie; mir hat sie, seitdem ich das Geld geweigert, keine Silbe mehr geantwortet, und ich fürchte sehr, sie hat sich wieder an Sie gewendet. Sie haben ihr gewiß vor Ihrer Abreise noch wieder Geld gegeben und ihr wieder welches aus Prag geschickt. Ich beschwöre Sie, liebes Kind, sein Sie doch etwas vernünftig, man exploitiert Sie und hat sich, wie ich schon längere Zeit glaube, nur deshalb Ihnen so schnell an den Kopf geworfen, weil man Sie für sehr generös kannte. Manche kleine Sachen hatten mich schon frappiert, aber die Art, wie sie mir über Sie in Wildbad sprach und vorzüglich wie sie mit Paul darüber gesprochen, hat mir unendlich mißfallen. Ich kann über Sie schmälen, wenn ich aufgeregt bin, aber kein andrer darf es. Ihre Reden hatten eine Szene zwischen mir und Paul zur Folge, weshalb ich ihr gleich

[1]) Das folgende ist eine Nachschrift vom 10. November.

schrieb um Aufklärung, weil ich nicht glauben könne, daß sie sich so geäußert, worauf sie aber nie geantwortet. Sie war darin nicht gerade, weder gegen mich noch Sie, mit einem Wort, sie ist nicht wahr, glauben Sie mir das; und es läßt sich gar nicht mit Eifersucht entschuldigen, denn ich gab ihr dazu gar keinen Anlaß, und wenn sie es nur versuchen wollte, unsre Freundschaft zu zerstören, so spricht das nicht für sie und beweist, daß sie diese Freundschaft nicht versteht und ihrer nicht wert wäre. Sie exploitiert Sie, sei es auch auf Antrieb des Vaters, doch hätte sie nicht nötig, sich dazu brauchen zu lassen . . .

Nun leben Sie wohl, liebes gutes Kind, denn der Brief soll heute fort. Ich glaube, daß Sie diesmal die politische Situation weniger drohend ansehen, als sie ist (aus diesem einzigen Grund ist es mir sehr lieb, daß Sie weit entfernt, und bitte auch Ihre Rückkehr nicht zu übereilen), aber was die Kurse anbelangen, glaube ich, täuschen Sie sich vollkommen, die Besorgnis ist zu groß. In Neuenburg scheint es sehr ernst werden zu wollen. Die Genfer stehen demnach wieder von 93 auf $83^1/_2$, in den letzten zehn Tagen Luxemburger von 102 auf 97 G., Diskonto von $133^1/_2$ auf 129 bez. Es ist schlimm. Nun leben Sie viel und vielmals und recht herzlich wohl; wenn Sie mir ein Andenken von der Reise mitbringen wollen, so bringen Sie mir einen etwas großen Talisman. Sie wissen, das ist ein auf Karneol oder Lapislazuli geschnittener Koranspruch, das soll Glück bringen; ich werde ihn mir als Brosche fassen lassen; bringen Sie sich auch kleine zu Hemdärmelknöpfen mit. Adieu, liebes Kind, herzlich adieu, wie steht es mit den Augen? Schonen Sie sie nur recht.

S. H.

30.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Konstantinopel, 7. November 1856.

Meine gute gnädige Frau! Aus schmerzbeklommener Seele und tieftraurigem Herzen schreibe ich Ihnen diesen Brief. In diesen letzten Tagen vor meiner Abreise, die schon heute und selbst gestern erfolgen sollte, ist es mir gelungen, nähere Details über das traurige, traurige Geschick meines Arnolds [1]) einzuziehen. Oh, wie falsch war, was man uns erzählt hat! Ich habe jetzt seine besten Freunde kennen gelernt, habe Briefe von ihm an dieselben gelesen und erhalten und bin von seinem wechselvollen Schicksal genau unterrichtet. Ich lege Ihnen hier

[1]) Über Arnold Mendelssohn, Lassalles nächsten Jugendfreund, vgl. Bd. I, Einführung S. 29 ff.

einen Brief bei von Kmety-Pascha an Dr. Kalazdy, den mir letzterer geschenkt hat und den ich Ihnen auf die Seele binde! Oder nein. Mein Brief könnte untergehen. Ich kopiere daher nur den betreffenden Teil aus General Kmetys Schreiben. Er schreibt an Dr. Kalazdy, den Generalstabsarzt Bems:[1]) „. . . Unser armer Freund Dr. Mendelssohn ist vor wenigen Wochen in Bajazid an der persischen Grenze am Typhus gestorben. Der arme Teufel, vom Schicksal gepeitscht und gehetzt, voll Empfindung und Phantasie, im ganzen ein ganz gewiß guter Kerl, angefeindet von seinen Kollegen, verdächtigt als Spion von Freund und Feind, mußte sich bis an den Fuß des Berges Ararat packen, um dort jung, von der ganzen Welt verlassen, in einem Loch wie ein Hund auszuhauchen. Ruhe seiner Asche!"

Es kostet mich viel, diese Zeilen zu kopieren. Seit drei Tagen, daß ich in ihrem Besitz bin, ist mir ein gut Stück Lebensfreude und Reiselust vergällt. Nur mit Mühe und Anstrengung habe ich wieder leidliche äußere Ruhe gewinnen können. Kmety irrt übrigens, wenn er Mendelssohn in Bajazid gestorben glaubt; er starb auf dem Marsch, den er als Regimentsarzt eines Redifregimentes von Kars nach Bajazid machte, ohne diesen Ort zu erreichen, fünf Stunden vor demselben.

Gott! Wenn dieser Mensch doch noch lebte. Wenn es eine Macht gäbe, die einen Toten wieder lebendig machen könnte! Selbst unverwundlich und unverwüstlich, habe ich das harte Geschick, immer in dem getroffen zu werden, was ich liebe! Es ist das Marterschicksal des ewigen Juden, das auf mir lastet. Wie besser wäre es, selbst zugrunde zu gehen!

Mir ist sehr weh, sehr wehmütig. In meinem ganzen Leben habe ich außer meinem Vater nur zwei Menschen geliebt, Sie und Arnold. In der Kraft und Blüte seiner Jugend habe ich diesen untergehen lassen müssen, ohne ihn schützen, ohne irgend etwas für ihn tun zu können. Wenn er sich noch elende sechs Monate hätte halten können, war ich endlich so weit, zu seinem Entsatze herbeifliegen, mein Los mit ihm teilen zu können. Und wenige elende Monate vorher muß er sterben. Es ist stupid, es ist zu stupide. Grade zu der Zeit, als ich die letzten krampfhaften Anstrengungen machte, die zu Ihrem Siege führen sollten, mußte er mir untergehen. Es ist wie Zoll, den ich für Ihren Sieg den schwarzen Göttern zahlen sollte! Ich habe dann einen großen, schweren Zoll bezahlt!

[1]) Der polnische Revolutionsgeneral Joseph Bem (1795—1850), der 1848 und 1849 einer der militärischen Führer der ungarischen Revolution gewesen, war nach deren Zusammenbruch in türkische Dienste getreten. In Mendelssohns Papieren befindet sich ein ärztlicher Bericht von ihm über Bems Tod, bei dem er als behandelnder Arzt zugegen war.

Gräfin! Es lastet eine große Liebesschuld auf Ihnen. Mein Arnold ist tot! Sie müssen mir alles an Liebe und Freundschaft ersetzen, was ich durch seinen Untergang verloren habe. Wenn ich auch Sie einst verlieren sollte, so wäre ich der steinunglücklichste der Menschen! Ach, wie leer und nichtig sind alle Freuden und Genüsse neben dem einen und wahren Genuß, den man in der echten gediegenen Liebe edler Wesen findet. Erhalten Sie sich, schonen Sie sich, erhalten Sie sich für mich. Ich bin sehr wunden Herzens und in keiner Reisestimmung mehr. Ich kann unmöglich hier irgendeine Ausgleichung finden für das, was ich durch die Trennung von Ihnen verliere, wenn Sie mild und gut mit mir sein wollen. Es zieht mich große Sehnsucht nach Ihnen zurück. Arnold ist tot, ist elend untergegangen. Es drängt mich um so mehr nach Ihnen, auf die ich jetzt auch die Liebe übertrage, die ich für ihn hatte. Ich werde unter diesen Umständen und bei dieser Stimmung wohl keinesfalls nach Syrien gehen. Nach Ägypten will ich gehen, damit die Reise doch einigermaßen von Resultat sei. Aber selbst der für mich stets so große Reiz des grauen Altertums verliert seine Kraft durch die tiefe Wehmut, die mein Herz beherrscht.

Um eins bitte ich Sie vor allem. Ich werde meine Reise möglichst abzukürzen und zu beschleunigen suchen. Aber seien Sie nicht auf Reisen, wenn ich nach Hause komme. Seien Sie entweder in Berlin oder in Düsseldorf, aber an einem dieser Orte und nicht auf Reisen. Es würde mich ganz unglücklich machen, wenn ich Sie nicht gleich finden könnte. Versprechen Sie mir das!

Und noch eins! Schonen Sie sich! Reisen Sie fleißig zu Wolff, ihn oft zu konsultieren. Hören Sie? Bitte, tun Sie es mir zu Liebe!

Ich habe Ihren Brief vom 19. Oktober erhalten.[1]) Über die dummen Geldangelegenheiten wieder zu schreiben, fehlt mir jetzt die Stimmung, um so mehr, als sie sich um so besser abwickeln, je weniger man daran denkt und sich damit beschäftigt, was auch Sie beherzigen sollten. Übrigens danke ich Ihnen für Ihren sehr, sehr lieben Brief.

Ich ersehe aus demselben, daß Sie meinen zweiten großen Reisebericht aus Giurgiewo noch nicht erhalten haben. Wahrscheinlich haben Sie ihn inzwischen durch Vater bekommen. Ebenso das kleine direkte Privatbriefchen aus Bukarest.[2]) Von Konstantinopel habe ich einen dritten großen Reisebericht erlassen, den Sie wieder von Vater erhalten werden. Ich wollte von hier aus noch einen vierten schreiben. Doch fehlt mir dazu die Stimmung jetzt. Vielleicht aus Smyrna.

[1]) Siehe oben Nr. 25.
[2]) Siehe oben Nr. 22.

Leben Sie wohl, tausendmal wohl, und erhalten Sie sich mir. Von hier aus habe ich auch schon zwei direkte Privatbriefe [1]) an Sie geschrieben. Dies ist der dritte. Adien, adieu. Auf frohes Wiedersehen

Ihr

Ferdinand.

31.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Triest, Sonntag, 28. Dezember [1856].

Gnädige Frau!

Heute früh in Triest angelangt, finde ich Ihren Brief vom 21. d. vor, der mich zugleich in Erstaunen und Betrübnis versetzt.[2]) Denn erstens ersehe ich daraus, daß Sie krank gewesen, wovon ich kein Wort wußte, zweitens daß ein Brief an mich verloren gegangen sein muß (der letzte Brief, den ich von Ihnen erhielt, war vom 10. November[3]) datiert), drittens, daß man sich untersteht, Sie zu quälen und Sie, was nur zu natürlich, sich quälen lassen! Ihren Wunsch betreffend, nicht nach Berlin zu kommen, so bin ich gewiß stets und ganz besonders in dem jetzigen Momente bereit, alle Ihre Wünsche zu erfüllen — aber wie das anfangen? Es ist ja rein unmöglich. Von Breslau führt kein andrer Weg nach Küßnacht, d. h. nach Düsseldorf, als über Berlin.

Berlin muß ich also passieren. Ich kann es auch nicht ohne Aufenthalt passieren, da ich erstens mehreres dort zu bestellen habe und ganz besonders auch endlich jetzt meine Domizilierungsangelegenheit zu Ende bringen muß und werde. Alles, was sich also, um Ihrem Wunsche zu entsprechen, tun läßt, dürfte, soviel ich sehe, folgendes sein: 1. Am 31. treffe ich in Breslau ein. Wäre das Schiff früher hier angelangt, so hegte ich die geheime Hoffnung, Sie zum Sylvesterabend in Breslau zu sehen. Jetzt aber erhalten Sie den Brief wohl zu spät, um in Breslau zum 31. abends zu sein; auch können Sie so Hals über Kopf nicht reisen. Ich wollte nur drei Tage in Breslau bleiben. Wenn Ihnen indes ein Dienst damit geschieht, so kann ich fünf, im Notfall auch sechs Tage dort weilen. Denn es trägt mich mit Gewalt an meinen Heraklit. Ich habe alle Hände voll zu tun. Längerer Aufenthalt in Breslau ist ganz und gar unmöglich.

2. Ferner kann ich das Opfer bringen, wenn ich nach Berlin komme, gar nicht zu Ihnen zu gehen. So können Ihnen doch die Leute meine

[1]) Siehe oben Nr. 26 und 27.

[2]) Der Brief fehlt.

[3]) Siehe oben Nr. 29.

Hinkunft nicht zur Last legen und Sie nicht darunter leiden lassen Zumal ich ja nicht nach Berlin reise, sondern, wie alle Welt weiß, meine Rückreise forciertermaßen über Berlin nehmen muß.

Meine Angelegenheit werde ich in Berlin schon durchzusetzen wissen. Vous verrez.

Sehr, sehr gefreut hat mich Ihr Anerbieten, mir nach Breslau entgegenzukommen. Tun Sie es ja und so schnell als möglich. Am 2. hoffe ich Sie gewiß dort zu sehen.

Ich bin sehr erschöpft. Reisen ist nichts. Aber reisen mit fünf großen Kisten außer Koffern, Reisesack und Handgepäck strengt an. Außerdem bin ich bekümmert durch Ihren Brief. Ach, warum sitze ich nicht schon mit Ihnen in Düsseldorf und krame Ihnen all die schönen Sachen aus, die ich Ihnen mitgebracht. Ich habe die fünf Kisten hier dem Spediteur übergeben. Beten Sie für ihre unversehrte Ankunft.

Schreiben Sie mir gleich nach Breslau Antwort oder besser, kommen Sie selbst statt derselben.[1])

Ihr

F. Lassalle.

32.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Laibach, 29. Dezember [1856], abends 6 Uhr.

Gnädigste Frau! Ich habe Ihnen zwar gleich von Triest aus geschrieben. Da ich aber hier drei Stunden Zeit habe, schreibe ich Ihnen nochmals, um so mehr als ich nicht weiß, ob jener Brief anlangen wird. Denn von den zwei Posten, die ziemlich gleichzeitig mit mir von Triest abgingen, ist nur die eine durchgekommen, die andere aber liegen geblieben. Ich weiß nicht, welche von beiden meinen Brief trug. Ich selbst bin trotz meiner Extrapost und vier Pferden nur wie durch ein Wunder glücklich angelangt. Der Schnee lag auf den Gebirgen, die wir passierten, so tief, daß wir die ganze Zeit nicht die Räder desWagens gesehen haben. Viermal sind wir liegen geblieben, ein Pferd ist uns gestürzt, eine Deichsel haben wir gebrochen und in beständiger Gefahr geschwebt, über die Straße, die man nicht sehen konnte, hinaus in die Abgründe zu fahren. Aber der Wunsch, Sie bald zu sehen, war stärker als alles, und wir haben nun glücklich Laibach — wo die Eisenbahn anfängt — erreicht. Freilich statt heut früh um vier Uhr vielmehr erst nachmittags um

[1]) Lassalle traf am 31. Dezember, die Gräfin am Neujahrsmorgen in Breslau ein. Sie begaben sich von hier aus, einem Berliner Polizeibericht zufolge, eilig nach Düsseldorf, weil das Fallissement der Brückenpächter Siegheim und Block in Köln die Gräfin mit einem bedeutenden Vermögensverlust bedrohte.

fünf Uhr. Zwei Eisenbahnzüge haben wir daher versäumt. Aber noch mit dem Nachtzuge gehe ich nach Wien, steige sofort dort auf den Breslauer Zug und lange somit immer noch am 31. in Breslau an. Ihr Brief hat mich sehr trübe gestimmt, hauptsächlich wegen der darin so kurz erwähnten Krankheit und elektromagnetischen Kur. Diese neuen Kuren sind leider noch so wenig erforscht, daß es mich sehr ängstigen würde, Sie einer solchen unterworfen zu wissen, wenn nicht eine anerkannte ärztliche Autorität sie verordnet hat. Wer hat sie Ihnen denn verordnet? Dies bitte ich mir umgehend zu sagen.

Ich komme auf Ihren Wunsch zurück, daß ich nicht nach Berlin soll. Ich schrieb Ihnen darüber in meinem Triester Briefe: Daß ich mich ursprünglich nur drei Tage in Breslau aufhalten wollte, auf Ihren Wunsch zwar fünf bis sechs Tage dort bleiben will, länger aber auch nicht kann. Daß ich ferner, um von Breslau nach Düsseldorf zu kommen, Berlin passieren muß, daß ich auch, um meine Berliner Domizilierungsangelegenheit gütlich zu ordnen, dort einige Tage bleiben muß, wenn auch heimlich, und somit höchstens nur das Opfer bringen kann, Sie in Berlin gar nicht zu besuchen.

Ich will jetzt hinzufügen, daß ich natürlich vor allen Dingen in der Welt Ihnen angenehm sein und meine Rückkehr nach Europa nicht damit beginnen will, Ihnen etwas abzuschlagen. Allein ich weiß kein anderes Mittel, als — im höchsten Notfall — von Breslau aus statt über Berlin, über Prag nach Düsseldorf zu reisen. Freilich wäre es mehr als grausam, wenn ich hierzu gezwungen wäre. Denn nicht nur, daß ich drei Tage länger reisen müßte, und die Bestellungen, die ich für Berlin übernommen — was höchst penibel und unangenehm wäre —, nicht ausrichten kann, sondern ich bin überzeugt, daß, wenn ich jetzt selbst nach Berlin komme, ich mit den mir dort zu Gebote stehenden Hilfsmitteln alles gütlich einrichten würde. Ich bin fest hiervon überzeugt, und nichts wird mir diese Überzeugung nehmen. Wie grausam also, wenn ich doch nicht hin dürfte. Bestehen Sie aber darauf, so könnte ich eher noch dies tun als länger in Breslau bleiben. Über den 6. Januar hinaus bleibe ich nicht dort.

Denn ich muß endlich mein Buch vollenden. Doch über alles das sprechen wir in Breslau. Die Hauptsache ist, daß Sie dort am 2. oder 3. — so früh als nur irgend möglich — eintreffen.

Darum bitte ich Sie inständigst.

Sie werden übrigens sehen — was Sie schon so oft gesehen haben —, daß ich zuletzt mehr einrichten kann, wenn ich selbst dort bin, als alle Ihre Verwandte usw. und daß, während man Ihnen Schwierigkeiten macht, vor mir gerade alle Schwierigkeiten, und zwar ganz in der Güte, sich ebnen werden. Nicht zum ersten Male hätte ich derartige Dinge

durchgesetzt, die die am besten gesehenen Leute nicht erlangen konnten. Nun wohl! Ich bin sehr ungeduldig, Sie zu sehen, der Boden brennt unter meinen Füßen, und ich ginge am liebsten auf Leben und Tod durch die Luft, um nur früher anzukommen. Was mich am meisten ärgert, ist, daß wenn ich gar in Breslau ankomme, ich Sie noch immer nicht dort finde!

Inshallah! Gott ist groß! Ich habe, wie jeder, im Orient ein klein wenig Geduld gelernt. Aber nicht in solchen Dingen. Da bricht die alte vulkanische Feuernatur immer wieder durch! Freuen Sie sich denn auch ein wenig, mich zu sehen? Es scheint fast nicht! Wenigstens ist es nicht jenes Ungestüm, was ich Freude nenne, mit dem ich dem Wiedersehen entgegenstürme und durch dessen Feuerhauch ich die Schneegebirge auf meinem Wege geschmolzen und die zerbrochene Maschine, mit der ich mich über das Weltmeer gewagt, geheizt habe. Allah Kerim! Inshallah! Der Wille Gottes geschehe! Nun leben Sie wohl, und wenn ich nach Berlin komme, so hoffe ich, wieder einmal zu zeigen, was ein Mann wert sein kann. Als Katze oder als Tiger, wie Weerth[1]) sagt, aber auf eine Weise setze ich es durch.

Ihr

F. L.

33.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Düsseldorf, Sonntag [8. Februar 1857].

Es ist wirklich höchst grausam, ja es ist schlecht von Ihnen, daß Sie mich nun so immens lange ohne alle Nachricht lassen, eine Beute aller Besorgnisse. In den elf Tagen, die Sie fort sind, habe ich erst einen Brief bekommen und seitdem auf alle meine Zuschriften keine Antwort. Ich würde lange bereits telegraphiert haben, wenn ich nicht wüßte, daß Ihnen dies in Berlin unlieb ist. Aber lange werde ich diese Rücksicht auf jemand, der selbst so rücksichtslos ist, daß er mich hier in Unruhe und Angst mich aufreiben läßt, nicht nehmen . . .

Sehen Sie alles Mögliche zu tun, daß meine Umsiedlung nach Berlin durchgesetzt wird. Lassen Sie meinen Vater kommen, wenn Sie es für nötig oder auch nur nützlich erachten. Ich werde schon bis 15. März mit Heraklit fertig sein. Es drängt, es treibt mich, dann sofort ohne eines Tages Zeitverlust nach Berlin zu gehen, um ihn zu veröffent-

[1]) Georg Weerth (1821—1856), der bekannte soziale Dichter, war 1848 Redakteur des Feuilletons der Marxschen „Neuen Rheinischen Zeitung" gewesen. Vgl. seinen Brief an Lassalle in Bd. II, S. 55.

lichen. Es wäre mir wegen dieses Zeitverlustes schauderhaft, wenn ich dann erst wieder auf Schwierigkeiten stieße und mich herumbataillieren müßte. Wie froh werde ich überhaupt in jeder Beziehung sein, wenn ich erst wieder in Berlin wohnen werde. Ich halte es hier nicht mehr aus und muß hin ...

Mich verzehrt die Ungeduld, nach Berlin zu gehen. Kaum habe ich hier noch die nötige Ruhe, den Heraklit fertig zu machen. Ich muß sie mir mit Gewalt aufzwingen.

Und jetzt verzehrt mich peinigende Unruhe um Nachricht von Ihnen. Das ist schlecht von Ihnen. Drei Minuten Zeit für zwei Worte könnten Sie doch wahrhaftig alle drei Tage für mich haben.

Ihr F. L.

34.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

[Düsseldorf] Montag [9. Februar 1857].

Gute Gnädige!

Endlich erhalte ich einen Brief von Ihnen und bin die Pferdeangst los! — Lassen Sie mich doch nie wieder so lange warten ...

In bezug auf meine Sache scheinen Sie ja noch gar nicht tätig gewesen zu sein. Liebe Gräfin, die Sache hat nicht solche Zeit und will so nicht, sie will mit Leidenschaft betrieben sein, so betrieben sein, wie ich die Ihrigen betrieb. Das ist das Geheimnis, auch die Unmöglichkeiten durchzusetzen. Ich bitte Sie, rendez-moi la pareille und zeigen Sie mal jetzt, was Sie noch können! Dann können, wenn es sich um mich handelt. Diese Lässigkeit ist nicht die Manier, es durchzusetzen. Sie haben nach elf Tagen noch keinen Menschen gesprochen. Ja, du mein Gott, wenn es sich darum handelte, für Sie Dinge durchzusetzen, die Ihnen so wichtig — oft viel schwerer — waren, da nahm ich mir nicht Zeit zum Essen und Schlafen, bis es gemacht war. Ich war in beständiger Feueraufregung. Wenn Sie sich nicht in dieselbe energische Leidenschaft des Wollens hineinsetzen, da werden Sie freilich nichts durchsetzen — aber mir auch einen immensen Dienst nicht tun. Zudem ist keine Zeit. Bereits Mitte März bin ich mit Heraklit fertig und gehe nach Berlin. Wenn ich da erst Hindernisse finden oder rumlaufen soll, die Sache einzurichten, so verliere ich eine immense Zeit für die Publikation des Werkes, die ich ja nicht eher anfangen kann, bis ich weiß, ob ich auch dort bleiben kann. Ich kann aber,

ich will keine Zeit verlieren, denn die schnellste Publikation brennt mir wie Feuer auf der Seele. Sie müssen es durchsetzen, daß ich, sowie ich fertig hier bin, Mitte März schon ungehindert hingehen kann. Die Herausgabe von Heraklit, viele andere tüchtige Arbeiten lasten und brennen wie Feuer auf mir. Alles aber das kann ich nur in Berlin. Jeder Tag Verlust wäre mir entsetzlich. Ich reibe mich auf, zugrunde. Handeln Sie mit der Energie, Schnelligkeit, Unablässigkeit, mit der man für eine Sache handelt, wo es um Leben und Tod geht. Es handelt sich für mich in der Tat um ebensoviel. Ich will jetzt hin mit derselben vernichtenden, verzehrenden Leidenschaft, mit der ich nur je etwas in meinem Leben gewollt habe. Diese Intensität meines Willens muß auch die Intensität Ihres Handelns entsprechend gestalten. Als Sie hier abreisten, wollte ich doch schon hin. Aber je mehr ich später darüber dachte, desto mehr ist es mir in den Kopf gestiegen. Ich will jetzt noch ganz anders hin mit unendlich potenzierter Leidenschaft. Ich lebe, esse, trinke und schlafe nicht mehr bis dahin. Ich arbeite hier, bis die Knochen brechen, trotz Augen und Tod [und] Teufel, um nur einen Tag früher hin zu können! Kurz, ich will jetzt mit jener Wut des Wollens, die vernichtend ist.

Ich will Sie nicht tadeln, daß Sie — in elf Tagen — noch nicht einmal G.[1]) gesprochen haben, was doch am dritten Tage sein mußte. Sie wußten bis heran noch nicht, wie sehr ich will, wie ich schon im März hin will. — Aber jetzt wissen Sie's. Nun handeln Sie danach.

Wie würde es Sie kränken, wenn Sie es nicht fertig brächten, und ich es dann doch hingehend fertig brächte. Würde es nicht aussehen, als hätten Sie sich nur nicht die hinreichende Mühe gegeben und nicht hinlänglich alles versucht? Für mich wäre es aber schon ein immenser Zeitverlust und innere Selbstverzehrungsquelle, wenn ich nur vierzehn Tage, um es zu erlangen, verlieren würde.

Kurz — ich habe mich bei dem Schreiben so aufgeregt, daß ich ganz erschöpft zusammensinke. Wachen Sie aus dieser Lethargie auf und handeln Sie, wie ich handeln verstehe. Seien Sie wieder mal das Trompeterpferd.

Anbei die gewünschte Quittung über die 13 Rt.

Ich bin ganz schachmatt vor innerer mich verzehrender Leidenschaft.

F. L.

---

[1]) Lassalle meint den Polizeirat Goldheim. Für seine Beziehungen zu diesem vgl. die Einführung zu Bd. II, S. 17.

35.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Düsseldorf, Donnerstag [12.—13. Februar 1845].

... Sie haben sehr unrecht, meinen Brief so aufzufassen, als enthielte er Vorwürfe gegen Sie. Das sollte er nicht und hat er nicht. Es war ausdrücklich drin gesagt. Nur antreiben sollte er Sie, von nun ab mehr zu tun. Und das ist freilich ganz nötig. Sie sagen, die stürmischen gewaltsamen Mittel stünden Ihnen nicht zu Gebot. Sehr richtig. In quali bin ich ja auch mit Ihrem Handeln ganz einverstanden, nur in quanto nicht; es muß mehr gehandelt werden, schneller hintereinander fort. Sonst kommen wir zu nichts. Daß Sie G[oldheim] noch nicht gesehen haben, ist freilich nicht Ihre Schuld, aber doch sehr schlimm, denn ich gebe darauf, was Sie mit ihm beraten und fertig bringen, mit am meisten. Aber da er nicht antwortete, so hätten Sie ihm gleich noch einmal, zweimal, dreimal schreiben soll[en]. Es ist nicht Zeit, zu warten. So kommt die Karre nicht vom Fleck! ...

Ferner: Daß Ihnen Pickwick den L.[1]) noch nicht gebracht hat, ist ja auch ganz unerträglich langsam gehandelt! Mein Gott, was habt Ihr denn alle zu tun? Das heißt ja, wie die Schnecken sich bewegen. Ich wiederhole abermals und dreimal: So kann man zu nichts kommen. Mit dem Manne hätten Sie schon längst ganz gut Freund sein müssen. Ebenso schrecklich zeitverschwenderisch ist es, daß Sie noch nicht bei Wolff[2]) waren. Dieser hatte mir ja versprochen, seinen Einfluß bei Manteuffel[3]) zu gebrauchen. Es ist am Ende am besten, Sie schicken gleich den Wolff zum Manteuffel, von dem ich noch immer am meisten glaube, daß man es bei ihm am leichtesten durchsetzt. Wolff soll ihm sagen, ich müßte durchaus wegen meiner wissenschaftlichen Tätigkeit, der Herausgabe meines Werkes, nach Berlin, soll in ihn dringen. Es wäre schrecklich, mir meine wissenschaftliche Tätigkeit abzuschneiden usw. usw. Da werden wir ja sehen.

Die Zeit ist jetzt, besonders für Mant[euffel], sehr günstig, es bei ihm durchzusetzen, dies soll gleich geschehen. Dann wird doch endlich einmal eine Demarche versucht sein. Denn bis jetzt — liebe gute Gräfin, ich sage es ja nicht, um Ihnen Vorwürfe zu machen, aber ich muß doch in dieser mir so wichtigen Sache meine Meinung sagen — haben Sie ja gar nichts getan. Sie haben ja noch nicht einen einzigen

[1]) Über die Persönlichkeit des L. ließ sich nichts feststellen.

[2]) Lassalle meint vermutlich den Inhaber des Bankhauses Hirschberg & Wolff in Berlin.

[3]) Otto Theodor Freiherr von Manteuffel (1805—1882) war von 1850 bis 1858 preußischer Ministerpräsident und Minister des Auswärtigen.

Menschen gesprochen; noch nicht einmal den Gerson, der Ihnen den P. bringen sollte. Sie haben — mit Pickwick geplaudert — das ist alles! Nennen Sie das handeln?? Ach, du mein Gott!...

Jedenfalls aber — dies steht bombenfest — halten mich, sowie ich die Feder von meinem Heraklit ausgewischt, sowie ich das letzte Wort geschrieben, alle Machtmittel Europas nicht länger hier zurück. Ich mache noch an demselben Tage meinen Koffer und gehe nach Berlin, stelle mich selbst an die Spitze meiner Armee und sehe, was man macht, wenn man die Leute ein bißchen in meiner Weise durcheinander treibt und ihnen Beine macht.

Freilich, freilich verliere ich dadurch eine kostbare Zeit. Wird aber nun eben nicht zu ändern sein!

Wenn werde ich also von hier fort? Das will ich Ihnen sagen. Infolge rasenden Arbeitens ist die Sache schneller gegangen, als ich glaubte. Ich werde noch Ende dieses Monats mit dem Werk fertig. Kömmt dann nur noch die letzte Durchsicht, die mich nicht über vierzehn Tage aufhält, um so weniger, als ich sie ja während des Druckes des Werkes beenden kann.

Also zwischen 15. und 20. März packe ich meinen Heraklit ein und gehe nach Berlin. Haben Sie es bis dahin fertig, daß man mich nicht schikaniert, gut. Haben Sie es nicht fertig, auch gut. Nur keine Gemütsaufregung. Ich muß zwar lachen, daß ich dies schreibe, denn ich bin, seit Sie fort sind, in einer kontinuierlichen Aufregung. Jedes Wort, das ich schreibe, dauert mir zu lang. Aber ich kann sie auch aushalten. Adieu für heut.

Ihr

F. L.

36.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Mittwoch [18. Februar 1857].

Gnädigste!

... Es tut mir leid, sehr leid, daß ich Sie in einem fort hetzen und Ihre Zeit okkupieren muß. Mais que faire? Ich habe Ihnen jetzt also folgendes zu sagen:

1. Das Anerbieten Pickwicks akzeptiere ich mit Dank. Mag er also gleich zum Polizeipräsidenten gehen und in der angegebenen Weise mit ihm reden. Nur mit der sofortigen Produktion des Augenattestes bin ich nicht einverstanden. Wenn man auf diesen Grund nur es fordert, so erlangt man offenbar keine Domizilierung, sondern nur einen

und zwar auch nur ganz kurzen Aufenthalt. Ist nun freilich auch die Hoffnung da, es in diesem weiterzubringen, so ist doch ein solches provisorisches Vegetieren sehr unangenehm und wegen des Bücherhinschleppens, der Wohnung usw. mit vieler Ungewißheit und großen Kosten verknüpft. Freilich wäre es noch immer besser als nichts.

Darum denke ich, Pickwick geht hin und spricht nur von dem andern Grunde zunächst, daß ich wegen meiner wissenschaftlichen Tätigkeit, wegen der Herausgabe meines Buches hin müßte und daß er sich verbürgen könne, daß ich nur deshalb hin wolle usw. . . .

2. Mit Wolff haben Sie es nicht praktisch gemacht . . .

3. Daß G[oldheim] noch nicht bei Ihnen war, ist sehr schlimm. Ich gebe am meisten darauf, was Sie mit seiner Hilfe ausklügeln. Fahren Sie gleich zu ihm hin. Vater schreibt ja ausdrücklich, daß er sich gar nichts daraus macht.

4. Wenn der L., wie Pickwick sagt, zu höflich ist, es Ihnen abzuschlagen, sich Ihnen vorstellen zu lassen, ei, dann hätten Sie lange mit ihm sprechen sollen. Was Pickwick mit ihm fertig bekommen kann, und was Sie, ist ein großer Unterschied. Man muß seine Persönlichkeit dreinlegen. Haben Sie doch schon manchen zu etwas gebracht, was er im Anfang gar nicht wollte. Also Sie müssen sofort seine Bekanntschaft machen, gleich augenblicklich. Sie müssen ihn so viel als möglich sehen. Kurz, Sie müssen ihn erobern. Das ist Ihre Sache. Was sind das für Schnurrpfeifereien, mich mit Pickwicks Meinung über das, was der Mann tun dürfte, abzufinden! Sie müssen eben fertig bringen, was der Mann nicht will. Das zu erlangen, was man einem anbietet, ist keine Kunst. Kurz, Sie müssen den Mann sofort kennen lernen und ihn bezaubern, sich zum Freunde machen. Er kann Ihnen auch noch oft nützlich sein. Freuen Sie sich dieser Gelegenheit.

Ich erwarte also gleich Nachricht, daß Sie ihn gesprochen haben.

5. Wenn Vater hinkommt, so lassen Sie sich also gleich den G[oldheim] holen. (Auch für L. können Sie Vater gebrauchen. Sie waren früher gut bekannt, und er hatte ihm sogar schon seine Hilfe versprochen.) Mit G[oldheim] überlegen Sie dann sofort das weitere. G[oldheim] schlug ja neulich schon meinem Vater vor, er solle zu Manteuffel gehen. Ich glaube, daß das im Fall der Not sehr nützlich sein kann. Dann schicken Sie also auch Vater hin.

6. Kurz, meine Gnädige, ich bitte Sie — Sie haben noch immer bloß mit Pickwick gesprochen!!! — Zeigen Sie mir in Ihrem nächsten Briefe endlich einmal sechs gemachte Demarchen an, wenn es nicht anders ist, lauter abschlägliche, nutzlose, aber mindestens doch wirkliche, effektive Demarchen bei den Personen, welche zu ent-

scheiden haben. Denn so wird immer bloß ganz müßig über die Sache herüber und hinüber gesprochen und nichts getan. Dann wäre doch mindestens was geschehen, was hätte gelingen können. So kann es nicht gelingen, weil es nicht reell versucht wird. Gott, wäre ich nur acht Tage in Berlin, ich wollte ja wie der Sturmwind hineinfahren. Sie sollten sehen, wenn ich acht Tage dort wäre, so hätten mindestens schon — ob mit, ob ohne Erfolg — zehn Leute mit dem Polizeipräsidenten und mit Manteuffel darüber gesprochen. Sie müssen der Sache Zeit widmen, wenn Sie sie auch Paul und Ihrer Schwester entziehen müssen. Daran liegt es. Es muß sein. Sonst kommen wir zu gar nichts. Sie müssen die Sache nicht gelegentlich so mitbetreiben wollen. Da wird freilich nichts draus. Sie müssen sich denken, Sie wären ein Agent, der nur zu diesem Zweck auf fremde Kosten, nach Berlin geschickt ist und über die Tätigkeit jedes Tages Rechenschaft ablegen muß.

Es tut mir sehr leid, Sie so zu quälen und zu treiben. Aber qui veut les fins, faut vouloir les moyens. Diese Weise, die ich da gezeichnet, ist die einzige, es durchzusetzen. Also zürnen Sie mir nicht, wenn ich Ihnen den rechten Weg zeige. Wenn Sie acht Tage von Schwester und Sohn abstrahieren und sie bloß in Ihren müßigen Augenblicken sehen könnten — wäre alles eingerichtet. Nun leben Sie mir wohl. Ich bin sehr traurig in meiner Grabeseinsamkeit. Es ist mir sehr, sehr, ganz unbeschreiblich bange nach Ihnen. Ich bin doch auch nur ein Mensch, obwohl ich mir manchmal mehr als einem solchen auferlege. Da sitze ich nun schon fast drei Wochen von früh bis nacht arbeitend und kein menschliches Gesicht sehend, das mir wohl will. Es ist mir sehr bange. Wären Sie nur wieder da! Ihrem zweiten Briefe sehe ich entgegen. Das sage ich Ihnen aber im voraus. Wenn Sie meine Abreise von hier aufschieben wollen — tout à fait impossible. — Diese erfolgt, sowie ich fertig bin, und da kömmt kein Demosthenes dagegen auf.

Schreiben Sie viel, handeln Sie noch mehr und kommen Sie bald zu Ihrem

F. L.

37.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

[Düsseldorf, 26. Februar 1857.]

. . . Wo sehen Sie denn immer die Vorwürfe in meinen Briefen? Es sollen ja keine sein. Ich bin Ihnen ja so gut und sehne mich so nach Ihnen . . .

Was nun Ihre Bitte anbelangt, so muß ich sie Ihnen abschlagen, bitte aber, sich die Sache recht zu überlegen. Dann werden Sie sehen, wie recht ich habe und wie sie Sie gar nicht inkommodiert.

Übermorgen wohl bin ich mit Heraklit zu Ende, dann bin ich auch am 16. März mit der Durchsicht fertig und muß am 20. spätestens hin . . .

Was schreiben Sie denn auf einmal: Wenn ich nach Berlin zöge, so schieden sich unsere Wege auf längere Zeit auseinander? Warum denn? Sie kann man am Domizil dort unmöglich hindern. Besorgt es Ihnen die Nostitz [1]) nicht ohne alle Schwierigkeit, so wird Ihnen schon Dorn [2]) das in aller Ruhe durchfechten. Denn gegen Sie ist ja keine politische Verurteilung ergangen.

Warum wollen Sie denn also auf einmal nicht hinziehen? Sie, die Sie immer wollten, es schon des Testamentes wegen wollten? Warum wollen Sie denn selbst ohne Not sich ganz von mir trennen? Es ist nicht klug daraus zu werden! Aber es macht mich recht, recht traurig!! Jedesmal, wenn Sie bei Ihrer Familie stecken, werden Sie ganz rätselhaft und unbegreiflich. Ich bitte um Aufschluß darüber, ob und warum Sie, wenn ich nach Berlin ziehe, nicht auch hinwollen.

Ich werde also gewiß nicht länger hier warten, noch dazu damit Sie dann nicht in Berlin sind, während ich vielmehr will und rechne, daß Sie, solange jedenfalls ich dort bin, auch dort bleiben. Alles andere kann man schon einrichten. Unbegreiflich, unbegreiflich, daß wir jetzt auf einmal nicht in derselben Stadt sollten wohnen können, weil es Berlin ist.

Ferner: Wie soll ich denn hier warten? Sie sagen, ich habe eine Arbeit. Aber ich will ja eben erst hin, wenn diese fertig ist; dann habe ich also keine mehr. Sie wollen also, ich soll hier mutterseelenalleine in meinem Zimmer sitzen, ohne Arbeit, den brennende[n] Drang der Herausgabe auf der Seele, und dabei von früh bis abends an den Nägeln kauen? So grausam könnten Sie sein, das von mir und ohne Not zu verlangen? Und wenn Sie so grausam wären — ich täte es nicht; auf Ehrenwort nicht!

Wie ich fertig bin, reise ich, nachdem ich etwa drei Tage geruht und gepackt, ab.

Nun leben Sie wohl. Ich bin sehr traurig über Ihren Brief. Ich verstehe Sie nicht mehr. Ich glaube, Sie verstehen sich selbst nicht mehr. Bald wollten Sie stets nach Berlin, bald wollen Sie sich lieber von mir

---

[1]) Gräfin Klara von Nostitz, siehe oben S. 98 Anm. 1. Sie erlag am 14. Januar 1858 einem Krebsleiden.

[2]) Dorn war der Rechtsanwalt der Gräfin in Berlin.

ganz trennen, wenn ich hinziehe, als auch hingehen. Warum, warum, warum? Und was wollen Sie denn eigentlich?

Ihr trauriger

F. L.

P.S. Aus dem Vorigen ergibt sich von selbst, daß es geradezu Blödsinn ist, wenn Sie glauben, infolge meines Hinkommens könnten Sie Maßregeln treffen. Dies ist schon an sich nicht gut denkbar, am wenigsten aber, wenn ich nur bis Potsdam und nur mit Genehmigung nach Berlin gehe! Mit polizeilicher Genehmigung!

38.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Freitag [27. Februar 1857].

Gnädige Frau!

Gestern gerade schrieb ich Ihnen einen Brief, daß ich Sie manchmal nicht begreife, daß ich den Satz Ihres letzten Briefes, daß, wenn ich nach Berlin ginge, „unsere Lebenswege auf längere Zeit auseinandergehen", kopfbrechend und kopfschüttelnd, traurig durchgrübelte, ohne ihn zu verstehen — da erhalte ich beiliegenden Brief von der Agnes,[1]) die ich infolge Ihrer Mitteilung zur Rede gestellt hatte!!

Ich bitte Sie inständigst, mir aufrichtig zu sagen, ob irgend etwas daran ist. Unter andern Umständen würde ich nicht einmal gefragt haben — wenn nicht eben jener Satz Ihres gestern erhaltenen Briefes, mein Empfang in Heidelberg[2]) und so manches sich freilich dadurch erklärte und so allerdings mindestens irgendeine Grundlage dem Briefe zu geben scheinen könnte. Und wenn wirklich irgend etwas daran ist — wie töricht und überflüssig wäre es dann nicht auch von Ihnen gewesen, mit Agnes und ihrem Vater darüber zu berat-

[1]) Der Brief von Agnes, von dem sich nur die erste Hälfte vorfand, ist aus Brüssel vom 25. Februar datiert. In Beantwortung eines Schreibens Lassalles vom 23. berichtet sie über Gespräche, die sie und ihr Vater mit der Gräfin in Wildbad gehabt hatten, zugleich aber erklärt sie es für unter ihrer Würde sich „wegen solcher Klatschereien zu diskulpieren". Danach hätte die Gräfin sie um Rat gefragt, wie sie es anfangen solle, um sich von Lassalle zu trennen. So vielen Dank sie ihm schulde, verlange es sie doch in die „Gesellschaft" und namentlich in die Nähe ihres Sohnes zurück. An den Rand dieser Stelle von Agnes' Brief schrieb Lassalle bei dessen Übersendung an die Gräfin die Worte: serait-il possible? Vgl. hierzu oben die Einführung S. 21.

[2]) Die Gräfin und Lassalle hatten sich am 10. August 1856 in Heidelberg getroffen und von hier aus jene Reise an den Genfer See angetreten, die so unerquicklich verlief. Siehe oben die Einführung S. 20.

schlagen, statt einfach mir selbst ein einziges Wort davon zu sagen! Dann war ja alle Schwierigkeit gehoben, ohne daß Sie nötig hatten, mit dritten Personen darüber Rats zu pflegen! Es ist mir ja niemals eingefallen, Ihnen lästig werden zu wollen. Ich nahm immer an, daß ich Ihnen, unbeschadet alles vorübergehenden Zankes, zu Ihrem Glücke notwendig sei.

Wenn das nicht ist, wenn andere Rücksichten mich Ihnen beschwerlich machen — mein Gott, dann genügt ja ein Wort, und jede Schwierigkeit ist gehoben! Es ist mir doch wohl niemals in den Sinn gekommen, meine Person jemandem als — einen Tribut aufzuerlegen!

Das „Wie" also, wenn Sie erst selbst wußten, was Sie wollten, war doch so einfach!

Das „Was" aber — ich kann doch nicht gar noch annehmen — daß Sie gar über das „Was", darüber, was Sie wollen und nicht wollen sollten, mit Agnes und ihrem Vater beratschlagt haben!!

Und auch das „Was" ist ganz so einfach wie das Wie. Denn wenn ich Ihnen, wie gesagt, nicht zu Ihrem eigenen Glücke notwendig bin — dann liegt gar kein Grund vor, sich mit mir zu quälen und sich irgend etwas deswegen entgehen zu lassen. Nullement! — Jeder folgt seines Herzens Drange!

Ich bitte Sie also recht herzlich um eine aufrichtige Antwort, was etwa an diesem Schreiben Wahres sein könnte.

Merkwürdiges Zusammentreffen, wie ich diesen Brief gerade tags nach Ihrer sphinxartigen Äußerung von gestern erhalte.

Eheu fugaces, Posthume, Posthume! [1])

Genug und bitte, antworten Sie bald. Schicken Sie mir auch den Brief der Agnes wieder zurück, bitte darum.

F. L.

39.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

[Düsseldorf] Sonnabend [28. Februar 1857].

Meine gute Gnädigste!

Ich habe zwar auf meinen gestrigen Brief natürlich noch keine Antwort, aber Ihr eben erhaltenes Schreiben ist so lieb und herzlich, daß ich es gleich beantworten muß. Ach, ich glaube Ihnen gerne, wenn Sie auch vielleicht mal einen kleinen Moment etwa schwanken konnten, daß Sie mir nie besser werden und sich nie mehr nach mir sehnen, als

[1]) Horaz, Oden, Buch II, 14.

wenn Sie bei jenen auswendigen Menschen leben. Das ist nur sehr natürlich, und wie oft habe ich es Ihnen nicht im voraus gesagt! Wie noch ganz anders würde es sich nicht mit der Länge der Zeit einstellen! Denn wirklich, stünde der Fall der Wahl zwischen mir und jenen, ich würde, abgesehen von allen noch weit substantielleren Seiten, schon Ihren Verstand nicht begreifen! Wer wirft echte Perlen für falsche weg? Wer Rosen für Disteln? Wer ein Herz wie das meine für „Circonstances-Menschen" wie jene?

„O Urteilskraft, du flohst zum blöden Vieh!
Der Mensch ward unvernünftig!"

Voir den Monolog Hamlets über die Vergleichung der beiden Gatten seiner Mutter. — Nein, wer nur noch fünf gesunde Sinne hat, und nicht untergegangen ist in Hohlheit und Blasiertheit, der kann nicht so wahnsinnig sein.

Warum aber meinen Sie dann, wir würden nicht beide nach Berlin gehen können? Warum? Voyons, kein Mißverständnis, sprechen wir uns offen aus. Wenn ich es durchsetze, nach Berlin zu kommen, dann kann sich Nostitz usw. auf den Kopf stellen und kann es, was Sie betrifft, doch nicht hindern. Denn für Sie — die nicht politisch Verurteilte — liegt keine Möglichkeit vor, daß man Ihnen das Domizil dort verweigere. Das Gesetz ist zu klar. Und so offne Willkür scheut man. Sollte — was unmöglich — ich mich dennoch hierin täuschen, so wiederhole ich Ihnen hiermit nur, was ich Ihnen immer sagte, daß auch ich dann sofort meinen Berliner Aufenthalt aufgebe und mit Ihnen nach Breslau, Leipzig oder wo Sie sonst hin wollen, gehe. Denn so fest ist mir doch noch nichts ans Herz gewachsen, daß ich mich deshalb von Ihnen trennen sollte. Das stimmt zu meiner Art von Freundschaft nicht. — Aber andrerseits, wenn Sie nun die Polizei nicht hindern kann und ich es für mich durchsetzen sollte, warum sollten Sie nicht hin? Voyons! Ich meinerseits habe nichts dagegen, daß Sie jene Leute sehen! Habe auch nichts dagegen, uns so einzurichten, daß wir bei Ihnen eben nicht zusammentreffen. Das ist alles, was Sie von mir in Frankfurt wollten, und Sie werden gestehen, daß ich doch die Nachgiebigkeit gar nicht weiter treiben kann. Daß Sie sich aber etwa von jenen Leuten — Gott verzeih mir die Sünde —, gar noch sollten auferlegen lassen, daß Sie nicht in Berlin wohnen sollten, wenn ich dort bin, daß Sie die Augendienerei so weit treiben sollten, deshalb, deshalb, deshalb sich von mir zu trennen — — — nein, das wünsche ich mir nicht, das hoffe ich nicht zu erleben! Wenn ich diese Gesinnungslosigkeit von Ihnen erleben müßte, — ich wollte lieber, Sie stürben mir; was mehr gesagt ist, als wenn ich sagte, ich wollte, ich stürbe

selbst. Nein, dies Allerhärteste von dem, was mir jemals zukommen könnte, — das wird nicht sein! Das würde mich zum Menschenhasser machen ... Sie wissen, daß ich nicht zu den Menschen gehöre, die so viel Gesinnungslosigkeit verzeihen und ertragen können. Niemals! Für mich ist der Mensch tot, wenn ich ihn verachten muß, schlimmer als tot. Nein, ich bin in dieser Welt noch auf vieles Unglück gefaßt, wie ich schon so vieles ertragen habe. Ich bin ein starker Mann und gewappnet bis an die Zähne und kann sagen: „Komm heraus, Schicksal, und sieh, ob du Gewalt über mich hast mit deinen stärksten Schlägen" — aber dieser Schlag — bei allem, was noch nicht ganz verfault ist in der Welt! —, der, hoffe ich, wird mir doch erspart werden! — Folglich werden Sie mit mir gehen nach Berlin!

Nun zu dem Nächstliegenden, meiner Hinkunft. Ich habe Ihnen schon gesagt, wenn ich jetzt nach Berlin gehe, so gehe ich nicht bis hin, sondern nur bis Potsdam und suche dann von dort aus durch G[oldheim] oder indem ich einmal zum Polizeipräsidenten nach vorheriger Meldung fahre, wenigstens soviel zu erlangen, daß ich während des Drucks meines Werkes dort sein kann. Gestattet man mir dies also, so ist es ja nicht denkbar, ganz unmöglich, daß man deshalb gegen Sie maßregelt. (Gestattet man mir es nicht, so gehe ich nach Leipzig, obwohl es ein harter, harter Schlag für mich wäre.) Sie müssen sich also nicht mit Phantasmen und Einbildungen plagen.[1]) Gestattet man es aber, so hoffe ich von Ihnen sehr, Sie werden dort bleiben, bis Sie Ihre Badereise antreten ... Wir haben doch wahrhaftig beide nicht so viele Menschen, die uns lieben, daß jeder das eine und beste, was er hat, von sich fern halten sollte. Also bitte sehr, haben Sie nichts dagegen, daß ich hinkomme ...

Ich werde also kommen, und zwar wenn ich fertig sein werde, wie es in der Bibel vom Herrn heißt, „wie der Dieb in der Nacht", d. h. ohne vorherige Anzeige an Sie. Erst von Potsdam aus werde ich Sie benachrichtigen. Sehen Sie doch, ich bitte Sie sehr, durch Pickwick und Vater

[1]) An den Vater schreibt Lassalle einige Tage später, am Dienstag, 3. März: „Was Dir die Gräfin über mich schreibt — darauf kannst Du diesmal nichts geben. Sie macht sich Phantasmen. Sie denkt, ich will da Skandal machen, während ich ihr doch ausdrücklich geschrieben habe, ich wollte diesmal es nur in aller Güte versuchen. Fast glaube ich, sie wünscht aus gewissen Rücksichten auf ihre Familie nicht, daß ich während ihres Dortseins hinkomme. Solche Rücksichten kann ich nun freilich nicht berücksichtigen. — Ich glaube, die Gräfin wird — wenigstens ist dies mein Wunsch — auch dort bleiben ... Ginge sie jetzt wirklich von Berlin fort, um mich zu vermeiden, was ich doch nicht glauben kann, da ich mich in meinem gestrigen Briefe an sie energisch dagegen ausgesprochen habe, so schadet das nicht, zumal wenn ich dafür hinkomme. Wir beide zusammen werden schon ausrichten, was etwa auszurichten ist."

durchzusetzen, daß mir wenigstens für die Dauer des Drucks, mindestens auf drei bis vier Monate, die Erlaubnis erteilt wird. Das kann gar nicht so schwer sein. Das würde mir selbst Hinckeldey [1]) erlaubt haben, wenn ich ein Werk dort zu drucken gehabt hätte. Warum mährt denn der verdammte Pickwick so lange? Sagen Sie ihm, daß ich ihm deshalb zürne. Vater würde dies bei Manteuffel gewiß durchsetzen.[2]) Aber sagen Sie auch ihm, daß er das erst begehren soll, wenn er ihm das definitive Hinkommen unerbittlich abschlägt. Zum Zweck des letzteren soll Vater auch zu Manteuffel sagen, er wolle selbst mit Mutter nach Berlin zu mir ziehen. Das wird einen guten Eindruck machen. Hätte ich nur bei meiner Rückkehr aus dem Orient nicht der Blocks[3]) wegen so durch Berlin durchfliegen müssen. Ich hätte es lange durchgesetzt, wenigstens während des Drucks des Werks. Nun bitte ich, geben Sie sich rechte Mühe, und schnell muß jetzt alles gehen, denn Sie haben nicht mehr viel Zeit! Sagen Sie Pickwick, ich ließ ihm sagen, er könnte sich auch etwas mehr beeilen, dächt' ich, denn mir brennt es. Anbei ein eben eingetroffener Brief. Glauben Sie mir, es ist das beste, besonders für Sie, wenn wir beide in Berlin sind. Ihr Leben wird sich dann ganz anders gestalten. Nun adieu mit dem alten Motto aus schwerer Zeit:

„Drum laßt uns fest am alten Glauben halten,
Ein einz'ger Augenblick kann alles umgestalten."

40.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

[Düsseldorf, Anfang März 1857].

Gnädige Frau!

Ich erhalte soeben Ihren Brief und eile, noch mit heutiger Post zu antworten:

[1]) K. L. W. von Hinckeldey (1805—1856) war von 1848 bis 1853 Polizeipräsident von Berlin, hernach Dirigent der Abteilung für Polizei im Ministerium des Innern.

[2]) Am Dienstag, 3. März, schreibt Lassalle dem Vater, er möge sich gute Empfehlungen an Manteuffel verschaffen. Vielleicht wäre es aber noch besser, Ferdinand Friedland deswegen nach Berlin kommen zu lassen. Dieser möge sich „von einem seiner Erzherzöge eine Empfehlung an Manteuffel geben" lassen und dann mit ihm sprechen. Am Sonntag, 23. März, schreibt Lassalle dem Vater, wenn Pickwick, „diese hölzerne Avantgarde", nichts ausrichte, möge „das Zentrum des Heers", Friedland, „geradezu auf Manteuffel losmarschieren". Ohnehin sei Manteuffel allein derjenige, von dem möglicherweise sofort das feste Domizil zu erobern wäre: „Und das wäre doch freilich zehntausendmal besser." In der Tat kam Friedland nach Berlin.

[3]) Die Bankiers der Gräfin und Lassalles in Düsseldorf.

1. Was G[oldheim] sagt, ist ganz richtig; die von ihm vorgeschlagene Operationsmethode trifft ja auch ganz mit meiner Ansicht zusammen. Nur das eine akzeptiere ich entschieden nicht, daß wir nicht beide sollten in Berlin sein können. Was erreicht werden muß, ist eben das, daß wir beide dort sein können. Sonst ist mir gar nicht damit gedient. Ich erkläre Ihnen, daß ich ebensowenig ohne Sie in Berlin sein, wie mit Ihnen in Düsseldorf bleiben will. Eines ohne das andere nützt mir gar nichts, will ich nicht, mag ich nicht. Auf Temporisieren lasse ich mich dabei so wenig ein, wie der Mond auf eine Polka. Kurz, falls Sie mir nicht erklären, Sie wollen — auch wenn es polizeilich erreichbar ist — nicht gleichzeitig mit mir in Berlin sein, worüber ich mich auf meinen letzten rekommandierten Brief von Sonntag beziehe — so steht der Fall: beide oder keiner. Fürs erste müßte dann nun noch alles versucht werden. Gelingt alles nicht (worüber weiter unten), kann es nicht sein nach Erschöpfung aller Wege — gut, so lasse ich Berlin, gehe nach Leipzig, gebe dort mein Werk heraus und bitte Sie, mir dorthin (bis zu Ihrer Badekur) zu folgen. Denn es fällt mir weder ein, Sie zur Einsamkeit in Düsseldorf, noch mich zu Ihrer Entbehrung zu verurteilen, das mag ich nicht. Auch nicht für Berlin. Kommen Sie mir also nicht mit Ratschlägen, die meinen Zweck gar nicht erreichen.

2. (Pickwick soll jetzt augenblicklich zum Polizeipräsidenten.)

3. Lassen Sie sich G[oldheim] holen und schärfen ihm ein, geeigneten Ortes vorzustellen, daß wir ja gar nicht daran denken, in Berlin zusammen zu wohnen; im Gegenteil, dies würde keinesfalls stattfinden usw.

4. Westphalen[1]) ist da. Dieser kann, wenn er will, viel helfen, und ich zweifle keinen Augenblick, daß er wollen wird. Ersuchen Sie ihn also in meinem Namen dringend, und bitten Sie ihn in dem Ihrigen, daß er zu Manteuffel geht, ihm vorstellt, daß ich wegen meiner wissenschaftlichen Tätigkeit mich dort domizilieren müßte, daß es höchst grausam sei, mir dies abzuschlagen usw. Er soll sehen, in principali das Domizil, wenn nicht doch ein Jahr, mindestens aber die zur Herausgabe des Werks nötige Zeit zu erlangen. Dies wird ihm Manteuffel gewiß nicht abschlagen.

Dabei soll er aber sofort zu Manteuffel erklären, Sie befürchteten, daß man dann Ihrem Aufenthalte dort etwas in den Weg legte. Erstens sei dies ganz grundlos usw., zweitens aber, wenn die Erlaubnis für mich so gemeint sein sollte, so könnte und würde ich gar keinen Gebrauch davon machen ...

---

[1]) Graf Clemens von Westphalen.

5. In demselben Sinne wie Westphalen zu Manteuffel müssen Sie auch und Vater zu G[oldheim] sprechen.

6. Und müßte ich, wenn alles andere fehl geschlagen sein sollte, so ungern ich es tue, selbst zu Manteuffel gehen, so werde ich es tun und so mit ihm reden — ganz vernünftig und gemäßigt —, wie ich hier auseinandergesetzt habe, daß Westphalen mit ihm reden soll.

7. Auf meinen rekommandierten Brief von Sonntag, den Sie doch schon haben müßten, antworten Sie kein Wort.

8. Möglicherweise tue ich Ihnen unrecht, aber halb und halb scheint es mir, als wollten Sie auch nicht, daß ich während Ihrer Anwesenheit dort bin, auch wenn es polizeilich für uns beide ginge. Ist dies nun — was ich nicht behaupte — wirklich der Fall, dann ist es mindestens Ihre Pflicht, es mir grade heraus zu sagen. Dann brauchen wir uns nicht länger miteinander zu quälen!

9. Wollen Sie es aber, so müßten Sie sehr ungeschickt sein, wenn Sie jetzt, wo Sie außer G[oldheim] und Vater auch Westphalen haben, es nicht durchsetzen könnten.

10. Gestern bin ich mit Heraklit fertig geworden. Kommt jetzt die Revision. Mehr denn je eile ich, dieselbe zu beenden, um so früh als möglich nach Berlin (d. h. Potsdam, von wo ich heimlich bloß nach Berlin zu G[oldheim], Polizeipräsidenten und Manteuffel gehe) zu fliegen. Alle Nächte will ich jetzt durcharbeiten, um früher, als ich selbst für möglich hielt, grade infolge Ihres Briefes in Potsdam anzukommen. (Möglicherweise sehr bald.) Dies ist unwiderruflich wie das Fatum, auch vernünftig für meinen Zweck . . .[1])

Ihr

F. L.

NB. . . . Je mehr ich es überdenke, je mehr muß ich Ihnen erklären, ich traue Ihnen nicht mehr recht. Ich weiß wohl, daß Sie sich bemühen, mir die Erlaubnis des dortigen Aufenthalts zu schaffen. Aber Sie wünschen nicht, sie mir zu schaffen während Sie dort sind. Würde dieser Verdacht Gewißheit — dann würde ich Sie freilich überhaupt auch nicht einmal mit meinen Briefen mehr inkommodieren. Wie, mit welcher Stirn können Sie von Schroffheit meinerseits sprechen, wenn ich ihnen doch in meinem letzten Briefe vom Sonntag erklärt habe, ich hätte nichts dagegen, mich, wenn ich in Berlin bin, so einzurichten, daß ich nie mit Ihren Leuten bei Ihnen zusammenträfe? Wenn Ihre Leute die Schroffheit auch so weit trieben, dann wäre es ja gut und kein Konflikt. Mit Redensarten ändert man die Dinge nicht. Wenn

[1]) Wie öfters in seinen Briefen an die Gräfin, wiederholt Lassalle hier noch immer wieder aufs neue was er vorher schon geschrieben hat.

aber ihre Leute so weit gehen und Sie ihnen soweit nachgeben, daß wir nicht beide in derselben Stadt Berlin mehr sein können, dann haben sie Sie eben von mir getrennt und Sie sich trennen lassen. Dann sind Sie für mich siebenmal schlimmer als tot. Mit Redensarten ändert man die Dinge nicht. Nachdem ich in allem nachgegeben habe, was Sie vernünftigerweise wünschen konnten und in Frankfurt selbst wünschten, können Sie nicht mehr von einer Schroffheit meinerseits sprechen und den Verrat nicht zu einer beide Teile berücksichtigenden Vermittlung umlügen wollen ...

41.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Montag [Düsseldorf, 9. März 1857].

Gnädige Frau!

Mephisto sagt:

„Wie kannst du deine Rednerei
Nur gleich so hitzig übertreiben?"

Das kann ich wahrlich auf Ihre eben erhaltenen Briefe sagen. Ich forderte ja nur eine einfache und entschiedene Erklärung, ob Sie — la police à part — dort mit mir sein wollen oder nicht. Und da ich diese Erklärung immer nicht erhielt, mußte ich argwöhnisch werden. Jetzt habe ich sie, und damit ist es gut, und ich bin beruhigt. Wie Sie meinen Briefen „Gleichgültigkeit" vorwerfen können (gegen Sie), das bleibt mir ein wahrhaftes psychologisches Rätsel. Denn wenn ich auch bei der bloßen Unterstellung, daß ich das letzte geworden sein sollte von allem, was Ihnen lieb ist, so abwütete, und wenn ich Ihnen selbst vorschlug, lieber mit Ihnen anderswohin als ohne Sie nach Berlin zu gehen, so lag doch gewiß in alledem Gleichgültigkeit für Sie am allerwenigsten.

Also, la paix! Denn es scheint, daß wir uns gegenseitig mißverstanden haben.

Was nun mein Hinkommen betrifft, so will ich, wenn Sie und Vater drauf bestehen, daß ich, auch wenn ich mit der Revision des Werkes fertig bin, nicht hinkomme — so sehr es auch gegen meine feste Überzeugung läuft, daß mein Hinkommen schaden sollte — doch das große Opfer bringen und hierbleiben. Aber natürlich nur dann, wenn Sie etwa zwischen 25. und 30. März hier ankommen. Denn soll ich dann hier, ohne alle Arbeit, allein die Wände hinauflaufen? Auch war es ja immer Ihre Absicht, noch im März hier einzutreffen ...

Bitte, bitte, wenn ich nicht hinkommen darf (ich armes Schaf, es wird über mich verfügt gegen meine eigenen Ansichten), so bleiben Sie mir nicht über den 25. dieses Monats aus. Kommen Sie so früh als möglich! Ist Ihnen denn gar nicht etwas bange? Seit zehn Tagen bin ich nicht aus dem Zimmer gekommen. Lange halte ich dieses Leben unmöglich aus.

Über anderes ein andermal.

Ihr

F. Lassalle.

Ich glaube, daß Westphalen doch nutzen könnte. Versuchen Sie wenigstens Ihr bestes. Wenn es aber sogar Ihre Familie wünscht — ja, dann sehe ich nicht ein, Nostitz[1]) könnte es gewiß ohne jede Schwierigkeit erlangen. Doch nein; lassen Sie diese Leute aus dem Spiel. Ich mag nichts durch sie! Wohl aber Westphalen reden Sie zu.

42.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Sonntag [Düsseldorf, 15. März 1857, Poststempel].

Liebe Gräfin!

In Ihrem Brief, den Sie „sans grande rancune" schließen, haben Sie in allen Stücken unrecht. Es ist mir sehr langweilig, dies schriftlich zu beweisen. Ich bin nicht „indiskret" gegen die Agnes gewesen. Denn ich habe ihr die Sache nicht „wiedererzählt". Sondern sie formell darüber zur Rede gestellt. Dazu hatte ich das Recht. Es gibt keine Diskretion für Sie, die Sie dazu verpflichtet, mir zu verschweigen, wo man mir zu nahe tritt. Wenn jemand über Sie räsoniert und ich es Ihnen erzähle, werde ich Ihnen nie das Recht streitig machen, sich, auf meine Mitteilung berufend, den dritten gebührend zur Rede zu stellen. (Beiläufig sprach ich nicht von Ihnen, sondern nur von Paul.) Überdies hatte ich aber auch ganz besondere Motive, die mich dazu — bloß in einem gegen Agnes gerichteten Sinne — veranlaßten, die ich aber schriftlich nicht entwickeln kann. Unbegreiflich aber ist, wenn Sie sagen, „es sei unverzeihlich von mir gewesen, zu schwanken, wem ich glauben sollte". Das war gar nicht der Fall. Es ist seltsam, wie unrein, i.e. unobjektiv Sie alle Vorgänge auffassen. Ihre Augen sind

[1]) Graf A. L. F. Nostitz (1777—1866), Generaladjutant des Königs, der Schwager des Grafen Hatzfeldt.

ein Prisma, durch welches sich alles in falschen Farben bricht. Tags, ehe ich der Agnes Brief bekam, hatte ich einen von Ihnen erhalten, der bereits mich auf seltsame Vermutungen bringen mußte durch die mysteriöse Äußerung, „wenn ich nach Berlin zöge, gingen unsere Lebenswege auf lange auseinander". Da das ganz so aussah, als wollten Sie der Familie wegen nicht mit mir dort sein, fragte ich Sie an, ob Sie diese rätselhafte Äußerung so oder anders meinten. Ich unterzeichnete Ihr trauriger F. L.[1]) Ich erhielt aber fürs nächste keine Antwort. Tags drauf kam der Brief der Agnes. Ich schickte Ihnen denselben mit einer bloßen Anfrage,[2]) erklärend, daß wenn ich nicht grade tags zuvor jenen Brief von Ihnen erhalten, ich nicht einmal diese Anfrage an Sie gerichtet hätte. Tags drauf bekam ich eine Antwort auf den ersten Brief, die aber keine bestimmte Antwort auf die Frage, ob Sie dort, mit mir gleichzeitig en cas de la possibilité, wohnen wollten oder nicht, enthielt. Da der Brief aber sehr herzlich war, antwortete ich in einem langen herzlichen Briefe,[3]) in dem ich Ihnen sagte, ich glaube es nicht usw., aber mir wieder eine bestimmte Antwort mit Ja und Nein auf jene Anfrage erbat.

Hierauf bekam ich einen Brief, der den der Agnes der Unwahrheit beschuldigte, aber jene bestimmte kategorische Antwort wieder nicht gab. (Es kommt dies wahrscheinlich daher, daß Sie immer mehre[4]) Tage vergehen lassen, ehe Sie antworten und dann auch bei der Antwort nicht noch einmal meine Briefe zur Hand nehmen. So antworten Sie denn in der Regel ins blaue oder allgemeine hinein, statt auf ganz Bestimmtes ganz bestimmt zu erwidern.)

Im Gegenteil enthielt der Brief grade wieder die unglücklichen Wendungen: Sie könnten weder Ihre Liebe zu Paul noch Ihre Freundschaft für mich ändern. Sie litten am meisten unter diesen Konflikten usw.

Dies Gerede mußte mich ja ganz handgreiflich in der Meinung bestärken, Sie wollten in der Tat der Familie wegen nicht mit mir zusammen dort sein. Denn sonst war ja zu diesem Gerede gar kein Anlaß und kein Konflikt vorhanden. Denn heiraten will ich weder Sie, noch Paul, noch die Nostitz. Und wenn mich Ihre Familie also darin nicht stört, was ich allein will, gleichzeitig mit Ihnen in Berlin zu sein, so ist es gut und ich weiß von keinem Konflikt.

Die larmoyanten Phrasen, die nie was taugen, mußten also als Antwort auf meinen dritten[5]) Brief, in dem ich bereits vergeblich um

[1]) Siehe oben den Brief Nr. 37.
[2]) Siehe oben den Brief Nr. 38.
[3]) Siehe oben Nr. 39.
[4]) Lassalle schreibt of „mehre" statt „mehrere".
[5]) Siehe oben Nr. 38.

eine kategorische Antwort auf jene Frage bat, mir dieselbe im schlimmen Sinne hinlänglich zu entscheiden scheinen. Dennoch richtete ich jetzt noch einmal — jetzt freilich in leidenschaftlicher Weise — die bestimmte Anfrage[1]) an Sie: Wollen Sie en cas que dort gleichzeitig mit mir sein oder nicht.

Noch als ich den Brief an meinen Vater schrieb, dem ich meinen letzten an Sie nachträglich beischloß, hatte ich keine Antwort hierauf . . .

Ist es also meine Schuld, wenn man bei Ihnen nötig hat, zehn Briefe zu schreiben, um ein armseliges Ja oder Nein zu extrahieren? Mangel an Bestimmtheit! Wie ich zu sagen pflege . . .

Nun zur Sache: Wenn Sie nicht gegen Ende März kämen, träfen Sie mich nicht mehr hier. Wenn Sie aber Grund haben, in Berlin Ihre Kur fortsetzen und deshalb dort noch längere Zeit bleiben zu wollen, so will ich Sie an dem, was für die Gesundheit nötig ist, nicht hindern. Denn ich will dann, wenn Vater die Erlaubnis nicht erlangt, lieber mein Projekt für jetzt ganz aufgeben und nach Leipzig gehen. Ihre Gesundheit avant tout.

Jetzt zu der Demarche beim[2]) Präsidenten. Ich schicke Ihnen hierbei das gewünschte Attest . . .

Wenn man mit dem Grund des Werkes durchkäme, so wäre es besser. Und ich glaube, daß man damit durchkommen müßte. Denn das weiß ja jedes Kind und kann Pickwick dem Präsidenten sehr gut auseinandersetzen, daß es im Rheinland keinen Verleger für Philologie gibt und in Preußen Berlin dafür der einzige Ort ist. Dieser Grund scheint mir ebenso gewichtig, anständiger und dauerhafter.

Freilich muß aber Pickwick gleich auch dabei erwähnen, meine Ärzte hätten mir noch dazu die Augenkur dort bei Böhm dringend ans Herz gelegt und ich verbände auch diesen Zweck damit . . .

Nun endlich, rührt Euch! Ich sitze auf Nadeln. Seit zwei Monaten sind Sie, seit vierzehn Tagen Vater dort; noch ist noch keine effektive Demarche geschehen. Sicher ist, daß man einen Weltteil in derselben Zeit erobern könnte. Ihr plant, statt zu handeln. Wenn ich Kommissionen habe, pflege ich etwas anders zu Werke zu gehen. Das weiß Gott!

Sie und Vater herzlich grüßend, Pickwick sehr zürnend

Ihr

F. Lassalle.

---

[1]) Siehe oben Nr. 40.

[2]) Der Polizeipräsident von Berlin Freiherr von Zedlitz.

43.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Donnerstag [Düsseldorf, 19. März 1857].

Liebe Gräfin!

Wie können Sie mir nur so unrecht tun, drauf zu beharren, ich traute Ihnen nicht. Ich habe Ihnen ja darüber geschrieben, daß ich nur die Erklärung wollte, und da Sie diese gaben, derselben vollkommen glaube . . . Ich leide hier fürchterlich. Nicht Langeweile. Im Gegenteil. In der beständigen Einsamkeit denke ich immerwährend und habe grade soviel Dinge im Kopf, die mich fürchterlich aufregen. So tobt das von früh bis nachts in mir. Manchmal falle ich auf den Stuhl, so wild jagen mir die Gedanken das Blut durch die Adern, ich schwitze dann am ganzen Leibe und bin so ermattet, daß ich zittere. Ich bin auf dem besten Wege, ein Nervenfieber zu bekommen. Ich kann diese Aufregung nicht länger aushalten! Wären Sie da, so würde mich das ausruhen, von diesem konzentrierten Denken und der Unruh ablenken. Aber so übersteigt es meine Kraft. Ungeduld, Unruhe, Projekte, die ich habe, treibende Hast — alles schüttert mich so hin und her, daß ich, von morgens bis nachts darüber denkend, nicht einmal um zwei Uhr schlafen kann, wenn ich mich lege. Ich kann dies nicht länger aushalten. Ich muß diesem konzentrierten Zustand, den ich in der Einsamkeit nicht mehr bemeistern kann, eine Ableitung verschaffen, nach dem 1. finden Sie mich also nicht mehr. Aber wahre Wohltat für mich wäre jeder Tag, um den Sie früher kommen. Glauben Sie nicht, daß ich übertreibe. Ich bin im Gegenteil noch sehr unter der Wahrheit. Dies Brüten, Wollen und Projektieren ohne Unterbrechung, seit Sie fort sind alle Tage und alle Nächte durch, ist daran, mich total aufzuzehren. Kaum kann ich arbeiten, alle Augenblicke jagt es mich auf.[1]) Mit eiserner Kraft muß ich mich wieder auf den Stuhl hinzwängen.

Bloem treibe ich nach Kräften.

Ihr

F. L.

[1]) Am Sonntag, 22. März, klagte Lassalle dem Vater, daß er ihn weder über seine noch über Friedlands „Operationspläne" auf dem laufenden halte: „Mein Gott, warum schreibst Du mir denn das nicht. Bedenke doch, daß ich hier auf dem glühendsten Rost liege! Seit drei Tagen bin ich mit meiner Arbeit ganz fertig. Ach, wenn die Gräfin nicht wäre, der ich es versprochen habe, wie flöge ich hin und wollte Energie unter Euch bringen. Denn so scheint doch alles zu nichts führen zu können. Man schreibt mir nicht, man tut nichts, man teilt mir nicht einmal Friedlands Pläne und mitgebrachte Moyens mit."

44.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Sonntag [Düsseldorf, 22. März 1857].

Liebe gute Gnädige!

Aus Ihrem Brief geht hervor, daß Sie sich nicht recht in meinen Zustand hineingedacht haben. Denn Sie sagen, Sie blieben ja auch und ohne Sie ausfüllende und in Anspruch nehmende Beschäftigung häufig so lange allein. Aber das Alleinsein ist es nicht. Ich bin ja fast jedes Jahr, wenn Sie ins Bad gingen, ein bis zwei Monate allein gewesen. Wie oft in den Gefängnissen viel, viel länger, sechs bis acht Monate! Was es diesmal ist, ist daß ich grade zu sehr in Anspruch nehmende, zu aufregende Beschäftigung habe, verbunden mit der praktischen Hast wegen Berlin. Darum gehen, da ich beständig dem hingegeben bin, die Gedanken mir ins Blut, das Blut mir ins Gehirn, und ich bin in beständigem Fieber. Das kann ja bei Ihnen nicht sein, wenn Sie allein sind, weil Ihnen der Grund meiner Aufregung: die wahnsinnige Konzentration des Geistes auf meine verschiedenen Arbeiten, verbunden mit der sanguinischsten Ungeduld über die Berliner Entscheidung, fehlt.

Doch bleiben Sie nur immer bis zum 1., bis dahin halte ich es schon aus. Aber länger bleiben Sie mir nicht.

Wenn Sie sich so wegen der Kölner Aktien beunruhigen, dann hätten Sie dieselben wirklich lieber an Wolff für 40 000 Rt. hingeben sollen.

Aber die ägyptische Reise können Sie aus anderen Gründen dies Jahr nicht machen. Denn es wäre kompletter Wahnsinn und würde Sie unendlich gereuen, wenn Sie ohne mich dahin gingen. Sie hätten dann gar nichts davon. Aus tausend Gründen. Es ist sogar ganz unmöglich, möchte ich sagen. — Ich aber kann diesen Winter noch keinesfalls. Denn ich bin nun so alt, daß ich erst etwas für meine Unsterblichkeit tun muß, ehe ich wieder an mein sterblich Teil denken kann. Drei große Schläge denke ich bis künftiges Frühjahr geführt zu haben. Erstens meinen Heraklit, zweitens eine andere Sache, die ich bereits zu arbeiten im Begriff bin und die mich eben auch furchtbar aufregt,[1]) drittens mein ökonomisches Werk. Habe ich diese drei Coups geschlagen, und sie sind bis künftigen März geschlagen, so stehe ich zu Diensten. Sagen Sie doch aber meinem Schwager von mir und dringen Sie in Ihrem eigenen Namen in ihn, er möchte doch ja seine Reise auch bis 1858 verschieben. Dann gehen wir alle zusammen hin, was freilich prächtig wäre . . .

[1]) Lassalle meint das Drama Franz von Sickingen, das er eben begonnen hatte.

Seit drei Tagen bin ich mit meiner Arbeit fertig. Glauben Sie mir, es ist ein großes Opfer, das ich Ihnen bringe, daß ich jetzt nicht selbst nach Berlin fliege, die Operationen meines Heeres zu leiten, denn ohne mich ist nirgends Energie!

45.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

[Düsseldorf, zwischen 22. und 27. März 1857.]

Liebe Gräfin!

Ich kann Ihnen und Vater nur erwidern, daß nichts mich dahin bestimmen kann, meinen Abreisetermin von hier über den 12. und, falls Sie nicht am 1. kämen, über den 2. zu verschieben. Meine Gründe werden Sie aus dem Briefe an Pickwick entnehmen. Ein Breslauer Gelehrter geht mit einem Heraklit seit längeren Zeiten schwanger.[1]) Dies ist sicher. Alle Tage also könnte er möglicherweise erscheinen und mir meiner sauer verdienten Lorbeeren gute Hälfte entreißen. Sie werden begreifen, daß da von Aufschub auch nicht die Rede sein kann. Sie werden auch die Stimmung und Ungeduld besser begreifen, in der ich mich befinde, und die jetzt durch die verunglückten Demarchen bei den Buchhändlern (Voir den Brief an Pickwick) einen mir nicht mehr denn höchstens noch wenige Tage erträglichen Höhepunkt erreicht hat. In der Tat, solange ich nicht einmal weiß, ob ich in Berlin einen Buchhändler finden und wie lange Zeit, wie viele Wochen vielleicht ich damit zubringen muß, mir dort oder in Leipzig persönlich einen zu suchen, — so lange kann ich mich gewiß nicht im Traum drauf einlassen, die Reise nach Berlin, die dadurch herbeigeführte Entscheidung und im schlimmen Falle darauf die Reise nach Leipzig zur Beschaffung eines Verlegers zu verschieben.

Ist es nicht merkwürdig, nicht einmal auf eigne Kosten[2]) einen Verleger zu bekommen? Solche Dinge passieren nur mir! Wer weiß, vier Wochen muß ich vielleicht noch in Berlin oder Leipzig herumlaufen (ich schreibe an keinen mehr, das hab' ich satt und nützt nichts), mir einen zu suchen. Und dabei den Breslauer Gelehrten auf den Nacken?

[1]) Lassalle meinte Jakob Bernays (1824—1881), von dem 1848 Heraclitea erschienen waren.

[2]) So hatte Lassalle z. B. am 4. März das Werk an Georg Reimer in Berlin angeboten, und als dieser ablehnte, weil er fürchtete, es werde sich keine hinreichende Zahl von Käufern finden, am 7. März noch einmal, freilich wieder vergeblich, der gleichen Firma geschrieben, er selbst würde sich wahrscheinlich bereit finden, den Verleger gegen einen etwaigen Verlust durch Deponierung von Staatspapieren sicherzustellen.

Und mit alledem meine Abreise von hier, das heißt die Einleitung des Versuchs, einen Verleger zu finden, auch noch verschieben? Sie werden jetzt sehen, daß dies unmöglich ist. Schon die Vertagung bis zum 12. April kostet mir unendlich viel. Doch Ihr Hiersein wird mich einigermaßen beruhigen.

Kämen Sie nicht, so denke ich gar nicht dran, mir diese Qual aufzuerlegen, und könnte es dann auch nicht. Ich ginge dann am 2. heimlich nach Berlin und bliebe da, ohne daß es eine Seele wüßte, acht Tage und würde hierbei auf die Betreibung meiner Sache wirken können. Das wäre für mich sogar das beste. Denn Gott weiß, ob und was Vater und Friedland tun oder vielmehr versäumen . . .

46.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Düsseldorf, 27. März 1857.

Liebe, gute Gräfin!

Regen Sie sich nur nicht auf. Es ist ja schon genug, wenn ich es bin. Beruhigen Sie sich. Sie sprechen in Ihrem Briefe, als hätte ich Ihnen unliebsam geschrieben. Ich bin wahrhaftig mir dessen gar nicht bewußt. Sie werden übrigens auch aus meinem letzten Briefe und dem an Pickwick schon erfahren haben, in welcher fatalen Lage ich bin. Doch Geduld! Die Gewißheit, Sie in ein paar Tagen hier zu sehen, fängt an, beruhigend und stärkend auf mich zu wirken. Wegen der Geldaffären machen Sie sich doch keine Sorge. Die Genfer geben ihre Zinsen. Was kommt es auf den Kurs an? Das Kölner Unternehmen wird ganz gut werden. Eben erseh' ich aus der Zeitung, daß auch in Minden eine solche Gesellschaft sich gebildet hat. Haben Sie Jassyer gekauft? Tun Sie es, Sie werden gewiß dabei verdienen. Also beruhigen Sie sich. Ich gebe mir auch alle Mühe, mich zu beruhigen. Und scheitern alle Bemühungen in Berlin — nun gut. Dann gehe ich vorläufig nach Leipzig, aber auf das meinige will ich es bringen, so oder so. Denn wenn man mich aufs Äußerste treibt, so habe ich mich entschlossen, ein sehr einfaches Mittel zu ergreifen, das zwar nicht im Moment mir zu Gebote steht, aber doch etwas früher oder später sicher eintritt. Ich habe es mir dieser Tage überlegt, ich lasse mich, wenn man mich au bout treibt und zu arg schikaniert, ganz ruhig bei der nächsten Wahl für Düsseldorf zur zweiten Kammer wählen! Sie werden lachen über solche Entschließung. Aber so schauderhaft es mir selber wäre, in dieser Kammer sitzen zu sollen, — aufs Äußerste gebracht, ist es mein voller Ernst. Und will ich erst zu diesem Mittel greifen, so kann sich die Regierung auf den Kopf stellen.

Sie wird's nicht hindern. Wenn ich mich auf die Beine mache und andre auf die Beine bringe, so stimmt nicht nur die ganze dritte Wählerklasse wie ein Mann, sondern auch dreiviertel der zweiten Klasse unbedingt für mich. Das wollt' ich schon dem Gouvernement zu seinem fröhlichen Erstaunen durch das Faktum klar beweisen. Es wäre wahrhaft scheußlich! Aber im Notfall bin ich dazu entschlossen, und wenn es mir im höchsten Grad zuwider wäre, mich in diese Kammer wählen zu lassen, so müßte es doch der Regierung, sollt' ich meinen, noch weit weniger erfreulich sein. Sie würde noch weit weniger dabei gewinnen! Und wäre ich dann auch eine ganz „vereinsamte Träne" in der Kammer, ich wollte schon hinreichend Lärm für dreißig machen. Es wäre eine Stellung, wie sie z. B. Ledru Rollin unter Louis Philipp einnahm in der französischen Deputiertenkammer, auch ganz allein seine Partei vertretend, was ihn nicht hinderte, dadurch ganz nachhaltig zu wirken. In unsern jetzigen Verhältnissen wär' das noch dreimal mehr der Fall. Denn selbstredend kömmt es dabei nicht darauf an, auf die Kammer zu wirken, sondern, die Redefreiheit der Tribüne und den Zeitungsdruck, der den Reden der Deputierten zuteil wird, gebrauchend, über die Köpfe der Versammlung weg zum Lande zu reden. Hurrjeh! Wie wollt' ich das, und welches Gemetzel wollte ich anrichten unter den schlechten, seichten, geistlosen und unwissenden, kraß ignoranten Reden, die beständig dort von der Ministerbank, der Majorität und der Opposition um die Wette oberflächlich und salbadernd gehalten werden. Aber trotz des Privilegiums zu reden und das Gesprochene gedruckt zu sehen, das ich auf diese Weise hätte und, wenn ich einmal dazu greifen muß, erstaunlich auszubeuten wissen würde, wäre es mir doch, wie Sie leicht denken können, ein Äußerstes, ein Leidenskelch, von dem ich hoffe, daß er an mir vorübergehen wird. Muß ich ihn trinken, so würde ich ihn auch bis zum Grund ausleeren!

Nun, adieu für heut. Hoffentlich gibt es bald gute Nachricht und bewilligt man mir das Jahr, das ich brauche, im Frieden und in Ruhe.

Ihr F. L.

47.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Sonnabend nachmittag [Düsseldorf, 28. März 1857].

Gnädige Frau!

Durch Vermittlung des Dr. Bloem bekomme ich eben Ihren Brief. Abgesehen davon, daß er von der ersten bis zur letzten Zeile in jedem

Wort mein Mißfallen erregt, muß ich vor allem gegen folgenden Satz desselben:

„ich bringe Ihnen ein wirkliches Opfer (indem Sie nämlich rückkommen) schon wegen meiner Gesundheit und bringe es recht gerne",

entschieden, nachdrücklichst und feierlichst hiermit protestieren.

Sie bringen mir durchaus damit kein Opfer. Mir ist mit diesem Opfer gar nicht gedient. Ich allein bin es, der dies Opfer brachte, nicht schon lange hinzukommen. Jedenfalls ist jetzt Ihr Opfer durchaus überflüssig und Ihre Rückkunft mir nur unangenehm. Es wäre mir weit lieber, wenn Sie dorten blieben ... Auch würde das jetzt vollkommen angehen. Auf meines Vaters Wunsch habe ich ihm eine Eingabe an das Polizeipräsidium geschickt, in dem ich von diesem die Erlaubnis zu einem sechsmonatlichen Aufenthalt begehre. Diese Eingabe wird jetzt nun bald entweder abschlägig oder bejahend entschieden werden ...

Wie? Ich soll mich wegen der Madame Königin[1]) nicht öffentlich mit Ihnen zeigen? Darauf kann ich nur sagen: Auf solche Leisetretereien lasse ich mich nicht ein. Pfui über den, der sich darauf einläßt! Da dreht sich das Sprichwort, und ich muß sagen, ehe ich mir solche Dinge gefallen lasse, da ist mir doch ein Quäntchen Gewalt lieber als ein ganzer Zentner Güte!

Unbegreiflich, wie Sie mir nur so etwas schreiben können. Auf solche Konditionen möcht' ich nicht im Himmel sein. Der Engländer sagt: I am a free man in a free country. Letzteres kann ich nun freilich nicht sagen. Aber das kann ich sagen: Ich bin vor allem ein freier Mann, und das erste vor allem ist mir somit, daß ich in meinen persönlichen Beziehungen, in meiner Freundschaft usw. mir keinen Zwang antue und nicht auf unserer Königin Nase, sondern lediglich auf die meinige sehe. Dies kund und zu wissen für jedermann, der etwa diesen Brief lesen sollte.

Ein Jammermensch, wer nicht so denkt ...

Also von „Opfer für mich" in bezug auf Ihre Rückkunft zu sprechen haben Sie keinen Grund. Ich protestiere nochmals. Ich bin's allein, der opfert. Bitte nur, mir anzuzeigen, ob Sie sich zu dem einen oder andern entschlossen haben, damit ich im betreffenden Fall meine Sachen packe und mich hinbegebe, wie es das vernünftigste wäre.

Was Sie über den Verlag des Werks in Breslau sagen, ist Unsinn.

In Eile

Ihr F. L.

[1]) Siehe unten Nr. 48.

48.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Sonnabend abend [Düsseldorf, 28. März 1857].

Gute Gräfin!

Ich schrieb Ihnen schon vor wen'gen Stunden mit dem Kurierzuge in aller Hast, welches Mißfallen mir Ihr Brief verursacht hat. Dem muß ich nun noch einiges hinzufügen, teils mich noch näher explizieren.

So ist z. B. folgende Äußerung in Ihrem Brief: Sie sprechen von meiner Anwesenheit in Berlin und sagen hierüber: „. . . sehe ich wieder in dieser Sache, daß niemand Ihnen so Freund ist wie ich, denn obgleich sie ganz gegen mein Interesse ist, so bin ich es, die immer drängt und treibt usw."

So? Also „ganz gegen Ihr Interesse" ist sie? Ei, warum denn? Sie sind durch viele Interessen veranlaßt, nach Berlin zu ziehen, Testament, Paul, Familie usw., und finden es gegen Ihr Interesse, wenn es mir gelingt, auch meinen Aufenthalt dort zu haben? Begreif's, wer's kann. Ich kann solche Äußerungen, dunkel wie die Rätsel der Sphinx, nicht begreifen, nur ärgern können sie mich.

Denn wenn ich erst dort sein kann — Sie kann ja kein Mensch hindern, Ihr Domizil dorthin zu verlegen. In der Güte, und wenn die „Frau Königin" darüber zu entscheiden hätte, würden Sie es freilich dann vielleicht nicht erlangen. Aber zum Glück bedürfen Sie auch solcher Dinge gar nicht, und zum Glück hat darin die Frau Königin nichts zu entscheiden. Sie stehn dabei auf einem unnehmbaren Rechte. Das lassen Sie mein Kummer sein. Ich habe Ihnen das so oft gesagt. Auch haben Sie mir nie etwas darauf entgegnen können.

Was nun meinem Schwager gesagt worden ist, die Frau Königin wolle nicht, daß ich mich öffentlich mit Ihnen zeige, daß wir unsere Freundschaft zur Schau tragen — ja, darauf kann ich nur wiederholen und bestätigen, was ich schon geschrieben habe.

Es sieht den Hofschranzen ganz ähnlich, daß sie solche Dinge zu meinem Schwager sagten, aber es ist ganz sicher, daß mich dieselben, statt von mir berücksichtigt zu werden, nur mit Fug erbittern können, im übrigen aber wirkungslos an dem Metalle meiner Denkungsweise abgleiten. Dem Weiber-, dem Unterrocksregiment mich noch zu fügen — dazu hab' ich schon an und für sich gar keine Lust. Und ich gedenke auch zu zeigen, daß ich es nicht nötig habe. Ich denke, man wird mich in Ruhe lassen, und tut man's nicht, aus solchen Gründen schwer mich wegbeißen können. — Wir werden nicht zusammenwohnen; nicht der Frau Königin willen, die das nichts anginge, sondern unsert-

willen. Aber daß ich mich mit Ihnen nicht öffentlich zeigen, meine Freundschaft mit Ihnen irgendwie und wann verbergen, verschleiern soll — mein Gott, ich sollte denken, Sie kennen mich genau genug, um zu wissen, daß ich mir lieber jetzt gleich mit dem Rasiermesser den Hals abschnitte, als auf solche Schmachzumutungen einzugehen.

Nennen Sie das nicht Eigensinn! Dies sind Dinge, wo der aufs einzelne gerichtete Blick der Frau anfängt, seine Kompetenz zu verlieren und des denkenden Mannes gereifte Ansicht die maßgebende ist.

Statt törichten Eigensinns ist die unverrückte Festhaltung dieser Gesinnung die Hauptsache im ganzen Leben. Wer einmal davon läßt, der kann, der wird zwei-, drei-, vier-, allemal davon ablassen und rettungslos versinken in der Gemeinheit tief unergründlichstem Schlund.

Ich sage, es ist die Hauptsache im Leben. Denn wahrhaftig, viel ist an diesem Leben nicht, um das man auf so verschiedene Weise betrogen, das einem auf so verschiedene Art verhunzt werden kann. Das einzige noch, das diesem Leben Würde, Weihe und Bedeutung gibt, das einzige, um dessentwillen es sich lohnt zu leben, ist echte, freie schöne Menschlichkeit! Nach außen hin, im Staat, kann man die jetzt nicht verwirklichen. Das begreift sich, und man muß sich ruhig halten. Aber in uns selbst, im Umkreise unsrer eigenen Individualität davon ablassen — das hieße, der uns umgebenden Gemeinheit die Konzession zu machen, auch gemein zu werden!

Man hüte sich, selbst nur mit solchen Gedanken sich vertraut zu machen. Es ist eine pente rapide, die schneller als man glaubt, zum sittlichen und geistigen Untergang führt!

Nein, alle Königinnen dieser Welt werden niemals erlangen, daß ich meine Freundschaft zu Ihnen verstecken sollte! Weit lieber, ehe auf solche Bedingungen nach Berlin, noch heute nach Kamschatka! Um wie viel lieber werde ich es also drauf ankommen lassen, eher Berlin wieder verlassen zu müssen. Drauf ankommen lassen, sage ich. Denn es ist keineswegs gewiß, daß dies die Frau Königin gegen mich, wenn ich bonne résistance mache, durchsetzen wird. Allmächtig ist niemand. Und es frägt sich, ob die Behörden aus solchen unostensiblen, ihnen — als doch immer in ihrer eigenen Seele solchem widerlichen Weiberregiment gar nicht zugetanen vernünftigen Männern — selber nicht am Herzen liegenden Gründen mit mir aufs äußerste es treiben würden. Und wieder dann: ob sie es unter solchen Umständen mit mir durchsetzen würden.

Was man unter solchen Umständen, wo man das gute Recht sonnenklar und jedes Menschen, selbst des letzten Polizisten eigenes

Gewissen auf seiner Seite hat, bei der gehörigen Energie kann — das wissen Sie nicht; das weiß niemand so genau und gut wie ich. Aber Beweise habe ich schon davon gegeben.

Genug davon! Ihr Brief hat sicher in dieser Hinsicht nur die Bedeutung gehabt, mir zu berichten, gewiß aber nicht die, mir dazu raten zu wollen!

Wegen des „Opfers" habe ich Ihnen schon geschrieben.[1]) Ich kann es als solches durchaus weder betrachten noch gebrauchen.

Bleiben Sie gern noch einige Monate in Berlin, so konveniert mir das sehr. Ich wiederhole, Sie haben einen Gewaltschritt nicht zu scheuen; das ist Unsinn. Und ich habe, wenn ich erst die Erlaubnis habe, während derselben die Machtfülle der Frau Königin auch nicht zu scheuen. Das wollt' ich schon beweisen.

Ja, wollte man die Antwort auf meine Eingabe verzögern, so wäre es das beste — und in jeder Hinsicht vielleicht sehr gut —, ich ginge sofort nach Berlin und sagte: Hier bin ich! Wie steht's mit meiner Antwort? Bei den Gründen, auf die ich meine Eingabe gestützt habe, dem Werk, dem ärztlichen Atteste, gehörte doch gar viel dazu, mich gewaltsam aus Berlin fortschleppen zu lassen, zumal nachdem durch die dortigen Demarchen doch so weit vorbereitet worden ist. Es wäre vielleicht sehr gut; denn auch das Faktum ist ein Gott hienieden und einen hinkommen zu lassen oder fortzutreiben mit exekutivischer Gewalt, — das ist schon zweierlei. Zumal bei solchen dringenden Motiven, die doch noch den letzten Rest von Scham hervortreiben würden, wenn ich einmal dort bin.

Also, wollten Sie noch längere Zeit dort bleiben, so geht das eigentlich mit meinem Wunsch nur Hand in Hand.

Wollen Sie aber kommen, so werde ich Sie erwarten, bis zum 1. abends, auch, damit Sie nicht sagen, ich eile auf den Tag, obwohl Sie schon früher zurückkehren wollten, bis zum 2. — Ich sage sogar nicht, daß Sie mich nicht auch später noch treffen würden. Aber eine Verpflichtung hierzu kann ich für später nicht übernehmen . . .[2])

---

[1]) Siehe oben Nr. 47.

[2]) Noch am 1. April schrieb Lassalle seinem Vater einen zugleich für die Gräfin bestimmten höchst ungeduldigen Brief, in dem er über den „Egoismus" der Gräfin klagte und ihr ein Ultimatum stellte: kehre sie bis zum vierten zurück, so wolle er seine Abreise bis zum zwölften — dem Tag nach seinem Geburtstag — verschieben. Anderenfalls reise er bestimmt am vierten ab. Die Gräfin fügte sich hierauf und kam nach Düsseldorf.

49.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Sonnabend früh [Berlin, Anfang Mai 1857.][1])

Gute Gräfin!

Um doch irgendeinen Totaleindruck zu haben, habe ich bis heute mit schreiben gewartet.

Ich bin Mittwoch früh unbelästigt hier angekommen, fand Vater und Pickwick auf dem Bahnhof. Donnerstag früh war ich bei dem Präsidenten,[2]) der mich, obwohl das Vorzimmer voll war, sofort außer der Reihe vorkommen ließ und sehr höflich mit mir war, obwohl er die Vorbehalte seines Schreibens sehr betonend wiederholte. Ich habe jetzt alle Welt gesprochen, außer W., wohl aber dessen Freunde!

Die Sache zerfällt in zwei Teile, in das, was man will, und in das, was man wird. Anders ausgedrückt in dies, was man bewilligt und versprochen hat, und in die Situation. In ersterer Beziehung sieht es eben nicht viel anders aus, als wir schon von Düsseldorf aus wußten. Im Gegenteil lag in den Äußerungen des Präsidenten — nach G[oldheims][3]) Interpretation mindestens —, obwohl Sie gar nicht erwähnt wurden, als würde selbst während der sechs Monate mein Aufenthalt hier beendet werden können, wenn Sie herkämen. — Ganz anders liegt die Situation. Ich habe viele Vorteile in Händen und glaube, daß es mir mit Hilfe derselben gelingen wird, mich beliebig lange hier aufzuhalten. Ich habe alle Ohren — und das ist schon ein immenser Vorteil!

Es müßte just ein Machtbefehl von ganz oben sein, der mich inkommodieren müßte, und selbst einem solchen gegenüber, glaube ich, würden sich vernünftige Vorstellungen zu meinen Gunsten und Gegenbemühungen geltend zu machen versuchen.

En bref bin ich, da der Mensch nicht einmal fürs Leben selbst, um so weniger also für die Inzidentpunkte im Leben Garantien fordern kann, entschlossen, meine Meubles gleich nachkommen zu lassen und bitte Sie, dies also zu bewirken.

Außerdem habe ich zu erwähnen:

---

[1]) Für die Datierung vgl. Lassalles Weihnachtsbrief von 1858. Siehe unten Nr. 105.

[2]) Der Berliner Polizeipräsident von Zedlitz-Neukirch hatte auf Lassalles erneutes Gesuch vom 10. April hin diesem am 25. April die Erlaubnis zu einem sechsmonatlichen Aufenthalt in Berlin gegeben.

[3]) Der Polizeirat Goldheim war vom Polizeipräsidium mit Lassalles Angelegenheit betraut.

1. bin ich verwundert, daß die Bücherkiste noch nicht da ist, ich brauche sie dringend, denn auch der gewünschte größere Verleger ist schon gefunden. War es schon, wie ich ankam.[1])

2. Die Weinkiste wünsche ich gleichfalls sofort noch vor den Meubles zu erhalten . . .

Wehmütigen Gedanken wegen meiner Entfernung geben Sie sich nicht hin. Ich bin jemand, über den Zeit und Raum nicht Macht hat. Auch die Trennung wird keine sehr lange sein. Es wird mir schon gelingen, so Ihnen wie mir hier einen ungeschorenen Aufenthalt zu verschaffen.

Ich glaube, daß meine Kräfte hier mit dem Terrain wachsen werden.

Bloem und Kichniawy herzlichst zu grüßen und nun für heute Gott befohlen.

Ihr

F. Lassalle.

50.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

Montag morgen [Düsseldorf, Anfang Mai 1857].

Liebes Kind, gestern erhielt ich Ihren ersten Brief, was nicht recht war, mich fast acht Tage auf die Nachricht Ihrer glücklichen Ankunft warten zu lassen. Nach Ihrem Brief finde ich nun nicht die Aussichten so sehr beruhigend, allein Sie müssen das besser am Ort beurteilen können, und da Sie das Arrangement, alle Ihre Sachen gleich kommen zu lassen, zweckmäßiger finden, so habe ich bereits gestern mit Einpacken der Bücher beginnen lassen . . . Ich will jedenfalls meine Wohnung zum 1. Juli aufgeben und mich also mit meinen Sachen, [be]vor ich abreise, darauf richten, denn ich muß sehr darauf bedacht sein, mich so ökonomisch wie möglich einzurichten; denn meine Finanzen sind in einem so kläglichen Zustand, daß ich schon mit dem Gedanken umgehe, so nötig wie ich es habe, meine Badereise aufzugeben.

---

[1]) Bekanntlich erschien der Heraklit bei Franz Duncker. Am 20. Mai schrieb Lassalle in einer Eingabe an Polizeirat Goldheim: „Ich habe mit meinem Verleger Kontrakt gemacht. Derselbe, der zugleich eine Druckerei besitzt, hat zur größeren Beschleunigung des Druckes mehrere Zentner griechische Schrift gießen lassen müssen. Bloß der finanzielle Schaden, der mich treffen würde, wenn man mir die Zusicherung jenes Reskripts bricht, würde sich auf über 2000 Rt. belaufen!" Lassalle bezieht sich auf das Reskript, das ihm den sechsmonatlichen Aufenthalt in Berlin gestattete und in dem nicht davon die Rede gewesen war, daß er die Hauptstadt verlassen müsse, sofern die Gräfin Hatzfeldt ebenfalls hinkäme.

Sie schreiben mir gar nicht, ob Sie den Bedienten, den ich Ihnen rekommandiert, genommen haben. Vergessen Sie nicht, es mir zu schreiben, denn es würde mich beruhigen, bei Ihrer Unordnung und überhaupt einen Menschen, den ich für ordentlich halte, bei Ihnen zu wissen. Gewöhnen Sie ihn nur gleich an Ordnung und Ökonomie; vorzüglich muß er ein Buch haben, worin er täglich seine Ausgaben notiert und Ihnen täglich beim Frühstück vorlegt. Überhaupt rate ich Ihnen jetzt wiederholt und dringend an, sich selbst ein Ausgabebuch zu halten. Es ist so leicht, wenn man sich daran hält, jeden Abend die paar Worte einzuschreiben. Und Sie glauben wirklich nicht, von welchem großen Nutzen es ist, weil man dadurch allein einen Überblick über das, was man ausgibt und ausgeben kann, behält. Ich habe es jetzt recht wieder an mir selbst empfunden; ich habe voriges Jahr wegen des vielen Reisens aufgehört, aufzuschreiben und mit Schrecken nachher jetzt gefunden, daß ich dreimal zu viel ausgegeben habe und mich sogar sehr verschuldet habe, was gewiß nicht so geschehen wäre, wenn ich jeden Monat einen Überblick gehabt hätte. Auch fange ich erst jetzt sehr ordentlich wieder an. Tun Sie es auch, und ich kann Ihnen versichern, nach sehr kurzer Zeit werden Sie sehr zufrieden damit sein und die wohltätigen Folgen fühlen. Machen Sie jetzt keine Anschaffungen in Berlin, vorzüglich nicht, ohne es mir gleich zu schreiben, damit ich mich hier danach richte . . .

51.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

[Berlin, Anfang Mai 1857.]

Gnädige Frau!

Was Ihr Herkommen anbelangt, so habe ich in betreff desselben folgendes zu sagen.

Ich sprach neulich mit Dorn wegen Ihres Domizils. Wider Erwarten war derselbe der Meinung, daß auch bei Ihnen, trotz Ihres gesetzlichen Rechtes, nicht im geringsten daran gedacht werden könnte, falls die Leute nicht wollten, die Sache durchzusetzen.

Es handelt sich also darum, die Leute wollen zu machen, um so mehr, als Sie sich ja auf Konflikte gar nicht einlassen wollen. Die Leute wollen zu machen — das werde ich, wenn mich nicht alles trügt, binnen einigem weit leichter bewirken können als Ihre Schwester! Nur Zeit, Zeit brauche ich dazu, um so mehr als grade jemand verreist ist, nach dessen Rückkunft erst gewisse Dinge geschehen müssen, durch die er mich

in den Stand setzen wird, hierin zu wirken. Wenn ich sechs Wochen Zeit hätte, würde ich nicht zweifeln, die Sache einrichten zu können, ohne ja und nein. Aber wenn Sie schon den 25. kommen wollen, das ist freilich etwas früh. Kommen Sie so spät als möglich. Acht Tage später sind unter den obwaltenden Umständen ein großer Gewinn. Ohnehin wird man eklatieren wie eine Bombe, wenn Sie so früh nach mir ankommen. Aber man wird sich wohl beruhigen müssen, zumal wenn bis dahin ein hiesiger Freund von mir sein Versprechen verwirklicht hat. Jedenfalls können Sie so am 1. Juni wohl kommen, aber acht Tage vorher muß ich es wissen, muß auch von Ihnen einen Brief an mich haben, den ich zeigen kann und in dem Sie sagen, daß Sie nur äußerst ungern und infolge dringender Aufforderung Ihrer immer kränker werdenden Schwester kämen. Mit diesem Briefe muß ich zu Pontius und Pilatus laufen, um zu verhüten, daß die so früh, ehe ich mich genügend festgesetzt, erfolgende Ankunft mir nicht schadet. Doch werde ich mit den gehörigen Laufereien das wohl bewirken können, ebenso wie ich, ich wiederhole es, in sechs bis acht Wochen soweit sein werde, Ihnen Ihr Domizil zu verschaffen.

Zeit und Ich sind zwei!

52.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

[Berlin] Sonnabend früh [9. Mai 1857, Poststempel].

Gnädigste Frau!

Ich erhalte soeben Ihren Brief. Es ist auch für mich sehr schwer zu sagen, was geschehen soll, da ich eigentlich ebensowenig weiß, was tun. Zwar daß man mich wieder expulsiert, nehme ich nicht an. Erstens glaube ich wirklich ganz sicher, daß ich das Terrain behaupten werde. Zweitens würde ich, selbst wenn ich dies weniger fest glaubte, doch nach meinen Ansichten über kluges und praktisches Handeln, stets mich so einrichten, als wäre es sicher. Resultate kann man nur dadurch herbeiführen, daß man sie antizipiert!

Also von dieser Seite bin ich ganz unbekümmert und ganz entschlossen. Um so ratloser aber von andrer Seite. Ich kann nämlich entsetzlicherweise keine Wohnung zum 1. Juli finden ...

Ich bin sehr verdrießlich. Eben war mein Buchhändler [1]) hier mit einer Hiobsnachricht. Der Druck meines Werkes kann erst in drei

[1]) Franz Duncker (1822—1888), der bekannte liberale Politiker und Verleger der „Volkszeitung". Für Lassalles Beziehungen zu Duncker vgl. die Einführung zu Bd. II, S. 22 f.

Wochen beginnen, weil er sich eine große Menge griechischer Schrift dazu gießen lassen muß, die nicht früher fertig ist. Ich kann also drei Wochen hier ganz müßig liegen! Scheußlich!

Sonst gefällt es mir hier sehr gut. Dr. Pritzel[1]) — mein alter Freund —, den ich zwölf Jahre nicht gesehen, war neulich bei mir; wir plauderten von abends sieben bis zwei Uhr nachts! Es geht ihm sehr gut. Er ist Archivarius der Kgl. Akademie und Kustos der Kgl. Bibliothek und will deshalb heiraten. Gestern war ich bei dem großen Ägyptologen Dr. Brugsch.[2]) Ich habe einen ganz erstaunlich liebenswürdigen Mann in ihm kennen gelernt. Obwohl es der erste Besuch war, plauderten wir von elf Uhr bis zweieinhalb Uhr. Heut kömmt er zu mir. Schade, daß ich alle meine Aegyptiaca noch in Düsseldorf habe. Noch tausendmal mehr schade, daß Brugsch grade in acht Tagen nach Ägypten geht. Das wäre ein Mann gewesen, wie er mir konveniert vor hundert andern.

Herumzulaufen habe ich genug. Gestern abend war ich eingeladen zum Souper bei meiner Cousine Marie;[3]) auf morgen bin ich es zum Diner bei Herrn Gebert; auf morgen abend bei Fräulein Fuhr. Auf einen andern Abend beim Redakteur des „Kladderadatsch", einem äußerst liebenswürdigen Mann, Dr. Dohm![4]) Scherenberg[5]) ist in vierzehn Tagen mit einem neuen Epos fertig: Franklins Nordpolfahrt, das er uns dann vorlesen wird.

Aber was nützt mir alle Auslauferei, wenn ich nach drei Wochen keine Korrektur bekomme und nicht weiß, wo ich wohnen soll! Oh! Oh! Der Brief von Paul folgt hierbei zurück. Ich kann ihn nicht gut benutzen und jemand zeigen, weil erstlich nicht darin steht, daß Sie herkommen sollen und er sich überhaupt nicht so ängstlich macht, wie Sie — die Sie mit dem Herzen lesen — auffassen. Da ist es noch besser, wenn ich spreche ohne Brief. Da kann ich beliebig mindestens kolorieren.[6])

Ihr

F. L.

---

[1]) Dr. August Pritzel (1815—1874), der Botaniker und Sekretär der Akademie der Wissenschaften, war einer der ältesten und nächsten Freunde Lassalles.

[2]) Für des Ägyptologen Heinrich Brugsch Beziehungen zu Lassalle vgl. Einführung zu Bd. II, S. 19.

[3]) Marie Lessing.

[4]) Ernst Dohm (1819—1883), der Redakteur des „Kladderadatsch", war Lassalles Landsmann. Mit ihm wie mit seiner Gattin Hedwig (1833—1919) trat Lassalle von nun ab in freundschaftliche Beziehungen.

[5]) Christian Friedrich Scherenberg (1798—1881), der bekannte Dichter. Vgl. Th. Fontane, Christian Friedrich Scherenberg und der Literarische Verein von 1840—1860, Berlin 1885.

[6]) Die Gräfin wollte wegen der schweren Erkrankung der Gräfin Nostitz, ihrer Schwester, möglichst schnell nach Berlin kommen.

53.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Dienstag [12. Mai 1857].

Gute gnädige Frau!

Ich bitte Sie also jetzt, mir alle meine Meubles, Bücher und Sachen — alles ohne Ausnahme — schleunigst zuzuschicken. Ich habe nämlich endlich gemietet, und zwar eine Wohnung, in der ich jeden Tag — schon heute — einziehen kann. Bis zum 30. Mai muß ich aber auch die chambre garnie bezahlen. Mein Hauptzweck aber ist, bis zum 20. oder 25. die ganze Möblierung und Einrichtung besorgt zu haben, und in den letzten Tagen dieses Monats noch dort einzuziehen.

Also senden Sie aufs schnellste alles, denn die Einrichtung und besonders die Aufstellung der Bibliothek wird doch gut und gerne zehn Tage erfordern . . .

Ich habe also gemietet Potsdamer Straße Nr. 131 hautparterre. Vor dem Hause ein kleines Gärtchen; in dieses geht der Balkon (sehr schöner breiter Balkon) meiner Zimmer, und vom Balkon führt eine kleine eiserne Treppe in den Garten. Das Haus reizend schön, Portier, verschlossen. Das Parterre hoch genug, um nicht sehr feucht zu sein. Entree. Unmittelbar nach diesem ein Zimmer nach vorn, zweifenstrig, ziemlich groß (wird mein Salon sein), ein anderes zweifenstriges (beide nach vorn) daneben (mein Arbeitszimmer). Aus diesem geht es in ein leider beinahe kleines Schlafzimmer und aus diesem wieder in ein ungeheuer kleines und schmales Alkovchen, aus welchem eine Treppe in den Souterrain führt, wo meine Küche ist, die auch sehr klein. Wo soll ich nun den Diener schlafen lassen? Entweder im Souterrain (der Küche) oder dem Alkovchen. Beides ist sehr mißlich. In der Küche nämlich ist es feucht. Und im Alkovchen erstens ungeheuer eng und dann sehr unangenehm, — da er an mein Schlafzimmer stößt —, den Diener so auf der Nase schlafen zu haben.

Ein Kellerraum und Boden ist auch dabei, aber weder da noch dort zu schlafen möglich. Das Ganze ist eine Nußschale, für die ich 285 Rt. Miete und 12 Rt. für Gasbeleuchtung des Flurs zahle.

Die Vorteile der Wohnung sind ganz subjektiver Natur. Sie liegt nämlich der Druckerei meines Verlegers, wo mein Werk gedruckt wird, unmittelbar gegenüber, so daß ich alle Minute in der Druckerei sein kann und die Setzer gleich unter der Hand habe; für einen Autor ein ganz unvergleichlicher Vorteil.

Ferner: Der Druck meines Werkes wird, wie ich Ihnen schon letzthin schrieb, erst am 1. Juni begonnen werden. Müßte ich nun am 1. Juli

ziehen, so müßte ich mich wieder auf zehn bis zwölf bis vierzehn Tage in der Arbeit unterbrechen. So aber besorge ich die Zieherei vor dem 1. Juni und kann dann ohne Unterbrechung korrigieren . . .

54.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT.

Mittwoch [Berlin, 13. Mai 1857].

. . . Eben komme ich von N. N.[1]) Er wollte mir wieder wegen Ihrer Herkunft den Kopf voll heulen und verlangte nichts weniger, als daß ich „mindestens" währenddessen nach Breslau ginge. Freundlich aber bestimmt erklärte ich ihm, daß ich mich auf alle solche Dinge nicht einlassen könne und abwarten müsse, was und wieviel man gegen mich unternehmen würde. Da sagte er mir, Sie möchten wenigstens nicht vor dem 28. oder 29. d. kommen. Denn Pfingsten ginge der Präsident auf seine Güter ab und der König nach Marienbad und das wäre also die beste Zeit zum Herkommen.

Dies finde ich in der Tat vernünftig und meine, daß es Ihnen auch ziemlich egal sein kann, wenn Sie statt am 25. wie Sie wollten, erst am 28. herkämen.

55.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

[Berlin, 22. Mai 1857.]

Gute Gräfin!

Sachen und alles habe empfangen. Bin in größter Arbeit, größer als Sie denken können. Ich bitte Ihre Ankunft hierselbst jedenfalls bis auf den 28. zu verschieben. Grund warum, mündlich. Vorläufig muß ich darauf rechnen können, die Bitte erfüllt zu sehen. Fällt der Grund fort, aus dem frühere Ankunft mir störend wäre, schreibe ich oder telegraphiere irgend etwas Beliebiges an Bloem. — Wegen des Prozesses bitte ich Sie, sich nicht im geringsten zu beunruhigen.

In Eile

Ihr

F. L.

---

[1]) Lassalle meinte Goldheim. Vgl. hierzu Bd. II Einführung S. 16f.

56.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Montag [Berlin, 25. Mai 1857].

Gnädigste Frau!

Was ich dieser Tage gelitten, gekämpft und gearbeitet habe, geht über alle Beschreibung. Bei 28 Grad R. Diese ungeheure Arbeit mit den Sachen und doch diese nur Kinderspiel gegen den gleichzeitig geführten Kampf mit den Behörden! Denn, obwohl ich Ihnen wie natürlich bisher nichts schreiben wollte, ja, es wogte der männervernichtende Kampf schrecklich durchs weite Gefilde.[1]) Jetzt ist es nun gut. Kommen Sie ganz ruhig den 28. her. Je tins bon et ferme! Wenn ich nicht fest blieb, ja dann! Also am 28.! Nicht früher und auch nicht später. Bis medio Juni können Sie jedenfalls hier bleiben. Aber nicht gut länger, es sei denn einige wenige Tage.

Den Bericht werden Sie natürlich im Brief nicht erwarten!

Ihr

F. L.

P. S.

Eben erhalte ich Ihren Brief mit den Listen. Darin ist die Äußerung: „Fürs erste werde ich wohl nicht nach Berlin kommen dürfen, darüber morgen."

Hieraus scheint mir hervorzugehen, daß Sie möglicherweise von Ihrer Familie oder von Paul irgend etwas gehört haben könnten, falls diese etwas gehört haben. Aber was man Ihnen auch geschrieben habe, Sie haben sich in dieser Hinsicht nur nach dem zu achten, was ich schreibe, der einzige, der gut unterrichtet ist und der mit den Unannehmlichkeiten im Falle Ihrer Ankunft bedroht war. Und ich schreibe Ihnen, daß Sie ganz ruhig, unbesorgt und offiziell am 28. ankommen können. Ja, es wäre nach der achttägigen Schlacht, die ich nun geschlagen habe, sogar schädlich, sehr schädlich für die Folgezeit, wenn Sie nicht kämen! Ich würde dadurch den errungenen Sieg und alle seine Früchte verlieren, und es würde dadurch für später ganz unmöglich werden, während umgekehrt jetzt alles aufs glänzendste steht, und wenn Sie herkommen und nur vierzehn Tage bleiben, dies die besten Folgen für später haben wird.

Natürlich kann ich Ihnen hier nichts erklären. Nur um pünktliche Nachachtung muß ich bitten, eine vertrauensvolle Befolgung dessen, was ich sage, mit Hintansetzung von allem, was Sie etwa anderweitig

[1]) Lassalle sollte ausgewiesen werden, wenn die Gräfin nach Berlin käme.

hören. Sonst war meine Riesenarbeit und Anstrengung umsonst durch Ihre Schuld und durch Sie Nutzen in Schaden, Sieg in Niederlage verwandelt.

Nur muß ich bitten, daß Sie nicht später als den 28. oder 29. kommen, allerspätestens den 30. Aber wenn möglich schon den 29. Auf der Eisenbahn kann ich Sie nicht empfangen. Erwarte aber sofort doppelte schriftliche Benachrichtigung von Ihrer Ankunft durch Klara auf der Behrenstraße 13, 1. Etage, und Potsdamer Straße 131 hautparterre.

Also auf Wiedersehen.

Ihr

F. L.

Noch einmal, wenn Sie sich durch was es immer sei, abhalten lassen jetzt zu kommen, so ist alles für immer verloren, während umgekehrt auch für später unendlich gewonnen ist. Ich muß nochmals um pünktliche Nachachtung dieses Briefes bitten. Es hat mir Schweiß genug gekostet und bitte ich, nicht zu zerstören, was ich fertig brachte.

Wo bleiben meine Vorhänge?

57.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Montag [Berlin, 25. Mai 1857].

Meine Gnädigste!

Ich lese noch einmal Ihren Brief durch — denn dieser Tage hatte ich wohl Zeit, für Sie zu handeln, wirklich aber kaum, Ihre Briefe zu lesen — und finde darin die Frage, ob ich Sie schon ganz vergessen. Nun, wie ich vergesse, werden Sie bei Ihrer Hierherkunft erfahren!

Mit demselben Zuge, mit dem dieser Brief geht, habe ich Ihnen bereits einen — auswendig an Bloem adressierten — geschickt. Ich kann nur hier wiederholen in aller Kürze: Jetzt ist es sogar ganz notwendig, daß Sie herkommen, und zwar nicht später als zwischen dem 28. und 30. Hätten Sie mir nicht vor einiger Zeit so sehr bestimmt und trotz meiner Gegenvorstellung geschrieben, Sie wollten und müßten jetzt herkommen, so hätten Sie mir freilich ein rasendes Stück Arbeit, einen ungeheuren Kampf erspart. Jetzt aber ist er nicht nur einmal durchgekämpft und zu Ende gebracht, sondern die Sache würde sich auch in ihr absolutes Gegenteil verkehren, wenn Sie nun nicht kämen. Es würde dies jetzt von einem nicht wieder gutzumachenden Schaden sein. Erklären kann ich Ihnen dies nicht. Sie müssen glauben und jedenfalls kommen, wenn ich nicht sehr kompromittiert

abüsiert und für immer davon zurückgebracht sein soll, wieder eine Lanze einzulegen!

Also am 29. sind Sie hier. Wo sind meine Vorhänge und das vierte Rouleau? Ihr

F. L.

58.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

Dienstag früh, Kurierzug [Düsseldorf, 26. Mai 1857].

Liebes Kind! Soeben erhalte ich Ihre zwei Briefe, einen durch Bloem, die mich in ein wahres Fieber von Aufregung versetzen. Ich hatte Ihnen allerdings, [be]vor Sie weggingen, gesagt, ich müßte Ende dieses nach Berlin, weil es mich so sehr drängt, im klaren zu sein wegen des Domizilwechsels und wegen Klara, die es so sehr wünscht. Allein nach dem, was Sie mir dunkel darüber schrieben, wie schwierig es sei, was mir von anderer Seite bestätigt wurde, daß es fest stände, daß entweder ich die schlimmsten Konflikte habe oder Sie trotz allem gleich wieder weggeschickt würden, was ja nur bestätigte, was ich selbst gehört, habe ich in der gänzlichen Ungewißheit alle Vorbereitungen hier aufgegeben und sozusagen schon darauf renonciert, jetzt hinzukommen; da es doch einmal zu schrecklich wäre, wenn Sie wieder ausgewiesen, weil ich gar nicht in dem Zustand bin, Konflikte zu ertragen und dann weil Klara[1]) schon jetzt durch die Möglichkeit derselben so aufgeregt und verschlimmert, daß mich der ärgste und verdiente Tadel treffen würde, wenn ich etwas täte, was ihr schadete. Überdies würde man mir dies auch so übelnehmen, daß man feindselig gegen mich auftreten würde, und dadurch wäre ja alles verdorben, auch für die Zukunft. Es muß also felsenfest sicher stehen, daß keine Konflikte irgendeiner Art zu befürchten stehen, wenn ich jetzt komme. Sie drücken sich so dunkel aus und daß es nur bis zum 15. möglich sei, daß ich sehr wünsche, daß Sie mit Paul darüber sprechen, ihm alles explizieren, wobei Sie dann auch erfahren, was man auf der andren Seite über die Sache weiß. Ich bitte Sie also, Paul gleich nach Empfang dieses Briefes ein paar Worte zu schreiben, ihm zu sagen, daß Sie Wichtiges mit ihm zu sprechen und ihm ein Rendezvous auf morgen abend zu geben und mit ihm die Sache zu besprechen, denn er kann mir leichter sofort Mitteilung machen. Ich richte mich unterdes so ein, daß ich am 1. abreisen kann, wenn es dabei bleibt. Seien Sie aber mir zuliebe freundlich und nachsichtig soviel wie möglich . . .

[1]) Die Gräfin Nostitz.

59.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Mittwoch früh [Berlin, 27. Mai 1857].

Ihr eben erhaltener Brief versetzt mich in eine ganz andere Aufregung als die, in der Sie sich befinden können. Es geht wirklich zu weit, und nur einem Narren wie mir können derartige Dinge begegnen! Ja, es ist wahr. Sie hätten mir einen sehr, sehr großen Gefallen getan, wenn Sie jetzt nicht hätten herkommen wollen oder auf meine Gegenvorstellung nachgegeben hätten. Sie taten das nicht. Meine Freunde beschworen mich — als aus Düsseldorf das Faktum Ihrer bevorstehenden Abreise hergemeldet wurde und infolgedessen mir offiziell meine sofortige Ausweisung für den Fall Ihrer Ankunft angezeigt wurde —, Sie zu bitten und zu beschwören, nicht jetzt herzukommen. Ich wies dies standhaft zurück, denn ich bin jemand, bei dem die Phrase Ernst ist, und ich wollte Ihnen meinetwegen keine Gêne und keine Entbehrung auferlegen! Dies Devouement, welches nur bei einem solchen Narren, wie ich bin, denkbar ist, belohnen Sie jetzt herrlich!! Ich habe Ihnen nicht einmal die Dinge mitgeteilt, weil ich in keiner Weise durch die Vorstellung, was mir geschehen würde, auf Sie drücken wollte. Ich habe die ganze Zeit über die Sache für mich behalten und für mich allein durchgekämpft! Ich war infolgedessen genötigt, Dinge zu wagen, wie sie kein sinniger Mensch in meiner Lage gewagt hätte! Dennoch schwankte ich nicht! Acht Tage, in den fürchterlichsten Hitzen, während ich alle meine Sachen fremden Menschen überlassen mußte, war ich in der fürchterlichsten Pein und Marter! Ich hielt fest! Es ist mir geglückt, was eben unter Hunderttausenden keinem glücken wird! Und jetzt kommen Sie hinterher, blamieren mich und tun mir wie Ihnen für die Zukunft den allergrößten, nicht wieder gutzumachenden Schaden! Glauben Sie denn, daß Fakta beliebig rückgängig zu machen sind? Daß man mich beliebig en avant treiben und hinterher blamieren kann? Ich kann Ihnen nur folgendes sagen: Am 30., allerspätestens am 31. treffen Sie hier ein (wegen der Scheuerschen Sache halten Sie sich nicht auf; das hat Zeit und besorgt Bloem ebensogut). Über den 15. bis 17. werden Sie schwerlich bleiben können ohne Unannehmlichkeiten für mich (von Unannehmlichkeiten für Sie ist nie die allergeringste Rede gewesen).

Wenn Sie dies nicht tun, so würde ich mich nie um irgend etwas mehr, was Sie anlangt, bekümmern. Wenn wir zusammen sind und Sie meine Gründe abwägen können, dann können Sie meinetwegen mir widerstreiten, soviel Sie wollen. Aber auf die Entfernung hin und wenn

ich so deutlich verlange, wie ich schon leider in meinem letzten Brief mußte, da verlange ich pünktlichen und blinden Gehorsam, sonst ist es mit unserer Freundschaft entschieden aus. Ich mag keine Leute, auf die ich mich nicht verlassen kann!

Schon dadurch, daß Sie mich zwingen, Ihnen diese Briefe zu schreiben, quälen Sie mich aufs äußerste. Denn wenn sie gelesen würden, würde ich von neuem alles Mögliche riskieren und uns jedenfalls der unwiederbringlichste Schaden erwachsen!

Ihren Herrn Sohn darüber zu sprechen, fehlt mir zuerst die Zeit, dann die Möglichkeit — denn ich würde ihm doch kaum ein Zehntel mitteilen können; es muß alles ganz unter uns bleiben — und endlich die Lust. Wenn ich einmal Ihrem Herrn Sohne einen Dienst erweisen soll, so stehe ich ganz zu Befehl. Aber als Beirat kann ich ihn nicht gebrauchen. Ich weiß selbst, was ich zu tun oder zu lassen habe. Ebensowenig werde ich von ihm irgend etwas erfahren, was mir unbekannt wäre. Da müßte er wie Nostitz doch weit früher aufstehen!

Über die falsche Rolle, die Ihre Familie spielt, die Beweise bei Ihrem Hiersein. Übrigens ist sie ebenso jämmerlich schlecht unterrichtet als falsch; während ich dagegen absolut unterrichtet bin.

Die Punkte anlangend, in denen Sie mich um Rat fragen, so kann ich Ihnen zur Zeit gar keinen geben. Kommen Sie zuvor den Ratschlägen nach, die ich Ihnen gebe, ehe Sie das Recht haben, Rat von mir über anderes zu fordern.

Bis zu Ihrer Herkunft erhalten Sie keinen Brief von mir, auch keine Antwort. Ich habe auch keine Zeit dazu. Am 30., spätestens 31. müßten Sie, wie gesagt, hier sein.

Es ist eine Schande, wie Sie diesmal meine Zuverlässigkeit mit so schnöder Unzuverlässigkeit vergelten! Ich bin sehr aufgebracht, und bei der geringsten Schwierigkeit, die Sie etwa machen, oder Nichtbefolgung, entschlossen, Sie dem Kultus Ihrer Familiengötter ganz und gar zu überlassen. Parole Lassalle! Ich werde schon Potsdamer Straße 131 wohnen.

F. L.

60.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

Donnerstag [Düsseldorf, 28. Mai 1857].

Soeben erhalte ich Ihren Brief und kann Ihnen nur mit Ihren eigenen Worten antworten, daß dies wahrlich zu weit geht und daß alle Sachen, die ich nicht nur diese letzten Monate, sondern seit zehn Jahren

erduldet habe, nur einem Narren wie mir passieren können, der sich dahin bringen läßt, jeden eigenen Willen und Zweck, jede Persönlichkeit aufzugeben, und ferner, wie ich das Ihnen schon oft gesagt, daß es Ihnen sogar mir gegenüber, sobald es Ihre Heftigkeit gilt, Ihnen irgend etwas nicht nach Ihrem Sinn geht oder ich nicht sklavisch genug, blindlings genug gehorche, auf die Wahrheit gar nicht ankommt. Ihr Brief enthält von A bis Z falsche Tatsachen. Als Sie mich während meines Aufenthaltes in Berlin so sehr quälten, schimpften und drängten, was sich, wie ich es voraus wußte und später sich herausgestellt hat, ganz unnütz war, habe ich Ihnen wiederholt geschrieben, wie es Ihre Antworten, die ich gestern rangiert, beweisen, daß es unmöglich für mich sein würde, während Ihrer Anwesenheit wieder nach Berlin zu kommen. Darauf antworteten Sie mir, daß Sie das durchaus nicht wollten, daß ich hinkommen müsse, daß es Ihnen ganz recht sei, wenn ich gleich nach Ihnen einen Tag später käme, das sei Ihre Sache. Ich schrieb Ihnen umsonst, welche Hindernisse entgegenständen, Sie blieben dabei, indem Sie sehr unwillig über meinen Widerstand waren. Dies beweisen Ihre Briefe. Bei derselben Meinung blieben Sie nun auch hier im mündlichen Gespräch. Daraufhin richtete ich alles in Berlin dahin ein und versprach, Ende Mai auf kurze Zeit wieder hinzukommen. Ich sagte Ihnen, daß es spätestens bis 25. sein müßte, weil ich nicht so spät nach Wildbad darf, da es mir untersagt ist, während den großen Hitzen dort zu baden, wie Sie es sich auch noch aus vorigem Jahr erinnern könnten, daß ich die Bäder deshalb aussetzen mußte. Niemals aber ist es mir eingefallen, zu denken oder zu sagen, daß ich auf jeden Fall und unter allen Umständen, es möchten die Sachen noch so schwierig stehen, wollte [ich jedenfalls] jetzt nach Berlin kommen. Ich habe Ihnen im Gegenteil stets gesagt, daß ich mich keinem Konflikt, weder mit den Behörden noch anderweitig, aussetzen wolle und könne. Hätten Sie mir, seitdem Sie dort sind, geschrieben, wie schwierig die Sachen ständen, hätte ich sogleich darauf verzichtet. Aber Sie schrieben mir gar nichts darüber, sondern nur dunkel, ohne Angabe von Ursache, daß ich meine Reise einige Tage verschieben solle.[1]) Da nun überdies durch die Ungewißheit der Lage und daß Sie keine Wohnung finden konnten, die Absendung Ihrer Effekten, die mir welche Zeit, Mühe und Arbeit gekostet, um es Ihnen auf das bequemste einzurichten, viel Zeit für mich verloren gegangen war, die mir nun fehlte, um meine eigenen Sachen in Ordnung zu bringen und Arrangements zu treffen, da ich überdies durch die plötzlich eingetretene Hitze und des vielen Arbeitens während derselben sehr unwohl, sehr angegriffen bin, sowohl wie

[1]) Siehe oben Nr. 55.

durch die Gemütsunruhe und mir Gerhardi[1]) entschieden diese neue Anstrengung der Reise nach Berlin auf so kurze Zeit vor Wildbad abriet, weil ich zugleich von der anderen Seite Nachrichten erhielt, welche meine so schnelle Ankunft als sehr gefährlich für Sie und nachteilig für mich erscheinen lassen mußte, verzichtete ich darauf, bevor ich Ihren Brief erhalten, und schrieb dies nach Berlin. Ich mußte glauben, darin noch viel mehr in Ihrem Interesse als in dem meinigen gehandelt zu haben, da ich ja vollständig in Unkenntnis war über das, was Sie in Berlin unterdes taten.

Woher verdiene ich nun die maßlosen Vorwürfe und Drohungen? War ich nicht viel mehr berechtigt, zu glauben, daß ich Anerkennung für meine Rücksichten verdiente? Wenn es aber alles auch wirklich nicht so sich verhielte, wie es sich in der Tat verhält, wenn es so wäre, wie Sie sagen, was nicht der Fall ist, daß ich Sie bedroht, jedenfalls am 25. nach Berlin zu kommen, ist denn damit die Möglichkeit ausgeschlossen, daß ich mich derzeit eines anderen und besseren besonnen? Wäre es ein Majestätsverbrechen gegen Sie, wenn ich aus Rücksicht auf meine Zeit, meine Gesundheit, auf Konflikte, die mich in die peinlichste Lage versetzen, auf die Gesundheit meiner auf so schmerzliche Weise sterbenden Schwester, um mir nicht für später den Aufenthalt in Berlin wenn nicht gradezu unmöglich, doch jedenfalls unerträglich zu machen, vor allen Dingen aber, um nicht, nachdem alle so kostspielige und mühsame Einrichtungen gemacht, Ihren Aufenthalt zu kompromittieren, meine Meinung geändert hätte? Vorzüglich, da ich von Ihnen in Unkenntnis gelassen wurde, was Sie in dieser Beziehung taten, und durch Ihr Hinhalten die Überzeugung haben mußte, daß Ihnen mein Entschluß, nicht jetzt zu kommen, sehr erwünscht sein würde? Sie schrieben mir noch vor fünf Tagen, nicht eher zu kommen, bis Sie es mir schrieben, und daß Ihnen jetzt wiederholt worden sei, Sie müßten, wenigstens während ich da sei, fortgehen. — Hierauf schrieb ich Ihnen, daß ich nicht kommen würde. Und dafür werde ich jetzt wieder von Ihnen auf das schimpflichste ausgezankt wie für die größten Unwürdigkeiten und mir, wie dies jetzt bei Ihnen stets der Fall, wenn ich mich nicht wie ein Automat in alle Ihre Ideen sogleich füge, mit Brechen aller Freundschaft und Umgang, mit Verachtung sogar bedroht!! Diese immerwährenden Gemütsbewegungen, in die mich Ihre Heftigkeit, Despotismus und wirkliche Rücksichtslosigkeit versetzen, reiben wirklich meine Kräfte auf und machen mich so melancholisch, daß mir nichts anderes wird übrig bleiben, um allen wahrlich unverdienten Vorwürfen zu entgehen und das bißchen Ruhe, das ich so nötig habe, zu finden, als mich, von allem

[1]) Der Arzt der Gräfin in Düsseldorf.

entfernt, in eine gänzliche Einsamkeit zurückzuziehen, da für mich nirgends mehr ein ruhiger Platz im Leben.

Wollen Sie sich einmal mit einiger Gerechtigkeit einige Fragen an sich stellen. Wenn Ihre Bemühungen nicht gelungen wären, wenn man dabei geblieben, daß wir nicht zusammen jetzt in Berlin wären, glauben Sie, daß ich alsdann nicht unbedingt meine Reise aufgegeben hätte? Waren Sie davon nicht im voraus überzeugt? Hätten Sie es nicht auch verlangt? Also von diesem Entschluß, jetzt nach Berlin zu kommen, hätte ohne Verbrechen abgegangen werden können, wenn es für Sie nützlich. Warum ist es ein Verbrechen, wenn ich mich überzeugt, daß es mir Verdruß und Nachteil bringen würde, wenn ich gleich käme? Überdies war, als ich den Vorsatz aussprach, am 25. nach Berlin zu gehen, nicht davon, was Sie mir jetzt anzeigen, die Rede, nämlich daß ich am 14. spätestens wieder fortmüsse, und ich wäre vollständig berechtigt, zu erklären, daß mir diese fatigante Reise auf so kurze Zeit nicht konvenieren kann, um so mehr, als ich Ihnen stets geschrieben, daß ich, wie auch ganz natürlich, acht Tage voraus wissen müsse, ob ich kommen könne oder nicht, und daß dies die Lage der Dinge ganz ändere, indem ich meinen immer ausgesprochenen Zweck, meine Domizilierung zu erlangen, nicht in ein paar Tagen erlangen könne und somit jeder Zweck jetzt wegfiele. Sie sagen ferner, Sie verlangen von mir pünktlichen und blinden Gehorsam, sonst sei es mit unserer Freundschaft aus. Wollen Sie einmal sich die Frage stellen, [ob], wenn Ihnen immer eine solche Alternative gestellt würde, was Sie dazu sagen, was Sie tun würden und [ob] welche Größe von Dankbarkeit Sie vermögen würde, sich in eine solche Stellung zu fügen? Sie haben gar nicht die Entschuldigung, daß Sie mir nichts mitteilen konnten, denn Sie hatten alle Leichtigkeit, durch Dorn an Bloem zu adressieren und mich in den Stand zu setzen, ob ich unter diesen Umständen und Restriktionen kommen wolle oder nicht. Verlangten Sie denn nicht stets, als ich in Berlin war, alles genau mitgeteilt und auf meine Bemerkung, daß die Briefe gelesen werden könnten, wurden Sie da nicht wütend und sagten, das mache Ihnen gar nichts? Dies ist der wahre Verlauf und die wirkliche Gerechtigkeit der Sache.

Ich kann nun nicht leugnen, daß ich unmöglich einzusehen vermag, wie, durch welche Umstände es auch sei, es Ihnen oder mir schaden kann, wenn ich jetzt nicht komme, da es doch dasjenige ist, was alle Leute in Berlin immer gewollt und gewünscht haben. Und ich kann ebensowenig begreifen, warum, wenn es möglich war, jetzt so schnell nach Ihrer Ankunft die Erlaubnis zu erlangen, daß ich auch hinkann, warum dies nach meiner Badekur nicht ebenso möglich und

noch leichter sein soll. Inwiefern es Sie nun gar blamieren soll, wenn ich jetzt nicht gleich komme, ist doch gar nicht zu begreifen. Es gibt doch so viele wirkliche und plausible Gründe, die es, abgesehen vom Willen, so oft nötig machen, eine Reise auf einige Zeit zu verschieben, daß das jedem einleuchten muß, Geschäfte, Krankheit, und krank bin ich weiß Gott jetzt.

Die Sache steht also nun so. Ich hatte auf Ihre Mitteilungen der Schwierigkeiten und Verzögerungen die Reise jetzt aufgegeben und diesen Entschluß nach Berlin mitgeteilt. Es war mir von andrer Seite ebenfalls mitgeteilt worden, wie durchaus unzweckmäßig und schlimm mein so schnelles Hinkommen nach Ihnen sein würde und wieviel Unannehmlichkeiten daraus entstehen würden. Heute erhalte ich zu gleicher Zeit mit dem Ihrigen einen andren Brief, worin man mir wiederholt sagt, daß [alles] die Möglichkeit eines dauernden Aufenthaltes unbedingt aufs höchste kompromittiert sei, wenn ich jetzt gleich hinkomme; es sei doch nur eine kleine Rücksicht der Zeit, in ein paar Monate[n] würde sich ja alles beruhigt haben und wahrscheinlich niemand mehr sich darum bekümmern. Wenn ich jetzt das Domizil verlange, würde es sicher abgeschlagen und nachher natürlich alles viel schwieriger sein. Vorzüglich aber beschwört man mich, aus Rücksicht für Klara jetzt nicht gleich zu kommen, sie sei so beunruhigt und angegriffen durch die als sicher angesehenen Fatalitäten und Konflikte, daß sie viel kränker geworden . . .

Es ist mir überdies ganz unmöglich, in zwei Tagen plötzlich nach Berlin abzureisen, ich brauche wenigstens sechs bis acht Tage dazu, und da meine Erlaubnis bis zum 14. limitiert ist und ich mich keinen Falls einem längeren Aufenthalt aussetzen würde, so würde ich, wenn Sie darauf bestehen, vier, fünf Tage in Berlin zubringen. Ist das der Mühe wert? Kann das einen Zweck haben? Ich kann aber nicht früher abreisen, weil ich nicht vorbereitet und weil ich krank bin, jetzt nach meiner Rückkehr von Köln stark geschröpft werden mußte und mich einige Tage unbedingt ganz ruhig halten muß. Jetzt habe ich Ihnen alles gesagt, was nach meiner schwachen Einsicht wahr und vernünftig ist. Es ist meine feste Überzeugung immer gewesen und ist es mehr denn je, daß Ihre Wünsche und Zwecke in Berlin nur durch große Vorsicht und Rücksicht Ihrer- wie meinerseits im Anfang erreicht werden können, daß, wenn Sie aber die Sache auf die Spitze treiben und meine Familie, die bis jetzt gar nichts dagegen tut, sich im Gegenteil vermittelnd und wohlwollend bis jetzt verhält, dahin bringen, feindselig aufzutreten, ganz gewiß und auf immer jede Hoffnung verloren ist.

Jetzt wende ich mich an Ihr Herz; ich weiß, daß ich durch Krankheit und lange Unselbständigkeit so schwach geworden, daß, wenn

Sie darauf bestehen, ich gegen meine Überzeugung mit schwerem Herzen dennoch jetzt auf ein paar Tage nach Berlin kommen werde. Aber ich bitte Sie: drängen Sie mich nicht stets in eine so fürchterliche Lage, drängen Sie mich nicht immer zu eine Wahl zwischen Ihnen und Paul; wie diese auch ausfallen möchte, ich wäre rettungslos unglücklich und verloren, und was hätten Sie von einem solchen Sieg? Ich kann Ihnen versichern, daß ich, abgesehen von allen Gründen der Dankbarkeit, eine recht wahre Freundschaft für Sie habe, daß diese niemand erschüttern kann. Aber mißbrauchen Sie nicht die Gewalt, die Sie über mich erlangt haben, um mich unglücklicher zu machen, als es die Verhältnisse nötig machen. Adieu, ich bin erschöpft.[1])

61.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Sonnabend (Berlin, 30. Mai 1857].

Trotz des größten Willens, die Ruhe zu behalten, muß man zur unaussprechlichsten Indignation durch das Lügengewebe Ihres Briefes hingerissen werden.

Der Sachverhalt, den ich sofort urkundlich belegen werde, ist folgender:

Kurz nach meiner Ankunft hierselbst teilten Sie mir mit, daß Sie am 25. hier ankommen wollten. G[oldheim] erklärte mir auf meine eventuelle Anfrage, daß dies die schlimmsten Folgen für mich haben könne, und unter seinem und meines Vaters Drängen und um nicht den eben gewonnenen Aufenthalt so schonungslos ruiniert zu sehen, schrieb ich Ihnen, bittend, jetzt nicht zu kommen. Darauf antworten Sie mir mit folgendem Briefe, dessen betreffende Stelle ich wörtlich hier folgen lasse. Ich bemerke noch, daß die unterstrichenen Worte nicht von mir, sondern von Ihnen unterstrichen sind:

> „Was mich betrifft, so kann ich es nicht umgehen, Ende des Mai nach Berlin zu kommen, denn meine arme Schwester wird immer kränker und verlangt danach (also die Schwester verlangte die

[1]) Am folgenden Tage schreibt die Gräfin noch einmal in dem gleichen Sinn einen kürzeren Brief an Lassalle. Sie weist auf die Gefahr hin, die für ihre Domizilierung in Berlin daraus erwachsen könnte, wenn Graf Nostitz, was er bisher nicht täte, einer solchen sich widersetzte. Am Schluß heißt es: „Wenn Sie darauf à tout prix bestehen, daß ich jetzt komme, werde ich es tun, denn ich habe keine Kraft zu einem Kampf mit Ihnen, und es tut mir auch immer zu leid, mich ernstlich mit Ihnen zu entzweien, aber dann auch auf Sie die Verantwortung, wenn Sie mir dadurch Berlin für immer unmöglich machen . . ."

Herkunft, dieselbe, welche sich jetzt derselben opponiert); ich kann es um so mehr nicht unterlassen, als ich sonst wegen der Reisen, die ich später zu machen habe, sehr lange sie nicht sehen könnte, und wer weiß, wie lange sie noch lebt. Ich schicke Ihnen hierbei einen Brief von Paul, woraus Sie ersehen, wie schlecht es mit ihr steht, und daß ich also nicht abschlagen konnte, hinzukommen. Sagen Sie das denen, wo es nötig und gut ist, und schicken mir Pauls Brief zurück. Übrigens kann man doch unmöglich Sie verantwortlich machen wollen für das, wofür Sie nicht können, und die Ursache meiner Reise ist so klar und gewichtig, daß man doch auch nichts dagegen einwenden kann, und überdies würde ja meine Anwesenheit diesmal von keiner langen Dauer sein können. Ich zweifle nicht daran, daß es Ihnen gelingen wird, zu überzeugen, daß die Ungerechtigkeit doch zu groß sein würde, Sie deshalb zu quälen oder mich [von] an der Erfüllung solcher Pflichten und natürlichen Gefühle zu hindern, was ja gar nicht angehen würde."

Ja, dieser Brief war eine Grausamkeit gegen mich in meiner Lage. Alle meine Freunde meinten, es sei unerhört, daß Sie so meine wesentlichsten Existenzinteressen Ihren Familienbeziehungen aufopferten und drangen in mich, Ihnen nochmals mit größter Energie zu schreiben, mir Ihren Wunsch zum Opfer zu bringen. Anders Ich! Ich wollte nicht Ihnen in Ihren Herzensbedürfnissen in den Weg treten. Ich sagte mir, daß es der Mann sei, der im Falle des Konflikts ihn durchzukämpfen hat und wenn er dabei zugrunde ginge, und daß es eine schlechte Rolle von dem Manne sei, vom Weibe zu fordern, durch Opfer die Konflikte zu beseitigen. Die Rücksichtslosigkeit, die in dem Briefe lag, die Hintenansetzung meiner hinter Ihre andern Interessen entging mir nicht. Aber ich betrachtete diese Rücksichtslosigkeit als Ihr Recht. Ich devouierte mich. Ich nahm die Stellung, die Position, die Sie mir machten, an, wie in der Schlacht eine Abteilung, die sich zum verlornen Posten bestimmt.

Ich begnügte mich also zu antworten, es wäre gut; doch sollten Sie nicht vor dem 28. kommen.

Einige Tage darauf, und das Donnerwetter brach los. Meine Ausweisung erfolgte.[1]) Selbst von seiten der höchsten Behörden drang man in mich, einen Ausweg zu akzeptieren, einen zu finden usw. Aber ich hatte mich resigniert, Ihren Willen nicht zu konterkarieren! Ich wankte nicht sondern ergriff die einzigen Mittel, die mir übrig waren. Ich setzte mich wieder einmal auf die Karte, meinen ganzen Aufenthalt hier,

[1]) Vgl. Paul Bailleu, Lassalles Kampf um Berlin, „Deutsche Rundschau" Jahrgang 29 (1903).

meine Existenzinteressen, meine Existenz selbst — ich spielte alles, und zwar mit einer Chance von Null gegen Tausend! Aber Ihr Brief, Ihr so bestimmt — gegen meine briefliche Bitte — ausgesprochner Wille hatte meine Schiffe verbrannt und die Brücke hinter mir abgebrochen.

Sie sollten nicht einmal erfahren, was ich litt. Ich wollte nicht indirekten Zwang auf Sie ausüben.

Es kam infolge unerhörter Schritte dahin, daß ich durchdrang — aber zugleich so, daß ich für immer blamiert und nicht nur blamiert, sondern auch der fernere Aufenthalt hier über meine Reskriptdauer hinaus jetzt ganz unmöglich für mich geworden wäre, wenn Sie jetzt nicht kommen. Während, wenn Sie kommen, auch für die Zukunft alles aufs brillanteste steht!

Schriftlich kann ich Ihnen das nicht explizieren und Ihrem Herrn Sohne kann ich die Präjudice — die unbesieglichen —, die mich treffen, noch viel weniger explizieren . . . Genug, es ist so! Nachdem Sie mich so grausam und schonungslos vorwärts getrieben haben, mit gesenktem Haupt gegen alle Batterien, mich jetzt ebenso schonungslos wieder aufzuopfern, zu blamieren und in meinen wesentlichsten Interessen zu vernichten — das werde ich mir nicht gefallen lassen. Ihr Hanswurst, Madame, bin ich nicht. Und so wahr ich Lassalle heiße, ist dies das letzte Wort, das Sie von mir jemals sehen und hören, wenn Sie nicht am 2. spätestens hier sind.

Wie schonungslos Sie übrigens in jeder Hinsicht getäuscht, abusiert und verraten sind — werden Sie bei Ihrer Herkunft erfahren! Nostitz soll nicht erst feindlich gegen mich auftreten. Er hat es mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft getan. Er war beim Präsidenten [1]) gewesen, er ist souverainement battu! . . .

Übrigens machten Sie noch in Ihrem letzten Briefe Ihr Herkommen nur davon abhängig, daß ich versichern könne, es werde von den Behörden Ihnen keinerlei Konflikt noch Unannehmlichkeit bereitet werden. Diese Versicherung gab ich und wiederhole: falls Sie bis zum 2. da sind. Bei längerem Zögern stehe ich für nichts. Schon diese Verspätung ist äußerst unangenehm!! Daß aber Ihr Herkommen nicht wegen der Behörden und eines Konfliktes mit ihnen, sondern auf das Augenzwinkern Ihrer Familie unterbleiben solle — war mir neu, erfuhr ich erst durch Paul! Daß aber auch Sie wegen des Augenfortzwinkerns der Familie jetzt nicht kommen und mich so grenzenlos kompromittieren und beschädigen wollen, nachdem Sie auf das Augenherzwinkern derselben mich geradezu gegen die Kolben der Gendarmerie vorgetrieben

[1]) Lassalle meint den Polizeipräsidenten von Berlin Freiherrn von Zedlitz.

haben, erfüllt mich mit einer sehr, sehr großen Geringschätzung gegen Sie. Ja, die versäumten zwei Tage schon und den nochmaligen Fragebrief werde ich Ihnen nicht so bald und wer weiß ob je, ganz verzeihen. Es ist Felonie in der Weise, in der Sie mit mir umgehen! Pfui!

Ihr Domizil hier werden Sie übrigens seiner Zeit durch mich bekommen. Beide werden wir es aber nie erhalten, wenn Sie nicht jetzt sofort herkommen. Noch einmal: Am 2. müssen Sie da sein, sonst bin ich des Ekels satt und ein Schurke meines Namens, wenn ich mich noch jemals auf die erbärmliche Person auch nur mit einer Erinnerung einlasse, die man aus Ihnen mit großem Glück zu machen willens ist. Dann können Sie ungestört in den Armen Ihrer Familie schwelgen und sich ganz Ihren Laren weihen!

F. L.
Potsdamer Straße 131.

Auf ein weiteres Hinhalten durch Briefe lasse ich mich nicht ein. Das ist gerade ganz so, als kämen Sie nicht. Ist es Ihnen wegen Anstrengung unmöglich, am 2. hier zu sein, so seien Sie am 3. hier.

Und zwar müssen Sie vierzehn Tage hier bleiben!

62.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

[Düsseldorf], 31. Mai [1857].

Ich erhalte soeben Ihren Brief, und obgleich ich sehr unwohl und angegriffen und mir daher das viele Schreiben sehr schwer wird, will ich doch noch einmal meine Verteidigung gegen ebenso ungegründete als beleidigende Vorwürfe und durchaus verdrehte Tatsachen führen. Es ist ganz richtig, daß ich Ihnen kurz nach Ihrer Ankunft in Berlin schrieb, daß ich Ende Mai und sogar, wie ich hinzusetzte, spätestens den 25., da es mir später wegen meiner Badereise nicht mehr möglich, da die Zeit sonst zu kurz sei, nach Berlin kommen wolle, weil meine Schwester wieder kränker und mich zu sehen wünsche ... Der Widerspruch und die Falschheit meinerseits, die Sie daraus hervorleiten wollen, daß dieselbe Schwester, die, wie Sie sagen, dazumal mein Hinkommen gewünscht haben sollte, sich jetzt demselben opponierte, löst sich ganz einfach in sein Nichts dadurch auf, daß meine Schwester dazumal Ihre Anwesenheit in Berlin nicht kannte und die Furcht vor unangenehmen Konflikten also nicht haben und aussprechen konnte. Ferner habe ich Ihnen niemals gesagt, daß meine Schwester sich meinem Hinkommen opponierte, das hat sie auch nie getan,

sie hat nur gemeint, daß mein so schnelles Hinkommen nach Ihnen große Unannehmlichkeiten herbeiführen würde, und mir ganz und gar die Entscheidung überlassen. Auch sind mir von der Seite keine Drohungen irgendeiner Art gemacht worden, wie ich sie von Ihnen bei jeder Gelegenheit erdulden muß. Nur Vorstellungen über die Unzweckmäßigkeit meines jetzigen Hinkommens hat man mir gemacht, und diese waren wohl sehr erlaubt. Es sprach sich aber in den Briefen meiner Schwester, die mich trotzdem immer aufforderten, zu kommen, wenn ich es für gut fände, eine solche Unruhe und Aufgeregtheit über die Folgen aus, daß ich es einesteils für Pflicht hielt, eine schon so sehr kranke und unglückliche Person nicht zu quälen, was ihr unbedingt schaden müsse, sowie ich gerecht genug war, anzuerkennen, daß es die erste und unbedingte Pflicht ihrer Angehörigen war, in ihrem Zustand jede Ursache der Aufregung von ihr ganz fern zu halten, woraus entstehen konnte, daß wenn ich jetzt gleich dennoch hinkam, ein entschiedener Bruch mit meiner Familie (woran meine Schwester selbst ganz unschuldig wäre) die Folge war . . .

Die zweite Anklage, die Sie gegen mich auf Grund des von Ihnen zitierten Briefes basieren, ist Grausamkeit, Schonungs- und Rücksichtslosigkeit gegen Sie, indem ich auf unerhörte Weise Ihre wesentlichsten Existenzbedingungen meinen Familienbeziehungen opferte. Dies ist eine vollständige und wissentliche Unwahrheit von Ihnen; denn Sie wissen sehr wohl, daß ich ganz unfähig dazu bin, Ihnen auf irgendeine Weise schaden zu wollen, am wenigsten Sie aus Berlin zu verdrängen, da Sie einmal Ihr Glück und Ihre Existenzbedingungen darin finden, und daß ich unbedingt darauf verzichtet hätte, jetzt hinzukommen, wenn Sie mir geschrieben hätten, daß man Ihnen bestimmt angekündigt, daß Sie alsdann ausgewiesen würden. Dies haben Sie aber gar nicht getan, ich kann also wohl nicht verantwortlich gemacht werden für das, was Sie mir verheimlicht haben.

Der Sachverhalt von Anfang an ist dieser: Seit einem Jahr haben Sie sich in den Kopf gesetzt, daß Sie nur existieren könnten, wenn Sie in Berlin wären, und ich müßte mich auch dort etablieren. Zuerst war ich lange diesem Projekt durchaus entgegen; ich habe Ihnen die ungeheuren Schwierigkeiten und selbst Gefahren für Sie selbst vorgestellt und zugleich erklärt, daß ich nicht hingehen würde, weil unter obwaltenden Verhältnissen der Aufenthalt dort für mich einmal unerträglich sei und auch die schlimmsten Folgen auf mein Verhältnis zu Paul haben müsse. Nach vielen und langen Debatten und Versicherungen Ihrerseits, daß es Ihnen gewiß wie so vieles gelingen würde, gut einzurichten, willigte ich ein, vorzüglich dadurch bewogen, daß ich

in Erfahrung gebracht, wie sehr die Dispositionen des Grafen Hatzfeldt Paul gefährden und wie nötig es für ihn sei, daß ich mein Domizil unter das Landrecht verlegte. Ich erklärte aber stets auf das bestimmteste, daß ich mich unter keinen Umständen Konflikten aussetzen wollte und daß der Aufenthalt in Berlin nur unter der Bedingung für mich möglich sei, wenn ich große Rücksichten im öffentlichen Auftreten beobachtete, welche allein einen Konflikt mit den Behörden und einen Bruch mit der Familie, den ich schon wegen Paul vermeiden müsse, verhindern könnten. — Hierüber waren lange und für mich sehr peinliche Erörterungen; endlich gaben Sie dies nach. Als ich nun in Berlin mich aufhielt, überzeugte ich mich immer mehr, welch ungeheure Hindernisse Ihren Projekten entgegenstanden, meine Familie ganz unbeachtet, wie schon von seiten der Behörden ein gleichzeitiger Aufenthalt wenigstens gewiß fürs erste, bis die Zeit vielleicht alles etwas beruhigt, nicht geduldet werden würde. Ich schrieb Ihnen dies wiederholt und sagte Ihnen, daß, wie unangenehm es mir auch aus verschiedenen Gründen sein müsse, so wolle ich doch, da Sie einmal darauf beständen, es für Ihre einzig mögliche Existenz anzusehen, das Opfer bringen und Ihnen Platz machen. Darauf schrieben Sie mir die wütendsten Briefe, die sämtlich vor mir liegen, voll der schmählichsten Vorwürfe und ebenfalls Drohungen, jede Freundschaft mit mir abzubrechen; das sei alles nicht wahr, es sei bloß Furcht vor meiner Familie, eine Konzession, die ich ihr machen wolle, „Sie protestierten also entschieden und feierlich dagegen, einen Tag nach Ihrer Ankunft in Berlin könnte ich wegen Ihrer hinkommen, am liebsten wäre es Ihnen, wenn ich gleich dort bliebe". Nach meiner Rückkehr hier haben Sie mir dasselbe noch am Tag Ihrer Abreise wiederholt und immer gesagt, Sie wären mit ganz anders schwierigen Dingen fertig geworden, und wenn Sie erst in Berlin wären, sei das Kleinigkeit für Sie.

Auf diese Antezedenzien, die von Ihnen selbst ausgingen, war es also basiert, daß ich den Entschluß gefaßt hatte, am 25. nach Berlin zu gehen, weil es mir eilig war, mein Domizil zu verlegen, da ich auf kein langes Leben mehr rechne, weil ich durch Sie überredet worden war, daß mit der nötigen Rücksicht es ohne Konflikte gehen würde, und weil ich noch wünschte, meine Schwester, die damals kränker, vor einer längeren Badereise zu sehen. Und nun kommen Sie und wollen mir aus einer Sache, die Sie nicht nur gewußt, aber gewollt haben, ein Verbrechen der Rücksichtslosigkeit und Grausamkeit gegen Sie machen?!! Die Explikation ist aber nach Ihrem Charakter ganz einfach: es litt Ihr Stolz nicht, daß ich recht gehabt hatte, als ich Ihnen von Berlin schrieb, wie groß die Hindernisse wären, und Sie unrecht, indem Sie sie als nicht existierend oder von Ihnen so leicht zu beseitigen

hingestellt. Sie behaupten aber jetzt, mir von Berlin geschrieben zu haben, um mich zu bitten, nicht hinzukommen, und ich habe nicht darauf eingehen wollen, sondern darauf bestanden, am 25. hinzukommen, und führen zum Beweis einen Brief von mir an, mit dem ich Ihnen einen Brief von Paul geschickt, welcher beweisen sollte, wie krank meine Schwester sei. Daß Sie diesen Umstand des mitgeschickten Briefes von Paul erwähnen, ist mir sehr viel wert, um die gänzliche Unwahrheit Ihrer Behauptungen zu erweisen. Ich war wirklich sprachlos vor Erstaunen über solche Verdrehungen.

Erstens ist es vollständig unwahr, daß Sie mich jemals gebeten hätten, nicht zu kommen, noch viel weniger, daß ich es abgeschlagen hätte. Nur in zwei Ihrer ersten Briefe erwähnen Sie in einem,[1]) daß es am 25. zu früh sei, ich sollte bis zum 28. warten, weil jemand, der dazu wichtig, erst dann zurück sein sollte. Im zweiten sagen Sie: „Eben komme ich von N. N., er wollte mir wegen Ihrer Herkunft den Kopf vollheulen und verlangte, ich solle mindestens während der Zeit nach Breslau gehen (also von keiner Ausweisung die Rede). Freundlich aber bestimmt erklärte ich ihm, daß ich mich auf solche Dinge nicht einlassen könne. Da sagte er mir, Sie müßten dann nicht vor dem 28. bis 29. kommen. Denn Pfingsten ginge der Präsident auf seine Güter und der König nach Marienbad, und das wäre also die beste Zeit herzukommen. Dies finde ich in der Tat vernünftig und meine, daß es Ihnen egal sein kann, wenn Sie statt am 25. erst am 28. herkommen." [2]) Nun kommt aber das stärkste: den Brief, den Sie mir als Grausamkeit, Rücksichtslosigkeit usw. jetzt vorwerfen, haben Sie selbst gefordert, um ihn vorzuzeigen. Sie schreiben mir: „Jedenfalls können Sie so am 1. Juni wohl kommen, aber acht Tage voraus muß ich es wissen und muß auch von Ihnen einen Brief an mich haben, den ich zeigen kann und in dem Sie sagen, daß Sie infolge dringender Anforderungen Ihrer immer kränker werdenden Schwester kämen. Mit diesem Brief muß ich herumlaufen, um zu verhindern, daß die, ehe ich mich genügend festgesetzt, erfolgende Ankunft mir nicht schadet. Doch werde ich dies mit den gehörigen Laufereien wohl bewirken, ebenso wie ich, ich wiederhole es, in sechs bis acht Wochen so weit sein werde, Ihnen Ihr Domizil zu verschaffen." [3])

Hierauf schrieb ich den Brief, den Sie anführen, und legte dabei noch einen kurzen Brief Pauls über den verschlimmerten Zustand Klaras bei. Hierauf antworten Sie mir: „Der Brief von Paul folgt hierbei zurück. Ich kann ihn nicht gut benutzen und jemand zeigen,

[1]) Siehe oben Nr. 51.
[2]) Siehe oben Nr. 54. Die Gräfin zitiert Lassalle nicht ganz wörtlich.
[3]) Siehe oben Nr. 51. Auch hier zitiert die Gräfin nicht ganz wörtlich.

weil erstlich nicht darin steht, daß Sie herkommen sollen, und an sich überhaupt er nicht so ängstlich macht wie Sie, die mit dem Herzen lesen, auffassen. Da ist es noch besser, wenn ich spreche ohne diesen Brief, da kann ich beliebig kolorieren."[1])

So verhält es sich also mit dem Brief, den Sie von mir anführen, und wie können Sie jetzt kommen und ihn mir vorwerfen und mich verantwortlich machen wollen für das, was Sie mir absichtlich verheimlicht haben? Ich kann verlangen, daß Sie mich wie einen vernünftigen Menschen behandeln, der in Sachen, die ihn betreffen, zuerst wissen muß, wie es sich verhält, um sich entschließen zu können; nur von einem Kinde kann man blinden Gehorsam verlangen. Was ich angeführt, ist das einzige, was Sie mir über Schwierigkeiten geschrieben, und dies waren die ersten Briefe, spätere sowohl von Ihnen wie von mir handeln von dem Gegenstand überhaupt gar nicht mehr, sondern bloß von Wohnungen, Kommissionen usw. In der Zeit hatte sich bei mir nach und nach der Entschluß gebildet, nicht jetzt nach Berlin zu gehen, weil sich die Absendung Ihrer Effekten verzögert, ich für mich selbst noch Einrichtungen zu machen hatte, die Zeit mir zu kurz wurde, weil ich sehr unwohl war und weil ich mich durch das Wenige, was Sie mir mitgeteilt, überzeugt hatte, daß es jetzt gleich nicht möglich sein würde, das Domizil zu erlangen, nicht einmal es zu fordern, und mithin die Reise zwecklos sei; weil von anderer Seite mir mitgeteilt wurde, daß mein so schnelles Hinkommen nur sehr nachteilig wirken könne, weil ich, weit entfernt, ahnen zu können, daß Sie darüber wütend sein könnten, glauben mußte, Ihnen dadurch einen Dienst zu leisten, indem ich Ihnen längere Zeit ließ, Vorbereitungen zu treffen und weil ich befürchten mußte durch die Sorge und Aufregung, welche sich in den Briefen meiner Schwester zeigten, daß schlimme Konflikte unter diesem Vorwand mit Nostitz ausbrechen könnten und dieser Bruch mein späteres Domizil unmöglich machen würde. Infolge aller dieser Überlegungen zeigte ich Ihnen sowie meiner Familie an, bevor ich Ihre Drohbriefe erhielt, daß ich jetzt nicht kommen würde. Was Sie von meiner Familie sagen, ihre Intrigen usw., so weiß ich davon gar nichts. Sie sagen, Sie wüßten, daß Nostitz in dieser Angelegenheit beim Polizeipräsidenten gewesen. Ich kann es deshalb nicht glauben, weil ich weiß, daß er gleich nach Ihrer Ankunft nach Hannover gereist ist, wo er noch ist und gar nicht wußte, ob ich jetzt nach Berlin kam. Jedenfalls weiß ich, daß meine Familie mir weder Bedingungen gestellt, noch Drohungen irgendeiner Art gemacht hat. Es handelt sich auch gar nicht um meine Familie, sondern lediglich darum, ob bei den obwaltenden

[1]) Siehe oben Nr. 52.

Verhältnissen das Leben in Berlin so zu gestalten ist, daß es erträglich für mich ist, wozu hauptsächlich gehört, daß ein gutes Verhältnis zwischen mir und Paul stattfinde. ... Ich werde natürlich, soviel ich kann, es stets zu verhindern suchen, daß von dieser Seite irgend etwas gegen Sie geschieht. Ich habe meiner Familie ganz offen erklärt, welche Bande nicht nur der Dankbarkeit, aber der verdientesten Freundschaft, mich an Sie knüpften, wie ich, um das Domizil in Berlin zu erlangen, wohl viele Rücksichten in der Öffentlichkeit nehmen könne, aber niemals diese Pflichten verletzen könne und wolle. Ich habe von Paul und meiner Schwester hiergegen keine Opposition erfahren, nur Besorgnis, daß es jetzt gleich ohne Konflikte dennoch nicht gehen würde . . .

Sie sagen nun, wenn ich jetzt nicht sofort hinkäme, schadete ich Ihnen. Da es nun unmöglich ist, hierbei einen Sinn zu finden, so habe ich Sie umsonst wiederholt gebeten, mir die Gründe hierfür mitzuteilen. Sie haben mir Bogen voll Invektiven geschrieben, aber darüber nicht eine Silbe. Sie haben aber vollständig das Mittel, mir alles mitzuteilen, indem Sie durch Dorn an Bloem adressieren. Sie sagen ferner, es kompromittiere Sie, wenn ich jetzt nicht käme. Das kann sich doch nur darauf beziehen, daß Sie nun einmal erklärt haben, daß Gründe vorhanden, daß ich kommen müsse. Erstens ist dies nun doch eine kleinliche Rücksicht gegenüber den schweren Folgen, die es für mich haben könnte, wenn ich gleich käme. Und dann können Sie doch unmöglich sich verpflichtet haben, welche unvorhergesehenen Hindernisse auch eintreten möchten, mich tot oder lebendig jetzt gleich hinzuliefern. Für eine Verzögerung lassen sich doch gute Gründe genug geben; ich kann doch wie jeder Mensch krank werden; daß ich aber wirklich krank bin, ist nur allzu wahr. Die Situation resümiert sich also kurz in folgendem:

Meine Schwester sowie Paul haben gar nichts dagegen, daß ich nach Berlin komme; sie wünschen es sogar und überlassen die Entscheidung ganz mir. Man hat mich nur aufmerksam gemacht, daß Nostitz, der mit Ihnen selbst in unangenehmen Konflikten gewesen [1]) und nie sehr befreundet mit mir war, die Hauptperson sei, welche entscheidend einwirken könne . . . Sie können sich dagegen nicht verschließen, wie, abgesehen von allen Folgen hiervon auf mein Verhältnis zu Paul, [welche] unendliche Schwierigkeiten diese offene Feindschaft für mein Domizil haben würde und daß ich die Rücksichten, die die Behörden bis jetzt für mich in Berlin gehabt, lediglich meiner Stellung zum Nostitzschen Hause zu verdanken. Aber bedenken Sie auch, wie ganz anders arg kompromittiert Sie und ich wären, wenn, nachdem Sie

[1]) Vgl. Bd. I, S. 261 ff.

als Notwendigkeit meines Hinkommens die Anforderungen meiner Schwester und ihren Zustand hingestellt haben, ich jetzt hinkäme und gar nicht zu ihr gehen könnte. Wie blamiert würden wir dastehen und welche Folgen würde dies haben? Nicht nur jede Hoffnung, das Domizil zu erlangen, wäre vernichtet, aber die Situation wäre für mich durch die Folgen auf Paul so unerträglich, daß ich selbst darauf verzichten müßte. So steht die Sache, wenn Sie à tout prix wollen, daß ich jetzt hinkomme.

Auf der andren Seite habe ich meiner Familie bestimmt erklärt, daß ich zwar öffentliche Rücksichten nehmen, aber niemals die Freundschaftsbande mit Ihnen verletzen würde ...

Es bleibt von Ihren Angaben nur eine, welche allerdings für mich vom größten Gewicht sein muß. Sie sagen, daß, wenn ich jetzt nicht gleich hinkäme, Ihre Stellung und die Möglichkeit, dort zu bleiben, zerstört sei. Da ich nur gar nicht zu begreifen vermag, wie durch irgendwelche Ursachen mein jetziges Nichtkommen nur darauf irgendwie influieren könnte, so habe ich Sie wiederholt und dringend gebeten, mich von diesen Ursachen in Kenntnis zu setzen, habe es aber nicht erlangen können. Ich bitte nun nochmals darum. Sie können mir ganz leicht durch Dorn an Bloem alles sagen, und es ist nur eine sehr billige Forderung, daß [ich] bei alledem, was ich auf das Spiel setze, indem ich gegen meine Überzeugung jetzt komme, wenigstens wisse, daß ich es wegen solch wichtiger Ursache tue. Es ist nicht nur meine Pflicht, aber auch mein Wunsch, alles, was ich kann, zu tun, um das, was Sie für Ihr Glück ansehen, zu befördern. Wenn ich also überzeugt bin, daß, wenn ich nicht jetzt gleich hinkomme, Sie nicht würden in Berlin bleiben können, so werde ich gleich kommen. Allerdings kann es wegen Wildbad nicht lange sein, ich würde dann Paul benachrichtigen, um den größten Eklat zu vermeiden, daß er auf einige Tage verreist. Ich würde möglicherweise, wenn die Verhältnisse, wie man sie jetzt befürchtet, eintreten, nicht wieder nach Berlin kommen können. Aber wenn dies nötig, um Ihr Dortbleiben zu ermöglichen, so will ich gern darauf verzichten. Wenn indessen Ihr Bestehen auf mein sofortiges Hinkommen nach Ihrer Meinung nur deshalb ist, weil ich sonst größere Schwierigkeiten für die Zukunft haben würde, so muß ich entgegnen, daß nach dem, was ich von anderer Seite zu befürchten Ursache habe, mein Hinkommen noch weit größere Schwierigkeiten zur Folge haben würde.

Ich weiß, daß es leider ein fruchtloses Bemühen, wenn Sie in solchen Stimmungen, sich an Ihr Herz, an Ihr besseres Selbst zu wenden. Ich kann nur wiederholen, daß Sie mir jetzt, wie so oft, sehr unrecht tun, daß meine Freundschaft für Sie eine recht wahre, devouierte ist, daß

Sie unrecht tun, sie bei jeder Gelegenheit in die Schanze zu schlagen, daß ich meinerseits dies nicht tue, daß nur eines gleichberechtigt mit Ihnen steht: mein Verhältnis zu meinem Sohn, daraus haben Sie kein Recht des Vorwurfs gegen mich, und Sie tun nicht recht, diese beiden Sachen immer auf die Spitze gegeneinander stellen zu wollen, Sie können dadurch nur erreichen, mir den letzten Rest von Ruhe zu rauben . . .

63.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Dienstag nachmittag 6 Uhr 10 Minuten [Berlin, 2. Juni 1857].

Eben erhalte ich Ihren Brief. Zur Antwort dient:

1. In allem, was Paul laut Ihres Briefes über unsere Unterredung gemeldet, hat er schändlich gelogen.[1])

2. In allem, was Sie über die Familie sagen, sind Sie in jeder Hinsicht schändlich getäuscht.

3. Die kostbare Zeit entflieht, entflieht! In Ihrem letzten Brief versprachen Sie, auf meine Forderung zu kommen. Sie logen. Ich forderte, Sie kamen nicht. Bei meiner Ehre: sind Sie nicht am 4. hier früh — so kenne ich Sie nie wieder. Explikationen zu fordern, schriftliche, wo ich so bestimmt die Notwendigkeit erkläre, ist so schmachvoll, daß es mich als eine Schwäche anwidert, Ihnen noch zu schreiben.

Die Zeit vertrödeln Sie! Ich stehe für nichts mehr. Durch den Aufschub grade vernichten Sie das schönste, sicherste, gewonnenste Spiel. Auf Sie die Folgen. Aber sind Sie nicht am 4. hier, so sind Sie gewesen für mich.

Ich danke für die Freundschaft, das Vertrauen und die Zuverlässigkeit, die ich bei Ihnen finde, und werde Ihnen niemals, auch wenn Sie kommen, den Aufenthalt verzeihen, der alles stört und schädigt.

Und sind Sie nicht am 4. früh da, ist dies das letzte Stück Papier, das ich je an Sie richte. Bei meinem Wort!

64.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE.

[Düsseldorf, 3. Juni 1857.]

Soeben erhalte ich Ihren Brief und reise also übermorgen, Freitag abend, ab, früher kann ich nicht, ich habe so die größten Fatalitäten,

[1]) Lassalle bezieht sich hier auf den in der Schlußanmerkung zu Nr. 60 erwähnten Brief der Gräfin vom 29. Mai. Danach wollte er dem Grafen Paul in ihrer Unterredung nur gesagt haben, seine Mutter müsse jetzt gleich nach Berlin kommen, weil er sich der Behörde gegenüber kein Dementi geben könne.

worüber mündlich. Kommen Sie nicht nach der Eisenbahn, ich werde Ihnen die Klara[1]) schicken. Wenn Sie etwas wollen, so fragen Sie nichts danach, wie ich dabei fahre, ob ich krank, ob meine Kräfte es aushalten, Sie müßten doch Ihren weißen Neger etwas mehr schonen. Diesmal bin ich wirklich meiner Familie Dank schuldig, daß sie mir die größte Unruhe wenigstens benommen.

Leben Sie recht wohl.

65.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

Sonntag abend [Düsseldorf, 12. Juli 1857].

. . . Die letzten Zeiten, vorzüglich dies letzte Jahr, sind recht schlimme für mich gewesen, viel Sorge und Kummer, und meine Gesundheit, die sich sonst immer im Sommer bessert, ist dies Jahr viel schlechter. Ich bin jetzt viel trauriger, als ich es in den Prozeßjahren war. Da hatte ich noch etwas, was mich beschäftigte, der Kampf, und etwas Hoffnung, daß es anders und besser werden könnte. Jetzt weiß ich, daß es niemals besser für mich werden kann. Ich fühle mich ganz unnütz auf der Welt; alles ist in mir so gelähmt, daß ich [der] Kraft zu keiner Beschäftigung mehr fähig bin. Sprechen möchte ich so gern mit Ihnen, aber schreiben wird mir unendlich schwer; ich kann nicht sagen, daß mir die Zeit grade zu lang würde, aber ich kann nichts mehr tun als sitzen und brüten über meinen Gedanken, über die Vergangenheit. Jede Arbeit, jeder Entschluß in der kleinsten Sache, wie meine Wohnungsangelegenheit, ist mir eine unsagbare Qual, und ich lasse zuletzt todmüde alles gehen wie es geht. Ich bin total unselbständig, unbeholfen geworden, was mich nicht nur quält, aber mich mit Mitleid und Ärger über mich selbst erfüllt. Ich bin mit einem Wort in einer trostlosen Stimmung. Der Abschied von Ihnen ist mir wahrlich näher gegangen, als Sie glauben; und dies leere Haus trägt wenig dazu bei, mich aufzuheitern. Doch genug der Wehmütigkeiten, die Sie ja ohnehin nicht lieben. Nur wünsche ich, daß die Unsicherheit über meine Zukunft recht bald aufhören möchte; sie quält mich sehr, und ich bedarf unendlich der Ruhe. Wenn ich hier bleiben sollte, müßte ich doch einige Einrichtungen treffen, denn obgleich ich einerseits diese totale Einsamkeit besser wie viele andre ertragen kann, so fühle ich doch, daß sie zerstörend auf mich einwirkt. Ich habe gar keine Hoffnung, daß die Geschäfte in Köln sich gütlich oder bald einrichten, und in einen Prozeß habe ich nach meinen Erfahrungen gar kein Vertrauen und sehe auch dieses Geld eigentlich

[1]) Die Zofe der Gräfin.

schon für verloren an. Meine Finanzen machen mir sehr große Sorge und Kummer. Kummer, weil ich doch eigentlich noch gar nichts von dem Vermögen, das so sauer verdient war, gehabt habe und nun jetzt doch durch diese unglücklichen Geschichten so viel verloren habe, wegen Paul, der ganz allein auf mich angewiesen ist, und weil es mich zu Tode grämen würde, wenn meine Feinde den Triumph hätten, wahrgesagt zu haben, als sie immer gesagt, was man mir gäbe, würde verloren sein. Ich muß jetzt nicht nur immerzu von meinem Kapital zehren, aber ich habe viele große Schulden . . .

Nun leben Sie wohl, liebes Kind, schreiben Sie mir und trösten Sie mich etwas, ich habe es sehr nötig. Tausend der herzlichsten Grüße! Von hier weiß ich gar nichts Neues zu melden, ich sehe aber auch niemand.

66.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Berlin, Dienstag [14. Juli 1857].

Recht, recht traurig hat mich Ihr Brief gestimmt! Was ist mit einem Menschen zu machen, der niemals folgt und der dann doch hinterher immer so sehr darunter leiden muß, nicht gefolgt zu haben und sich dennoch niemals aus einem solchen Vorgang die geringste Lehre zieht! — So geht es bei Ihnen stets vom Kleinsten bis zum Größten! Auf jeden guten Rat haben Sie ein für allemal die Antwort: „Ich bin nun einmal so," usw. Und hinterher erfahren Sie dann immer, daß Sie mit den Dingen, bei welchen Sie Ihrer Individualität angemessen zu handeln glaubten, vielmehr regelmäßig gegen dieselbe gehandelt und sich ohne Not empfindliche Nachteile herbeigezogen haben . . .

Sie sehen jetzt, daß Sie aber „nun doch nicht einmal so" waren, wie Sie zu sein glaubten; daß Sie trotz Ihrer Individualität, die Sie einem immer entgegenhalten und besser zu kennen glauben als andere und au fond am wenigsten kennen, töricht gehandelt haben[1]) und sich den sachlichen Folgen ebensowenig als andere entziehen können, ja, sie nur härter als andere empfinden.

Natürlich spreche ich von dieser Sache nur beispielsweise! Aber es geht mit allem nur ganz ebenso. Sie sind sich selbst unklar, und das ist die Quelle alles Elends! . . .

Was die Unruhe betrifft, die Sie wegen Ihres Provisoriums empfinden, so ist diese ebenso grundlos. Ich wiederhole Ihnen: Spätestens am

[1]) Die Gräfin hatte gegen Lassalles Rat ihre Wohnung aufgegeben und fand nun keine geeignete neue.

1. Januar können Sie hierher ziehen. Habe ich schon je mein Wort nicht gehalten, wenn ich es gab? Nicht bloß auf eine Handlung meiner selbst, sondern auch auf ein von dritten Personen abhängiges Faktum? Und diesmal ist ja gar nichts dabei, was von dritten Personen abhängt. Denn Sie wird man ja nicht hindern, noch hindern können. Sie kommen also im Januar ruhig her — und ob die Behörden deshalb gegen mich wüten werden, ist meine Sache . . .

Wie glücklich, glücklich könnten Sie doch sein, wenn Sie ein wenig von der schlechten Persönlichkeit ablegten, die Ihnen Ihr ganzes Leben verdirbt. Doch das „ich bin nun einmal so", dieser widerwillige dumme Widerstand gegen die Vernunft hindert einen nicht nur an der Vernunft, sondern auch am Glück und der Zufriedenheit. Das ist es ja eben!

Mieten Sie die Hüttersche Wohnung.

Ich selbst bin noch immer krank und Stubenhüter. Heute noch dazu leide ich an furchtbarer Kolik, obgleich ich gar nichts esse (seit vierzehn Tagen bloß kalten Kalbsbraten).

Nun beruhigen Sie sich etwas, mein liebes gutes Kind. Wenige Monate noch — und Sie sollen hier das angenehmste und schönste Leben führen von der Welt, haben Sie nur etwas Vertrauen und Folgsamkeit. Gehen Sie aber jetzt vor allem schleunigst nach Wildbad.[1]) Kein Wunder, daß Sie sich krank fühlen, schon Mitte Juli und noch nicht im Bade! Und dann nach Schlangenbad. Für alles andere lassen Sie mich sorgen, der ich zwei Arme habe, und für Sie, wenn es sein muß, so viele wie der hundertarmige Riese Briareus! Je ferai tout!

Ihr F. Lassalle.

P.S. Schicken Sie mir noch meine kleinen orientalischen Ansichten, die in Ihrem großen Hefte liegen.

P.S. Noch einmal, liebes Kind, attristieren Sie sich nicht über die Zukunft. Sorgen Sie nur, sich möglichst gesund zu machen. Ich werde alles aufbieten, Ihr Leben angenehm zu machen.

67.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Donnerstag [Berlin, 16. Juli 1857].

Gnädigste!

. . . Ihren Reiseplan im September anlangend, bemerke ich:

Wenn Sie etwas arrangieren können, wobei Sie sich auf andere Weise amüsieren und eine andere Ihnen konvenierende Gesellschaft

[1]) In der Tat reiste die Gräfin am 17. Juli nach Wildbad ab, wie aus einem nur Geschäftliches enthaltenden, vom 16. Juli 1857 datierten Brief an Lassalle hervorgeht.

finden können, so wäre mir das weit lieber. Denn meine Abreise würde, wie ich mich überzeugt habe, immerhin den einstweiligen Stillstand des Druckes[1]) zur Folge haben müssen. Wenn Sie aber nichts anderes haben, so bin ich selbstredend gern bereit, Ihnen die gewünschten vierzehn Tage zur Disposition zu stellen. Denn es wäre eine wahre Todsünde, wenn der Sommer für Sie ohne jedes Vergnügen vorüber gegangen sein sollte, und ich wäre zu diesem Zweck zu noch ganz anderen Dingen bereit, als zu einem Opfer von vierzehn Tagen! Was würde ich darum geben, gutes Kind, wenn ich Sie nur erst einmal dazu bekommen könnte, wirklich an Ihr Vergnügen zu denken!

Rosen auf den Weg gestreut
Und des Harms vergessen,
Eine kurze Spanne Zeit
Ward uns zugemessen!

Aber entschieden wäre ich dagegen, diese vierzehn Tage am Rhein oder der Ahr zuzubringen. Für dasselbe Geld und in derselben Zeit können wir uns wo anders weit besser amüsieren. Ich würde vorschlagen — denn der Genfer See scheint für diese Zeit etwas zu weit —, uns am Züricher See oder auf Rigi-Scheidegg oder in Seis oder in Ragatz niederzusetzen auf diese vierzehn Tage, und kleine Ausflüge und Spaziergänge zu machen; welchen Ort von den genannten wir auch wählen, wir würden uns köstlich amüsieren und hätten eine Natur, gegen welche die rheinische, die ich gar nicht leiden kann, doch nur Quark ist. Ja, wir lebten dort selbst vielleicht billiger, keinesfalls teurer. In Rigi-Scheidegg wäre Bloems Anwesenheit, der Ausflüge mit uns machen würde, auch eine große Annehmlichkeit.

Mein gutes Kind. Wenn Sie nur einmal Vernunft annehmen und sich über Ihren kleinen Schmerz hinwegsetzen wollten. Er erscheint Ihnen nur deshalb so groß, weil Sie wirklich, mit Verlaub, darin einer Blattlaus etwas ähnlich, nie über das Blatt hinausblicken, auf dem Sie gerade kriechen. Sehen Sie um sich, mit welchem Heldenmut, mit welcher Tüchtigkeit von andern im Leben noch ganz andere Schmerzen getragen werden, und der Grund zur Klage, den Sie haben, wird Ihnen geringer erscheinen. Haben Sie in den Zeitungen genaues über den dreifachen kombinierten Aufstand gelesen, den Mazzini[2]) in Italien hervorrief? Ich wette, nein! Zumal von der Expedition des Herzogs von San Giovanni? Karl

[1]) Des Heraklit.

[2]) Giuseppe Mazzini (1805—1872), der berühmte italienische Revolutionär. Ein wichtiger Brief von ihm an Lassalle aus dem Jahre 1863 wird in Bd. V abgedruckt werden.

Pisacane?[1]) Es ist furchtbar! Die Nachrichten, welche die Blätter zuerst brachten, waren ja ganz falsch. Pisacane hatte bereits in zwei Treffen — in offenem Felde — die neapolitanische Soldateska geschlagen. Von einer dreifachen Übermacht überfallen, kämpfte man mit dem Stilett — bis alles fast fiel! Was für Blut! Was für Blut! Ich lege Ihnen eine Nummer der „Volkszeitung" bei, in der Sie eine kurze Biographie Pisacanes und etwas über den Aufstand finden! Welches kämpfende Heldenleben! Und denken Sie sich in Mazzinis Lage, der immerwährend seine besten Freunde und Anhänger ins Verderben treiben und niedermetzeln sehen muß. Bei Sapri allein wurden viele, viele Hunderte sofort erschossen! (Lesen Sie ja die beigelegte Zeitung.) Und doch muß er stark bleiben. Und dort die Zurückgelassenen und Verwandten und dies Kämpfen und Ringen und Leiden und Opfern aller seiner Lieben, der Söhne und Brüder usw. Das geht nun schon zehn Jahre so fort und wird so heldenmütig getragen! Ich glaube, wenn Sie sich in diese tragischen Leiden hineindenken, müßte Ihnen selbst der Lärm, den Sie darüber erheben, daß Sie ... sehr klein und töricht erscheinen. — Was haben Sie übrigens zu den Nachwahlen in Paris gesagt? Napoleon trotz aller Vorbereitungen und Gewarntseins in allen drei Bezirken geschlagen![2]) Ihr

F. L.

68.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Freitag [Berlin, 7. August 1857].

Meine gute gnädige Frau!

Ich bin es wirklich, der fragen muß, wie kommt es, daß Sie mich so ganz vergessen. Seit Ihrer Ankunft in Wildbad haben Sie mir nur einmal geschrieben, am 26. Juli.[3]) Heute ist schon der 7. August. Also

[1]) Pisacane war am 28. Juni mit wenigen Gefährten in der Bucht von Sapri gelandet in der Absicht, das Königreich Neapel zu insurgieren. Aber die kleine Schar wurde am 30. Juni zersprengt und Pisacane fiel. Gleichzeitig gedachte Mazzini in Genua loszuschlagen. Doch der Plan wurde verraten, bevor er zur Ausführung kam.

[2]) Von den acht städtischen Wahlbezirken von Paris waren in der Hauptwahl drei, in der Nachwahl zwei an die republikanische Partei gefallen. In der Hauptwahl waren Cavaignac, Carnot und Goudchaux, in der Nachwahl Emile Ollivier und Darimon gewählt worden.

[3]) In diesem Brief klagte die Gräfin über ihre Isolierung, über die unsichere Lage ihrer Finanzen und auch darüber, daß Lassalle, der ihr „ängstliches, krankhaftes Gemüt" kenne, so lange nichts habe von sich hören lassen.

zwölf Tage lang ließen Sie nichts von sich hören. Warum denn? Tun Sie das nicht. Es bekümmert und verstimmt mich. Ich bekomme so gern Brief von Ihnen, und ist es gar ein solcher, in welchem ich irgend Anflüge von guter Laune sehe, so werde ich gleich in die heiterste Stimmung von der Welt versetzt.

An und für sich bin ich durchaus nicht in dieser. Sie fehlen mir gar zu sehr. — Ich habe hier Gesellschaft genug und mehr, als ich will. Die Leute sind mir auch alle recht gut und sind recht lieb. Aber sie sind mir innerlich doch nicht nahe genug. Wenn man mit jemand so innerlich verwachsen ist wie ich mit Ihnen, so fühlt man dies am meisten erst durch den Vergleich mit der relativen Äußerlichkeit, in der einem die andern Menschen bleiben. Man kann sich mit ihnen amüsieren und zerstreuen, aber sie füllen nicht aus. Und das ist nicht mein genre!

Dieser Brief wird, wenn ich meine Maßregeln richtig genommen habe, Sie grade an Ihrem Geburtstag erreichen. Tausend herzlichste Glückwünsche! Mögen Sie noch doppelt so viel schöne und glückliche solche Tage erleben, als früher traurige und düstere.

Ich wollte Ihnen gern was schenken. Aber ich wußte nicht was. Erstens ist nicht nur keine übermäßige Flut in meiner Tasche, sondern ich weiß Ihnen doch nur mit Dingen für die Einrichtung Spaß zu machen. Die kann man aber nicht nach Wildbad senden und das bleibt auch besser auf später. So kam ich denn auf die Idee, Ihnen irgendeine kleine Gemütsfreude machen zu wollen. Nach längerem Nachsinnen beschloß ich, Ihnen nachträglich von unserem lieben, lebens- und geistvollen, so früh gestorbenen G. Weerth[1]) ein Porträt verschaffen zu wollen. Er war Ihnen wie mir recht gut! Und oft hat er mir, wenn wir allein, den Teil erzählt, den er an Ihrem Leiden nahm. Ich habe das Daguerreotyp abkopieren lassen von einem, das Mad[ame] Duncker besitzt. Hier folgt es anbei. Möge es Ihnen eine kleine Freude machen . . . Ich arbeite fleißig und halte schon am zweiten Bogen des zweiten Teils. Auch meine Vorrede habe ich dieser Tage geschrieben. Sie klingt stolz genug! Nun adieu und schreiben Sie bald

Ihrem F. L.

69.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

Wildbad, 10. August [1857].

Mein liebes Kind, ich habe eigentlich gar kein Recht, mich zu beklagen, daß Sie mir nicht schreiben, da ich selbst so lange nicht ge-

[1]) Der Dichter Georg Weerth (1821—1856). Vgl. seinen Brief an Lassalle in Bd. II, S. 55.

schrieben. Und doch tue ich es und fühle es, als wenn auch Sie mir fremder würden, sich mehr meiner entwöhnten und mein Platz in Ihrem Leben immer kleiner wird. Sie wissen, welch ganz unaussprechlich traurig[en] Eindruck es mir stets macht, mich so allein unter den vielen Menschen zu finden, wie mir dies stets die lange Kette von Unglück und Unrecht, die mein Leben so vernichtet hat, so lebhaft wieder vor Augen führt und sie mir neu wieder durchleben und durchfühlen läßt. Ich versinke dann in ein dumpfes Brüten, was mich zu jeder Beschäftigung unfähig macht. Weit besser ist für mich, wie ich es Ihnen oft gesagt, die tiefste Einsamkeit. Ich bin weder physisch noch geistig alt genug, um diese Stellung mit Gleichgültigkeit anzunehmen, und ich bin nicht mehr jung genug, um mit fröhlichem Mut mich über diese unverdiente Reprobation hinwegzusetzen. Es setzt mich immer wieder in neues Erstaunen, wie arg es ist, daß selbst die Leute, denen ich am besten gefalle und die es am liebsten möchten, es nicht wagen dürfen, den Kreis, der mich von allen abschneidet, zu überschreiten. Meine Feinde haben ein Meisterwerk an mir vollbracht; vollständiger war es nicht möglich, jemand zugrunde zu richten, und noch dazu einen Menschen, der von der Natur so vorzugsweise mit Gaben zum Glück ausgestattet war. Es regen sich auch dann immer wieder in mir Haß- und Rachegedanken. Doch was kann ich machen? Solange ich lebe, wird mir niemand glauben. Aber versprechen Sie mir, Sie, mein einziger Freund, der einzige, der hinter allen diesen Verleumdungen mein wahres Wesen erkannt hat, daß Sie nach meinem Tode mich rechtfertigen wollen, mein Märtyrertum und was ich war, zeigen wollen, und daß auf meinem Grabe nicht die Verachtung mehr lasten soll, die man mir während meines Lebens aufzubürden gewußt hat. Ich bin heute ganz besonders gedrückt; es ist mein Geburtstag, der Tag, an dem vor langen Jahren ich unwiderruflich dem Unglück preisgegeben wurde, und es hat heute, wie an dem Tage eine richtige Vorbedeutung meines Lebens, unaufhörlich geregnet. Ich brauche diesmal die Kur sehr stark: anstatt daß ich voriges Jahr eine Viertelstunde badete, bade ich eine ganze Stunde; ich habe diesmal nicht die gute Wirkung gleich, sondern fühle mich im Gegenteil sehr angegriffen. In vierzehn Tagen längstens hoffe ich abreisen zu können. Schreiben Sie mir doch, liebes Kind, Sie können nicht glauben, wie sehr mir ein Wort der Freundschaft wohl tut und not tut. Vergessen Sie aber nicht, mir zu sagen, wie es mit Ihrer Gesundheit geht . . . Adieu, liebes gutes Kind, schreiben Sie mir doch und sagen mir, wie es Ihnen geht und wie Sie leben. Tausend herzlichste Grüße.

70.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Donnerstag [Berlin, 13. August 1857].

Meine Gnädigste!

Mit einem wahren Wutanfall ersehe ich aus Ihrem eben einlaufenden Briefe, daß Sie meinen Brief nebst dem Daguerreotyp nicht rechtzeitig zu Ihrem Geburtstag erhalten haben. Ich hatte mir so viel Mühe gegeben, extra auf die Post geschickt, um zu erfahren, wenn ich es absenden müßte, damit es weder zu früh noch zu spät eintrifft, und nun scheinen mir diese Schurken doch falsche Auskunft gegeben zu haben! Nun begreife ich auch, daß Sie in doppelt wehmütiger Stimmung sein mußten! An Ihrem Geburtstage nicht einmal von mir ein Lebenszeichen zu empfangen!

Wie können Sie aber solche Gedanken haben, als entwöhnte ich mich Ihrer usw.! Gott, wie falsch, wie falsch! Jeden Lorbeer und jede Palme, die ich mir in meinem Leben pflücken werde — und ich denke, es werden deren viele sein — werde ich ewig zu Ihren Füßen hinlegen und Sie damit bekränzen! — Ich mich Ihrer entwöhnen. „Ihr Platz in meinem Leben kleiner werden." Auf mein Wort: Jeden Menschen, den ich kennen lerne, berechne und taxiere ich nur nach der Annehmlichkeit und dem Werte, die er für Sie haben könnte! Ich soll Sie rächen! Nach Ihrem Tode rächen! Wenn Sie erlauben, gedenke ich noch bei Ihren Lebzeiten viel darin zu tun. Aber auch bis dies eintritt, kann ich noch besseres tun. Kann Sie froh und glücklich machen. Nur freilich gehört dazu Vernunft, und freilich mangelt Ihnen dieselbe in mancher Hinsicht entsetzlich. Sie sprechen von Reprobation! Allein das bezieht sich doch nur auf jene verrottet aristokratischen Kreise, die Sie in Wildbad vor sich sehen! Mit diesen ist freilich nichts zu machen, und diese Fäulnis lohnte sich nicht einmal der Eroberung. Aber haben Sie diese Reprobation auch gefunden, würden Sie sie finden in dem Cercle, aus welchem Sie hier bei mir Spezimina sahen? Weder bei Männern noch Frauen, die diesen geistig lebendigen Kreisen angehören, würden Sie auf andere Gefühle stoßen als die der Bewunderung, des Interesses und Respekts. Wer sich schlechte Plätze aussucht, kann sich freilich nicht wundern, schlecht gestellt zu sein. Osez! Sieyès [1]) sagte zu seinen Landsleuten: Vous voulez être libres — et ne savez pas d'être [sic!] justes! Mit weit größerem Rechte sage ich zu Ihnen: Vous voulez être heureux

[1]) Emanuel Joseph Sieyès (1748—1836), der bekannte französische Staatsmann, der Vorkämpfer des dritten Standes und des Dogmas von den natürlichen Grenzen Frankreichs.

[sic!] — et ne savez pas d'être [sic!] libre!! Und doch ist dies des Glückes erste Grundbedingung.

Ja, Sie sind viel, viel unfreier, als es geistig viel unbedeutendere und weniger freie Leute sind. Jede Kleinigkeit überzeugt mich davon. Tausend solche Kleinigkeiten könnte ich — und diese gerade stören den heitern Lebensgenuß — zum Beweis anführen. Was war das z. B. immer für ein Getue und Getäte, wenn Sie zu mir kommen sollten. Wie mußte da den Leuten das Wort abgenommen werden, nichts zu sagen. Wie steif und fest behaupteten Sie mir, keine Dame in Berlin von guten Sitten usw. würde einen unverheirateten Garçon besuchen usw. usw. Gut. In dem Cercle hier, mit dem ich umgehe, befindet sich eine gewisse Gräfin Kalckreuth, die Tochter des alten Generals Kalckreuth. Ich kannte sie und ihre Familie schon von 1846 her durch Keyserling [1]) und habe jetzt ihre Bekanntschaft nur erneuert. Sie spielt zwar etwas die Person von Geist, aber durchaus nicht den Freigeist, da sie vielmehr ganz prononciert royalistisch und noch mehr religiös ist. Ihre Brüder haben hohe Chargen im Heer! (Beiläufig ist sie eine Spezialfreundin von Gräfe.[2]) Sie ist alte Jungfer, aber nicht über vierzig Jahr. 2. Eine Frau von Rappard, sechsunddreißig Jahre alt und noch dazu ganz hübsch, geschieden von ihrem Manne, der ein Taugenichts war, aber eine Frau von ganz intaktem Ruf; auch gescheut. 3. War die Frau von Dohm [3]) bei der Partie. Wir und Pickwick, Dohm und Pritzel machten z. B. neulich eine Landpartie nach Tegel. Wir kamen zwölf Uhr nachts erst zurück und waren recht guter Laune. Da machte ich den Vorschlag, den Nachttrunk bei mir zu nehmen. Aber es dachte auch keine von den Damen daran, irgend etwas dagegen zu haben. Jetzt in der Nacht $12\,^1/_2$ Uhr begab man sich in meine Wohnung und trank bis zwei Champagner. Ein andermal waren wir im Theater und hatten dann im Freien soupiert. Die Nacht war schön. Ich schlug vor, auf meinem Balkon Kaffee zu nehmen, und wieder begaben sich die Damen ohne Anstand zu mir und blieben bis zwei Uhr.

Da haben Sie die Antwort auf Ihr: „Keine Berliner Dame würde usw." und die Kalckreuth ist doch sogar auch eine Gräfin und die Frau von Rappard eine Adlige und von ganz akzeptabler Hübschheit, obwohl schrecklich dick!

---

[1]) Gemeint ist wohl der Kriegsfeuilletonist Oberstleutnant a. D. Graf Archibald Keyserling (1785—1855), durch den Lassalle 1846 mit der Gräfin Hatzfeldt bekannt geworden war. Keyserlings Mutter war eine Gräfin Kalckreuth.

[2]) Professor Albrecht von Gräfe (1828—1870), der berühmte Augenarzt, der auch Lassalle behandelte.

[3]) Hedwig Dohm, der Gattin Ernst Dohms, hat Lassalle zeitweise nahe gestanden.

Übrigens mache ich diese Vorschläge und traktiere die Leute mit Champagner und Mokka immer nur in Rücksicht auf Sie, um es zu etwas ganz Gewöhnlichem zu machen, daß Damen des besten Genre mich zu jeder Tageszeit besuchen. Aus demselben Grunde sind die Damen auf morgen fünf Uhr nachmittag bei mir zum Kaffee eingeladen. Man wird auf dem Balkon bei aufgezogener Markise sitzen! Schade nur, daß Madame Duncker[1]) verreist ist und ebenso Varnhagen.[2]) Sonst hätte ich mir erstere auch schon eingewöhnt, und letztere hätte mir seine Nichte, ein junges, unverheiratetes Mädchen von neunzehn Jahren, zuführen müssen.

So sehen Sie, wie man Sie in der lächerlichsten Weise unfrei gemacht hat. Denn freilich, wenn Sie mir zur Antwort geben wollten: „Was andere tun dürfen, darf ich nicht tun" — wenn Sie sich wirklich auf diesen Armensünderstandpunkt hindrängen lassen — dann sind Sie unrettbar verloren und keine Macht zwischen Himmel und Erde kann Ihnen helfen. — Nun leben Sie mir tausendmal wohl. Ich habe entsetzlich viel zu tun. Schreiben Sie doch öfter. Vergessen Sie die Sache mit Hinschius nicht zu erledigen. Wo gehen Sie hin von Wildbad? Wollen Sie noch eine Reise unternehmen? Wollen Sie, daß ich Sie begleite? Genieren Sie sich nicht! Sagen Sie, und ich werfe alles zum Teufel und fliege zu Ihnen. Wenn Sie wollten, würde ich selbst suchen, Ihnen Dohm mitzubringen, der Sie gewiß sehr amüsieren würde. Soll ich? Wie gesagt, brieflich geht das Genieren und Nicht-selbst-bestimmenwollen nicht an. Erwägen Sie, was Ihnen am liebsten ist, und dann bestimmen Sie. Kann ich Ihnen ein Amusement verschaffen, so wissen Sie ja, ist es für mich selbst das größte, und wie sehr mich auch meine Arbeiten drängen, würde ich ihnen doch wohl vierzehn Tage ohne zu große Fatalität vielleicht entreißen können. Glauben Sie aber, daß es besser ist, wenn Sie an den Rhein zurückgehen, so wäre auch das mir ganz lieb, weil es mir in meinen Arbeiten und Bestrebungen hier sehr zugute käme. Wollen Sie also, da es für mich zwei gleich angenehme und unangenehme Seiten hat, nur sich befragen.

71.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

[Wildbad, Mitte August 1857.]

Liebes, gutes Kind, meinen Brief, am 10. geschrieben, werden Sie wohl erhalten haben, den Ihrigen, der an dem Tag ankommen sollte,

[1]) Lina Duncker, die Frau Franz Dunckers. Über ihre Beziehungen zu Lassalle vgl. die Einführung zu Bd. II, S. 23.

[2]) Bei Varnhagen von Ense (1785—1858) hatte Lassalle schon im Januar 1846 mit dem berühmten Empfehlungsbrief Heinrich Heines Eingang gefunden.

habe ich zwar erst später erhalten, denn die Briefe gehen sehr schlecht hierher, allein nichts[desto]weniger hat es mich gefreut, daß Sie daran gedacht, ich wußte wohl, daß Sie es tun würden. Sie waren aber auch wie immer der einzige. Sehr hat mich das Bild von Weerth erfreut, und dennoch war ich, kann ich nicht leugnen, etwas desappointiert, denn als ich den Kasten sah, der mir gleich nach einem Bild aussah, glaubte ich zuerst, Sie hätten mir Ihre eigene Photographie geschickt . . . Schreiben Sie mir recht bald recht gut, denn die Ihrigen sind die einzigen Worte wirklicher Freundschaft und Teilnahme, die ich je höre, und daher sollten Sie mir nie andere sagen. Seien Sie vernünftig für Ihre Augen und Gesundheit. Die allerherzlichsten Grüße. Noch zehn Tage habe ich hier zu bleiben.

72.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

[Berlin] Dienstag, 18. August [1857].

Vous voulez être heureux et
ne savez pas être libre![1])

Denn mit diesem Motto, meine Gnädige, werde ich von nun an fortlaufend meine Briefe an Sie schmücken, weil es das Wahrste und Wichtigste ist, was Ihnen gesagt werden kann.

Jawohl! Entledigen Sie sich der „schwerlastenden Fessel am Fuße", springen Sie heraus aus diesem Wust von Rücksichten und unmöglichen Bestrebungen, in denen es neuerdings gelungen ist, Sie einzukerkern, und Sie werden sehen, wie schön und harmonisch sich alle Ihre Lebensverhältnisse gestalten und wie bald Sie glücklich sein werden!

Daß Sie sich mutterseelenallein in einem Bade nicht wohlfühlen können, ist ganz selbstredend. — Freilich hindert Sie an manchem eine gewisse praktische Ungeschicklichkeit. Als solche betrachte ich es z. B., daß Sie noch keine Gesellschafterin haben, eine solche, die in jeder Hinsicht konvenabel ist. Oder ist es vielleicht — verzeihen Sie mir — Geiz? Gewiß ist auch hieran etwas! . . . Aber wozu soll Ihnen denn Ihr Geld, wenn Sie es nicht verwenden wollen, sich Lebensannehmlichkeiten und Lebensgenuß zu erkaufen? . . . Mit dem Gesuch um Domizilierung werden Sie schon bis Februar warten müssen. Dagegen aber, daß Sie im Oktober schon auf zwei bis drei Monate zum Besuch herkommen, wird, glaube ich, kein Hindernis vorliegen resp. die etwaigen Hindernisse zu beseitigen sein; d. h. ich glaube, ich werde es durch-

[1]) Siehe oben Nr. 70.

setzen können, daß man mich non obstant Ihrer Anwesenheit doch nicht inkommodiert.

Nun leben Sie wohl und noch einmal — seien Sie frei, wenn Sie glücklich sein wollen. Werfen Sie ab die Ketten und verzichten Sie darauf, Bündnisse zu schließen mit dem „Gezücht der Schlangen". Doch ich lasse am besten das reizende Sonett des Dichters folgen, den Sie so sehr lieben, Platens:

Entled'ge dich von jenen Ketten allen,
Die gutgemutet du bisher getragen,
Und wolle nicht mit kindischem Verzagen
Der schnöden Mittelmäßigkeit gefallen!

Und mag die Bosheit auch die Fäuste ballen,
Noch atmen Seelen, welche keck es wagen,
Lebendig wie die deinige zu schlagen.

Drum laß die frischen Lieder nur erschallen!
Geschwätz'gen Krittlern gönne du die Kleinheit,
Bald dies und das zu tadeln und zu loben,
Und nie zu fassen eines Geistes Einheit.

Ihr kurzer Groll wird allgemach vertoben,
Du aber schüttelst ab des Tags Gemeinheit,
Wenn dich der heil'ge Rhythmus trägt nach oben.

Ihr F. L.

73.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

Wildbad, 18. August [1857].

Liebes, gutes Kind, Sie schreiben mir wirklich recht wenig, denn auf meinen letzten Brief habe ich noch keine Antwort. Sie werden sagen, daß ich ebenso faul bin, aber das ist ganz etwas anders. Einmal bin ich von der Kur sehr angegriffen, muß trotz des sehr schlechten Wetters, das wir seit zwölf Tagen haben, sehr viel ausgehen, bin sehr müde, und das alles wäre noch gar keine Ursache, aber das beständige Alleinsein deprimiert mich auf eine solche Weise, daß ich wohl noch ganz hebetiert und zum Automaten werde, der nur noch brüten kann. Und da meine Gedanken nicht grade der fröhlichsten Art sind, so werde ich ein trübseliger Narr; man kann mir darüber keine Vorwürfe machen, denn es ist eine notwendige Konsequenz. Der Geist, der ewig nur auf sich selbst

zurückgebogen ist, reibt sich auf und vergeht oder schnappt über; aber gesund kann er nicht bleiben, vorzüglich wenn man nicht wie ich ein Gelehrter ist, der anstatt der Gemeinschaft der Geister die der Bücher hat. Und auch selbst dann wird demjenigen, der vollständig nur damit beschäftigt ist, auf die Dauer eine wesentliche Seite seines Ichs beschädigt. Was soll ich schreiben? Immer dieselben Klagen? Das ist langweilig für Sie und unnütz. Von unangenehmen Geschäften? Obgleich das recht notwendig wäre, so hilft es jetzt gleich doch nichts, da im Augenblick nichts geschehen kann. Es bleiben die Fragen nach Ihrer Gesundheit, Ihren Augen, die Sie mir doch nie beantworten und noch weniger darin befolgen, was ich Ihnen anrate. Sie können mir schreiben, was Sie tun und treiben, wen Sie sehen, und Sie wissen, wie sehr mich alles interessiert.

Sie fragen [1]) mich, ob ich wünsche, daß Sie auf vierzehn Tage zu mir kommen. Gewiß wünsche ich das, und sehr würde es mein Gemüt wieder aufrichten, einige Zeit eines wahrhaft freundschaftlichen Verkehrs zu haben, nicht ganz allein mich zu fühlen . . .

74.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Sonnabend [Berlin, 22. August 1857].

Vous voulez être heureux et
ne savez pas être libre.

Gnädigste! Eben erhalte ich Ihren Brief vom 18., worin Sie sagen, Ihr letzter sei noch ohne Antwort. Ich begreife dies nicht, denn ich habe Ihnen zwei geschrieben, beide mit dem obigen Motto geschmückt, woran Sie kontrollieren können, ob Sie sie alle erhalten. Und zwar schrieb ich Ihnen stets sofort nach Empfang Ihres Briefes (wie auch heute). Woran liegt es also?

In tiefster Seele schmerzt mich die nur zu natürliche Mißstimmung, die sich über Ihre Isolierung in Ihren Briefen ausspricht. Ich beschwöre Sie, nur ein wenig, nur sechs bis sieben Wochen noch halten Sie tapfer aus gegen den finsteren Geist der Verstimmung, der Sie beschleicht; dann nahe ich zu Ihrem Sukkurs und zerstreue, wie die Sonne die Nebel, die Wolken, die sich Ihnen nahen. Es ist mir ganz klar, Sie können diesen Winter nicht allein zubringen, Gott behüte! Sie kommen Mitte Oktober nach Berlin. Es wird meine Sache sein, dies möglich zu machen. Sie kommen in der zweiten Hälfte Oktober her und bleiben hier zum

[1]) Siehe oben Nr. 70.

Besuch ununterbrochen, bis Sie Ihr Domizil hier nehmen (im Februar 58). Ich lasse Sie nicht mehr weg.

Es bangte mir, muß ich gestehen, Sie würden mich wegen meines Reiseanerbietens beim Wort nehmen. Es bangte mich aber auch wieder Ihret-, nicht meinetwillen. Denn Sie wissen noch lange nicht, wie gut ich Ihnen und mit welcher Seligkeit ich alle persönlichen Zwecke fortwerfe, wenn ich glaube, daß ich Ihnen dadurch irgend nützen kann.

Aber ich habe die Sache reiflich, reiflich überlegt, und sie verhält sich so:

Ich bin, glauben Sie mir, ohne Ehrgeiz. Schon weil ich die ganze Welt nicht eines Strohhalms achte. Ich trage die Bedingungen des Glückes in mir. Sie aber brauchen dazu noch manches aus der äußeren Welt. Ich werde Ihnen das geben, reichlich geben. Damit ich es Ihnen aber geben kann, ist erforderlich, daß ich die Stellung, die mir gebührt, in der wissenschaftlichen Welt einnehme. Kein Zweifel — ich versichere Sie, kein Zweifel: ich habe gar viele Vorbeweise —, daß mir die beiden Arbeiten, die mich beschäftigen, diese Stellung überreichlich gewähren werden. Darum in Ihrem Interesse, in Ihrem mehr als dem meinigen, eilt es, daß sie erscheinen und mein verschlossenes Licht der Welt aufgehe. Ich schrieb Ihnen schon letzthin, jeder Lorbeer und jede Palme hat für mich nur den Wert, sie zu Ihren Füßen niederzulegen.[1]) Aber darum eben bangte mir entsetzlich wieder vor der Reise. Denn nichts darf mehr, auch nur um Tage, das Erscheinen des Heraklit verzögern, das andere[2]) kann ohnehin erst dann zu Ende gebracht werden . . .

Mein Plan ist also so: Anfang September kehren Sie an den Rhein zurück. Suchen zunächst ohne mich und mit Bloems Hilfe, der alles versprochen hat und dem ich ganz gehörige Briefe schreiben werde, alles mit Düwes[3]) zu ordnen. Dies beschäftigt Sie auch und füllt Ihre Zeit aus. Ich habe Ihnen oft gesagt, selbst Sorge ist besser für Sie als Nichtstun, wenn ich nicht da bin. Zugleich ordnen Sie alles für Ihre Abreise. Legen Sie die Sache mit Düwes bei, so kommen Sie etwa 18. bis 22. Oktober nach Berlin und bleiben hier. Gelingt es Ihnen dort nicht, so komme ich Mitte Oktober hin, ordne die Sache so oder so und

---

[1]) Siehe oben Nr. 70.

[2]) Das Drama Franz von Sickingen.

[3]) Bei der Liquidation der Firma Siegheim & Block hatte die Gräfin, um ihr Geld nicht zu verlieren, für Rt. 60000 Aktien von deren Nachfolgerin, der Kommanditgesellschaft Düwes & Co. übernehmen müssen. Diese hatte ihr keine Zinsen gezahlt.

kehre dann mit Ihnen nach Berlin zurück. Also Mut. Nur noch kurze Zeit sind Sie allein. Kaum sieben Wochen. Dann hat's aufgehört, und Sie sollen sehen, wie sehr ich Sie hier amüsieren und Ihnen ein angenehmes und heiteres Leben bereiten werde.

Es fällt mir ein: Wenn Sie wollen, können Sie auch folgendes tun: Am 3. sind in Weimar die großen Feste, die Theatermustervorstellungen usw. Viele Leute, auch von hier, reisen hin. Wenn Sie wollen, so schreiben Sie der Agnes, gehen mit ihr dazu nach Weimar, lassen sich durch sie mit Liszt, der Fürstin [1]) usw. bekanntmachen und amüsieren sich dort etwas, drei bis vier Wochen. Liegt Ihnen aber die Düwessche Sache am Herzen, so ist es besser, Sie spielen noch einmal Geschäftsmann, gehen nach Düsseldorf und Köln und ordnen das wie Ihre Wirtschaftsangelegenheiten und kommen dann hierher. — Bis Mitte Oktober ist Heraklit erschienen, die Polizeierlaubnis erwirkt, und ich habe dann nichts zu tun, als für Sie zu sorgen, denn Franz [2]) wird nicht zu viel Zeit in Anspruch nehmen. Auch er wird bis Mitte November erledigt sein.

Schon wie mein Heraklit erscheint, habe ich, glauben Sie es mir, eine ganz andere Stellung und werde sie auszubeuten wissen — Ihretwegen. Sie werden sehen, welch frohe Existenz ich Ihnen hier schaffen werde. Meine ganze die Menschen (wenn ich es will) erobernde Liebenswürdigkeit werde ich aufbieten. Sie werden einen Kreis von Leuten haben, die Sie lieben, bewundern und verehren, die Sie amüsieren und zerstreuen. Ich habe immer noch alles gemacht, was ich wollte. Sie sollen sehen, was ich mit der Zeit alles kann. Also kurze Geduld und standhafte Tapferkeit gegen jene Mißlaune. Sind Sie erst hier, bin ich erst bei Ihnen, wird es meine Sache sein, sie zu verscheuchen.

Ich will Tag und Nacht arbeiten, es zu beschleunigen. Jeder Tag früher, den Sie hier eintreffen, ist mir Gewinn.

Nochmals, was ich Ihnen so oft sagte in schlimmer Zeit und stets noch zu bewähren gewußt:

Nil desperandum sub Teucro duce et auspice Teucro!

Ihr

F. L.

---

[1]) Fürstin Karoline von Sayn-Wittgenstein (1819—1887), die große Freundin Liszts. Dieser hatte bekanntlich Weimar zum Mittelpunkt der fortschrittlichen Bestrebungen auf musikalischem Gebiet gemacht. Für Agnes Klindworths Beziehungen zu Liszt vgl. oben die Einführung S. 16 f.

[2]) Für Lassalles Drama Franz von Sickingen vgl. H. Oncken, Lassalle, S. 138 ff. Es wurde zuerst 1858 bei Duncker & Weidling in Berlin als Bühnenexemplar gedruckt.

75.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

Wildbad, 30. August[1]) [1857].

Liebes Kind, Ihren Brief ohne Datum mit dem schönen Motto,[2]) das an und für sich ganz richtig ist, d. h. nur für Männer, habe ich vor einigen Tagen erhalten. Für Frauen wird, solange unsre jetzige Welt und Gesellschaftssystem besteht, dieses Motto stets unanwendbar bleiben, und jede Frau, die es versucht, sich von den Fesseln, die ihr diese Ordnung ungerechterweise auferlegt, freizumachen, wird diese Auflehnung stets mit ihrem besten Herzblut bezahlen müssen. Dies ist so sehr wahr, daß es selbst den ausgezeichnetsten, die durch Geist und Charakter Männer waren und dies auch durch ihre Werke der Welt bewiesen hatten, was bei mir nicht der Fall, dennoch so ergangen ist. Das frappanteste Beispiel dieser Art ist die George Sand. Lesen Sie ihre Memoiren, und Sie werden diese Wahrheit auf jeder Seite finden. Die Frauen, die Sie mir in Berlin zitieren,[3]) beweisen gar nichts für mich, und was diese ungestraft, weil man nicht darauf achtet, tun können, würde für mich, wenn ich es täte, ganz etwas anders sein. Die einen haben Männer und sind durch diese geschützt, die andren haben, wie die Kalckreuth oder F[rau] von Rappard, nie in der Welt gelebt oder sind dadurch, daß sie weder durch ihre Schönheit, Geist oder besondre bekannte Schicksale Gegenstand teils des Neides der Frauen oder besondrer Beachtung sind, eben durch die Vergessenheit, in der sie leben, geschützt. Die Kalckreuth ist intim liiert mit der Fuhr und zeigt sich überall ungeniert mit ihr. Fragen Sie sich selbst, ob ich das tun dürfte, mit einer Schauspielerin, wenn sie auch eine gute Reputation hat, öffentlich freundschaftlich verkehren, ohne daß der schrecklichste Skandal darüber gemacht würde? Die Kalckreuth, Rappard können auch zu Kroll gehen, ohne daß es irgend jemand bemerkt oder davon spricht. Von mir würde den anderen Tag die ganze Stadt voll sein. Ich kann, weil ich aus mancherlei Ursache die Aufmerksamkeit in einem Grad, den ich selbst nicht begreifen kann, auf mich gezogen, vieles ungestraft nicht tun, was andere unbeachtet tun, und dann vergessen Sie meine Familie, die, wenn ich nicht völlig mit ihr brechen will, auch dafür Sorge trägt, mir es in dieser Beziehung nicht leichter zu machen . . . Daß Sie, wie Sie mir schreiben, jetzt nicht zu mir kommen, hat mir einerseits gewiß sehr leid getan, denn ich hatte mich wohl

[1]) Im Original heißt es: September. Das ist, wie der Zusammenhang deutlich zeigt, ein Schreibfehler.

[2]) Siehe oben Nr. 74.

[3]) Siehe oben Nr. 70.

darauf gefreut, aber andererseits muß ich allerdings einsehen, daß Sie recht haben und daß es so vernünftiger ist. Treffen Sie nur bei Zeiten alle Schritte, daß einer weiteren Aufenthaltserlaubnis nichts in den Weg gelegt wird, und versäumen Sie nichts aus Faulheit oder weil die Leute Sie langweilen ...

76.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Berlin, 2. September 1857.

Vous voulez être heureuse et
ne savez pas être libre!

Meine Gnädige! Nicht einen — sondern drei Briefe mit diesem Motto habe ich Ihnen bereits geschrieben, nämlich zwei, die es, wie der jetzige, vorn an der Stirn trugen und vorher einer, in dem ich Ihnen diese Devise auseinandersetzte und als das künftige Motto meiner Briefe annoncierte.[1])

Sie glauben gewiß, mit Ihrer Explikation, wie andere unbeachtet tun dürfen, was Sie nicht ungestraft tun können, wunder wie Wahres gesagt zu haben — und haben doch eben nur recht deutlich die eigene Schwäche aufgedeckt, die Ihr Leben vergiftet!

Zunächst, welche „Strafgewalt" hat denn diese sogenannte „Gesellschaft"? Die des Gesetzes nicht. Und ebensowenig die der Rentenverkürzung gegen eine in so absolut unabhängigen Umständen lebende Person wie Sie! Also welche? Oh, gewiß hat sie eine — aber nur gegen solche Personen, die nicht vollständig mit ihr brechen, die schwach genug sind, noch an ihr zu hängen, auf sie zu achten und sich um sie zu kümmern. Ja, jede Halbheit trägt — mit Recht — ihr eigenes Richtbeil in sich! Jede halbe Empörung liefert mit Recht den die Fessel noch nachschleppenden Sklaven auf die Marterbank! Ich begreife etwa, daß man noch vor zwanzig Jahren sagen konnte: Tritt aber eine Frau aus diesen Kreisen heraus, so hat sie gar keine Gesellschaft, steht ganz allein, und das ist auch ein Märtyrertum wie ein anderes und eine Strafe wie eine andere! Gut! Aber jetzt ist das lange nicht mehr der Fall, wie ich hier täglich sehe. Bereits haben sich neben und außerhalb dieser offiziellen „Gesellschaft" dissentierende Kreise gebildet, die sich in jener Unfreiheit nicht wohl fühlen und lachenden Mundes auf sie verzichtet haben. Warum — und diese Kreise komponieren sich also notwendig grade aus den besseren, tüchtigeren, geistvolleren Elementen — können Sie sich nicht gleichfalls mit diesen Kreisen

[1]) Siehe oben Nr. 70, 72, 74.

genügen lassen? Sie, schreiben Sie z. B., könnten nicht mit einer Schauspielerin, so unbescholten sie sei, umgehen! Oh, welche berauschende Milch der Freiheit in diesen Worten fließt, wie schön sie sind, wie konsequent, wie menschlich, wie würdig in dem Munde der[er], die selbst, und für die ich, im Namen des beleidigten Menschen gegen die Vorurteile des Ranges und Standes in der bürgerlichen Gesellschaft die Fahne erhob!

Es geht Ihnen eben wie den Völkern im März 1848. Sie haben wohl Ihre äußere Revolution gemacht, aber den Gendarmen in der Brust — den haben Sie behalten.

„Solange ich nicht völlig mit meiner Familie breche" — heißt es in Ihrem Brief! — Wer das liest und die Vergangenheit kennt — muß der nicht wirklich mit der Hand an die Stirn fahren und ausrufen: Wie ist es möglich! Sie mit der Familie brechen! Umgekehrt: diese ganze Familie hatte ganz, hatte schonungslos mit Ihnen gebrochen, Sie von sich gestoßen und mit Füßen getreten, Sie verdammt und verfolgt zugleich — und nachdem unsere Waffen Ihnen eine freie und unabhängige Stellung erkämpft, betteln Sie sich bei ihr an, und diese Familie — hierdurch Ihnen größres Unglück bringend als durch ihre Feindschaft — erlaubt eben, daß Sie sich schüchtern heranschleichen, akzeptiert Sie nicht einmal voll und ganz wie Sie sind, sondern nur unter der stillschweigenden Bedingung der Entsagung auf Ihr eigenes Leben, akzeptiert Sie auch so nur wie eine partie honteuse, die man halb akzeptiert, halb desavouiert, die man in den umfriedeten Wänden des eigenen Zimmers „duldet". Ah, Madame! Ah, Madame! Darum „Räuber und Mörder"! Welche Rolle spielen Sie — und wie konnte in Ihr edles, tapferes Gemüt der Geschmack an solcher Entwürdigung sich schleichen! Wieviel größer waren Sie im Gefängnisse zu Köln! [1]) Wieviel glücklicher!

Welche Inkonsequenz? Wie kömmt es, daß Sie nicht einmal Ihre eigenen Gedanken, die Sie in verschiedenen Stimmungen haben, zusammenbringen? Rache atmete Ihr Brief von neulich gegen die Leute, die Ihnen dies Los bereiten — und in Ihrem heutigen sind Sie wieder ganz Pudel! Nicht „brechen" mit der Familie! Die Beziehung, in die Ihre Familie jetzt zu Ihnen getreten ist, ist, wenn auch selbst ohne ihre Absicht, das größte Unglück von allem, die sie Ihnen angetan hat! Und nicht nur das größte Unglück, sondern auch die erste wahre — Entwürdigung, die es ihr geglückt ist, über Sie zu bringen!

Sie werden sagen, ich bin grausam. Aber Sie leiden nicht allein! Wissen Sie denn, was ein Mensch wie ich, der wesentlich vom Geiste aus seine Eindrücke zu erhalten gewohnt ist, leidet, wenn er einerseits

[1]) Siehe oben Nr. 2.

mit Gewalt sich zwingen muß, seinen besten Freund — nicht gering zu schätzen, und andrerseits selbst abgesehen davon (ließe sich nur davon absehen!) mit anschauen muß, wie dieser beste Freund, für dessen Glück er sein Herzblut verspritzt hat, nachdem alle äußeren Bedingungen des Glücks erobert sind, nun an einer — Schimäre zugrunde geht! Denn so gewiß Logik und Vernunft ewig ihr gebieterisches Recht behalten, so gewiß ist es, daß Sie steinunglücklich werden müssen, wenn Sie dieser unmöglichen Illusion nicht entsagen, von diesem Marterholze sich nicht frei machen. Oder vielmehr es ist gewiß, daß Sie seinerzeit zuletzt doch „brechen" werden mit diesem widersinnigen Bestreben, das Unvereinbare ineinander zu gießen; und doppelt schade ist es um die trübe Zwischenzeit, die Sie Ihrem Leben und dem Genusse desselben selbstquälerisch entziehen. Inzwischen frage ich mich traurig: woher kommt es, daß Sie, die Sie stärker sind und sein müßten als andere Weiber, sogar schwächer sind? Zum Beispiel sogar die Fürstin in Weimar bedauert weder noch achtet sie auf die ihr verlorene „Gesellschaft", und sie hat sogar eine Tochter,[1]) die sie ruhig und mit Recht, wie sich's gebührt, in ihren eigenen Weg hineingerissen hat. Freilich hat sie zum Glück keine Familie, bei der sie Aschenbrödel spielen könnte . . .

77.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

Wildbad, 7. September [1857].

Liebes Kind, Sie sagen mir, mein Brief wäre nicht mit Wärme geschrieben. Ihre Antwort ist es gewiß nicht. Sie ist gereizt und warum? Weil ich meine Stellung keine glückliche finde? Nun, daß sie es wirklich nicht ist, darin werden mir wohl mehr Leute beipflichten als Ihnen. Und überdies, wenn ein Freund Grund zu haben auch nur glaubt, sich nicht glücklich zu fühlen, so sind es nicht bittere Reden, die ihm diesen Glauben benehmen oder ihn darüber trösten können. Überdies ist Ihr Brief ungerecht, denn Sie selbst haben mir zu einer Annäherung mit meiner Familie geraten. Als ich auf den zweiten Brief Alfreds[2]) gleich nach dem Vergleich sofort wieder mit ihm brechen wollte, waren Sie es, die mich davon abhielten und mir sagten, ich sollte es noch versuchen, und mich darauf aufmerksam machten, daß Sie, der einzige

[1]) Lassalle denkt hier an die Fürstin Wittgenstein, die Freundin Franz Liszts. Siehe oben S. 177.

[2]) Graf Alfred von Hatzfeldt (1825—1911), der älteste Sohn der Gräfin.

Mensch, den ich hätte, noch andere Pflichten und Zwecke hätten, die Sie unter gewissen Verhältnissen von mir entfernt halten könnten, und wie ganz allein ich dann sein würde. Nun ist es aber doch ganz widersinnig, anzunehmen, daß Leute, vorzüglich die sich so nahe stehen, in irgendeinem noch so förmlichen Verhältnis zueinander bleiben können, wenn Sie ihren gegenseitigen Ideen immerwährend ohne Rücksicht ins Gesicht schlagen. Es gibt dann kein Mittel als Schonung und Konzessionen oder sofortiger Bruch, und daß jetzt ein erneuerter Bruch für mich sowohl schmerzlich wegen Paul, der sich darüber sehr unglücklich fühlen würde, als auch sogar ungerechtfertigt sein würde, da das, worüber ich mich beklage, doch keine Fakta sind, läßt sich doch nicht leugnen . . . Nun leben Sie wohl, liebes Kind, seien Sie nicht so scharf gegen mich, bedenken Sie, daß ich eine Frau, die nicht mehr die Kraft und Frische der Jugend hat, daß ich viel gelitten und daß man von einer Frau überhaupt nicht dieselbe Konsequenz und Schärfe, vorzüglich in Sachen, wo das Gefühl mit im Spiel ist, fordern kann. Daß meine Briefe an Sie nicht mit derselben Wärme und Freundschaft geschrieben wären, ist eine Torheit. Meine Gefühle wie meine Gesinnungen für Sie können sich ja niemals ändern, das wissen Sie auch so gut wie ich. Die besten und herzlichsten Grüße.[1])

78.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Berlin, Sonnabend, 12. September [1857].

. . . Mir ist meine kleine Fernande gestorben, wie ich vor wenigen Tagen aus einem verzweifelten Brief ihrer Mutter erfahren habe. Die arme Agnes hat doch Unglück.[2]) Vor wenigen Wochen hat Georg den Arm gebrochen. Es tut mir übrigens recht leid um die kleine Fernande. Ich wollte ein Erziehungsmeisterstück an dem Mädchen machen. Muß also warten, bis ich irgendwoher eine andere bekomme. Armes kleines Kind. Es starb am Zahnen. Tut es Ihnen nicht auch leid? Es hätte Ihnen vielleicht mal mehr Spaß gemacht als Ihre Kinder! Nun adieu mit Goethes Worten: „Doch der Boden zeugt sie wieder" usw. usw.

---

[1]) Die Gräfin läßt hier wie auch manchmal sonst die Unterschrift fort.

[2]) Das Töchterchen, das aus Lassalles Beziehungen zu Agnes Klindworth-Street hervorgegangen war. Vgl. hierzu oben die Einführung S. 18. Der Brief der Agnes liegt vor. Er klingt nicht ganz so „verzweifelt", wie Lassalle ihn auffaßte. Vor allem verlangte sie Geld für die Bestattung.

79.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

22. September [1857].

Liebes, gutes Kind. Endlich habe ich Ihren Brief erhalten, der mir, ich weiß nicht warum, nach Baden, wo ich nur wenige Tage gewesen, nachgeschickt worden war. Ich war wirklich ganz traurig, nichts von Ihnen zu hören, und fürchtete schon, Sie wären krank, oder es wäre Ihnen ganz etwas Besonderes passiert. Ich kann Ihnen versichern, daß es mir wirklich recht leid tut, daß das arme kleine Kind gestorben, für Sie und auch für mich; später, wenn ich so alt, daß die absurdeste Dummheit mich vergessen und in Ruhe gelassen hätte, wäre sie auch ein Interesse für mich gewesen. Sie sehen übrigens an dem Schmerz um ein ganz kleines und nie gesehenes Kind, welch sonderbare Sache es mit der Elternliebe ist; und nun denken Sie sich ein Kind, mit dem man achtzehn Jahre lang mit jeder Fiber des Herzens zusammengewachsen ist, und Sie werden begreifen, daß das Herz einer Mutter, das noch ganz anders fühlt, brechen könnte, wenn man sich dies Gefühl herausreißen soll. Ich könnte es nicht, darum haben Sie Mitleid mit mir, versuchen Sie nicht, mir gewaltsam die Augen zu öffnen, die ich krampfhaft zumache. Ich will nicht sehen, was ich, wenn ich es mir völlig eingestehen müßte, nicht ertragen könnte. Je mehr ich darüber denke, je mehr leid tut mir der Tod Ihrer Kleinen, gewiß wäre sie mir noch eine Freude gewesen, ich, die ich mich so sehr an Kinder attachiere; doch ich habe einmal kein Glück und darf keine Freude haben. Ihr Vater schreibt mir, daß er bald nach Berlin kommt, versäumen Sie es ja nicht, daß während der Zeit alles getan wird, um Ihren Aufenthalt zu sichern. Sie schreiben mir gar nicht, wie es mit Ihren Augen ist, wie weit der Heraklit ist. Ich würde ihn aber an Ihrer Stelle nicht völlig erscheinen lassen vor Ablauf Ihres Aufenthalttermines in Berlin . . .

Nun leben Sie recht herzlich wohl, liebes Kind, schreiben Sie mir recht bald, gut, freundschaftlich, vor allem nachsichtig, verlangen Sie nicht mehr Stärke von mir, als ich habe, Sie würden es nur um den Preis des letzten Restes von Laune, Gesundheit und Fähigkeit zum Glück durchsetzen können, und das wollen Sie ja doch gewiß nicht. Adressieren Sie immer hierher; wenn ich abreise, wird es nachgeschickt.

Tausend herzlichste Grüße.[1])

[1]) Ebenfalls ohne Unterschrift. Noch am 22. Oktober beschwerte sich übrigens Lassalle bei der Gräfin, daß sie ihn nun schon drei Wochen ohne Nachricht ließ. „Die Bekümmernisse, die ich diesmal empfand, kann und mag ich Ihnen nicht beschreiben."

80.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

Baden, 19. Oktober [1857].

Liebes Kind, es ist wahrlich recht sehr unrecht, mich so ohne alle Nachricht zu lassen. Ich hatte Sie doch so sehr gebeten, mir oft zu schreiben und gut. Soviel können Sie doch nicht zu tun haben, daß Sie nicht schreiben können, oder beschäftigt Sie die Krankheit des Königs auch so sehr wie die andren Leute, denn seit der Zeit bekomme ich von Berlin von keinem Menschen mehr Antwort. Den Brief mit den Details über Ihre Aufenthaltsangelegenheiten, den Sie mir annoncierten, habe ich auch gar nicht erhalten, so daß ich gar nicht einmal weiß, wie es damit steht, was mich sehr beunruhigt. Daß Sie noch in Berlin sind, glaube ich zwar gewiß, denn das hatten Sie mir doch wenigstens geschrieben. Ich hätte nie nötiger gehabt als jetzt, oft recht freundschaftliche Briefe zu bekommen. Denn ich habe einen Spleen, daß ich am liebsten sterben möchte; ich habe, wie es scheint, zu viel Bäder in Wildbad genommen und bin entsetzlich angegriffen, und die Traubenkur, die mir täglich ein paar Stunden nimmt, ennuyiert und fatigiert mich so sehr, daß ich es bald nicht mehr aushalten kann. Ich habe Paul zehn Tage lang alle Tage erwartet, und jetzt schreibt er mir mit einem Mal, daß er nicht kommt. Mein Neffe [1]) ist hier viel kränker geworden, was seine stete Gesellschaft nicht aufheiternder macht, und tausend andre Gründe, die auf solchen Reisen ganz deprimierend auf mich wirken, haben mich in einen Zustand versetzt, wo ich wirklich ganz stupid bin und gar nichts tue als rauchen, Romane lesen und zum Zeitvertreib mich über mich selbst attendriere und weinen. Und nun schreiben Sie mir auch nicht und vergessen mich ganz, wie es scheint. Sie werden sagen, warum ich denn nicht öfter und längst wieder geschrieben. Weil ich in solchen Stimmungen, die ich nie so arg gehabt, mich zum Schreiben nicht entschließen kann. Ich bin, als wenn man mich vor den Kopf geschlagen hätte, und es kostet mir in diesem Augenblick die größte Überwindung, zu schreiben, und wenn ich nicht so gern einen Brief von Ihnen hätte, hätte ich mich gar nicht entschlossen. Meine Geschäfte sogar interessieren mich nicht mehr. Ich möchte gern zwar nach Hause, aber die Anstrengung, mich zu deplacieren, ist zu groß. Ich werde aber doch jetzt sehr bald fort. Von Klara habe ich auch lange keine Nachricht, die letzten waren schlecht. Paul weiß ich gar nicht, wo er ist, er hat mir nur telegraphiert, daß er nicht kommen

[1]) Die Gräfin pflegte einen jungen Freiherrn von Loë, ihren Neffen, den Sohn ihrer früh verstorbenen nächstälteren Schwester Helene.

kann. Alles vergißt mich, ich könnte sterben, ohne daß einer es wüßte. Nun adieu, liebes Kind, bitte, bitte antworten Sie gleich, Sie glauben nicht, wie sehr es mich freuen wird. Sagen Sie mir, ob Sie meine Briefe bekommen; im letzten schrieb ich Ihnen über Agnes und frug Sie, ob ich Ihnen den Brief, der mir diese schlimmen Details sagt, schicken sollte. Tausend herzliche Grüße, schreiben Sie schnell und vergessen mich nicht ganz über Ihre[n] Beschäftigungen und Vergnügungen.

81.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

[Berlin] Dienstag, 17. November 1857 [beendet Freitag, 20. November].

... Was mein persönliches oder eigentlich körperliches Befinden anlangt, so ist es mir seit meinem letzten langen rekommandierten Brief, den ich nach Baden sandte (Sie haben ihn doch erhalten?), fortgesetzt sehr schlecht gegangen ... Aber es kömmt mir überhaupt vor, als dränge und treibe eine große Krankheit in mir, die nächstens irgendwie einen Ausweg suchen werde. Habeat sibi.

Klingt dies schlecht genug, so wird es doch dreimal voll aufgewogen durch die übermütig glänzenden Nachrichten aus einer anderen Sphäre, die ich mich jetzt anschicke, Ihnen zu geben. Die kühnsten Flüge meiner Phantasie sind noch weitaus übertroffen worden!

Am 4. bekam ich die ersten Autorenexemplare meines Heraklit. Die Auflage selbst ist erst vorgestern, am 15., vom Broschieren zurückgekommen. Am 4. schickte ich Varnhagen aus Höflichkeit, am 5. an Böckh und Lepsius, am 7. an Humboldt und Johann Schulze ein Exemplar.

Am 6. erhielt ich beifolgenden Brief Varnhagens,[1]) der zwar gar nichts beweist, weil Varnhagen kein Kenner solcher Materien ist, den ich Ihnen aber der Vollständigkeit wegen und weil er so hübsch geschrieben ist, beilege.

Ich selbst dachte an weiter nichts ... Aber schon am 10. lief der abschriftlich beigelegte wirklich wunderbare Brief Böckhs[2]) ein! Böckh, müssen Sie wissen, ist nicht, wie Humboldt, ein Mann, der freigebig ist mit Lob; er ist der strengste lobkargste Urteiler, den es gibt, und dafür bekannt. Es gereicht mir wirklich zur aufrichtigen Herzensfreude und Genugtuung, Ihnen gegenwärtigen Brief schreiben zu können. Urteile

[1]) Der Brief liegt nicht vor.
[2]) Vgl. Bd. II, Nr. 59, S. 131.

wie „umfassendste Gelehrsamkeit", „ein Werk einzig in seiner Art", „ich kenne kein Werk, welches wie das Ihrige" usw. usw. usw. — solche Urteile beweisen etwas in dem Munde eines Böckh, der fünfzig Jahre Lektüre vor mir voraus hat, ja sie sind wahrhaft unerhört bei ihm. Erinnern Sie sich, meine Gnädigste, wie Sie selbst oft bangten und zagten, wenn ich mich mit solcher wagehalsigen Revolutionswut, alles Akzeptierte umschmeißend, auf die rein gelehrt-philologischen Fragen einließ? Sie warnten mich wohl manchmal davor, ermahnten mich, mich mit der philosophischen Seite zu begnügen. Aber ich hatte meinen Ehrgeiz grade da hineingesetzt, beide Seiten gleich vollständig, ja die philologische mit noch größerer Ausführlichkeit und Gründlichkeit zu erschöpfen. Gleichwohl sah auch ich getrost der Anerkennung der Philosophen, auch jener von der spekulativen Richtung der Philologen, entgegen; von der kritischen Richtung der Philologie fürchtete ich selbst aber gar hartnäckig-ungestümen Widerspruch an jenen zahlreichen Punkten, wo ich alle bisher in der Wissenschaft angenommenen Sätze so unerbittlich und von Grund aus angegriffen hatte! Und nun kommt grade der Chef dieser kritischen Richtung, August Böckh, zuerst das Buch mit solchem Lobe und solcher Zustimmung bedeckend. Zu den drei Punkten, die Böckh bei mir laut seinem Brief gelesen hat und die er beurteilt, gehört meine Erörterung über die von mir zuerst Heraklit vindizierte Sprachphilosophie (oder was damit identisch ist, die Diskussion über den Kratylos des Plato in meinem Werke). Wenn Sie sich der Sache noch erinnern, so hatte ich für diese so hochwichtige Disziplin, die ich für Heraklit in Anspruch nahm, nicht ein einziges direktes Zeugnis; ich mußte alles mosaikartig kombinieren. Dies wäre schon Grund genug gewesen, sich auf leidenschaftlichen Widerspruch der kritischen Philologen gefaßt machen zu müssen. Aber damit nicht genug. Ich mußte zum Zwecke dieser meiner Theorie über die Heraklitische Sprachphilosophie auch die Behauptung aufstellen, daß die ganze gelehrte Welt bisher den platonischen Kratylos von Grund aus mißverstanden habe. (Böckh selbst hatte gelegentlich über den Kratylos geschrieben.) Es war also natürlich, wenn ich voraussetzte, daß man sich solche Dinge von einem homo novus nicht leicht sagen lassen würde. Und nun kommt Böckh und nennt u. a. grade diese Ausführung „im höchsten Grade befriedigend" und „vollkommen überzeugend und lichtvoll". — Dies ist der erste immense sachliche Triumph.

Am 13. kam angestürzt im Sturm der Liebe und im Drang seines Herzens, den Mund voll von Adoration, Johannes Schulze, um mir seine Honneurs zu machen. Selbst Varnhagen sagte mir, daß dies sehr viel von ihm gewesen sei. Denn Sie wissen, er ist nicht nur Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat, sondern Direktor im Kultusministerium, der

erste nach Raumer,[1]) und es ist daher keine Kleinigkeit für ihn, einem so verrufenen „Roten" wie ich zuerst seine Aufwartung zu machen. Aber Sie wissen, er ist ein leidenschaftlicher Hegelianer, Hegels ältester Freund. Es hatte ihm zu wohl getan, zu sehen, wie die Hegelsche Philosophie, die auch hier sehr in Verfall gekommen ist, von neuen Händen so auf einmal durch ganze Disziplinen, Mythologien, Philologien usw. durchgeführt wird. Was erzählte er mir nicht alles für interessante Dinge. Als fürchte er, ich würde eine Professur von ihm begehren, fing er an, zu klagen über den Haß des Ministers gegen die Philosophie und die Hegelei insbesondere, über seine Einflußlosigkeit usw. Er blieb eine volle Stunde bei mir, bat mich auf das herzlichste, zu ihm zu kommen, versprach wiederzukommen usw.

Schon am 12. hatte sich am Ende der Sitzung der Akademie Lepsius Pritzel genähert (zufällig hatte ihm dieser acht Tage vorher erzählt, daß er mein Freund sei) und angefangen, ihn über mich auszuholen, sowie seiner Bewunderung über das Werk Luft zu machen. „Sagen Sie," rückte er endlich heraus, „ist das derselbe Lassalle aus dem Hatzfeldt-Prozeß?" — „Ja gewiß," sagte Pritzel, „er hat ja auch in der Vorrede eine Hindeutung darauf gemacht. Haben Sie die nicht gefunden?" — „Jawohl," replizierte Lepsius, „ich habe es mir auch so ausgelegt, ich wollte nur meiner Sache sicher sein."

Am 14. großer Sturm auf der gelehrten Börse, wie man hier ein Zimmer in der Bibliothek nennt, wo die Gelehrten sich vormittags gewöhnlich zusammenfinden. Professor Gerhard,[2]) der große Mythologe, die Dozenten Piper[3]) und Helferich,[4]) Professor Haupt[5]) kamen an, stürmisch nach dem Buch verlangend. Böckh und Lepsius hatten nämlich bereits meinen Ruhm zu kolportieren angefangen. Natürlich war das Buch noch nicht da. Man forschte nun, wo ich gearbeitet hatte, jeder wunderte sich, mich nicht in den Arbeitsräumen der Bibliothek gesehen zu haben, man schlug die Liste der Bibliotheksbesucher nach, fand mich nicht; endlich ergab sich durch eines Kustoden Geschwätz, daß Pritzel die Bücher auf seinen Namen genommen und mir nach

---

[1]) Karl Otto von Raumer (1805—1859), war von 1850 bis 1858 preußischer Unterrichtsminister.

[2]) Eduard Gerhard (1795—1867), Archäologe, Schüler Böckhs, seit 1844 ordentlicher Professor an der Universität Berlin.

[3]) Ferdinand Piper (1811—1889) war Direktor des christlich-archäologischen Museums der Universität.

[4]) Adolf Helferich (1813—1894) war seit 1842 als Privatdozent für Philosophie habilitiert.

[5]) Moritz Haupt (1808—1874), der bekannte klassische Philologe und Germanist, wirkte seit 1853 als Lachmanns Nachfolger als ordentlicher Professor an der Berliner Universität.

Hause geschickt habe. Und die Sache schloß mit einer heitern Nase, die der Oberbibliothekar Pertz [1]) an Pritzel über seine Verletzung des Reglements erteilte.

Am 15. endlich kam der abschriftlich beifolgende Brief [2]) von Lepsius an. „Ist er wirklich so rot, wie man sagt?" hatte der politisch so ängstliche Mann in bezug auf mich gefragt. „Blutrot," hatte Pritzel lachend geantwortet. Aber das alles konnte den Enthusiasmus des Gelehrten nicht überwinden.

Lepsius hatte wieder grade unter anderem meine Ausführungen über die *ἐκπύρωσις* und *ἀποκάστασις* gelesen. Sie erinnern sich vielleicht, daß dies wiederum eine Partie war, für die ich kein einziges direktes Zeugnis hatte, ja daß ich, um meine Theorie über die *ἐκπύρωσις* zu etablieren, der gelehrten Welt grade ins Gesicht sagen mußte, drei bis vier Stellen des Aristoteles, zwei der wichtigsten Teile des platonischen Timaeus und Politicus und die gesamte stoische Philosophie total mißverstanden zu haben!

Und wieder ist es dem Homo ignotus geglückt, auch diese Ansicht sofort zur Anerkennung zu bringen. Lepsius pflichtet, wie Sie sehen, meiner Theorie der, wie er mit mir sagt, „so allgemein mißverstandenen *ἐκπύρωσις* und *ἀποκάστασις*" vollkommen bei.

Dies ist der zweite große sachliche Triumph, und berücksichtigen Sie, daß beide Fragen — diese und die über die Sprachphilosophie — zu den allerschwierigsten und dunkelsten Problemen des gesamten Altertums gehören, so werden Sie mir zugeben, daß ich einigermaßen stolz darauf sein kann.

Der dritte überaus große sachliche Triumph ist der, daß Lepsius und Böckh übereinstimmend (bei Böckh ist sein Urteil darin enthalten, was er über den Parsismus Heraklits und dann über die *γλῶσσαι* sagt) meine Lösung über das Problem des Zusammenhangs der jonischen Philosophie mit den orientalischen Religionen als die richtige anerkennen! Seit hundertfünfzig Jahren bewegt und erbittert diese Streitfrage die gelehrte Welt, und bei der Zustimmung, die jetzt meine Lösung bei Lepsius und besonders bei dem darin gleichfalls so kritisch vorsichtigen Böckh gefunden hat, kann ich jetzt wohl mit Fug dies „alte Problem" als endlich entschieden und gelöst betrachten.

So bin ich denn wie durch einen Coup de baguette über Nacht zu einer großen gelehrten Autorität, zu einem von Böckh und Lepsius auf dem Fuße der Parität und „Kollegialität" behandelten Manne ge-

[1]) Georg Heinrich Pertz (1795—1876), der Historiker und Leiter der Herausgabe der Monumenta Germanica, war seit 1842 Oberbibliothekar an der Berliner Königlichen Bibliothek.

[2]) Abgedruckt in Bd. II, S. 133, Nr. 61.

worden, während mein Buch noch nicht einmal angezeigt, noch nicht einmal an die Buchhändler versendet worden ist. Sie werden mir gern zugeben, daß wir beide einen derartigen Erfolg auch nicht einmal gehofft haben.

Die Briefe, die ich Ihnen abschriftlich sende, zeigen Sie niemand als an Bloem und Kichniawy und Evelt, die einzigen Menschen, die sich dort für mich interessiert haben; lassen sie aber durchaus nicht von Pontius zu Pilatus wandern, schicken sie mir vielmehr sofort zurück. Den entsetzlichsten Streich würden Sie mir spielen, wenn etwa in irgendeiner Zeitung irgend etwas davon erschiene. Das darf durchaus nicht sein. Und darum zeigen Sie sie auch lieber Evelt nicht — hören Sie? nicht — weil er gar zu leicht sich hinreißen lassen könnte, in irgendeiner Wendung etwas davon in ein Blatt zu bringen. Das könnte ich hier viel besser haben, das darf aber durchaus nicht sein. Ich binde es Ihnen auf die Seele.

Nur Humboldt — er ist in Potsdam — hat noch nichts von sich hören lassen, und ich betrachte grade das für ein überaus gutes Zeichen. Der „allgemeine Briefsteller", wie man ihn hier nennt, scheint sich erst durchlesen zu wollen und wird wohl grade dann, zumal wenn er von dem Geschrei erfährt, das die andern machen, sich ganz besonders anstrengen wollen.

Soviel von meinem Erfolg! Verzeihen Sie, wenn ich etwas stolz und ruhmredig geschrieben habe. Sie sind ja die einzige Person, der gegenüber ich mich gern rühme.

Wie Sie wissen, hat jeder persönliche Erfolg für mich nur dann einen Wert, wenn er auf irgendeine Weise mit Ihnen in Verbindung steht. — Dies ist nun bei dem Heraklit hinreichend der Fall. Jeder Mensch sagt: „Wenn dieser Mensch ein so ausgezeichnetes Werk zehn Jahre unediert lassen konnte (und wie Sie aus Böckhs Schreiben sehen, erinnert er sich merkwürdigerweise, obgleich ich in meinem Geleitschreiben an ihn nichts davon erwähnte, daß ich ihm 1844 von der Sache schon sprach) um dieser Frau willen, was muß das für eine wunderbare Frau sein!" Ohnehin mache ich hier mit meinen Kölner Assisenreden bei Herren und besonders Damen Propaganda für Sie. Vor acht Tagen erst gab ich eine an Varnhagens Nichte [1]) und hatte dann von ihr wie Varnhagen die schmeichelhaftesten Dinge darüber zu hören. —

Aber den Erfolg Heraklits wollte ich noch in einer andern Ihnen angenehmen Weise ausbeuten. Es ist mir wohl erinnerlich geblieben, wie sehr Sie wünschen, daß ich viel Damen aus guter Gesellschaft bei mir sehe. Das ist nun schon die ganze Zeit über der Fall gewesen. Aber

[1]) Ludmilla Assing.

um einen grand coup social zu schlagen, wartete ich klüglich ab, bis mir Heraklit die Wege gebahnt haben würde! Ein solcher grand coup social war es bei den hiesigen Verhältnissen, wenn ich den alten vornehmen, mit Orden bedeckten Varnhagen veranlassen konnte, seine Nichte zu mir zu bringen. War das der Fall, so genierte sich keine Dame mehr in Berlin. Ich wartete also. Letzten Sonnabend hatte Varnhagen gehört, daß ich krank sei, und kam zu mir gelaufen, traf mich aber nicht, da ich schon aus war. Abends aber ging ich zu ihm, sagte ihm, daß ich, um mich für meine ausgestandene Mühe und Arbeit zu belohnen, nächstens einmal meine Freunde und Freundinnen bei mir versammeln wollte, und bat um seine Gegenwart. Kaum hatte er zugesagt, als ich fortfuhr: „Aber verstehen Sie mich recht, ich rechne darauf, daß Sie mir Ihre Nichte mitbringen." Der feine Mann lächelte so schlau, daß es evident war, er durchschaute sofort, worauf es mir ankam. Aber Heraklit warf seinen Schatten über mich. „Was für Damen werden Sie bei sich sehen?" fragte er. Ich gab ihm meine Liste (Frau von Rappard, Frau Dr. Dohm, Madame Lina Duncker, Fräulein Fuhr). Er verbeugte sich sehr graziös und akzeptierte sofort. Um ihn unrettbar gebunden zu haben, ließ ich von ihm den Tag bestimmen, nächsten Sonntag, dann lief ich noch zu seiner Nichte Fräulein Ludmilla hinüber, machte es auch mit ihr ab, und so wird denn Sonntag abend dies Souper, mein grand coup social, verlaufen.

Böckh und Lepsius werde ich diese Woche meinen Besuch machen.

Soviel für heut. — Ich denke nur an Sie, beziehe alles nur auf Sie, achte und schätze alles nur, insofern es sich mit Ihnen kombiniert.[1]) Sie aber sind ein Herz wie alle Alltagsherzen! Sie haben mich vergessen, haben sich mir entfremden lassen durch eine kurze Trennung, mir, den keine Macht der Erde und keine Zeit Ihnen entfremden konnte! Pfui, schämen Sie sich! Seit über einundzwanzig Tagen haben Sie mir wieder nicht geschrieben. Das wäre nicht möglich, wenn Sie mir nicht entfremdet wären. Das weiß und fühle ich sehr wohl, und alle gegenteiligen Protestationen werden nicht dagegen bei mir aufkommen. Bei so langem Schweigen muß jeder innere Zusammenhang zwischen den Menschen aufhören. Nun, wenn Sie es wollen, hindern kann ich es nicht. Aber davon durchdringen Sie sich, wenn Sie mich je wieder so lange auf einen Brief warten lassen, wie jetzt unmittelbar hintereinander zum zweitenmal, so bekommen Sie sechs Monate lang keinen Brief von mir. Wie oft

[1]) Ähnlich hatte Lassalle am 23. September der Gräfin geschrieben: „Wie können Sie nur sagen, ich vernachlässige Sie. Ich denke an garnichts anderes fast und kämpfe nur so energisch wie nur je."

werden Sie Paul geschrieben haben in der Zeit, in der Sie mir gar nicht schrieben? Ich möchte ihm schreiben und ihn fragen, wo Sie sind und was Sie machen, damit ich wenigstens die Unruhe los werde.

Ihr

F. Lassalle.

Noch immer weiß ich nicht, wo Sie sind.[1]) Ich habe an Paul geschrieben und empfange eben von ihm beiliegenden Brief, daß er es auch nicht weiß. — Vorgestern war ich bei Böckh. Man kann keine schmeichelhaftere Aufnahme finden, als sie mir zuteil wurde. Derselbe [sic!] schildere ich Ihnen mündlich, um so mehr als die Zukunft vielleicht einige dunkle Äußerungen expliziert, die er machte.

Es fährt fort, Erfolge zu regnen. Nach der gestrigen Sitzung der Akademie kam Lepsius zum zweitenmal auf Pritzel los mit den Worten: „Ich lese noch immer in Lassalles Werk. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, was das für ein Buch ist." Und dann wiederum dies und das, was sich mündlich besser erzählt. Unter anderem richtet er die Frage an ihn: „Will er eine Professur?" — „Ich weiß nicht, ob er sie annehmen würde," antwortete Pritzel sehr diplomatisch. Schon die bloße Frage (sie kam ganz stoßweise und ex abrupto in die Unterhaltung hineingeschneit), nicht etwa, will er sich an der Universität als Privatdozent etablieren? usw., sondern gleich: „Will er eine Professur?" als wenn ein Geringeres für mich gar nicht gedacht werden könnte, mag Ihnen zeigen, wie die Leute hier erobert sind.

Eben kommt Duncker mit zwei gleich interessanten Nachrichten herüber; erstens hat — obwohl mein Buch noch nicht in den Zeitungen annonciert, ja erst heute an die Buchhändler hier verschickt worden ist — bereits heut die Königliche Bibliothek einen Mahnzettel an ihn geschickt, mein Buch begehrend. (Der Fall ist hier unerhört.) Duncker hat es geweigert mit der Erklärung, es sei noch nicht ausgegeben. Er wird es auch weiter weigern, da er gesetzlich ein Jahr dazu Zeit hat. Zweitens hat Duncker aus sicherster Quelle soeben erfahren, daß gestern, obwohl nach furchtbarem Widerstreben, der Minister von Westphalen[2]) die Order unterschrieben hat, daß ich definitiv hier bleiben könne. Ich bin vor Überraschung ganz wirr; denn von mir ist dies gar nicht ausgegangen, ja nicht die leiseste Anregung. Seit dem letzten, vor vier Wochen erhaltenen Bescheide von Zedlitz, worin er mir sagt, daß er mich mit meiner Abreise „nicht

[1]) Die Gräfin hielt sich zur Kur in Baden-Baden auf.

[2]) Ferdinand von Westphalen (1799—1876) war preußischer Minister des Innern von 1850 bis 7. Oktober 1858. Er galt als der Hort der reaktionären Partei im Ministerium Manteuffel.

drängen" wolle, ich vielmehr einstweilen bleiben könne, er sich aber zu keinerlei Zeitdauer verpflichten könne, bin ich bei keinem einzigen meiner Polizeileute auch nur gewesen. Ich wollte immer hin, erklären, daß mir das nicht genüge. Fand aber die Zeit nicht dazu, habe keine von allen jenen Personen gesprochen. Und jetzt diese Nachricht. Es muß wieder mit Heraklit zusammenhängen. Übermorgen — denn früher kann ich nicht — werde ich Licht darin habe[n]. Vielleicht hat Johannes Schulze gesprochen, vielleicht der Ruf vom Werke Zedlitz bestimmt. Denn von ihm soll die nächste Initiative ausgegangen sein.

Hätte ich nur von Ihnen eine Nachricht! Oh, wie schlecht, wie schlecht von Ihnen! Ich sehe erst jetzt, wie gut ich Ihnen bin! Meinen ganzen Autorenruhm, wie gern gäbe ich ihn darum, wenn Sie jetzt neben mir säßen . . .

82.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

Mittwoch [Düsseldorf, 25. November 1857].

. . . Ihren Brief von Dienstag habe ich heute morgen erhalten. Wie sehr mich die Anerkennung, die dem Heraklit so schnell wird, freut, ganz abgesehen von dem Einfluß, den es auf mich haben kann, kann ich gar nicht sagen; es ist mir wirklich manchmal ganz so zumute, als wenn ich selbst mit dazu beigetragen, ihn mitgeschrieben hätte, und worüber ich eigentlich böse, ist, daß Sie mir nicht Ihr erstes Werk dediziert; das hätten Sie eigentlich tun müssen. Wie steht es denn eigentlich mit dem Franz?[1]) Sie sprechen ja gar nicht mehr davon? Sie sagen, ich schreibe nicht oft, ich schreibe ja weit öfter als Sie, was jetzt wohl auch billig und recht. Aber daß ich Ihnen nicht, wie Sie mir, Neues und Interessantes schreiben kann, ist wohl von hier nicht gut anders möglich. Was ich aber in Ihren Briefen mit großem Verdruß ganz vermisse, obgleich ich Sie wiederholt so sehr darum gebeten, sind Details über die Art, wie Sie Ihre Kur brauchen, ob Sie ganz zu Bett bleiben, ob Sie eine Wärterin haben, wie lange die Kur dauern wird, ob sie anschlägt, wer Sie besucht usw., es ist unrecht, mir darüber nicht zu antworten, Sie wissen, wie wenig ich Vertrauen in Ihre Selbstpflege setze . . .

[1]) Das Drama „Franz von Sickingen", das Lassalle noch in Düsseldorf begonnen hatte.

83.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Donnerstag früh [Berlin, 26. November 1857].

Meine Gnädigste!

... In der Zwischenzeit habe ich einen sehr liebenswürdigen Brief von Michelet[1]) erhalten und zwei Tage darauf, obgleich ich nicht bei ihm war, einen zweiten, in dem er mich einladet, am Sonnabend bei den philosophischen Symposium, welches die alten Freunde Hegels allmonatlich einmal bei Mäder geben, sein Gast zu sein. Dieser Klub besteht aus dem alten Leopold von Henning,[2]) Michelet, Vatke[3]) und dem Grafen Cieskowski,[4]) dem Führer der Polen in der Kammer, der Nationalökonom und Hegelianer ist. Da dieser Klub die strengste Exklusivität beobachtet und, wie ich höre, nie jemand eingeführt wird, wenn nicht einmal ein bedeutender Hegelianer, der von einer anderen Universität zu Besuch herkommt, so ist die Einladung Michelets nicht nur eine Höflichkeit, sondern auch eine Demonstration!

Auch von Adolf Stahr[5]) habe ich einen sehr schönen Brief bekommen. Diesen sowie die beiden von Michelet schicke ich Ihnen mit andern inzwischen einlaufenden nächstens abschriftlich. Heute keine Zeit dazu.

Professor Braniß[6]) in Breslau, dem ich das Buch gar nicht schickte, hat bereits, wie man mir von dort schreibt, vom Katheder herunter desselben mit großem Lobe gedacht und dabei seine Freude ausgesprochen, daß der Verfasser ein Landsmann sei.

Der Hauptgrund, weshalb ich Ihnen heute schreibe, ist folgender: Pritzel hat mir begreiflich gemacht, daß ich der Academie des Inscriptions zu Paris ein Exemplar schicken muß.

Dazu ist ein ganz kurzes Geleitschreiben erforderlich, welches im Deutschen etwa also lauten würde: Der Academie des Inscriptions beehrt sich der Unterzeichnete als Ausdruck seiner Huldigung (hommages)

---

[1]) Für den außerordentlichen Professor der Philosophie Karl Ludwig Michelet (1801—1893) vgl. Bd. II. Einführung S. 21 sowie die Nummern 130 und 136.

[2]) Leopold von Henning (1791—1866) war seit 1825 Professor der Philosophie an der Berliner Universität.

[3]) Wilhelm Vatke (1806—1882), Professor der Theologie in Berlin.

[4]) Graf August von Cieskowski (1814—1894), Geschichtsphilosoph, Mitglied der polnischen Fraktion des Abgeordnetenhauses.

[5]) Adolf Stahr (1805—1876), Altphilologe, Historiker, Kunst- und Literarhistoriker, Gatte Fanny Lewalds.

[6]) Julius Braniß (1792—1873), Professor der Philosophie in Breslau.

ein Exemplar seines soeben die Presse verlassenden Herakleitos des Dunklen von Ephesus in tiefer Ehrfurcht ergebenst zu widmen.

Es handelt sich nun darum, diese paar Worte in einem solchen Französisch herauszubringen, welches man der Pariser Akademie schreiben kann. Da sind Sie natürlich meine einzige Rettung. Also quälen Sie sich diesen Brief schnell ab und schicken mir ihn her. Aber gleich, gleich, noch am selben Tage möglichst. Denn die Sache hat wirklich nicht mehr Zeit...

84.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Sonnabend abend [Berlin, 28.—30. November 1857].

Meine Gnädigste!

Ich komme soeben aus dem „Hegelschen Symposion" zurück und will den Abend anwenden, mit Ihnen etwas zu plaudern, in meiner Erzählung chronologische Ordnung beobachtend. — Gestern war ich bei Michelet, ihm meinen Besuch zu machen, traf ihn nicht, ließ eine Karte zurück. — Heute früh empfing ich den beiliegenden lobatmenden Brief Humboldts, dessen ungewöhnlich große Verbindlichkeit Sie selbst beurteilen werden! Er ladet mich darin, wie Sie sehen, ein, ihn Montag um zwei Uhr zu besuchen.[1]) Sie wissen, daß er mir damals — 1846/47 — geschrieben, er wolle nichts mehr von mir wissen![2]) Wie Sie aus seinem Brief ersehen, macht Böckh[3]) es sich zum Geschäft, mich zu kolportieren! Einen besseren Kolporteur kann man sich freilich nicht wünschen.

Heute um $2^3/_4$ Uhr kam Michelet zu mir, mich abzuholen. Als wir hinkamen, waren vorerst nur noch Hofrat Fr. Förster[4]) gegenwärtig (der Präsident der Gesellschaft; Michelet ist ihr Sekretär), der alte General Pfuel[5]) und der Kammerpräsident Lette.[6]) Die Gesellschaft

[1]) Vgl. Bd. II, S. 133.

[2]) Vermutlich meint Lassalle den Brief Humboldts vom 31. Oktober 1846, vgl. Bd. I, Nr. 88. Aus dem Jahre 1847 findet sich im Nachlaß kein Brief Humboldts an Lassalle.

[3]) Für Lassalles Beziehungen zu August Böckh vgl. Bd. II, Einführung S. 18.

[4]) Friedrich Förster (1791—1868), Dichter und historischer Schriftsteller. Einige Briefe und Gelegenheitsgedichte von ihm an Lassalle befinden sich im Nachlaß.

[5]) General Ernst von Pfuel (1779—1868), September bis Oktober 1848 preußischer Ministerpräsident, 1858 liberales Mitglied des Abgeordnetenhauses.

[6]) Wilhelm Adolf Lette (1799—1866), der spätere Gründer des Lettevereins, liberales Mitglied des Abgeordnetenhauses, Vorkämpfer der Befreiung der ländlichen Gemeinden von der gutsherrlichen Vormundschaft.

ist nämlich nicht mehr gar so exklusiv, wie ich Ihnen neulich nach Joh. Schulzes [1]) Erzählung schrieb. Sie läßt gegenwärtig auch andere Leute zu als Hegelianer, freilich nur wenn sie sehr berühmte Namen haben usw. Von den Anwesenden nenne ich noch Prof. Schulz von Schulzenstein,[2]) Prof. Märker,[3]) Prof. Rötscher[4]) usw. Pfuel sollte heute grade Mitglied werden. Lette ist es schon länger. Jedem der Anwesenden wurde ich immer von neuem vorgestellt mit dem Beisatz „der Verfasser des Heraklit". Dies wiederholte sich, so oft jemand kam und daher im ganzen so oft, daß mir wirklich schon vor meinem Heraklit übel zu werden anfing. Da kam mir der alte General Pfuel zu Hilfe. Ich kenne ihn schon von einem Hotel aus, wo ich ihn mehrmals bei Tische traf, und ebenso aus den Kaffeegesellschaften Varnhagens. Er trat auf mich los und fragte mich: „Also sagen Sie, die Geschichte mit dem Grafen Hatzfeldt haben Sie, höre ich, ganz siegreich zu Ende gebracht?" — „Ganz siegreich," erwiderte ich mit übermütigstem Lächeln und Nachdruck. „Der wird sein Lebtag an mich denken." — „Das ist mir äußerst lieb," sagte Pfuel . . .[5]) „Da haben Sie wirklich eine große Tat getan," sagte er, mir die Hand schüttelnd. — „Jawohl," replizierte ich möglichst laut, um von so vielen Umstehenden als möglich gehört zu werden, „ich wenigstens rechne sie mir weit höher an als den Heraklit." — „Gewiß, es ist eine praktische Tat," betonte Pfuel — und damit setzten wir uns zu Tische. Ich saß neben dem Kammerpräsidenten Lette und Michelet! Gott, was ist das für ein Oppositionschef, dieser Lette! Unsere ganze Kammermisere konnte sich mir nicht deutlicher mikrokosmisch malen als in diesem gutmütigen, schmunzelnden, schwächlichen Menschlein, das sicher vor Schreck gestorben wäre — ich konnte diese Vorstellung gar nicht los werden —, wenn ich ein einziges Mal angefangen hätte, mit meinem Volksrednerorgan zu sprechen! Sind das Tribunen! — Cieszkowski[6]) war nicht da, weil jetzt nicht in Berlin.

Den ersten Toast bei Tische brachte Präsident Förster auf das neu eintretende Mitglied Pfuel. Und zwar begann er diesen Toast merk-

---

[1]) Johannes Schulze (1786—1869), der Mitbegründer und langjährige Leiter des preußischen höheren Unterrichtswesens.

[2]) Schultz von Schultzenstein war Professor der Botanik an der Berliner Universität.

[3]) Friedrich August Märcker (1804—1889), Privatdozent der Philosophie an der Berliner Universität.

[4]) Heinrich Theodor Rötscher (1803—1871), Ästhetiker, Dramaturg, Theaterkritiker der „Spenerschen Zeitung".

[5]) Hier folgen sehr abfällige Äußerungen Pfuels und Lassalles über den Grafen Edmund Hatzfeldt und sehr anerkennende für die Gräfin Sophie.

[6]) Der Geschichtsphilosoph Graf August von Cieszkowski, der Führer der Polen im preußischen Abgeordnetenhause.

würdigerweise mit mir. „Wir haben heute einen Mann unter uns, der die ruhmreiche Tat begangen, den dunkelsten der Philosophen ins hellste Licht zu setzen" usw. Und nun machte er dann eine Art Übergang, daß neben den Taten der hohen Intelligenz auch die Tat als solche ihre Berechtigung hätte und daß Pfuel als Vertreter dieses Genus heut aufgenommen sei usw. Fünf Minuten drauf brachte Michelet einen Toast auf mich aus, von solchem entsetzlichen Lobschwalle voll, daß mir nach den ersten zwei Sätzen Hören und Sehen verging und ich ihn wirklich gar nicht gehört habe. Professor Schulz griff darauf Moleschotts[1]) materialistische Theorien an. Aber ich entblödete mich nicht, sie männlich zu verteidigen und mit mir, mit fast noch größerer Bestimmtheit, Michelet. Dann fragte mich dieser, ob ich Mitglied der Gesellschaft werden wolle. Ich bejahte, und er lief hinüber, es Förster ins Ohr sagen. Eine Viertelstunde darauf erhob sich Förster und sagte: „Wir haben heut die Ehre, einen Mann unter uns zu sehen usw. Dieser Mann hat seinen Wunsch geäußert, Mitglied dieser Gesellschaft zu werden. Ich glaube, daß, wo es sich um einen solchen Mann handelt, das einzig Angemessene für uns ist, alle sonst unter uns üblichen Förmlichkeiten der Heimlichkeit, Abstimmung usw. beiseite zu setzen und ihn durch Akklamation zu unserm Mitgliede zu ernennen." Verbindlichstes Gemurmel der Gesellschaft. Ich konnte die Vorstellung nicht unterdrücken, daß sie mich noch vor drei Monaten ebenso unbesehen und „ohne weitere Förmlichkeit" zur Tür hinausgeschmissen hätten, erhob aber mein Glas und sagte: „Ich kann der Gesellschaft nur meinen ebenso ergebenen als gerührten Dank abstatten." — Jetzt hielt Professor Schulz einen wirklich sehr interessanten Vortrag über die organische Entwicklungstheorie des Menschengeschlechts, der eine Stunde dauerte und nächstens fortgesetzt wird. Zuvor war das Protokoll der letzten Sitzung verlesen worden. Das Essen war nicht übel. Welcher Kultus aber während des ganzen Diners mit mir getrieben wurde, welche Zielscheibe für alle möglichen Verbindlichkeiten ich war, ist wirklich gut zu sagen: „Es erfrischt wirklich, wieder einmal einen solchen Philosophen unter uns zu sehen," riefen Michelet und Förster abwechselnd immer aus und derlei Redensarten mehr. Es scheint wirklich, daß die Hegelei in Berlin gar sehr das Bedürfnis rüstigen Zuwachses schon lange gefühlt hat.

Um sieben gingen wir auseinander.

Montag früh [30. 11.].

Gestern war wirklich ein Tag verschiedentlichen Peches. Pickwick hatte mich gebeten, mit ihm zu essen. Ich ging deshalb, während ich

[1]) Jakob Moleschott (1822—1893), der bekannte Physiologe und Verfechter eines philosophischen Materialismus.

sonst stets bis $2^1/_2$ Uhr in meiner Wohnung bin, schon um $1^1{}_2$ Uhr aus. Kaum war ich fünf Minuten fort, so kam Lepsius,[1]) mir seinen Besuch zu machen und verfehlte mich also, was mir sehr leid tut. — Aber das war nicht alles.

Aus meinem letzten Briefe werden Sie ersehen haben, wie Herr Wetter [2]) vor einiger Zeit beliebte, mir hierher Geld zur Einsendung an Becker [3]) zu schicken. Das war wirklich von ihm — sagen Sie es ihm und, wenn Sie wollen, in meinem Namen — in hohem Grade indiskret. Denn ich hing in bezug auf meinen hiesigen Aufenthalt ja ganz von der Willkür der Herren ab, während Wetter in einer unabhängigen Lage ist. — Beiläufig ist noch dazu (freilich erst im August oder September) ohnehin der Fall eingetreten, daß ich wegen der Geldsendungen an Frau Röser [4]) ausgewiesen werden sollte. Bei den Düsseldorfer Haussuchungen wurde nämlich ein Brief von mir an Röser mit der Geldsendung für Frau Röser attrapiert, und der Minister, dem dies herberichtet wurde, erließ von seinem Gute aus die Order zu meiner Ausweisung. Da ich schon damals, wie Sie wissen, ziemlich fest saß, wurde dies wieder beigelegt. Ich schrieb Ihnen gar nichts davon. Es war mir nicht grade angenehm, daß Wetter die Unzartheit hatte, mich während meines hiesigen Aufenthaltes mit jenem Auftrage zu belasten. Indes, Sie wissen, ich bin nun einmal kein Mann der bleichen Furcht. So schrieb ich denn an Becker,[5]) ich empfinge von Düsseldorfer Bekannten den Auftrag, ihm dies Geld statt ihrer auch von hier wie früher von Düsseldorf aus zu schicken, und wollte mich diesem Auftrag nicht entziehen, weshalb ich usw. usw. Der Brief war von Berlin datiert. Meine Wohnung war nicht darin angegeben. Gestern abend fünf Uhr klingelt es. Ich öffne, und herein tritt Becker, dick und gesund. Ich freute mich aufrichtig, ihn zu sehen. Er erzählte mir, daß er seit gestern hier sei. Da sein Hotel von schlechtem Gesindel immer belagert werde, so sei er zu Oberst Patzke gefahren, sich zu beschweren. Dieser habe ihm gesprächsweise erzählt, es sei noch einer von seiner Couleur hier, nämlich ich. Da habe er ihn gefragt, wo ich wohne. Auf der Potsdamer Straße, habe Patzke geantwortet, aber die N[ummer] kann ich nicht angeben. Er sei nun zu

[1]) Für Richard Lepsius und seine Beziehungen zu Lassalle vgl. Bd. II, Einführung S. 19, sowie die Nr. 58, 61, 139.

[2]) Abraham Wetter, Kaufmann in Düsseldorf, Anhänger des radikalen Flügels der Demokraten.

[3]) Hermann Becker (1820—1885) büßte noch die fünfjährige Festungshaft ab, zu der er im Kommunistenprozeß verurteilt worden war. Für Lassalles Beziehungen zu ihm vgl. Bd. II, Einführung S. 5 ff. und ebenda passim.

[4]) Für Lassalles Beziehungen zu dem Zigarrenarbeiter Peter Gerhard Röser vgl. Bd. II, Einführung S. 9.

[5]) Vgl. hierzu Bd. II, Nr. 55.

meinem Bezirkskommissar gefahren und habe nach meiner Wohnung gefragt. Dort sei erst eine große Beratung gehalten worden, ob man sie ihm sage oder nicht. Endlich habe man sie ihm gesagt und die Bestellung hinzugefügt, meine Aufenthaltskarte sei jetzt angelangt. Becker erzählte mir, wie jener Berliner Brief von mir von seinem Festungskommandanten nach Köln, von da nach Berlin geschickt, hier kopiert und zu den Akten genommen wäre und er ihn erst elf Tage nach der Absendung erhielt. Er hatte mir dies eben erzählt, als es klingelt. Es war sechs Uhr abends. Ich konnte daher nicht anders glauben, als daß es Pickwick oder Pritzel ist. Ich eile, selbst zu öffnen und vor mir steht — Böckh! Es war wirklich das merkwürdigste Zusammentreffen von Umständen, was man sich denken kann. Ich muß Ihnen sagen, daß es mir sehr fatal war, obgleich ich Ihnen nicht den Grund schreiben kann, weshalb. Denn in Hinsicht auf die Polizei ist es mir ganz gleichgültig. Zur gegenwärtigen Stunde stehen die Sachen bereits so, daß die Polizei in die vollständige Unmöglichkeit, mich zu malträtieren, versetzt ist, selbst wenn sie es wollte. Sie ist bereits zur Impotenz reduziert.

Aber aus andern, schriftlich nicht zu explizierenden Gründen war es mir grade mit Böckh sehr fatal. Gleichwohl war nichts mehr zu machen. Da ich vor Böckh stand, mußte ich ihm Mantel und Hut abnehmen, konnte nicht mehr zurücklaufen und ihn allein lassen und hatte also auch nicht mehr die Zeit, Becker zu bitten, fortzugehen und später wiederzukommen. Ich führte also Böckh in das Zimmer, erließ mir aber die Vorstellung, zu der ich Böckh gegenüber auch nicht einmal berechtigt war. Böckh wurde sehr behaglich, rauchte zwei Zigarren bei mir aus, blieb beinahe eine Stunde, erzählte mir allerlei. Unter anderem sagte er mir: „Hören Sie, Ihr Werk hat selbst den Stockphilologen die größte Ehrerbietung abgezwungen. Gestern sprach ich einen, gerade einen solchen Stock-Stock-Philologen, und selbst der sagte mir: ja, da müsse man allen Ehr' und Respekt haben."

Ich war natürlich zu diskret, zu fragen, wer dieser „Stock-Stock-Philologe" sei, glaube aber, daß er nur Immanuel Bekker [1]) gemeint haben kann. Über Humboldts Brief freute sich Böckh sehr; endlich stand er auf, um zu gehen. Jetzt aber, auf Becker zuschreitend, sagte er: „Nun muß ich noch bitten, mir den Namen des Herrn zu nennen!" — „Habe ich das nicht getan?" sagte ich verwundert. „Ein Rheinländer, Dr. Becker aus Köln." Becker hatte bis dahin am Gespräch nur geringen Anteil genommen, unterhielt jetzt aber Böckh mit einigen Anekdoten aus seiner Universitätszeit recht gut. Übrigens glaube ich, daß Böckh

[1]) Immanuel Bekker (1785—1871), der Herausgeber zahlreicher antiker Texte, war seit Begründung der Universität in Berlin Professor der alten Philologie.

gar nicht weiß, welcher Dr. Becker das ist, denn wie soll er grade auf jenen denken? Und im übrigen war von Beckers Personalien nicht die Rede. Bald hatte ich Böckh hinauskomplimentiert.

Hat er es aber gemerkt, so wäre es mir aus einem ganz speziellen Grunde unbeschreiblich fatal.

Nun noch eins: Ich habe keine einzige von meinen Kölner Reden mehr. Suchen Sie alle — es müssen auf dem Boden noch Pakete stehen — zusammen und schicken sie mir sofort. Dies ist von der größten Wichtigkeit. Es kann für Sie hier gar kein besserer Boden bereitet werden als durch möglichste Verbreitung der Kölner Rede.[1]) Ich und Hiersemenzel[2]) haben es uns zum Geschäft gemacht, sie aller Welt zu geben. Varnhagen sagte mir, nachdem er sie gelesen: „Ich kann Ihnen nur eins darüber sagen, sie hat mich auf das gewaltigste an Mirabeaus Reden und Prozesse erinnert. Wie schade für Sie und besonders für die darin verfochtene Sache, daß diese Rede hier so wenig bekannt ist." Aber nicht nur mir — sondern andern hinter meinem Rücken hat er dasselbe gesagt. Auch wird er sie mit verbreiten helfen. Aber Exemplare! Exemplare! Sind keine in hinreichender Anzahl da, so muß ein neuer Abdruck gemacht werden, ob hier oder dort, werde ich noch bestimmen. Die Kosten — höchstens fünfzig Reichstaler — können Ihnen dabei nicht ins Gewicht fallen. Vorläufig schicken Sie nach den genauesten Recherchen alles, was Sie von Exemplaren haben.

Nachschrift Montag früh.

... Wie Sie hier immer von meinen „plaisirs" sprechen können, ist so uneinsichtig wie lieblos. Zu meinen plaisirs gehört, wie Sie wissen, nur das: im Zimmer zu bleiben mit zwei Freunden, nicht aber da und dort herumzulaufen, fremde Menschen zu unterhalten usw. Zudem soll wohl jedem, wenn man solche Krankheiten mit sich herumträgt wie ich, das plaisir gründlich vergehen.[3]) Von meiner Erschöpfung haben Sie keinen Begriff. Aber es handelt sich für mich nicht um plaisir, sondern nur um Zwecke, die auf Sie in Beziehung, und die ich Ihretwegen und nur Ihretwegen betreibe. Wenn Sie noch einmal so von meinen „plaisirs" sprechen, gut, so lasse ich alles und ziehe mich auf meinen alten Fuß zurück, mit Pickwick und Pritzel in meinem Zimmer lebend. Ich bin ein unabhängiger Mensch und brauche niemand und habe an niemand Freunde. Wenn ich mich quäle und abhetze, Eroberungen

[1]) Lassalle meint seine Verteidigungsrede im Kassettenprozeß von 1848.

[2]) Eduard Hiersemenzel (1825—1869), Altersgenosse, Landsmann und Verbindungsbruder Lassalles, geachteter Jurist. Er wurde 1859 Stadtrichter in Berlin und gründete die „Preußische Gerichtszeitung", die er seit 1861 „Deutsche Gerichtszeitung" nannte.

[3]) Für Lassalles Krankheit vgl. oben die Einführung S. 30.

zu machen, so geschieht es für Sie, wie alles, was ich tue. Ich strapaziere mich wie ein Hund, sehe blaß aus wie der Tod und suche die Menschen zu gewinnen und zu blenden Ihretwegen, Ihnen den Boden zu bereiten, den Sie brauchen. Selbst diese furchtbare Krankheit kann mich im jetzigen Augenblick nicht davon abhalten, weil gerade dieser Augenblick durch den fabelhaften Nimbus und Enthusiasmus, der mich jetzt trägt und der doch wie alles vorübergeht, vorzüglich geeignet dazu ist. Und das alles und diese Marter und Treue begreifen Sie so wenig, daß Sie von „plaisirs" sprechen. Schöne plaisirs! Alles, was ich tue, tue ich für Sie. Sie könnten dies schon aus den so langen Briefen sehen, die ich ächzend, wahrhaft ächzend, schreibe. Aber es wird jedem Hunde mit Schlägen gelohnt! Genug davon! Meinen „unartigen" Brief mit dem Buch für Kichniawy haben Sie wohl inzwischen bekommen.

Adieu, meine Gute. Ich bin recht traurig, trauriger vielleicht unter meinen glänzenden Erfolgen, als ich es je war. Sie fehlen mir sehr, und selbst bei Ihnen ist keine Einsicht und Anerkennung! Ich bin so abgehetzt, so abgehetzt wie ein Hase. Die langen Briefe an Sie mitten unter tausend Dingen, die ich tun muß, ruinieren mich auch. Expedieren Sie sich doch so schnell als möglich, um baldigst herkommen zu können. Daraus schöpfe ich nicht frische Kraft, diese ward mir im eisernen Willen, aber neue, warme, innere Befriedigung. Ich muß mich anziehen und zu Humboldt, vorher noch den Brief H[umboldts] für Sie kopieren.

Ihr

F. L.

85.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Dienstag abend [Berlin, 15. Dezember 1857].

. . . Nun will ich Ihnen zum Schluß des Briefes noch meinen Besuch bei Humboldt erzählen.[1]) Er kam mit den Worten auf mich los: „Aber Sie kommen uns ja zurück, ganz wie Sie gegangen sind. Sie haben sich nicht verändert in der Zwischenzeit." Damit ergriff er mich bei der Hand, nötigte mich auf das Sofa, setzte sich vor mich und fuhr fort: „Sie haben da ja ein höchst merkwürdiges Buch geschrieben, ein wunderbares Buch." Es gibt eigentlich nichts Dümmeres als die Situation dessen, an den solche Dinge gerichtet werden, er weiß nicht, ob er bejahen oder verneinen soll. „Ich lese nun schon die dritte Nacht in Ihnen. Es ist nicht eine Arbeit, es ist ein ununterbrochener Genuß, dies

[1]) Siehe oben Nr. 84, S. 194.

Werk zu lesen." Und nun fing er denn an, seine Kenntnis desselben zu entfalten und endlich von da auf andere Dinge zu kommen. Er sprach — ich unterbrach ihn so selten als möglich, fast nur, wenn ich antworten mußte — höchst brillant und fast ununterbrochen dreiviertel Stunden lang, immer zeigend, daß er mit allen modernsten Produkten ganz vertraut sei. Dieser neunzigjährige Mensch — es ist wirklich zum Erstaunen! Ich saß wie mit aufgerissenem Maule da. Seine Stimme ist stärker geworden als sonst, wahrscheinlich infolge dessen, daß — das einzige Gebrechen, das man bemerkt — sein Gehör gelitten hat. Als im Laufe des Gesprächs, er kam auf Mendelssohn,[1]) flüchtig meine Vergangenheit berührt wurde, beugte er sich in der höchst grundlosen Furcht, ich könnte das übel nehmen, zu mir hinüber und sagte mir, auf den Rücken klopfend: „Sie verzeihen, wenn ich auf Vergangenes komme, ich meine es nicht böse, sondern sehr gut damit, sehr gut." Ich sagte ihm natürlich, wie ganz recht mir das sei.

Als ich mich endlich, nach dreiviertel Stunden, empfahl, sagt er mir: „Ich hoffe, daß Sie mich nun jetzt recht bald und recht oft besuchen. Ich bin fast täglich von eins bis zwei für Sie zu Hause, für Sie zu Hause," — fügte er sehr scharf und verbindlich betonend hinzu. Dies ist ungefähr bei Humboldt wie der Schwarze-Adler-Orden. Noch hatte er mir im Lauf des Gesprächs erzählt: „Vor einer Stunde war Böckh bei mir; er hat mir alles und mit noch größerem Enthusiasmus mündlich über Sie wiederholt, was er mir geschrieben hatte." Es ist dies um so schöner von Böckh, als fast zu wetten ist, er ist bloß deshalb zu ihm hingelaufen. Denn zwei Tage vorher hatte er bei mir von [sic!] gehört, daß ich Montag zwei Uhr bei Humboldt sein würde.

Außerdem hat Humboldt nun angefangen, mich zu kolportieren. Klotz,[2]) ein Mitglied der Akademie und Naturforscher, erzählte Pritzel, dessen besonderer Freund er ist, von dem Buche, und als ihn dieser fragte, was er denn davon wisse, da er diese Materien gar nicht verstehe, sagte ihm Klotz, er verstehe sie auch nicht, aber Humboldt habe es ihm so rasend gelobt. Aber das ist nicht genug. Das beste kommt nun. Sonnabend drauf war Tee bei Varnhagen. „Gestern war ich mit meinem Onkel bei Humboldt," sagte mir seine Nichte, als wir in einer Ecke plauderten. „Nein, der schwärmt für Sie, wie ich ihn noch nie für jemand habe schwärmen hören. Sie wissen, wie gern ich Sie loben höre, aber diesmal wurde es mir fast zuviel. Denn ich wollte ihn gern noch

[1]) Arnold Mendelssohn. Siehe oben Nr. 30 und die Einführung zu Bd. I, S. 29 ff.

[2]) Lassalle meint offenbar den Kustos am Herbarium der Akademie der Wissenschaften Johann Friedrich Klotzsch (1805—1860), der seit 1851 als ordentliches Mitglied der Akademie angehörte.

auf einige andre Dinge bringen, aber umsonst, was man auch anfing, er kam immer wieder auf Sie zurück." Die Lobeserhebungen usw. übergehe ich hier und will Ihnen nur eine Geschichte mitteilen, die Ihnen zeigen mag, wie weit ich es schon gebracht habe. „Er wurde selbst kühn, der alte Humboldt," fuhr Fräulein Ludmilla lachend fort, „so kühn, daß ich gar nicht weiß, ob ich Ihnen auch das wiedersagen soll." — „Sie wissen," sagte ich, „daß ich darauf rechne (wir sind nämlich sehr gute Freunde), von Ihnen alles zu hören, und es nicht Ihrer würdig halten würde, wenn Sie irgend etwas zurückhielten." — „Oh," lachte sie, „ereifern Sie sich nicht, ich hätte es Ihnen jedenfalls gesagt, denn ich weiß, daß Ihnen das grade besondere Freude machen wird. Auch ist es für uns gar nicht kühn, nur für ihn, den alten H[umboldt], ist es fast kühn." — „Also was ist es?" — „Er rief nämlich unter anderm aus: Welche merkwürdige Natur das ist! Ich finde das so schön von ihm, wie er sich geteilt hat zwischen Heraklit — und der Gräfin Hatzfeldt, und keins von beiden aus den Augen verloren, jedem genügend."

Sie sehen, weiter kann ich wirklich nicht gehen. Humboldt, der mir in jenem Briefe, wie Sie sich erinnern, wegen Ihrer erklärt hat, er wolle nichts mehr mit mir zu tun haben, hat sich so erhitzt, daß er es umgekehrt jetzt „so schön" findet. Bald wird er sich eingeredet haben, er habe es immer so schön gefunden. Welche, ich möchte sagen, fast kopulierende Wirkung diese Äußerung[en] Humboldts auf Varnhagen und alle, denen er sie im Vertrauen weitererzählt, bei dem Humboldt-Kultus der hiesigen Welt haben, brauche ich Ihnen natürlich nicht auseinanderzusetzen.

Als ich an den Tisch trat, jetzt erst Varnhagen begrüßend, da fing Varnhagen laut an: „Gestern war ich bei Humboldt" usw. und gab nun — mit Ausnahme der letzten Anekdote natürlich — einen Teil des mir von Ludmilla Erzählten laut zum Besten. Sie können denken, welcher Gegenstand der Verehrung ich in den Augen der Anwesenden wurde. Sie sehen, unsere Galeere geht mit günstigem Winde und schwellenden Segeln.

. . . Die Gelehrten inzwischen trommeln immer weiter. Ein neuer, unmäßiger Bewunderer, Meinecke,[1]) Mitglied der Akademie, ist auftaucht. Alle einzelnen Anekdoten erzählen, wäre lästig. Anbei ein Brief von Ritschel[2]) in Abschrift . . .

---

[1]) August Meinecke (1790—1870), klassischer Philologe, Direktor des Joachimthalschen Gymnasiums.

[2]) Abgedruckt in Bd. II, S. 144.

86.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Dienstag [Berlin, 1. März 1858].

Meine gute, gnädige Frau!

Ich sehe Sie noch immer mit dem wehmütigen Ausdruck, den Ihr Gesicht im Augenblicke des Abschiednehmens hatte, vor meiner Tür stehen, mit Tränen in den klaren, blauen Augen! Was war Ihnen nur? Was hatten Sie? Was es auch gewesen sein mag — kein Gedanke würde ungerechter sein als der, daß meine Freundschaft für Sie durch meine hier entamierten Freundschaften usw. im geringsten gelitten habe. Eigentlich ist dieser Gedanke bei dem Charakter, den Sie an mir kennen, schon eine Art Blasphemie! Wenn ich mich auch mit andern Leuten amüsiere, wenn ich sie auch recht gern habe, nie würde das doch irgendeine Konkurrenz aushalten können mit dem gediegenen Devouement, das ich für Sie habe. Sie selbst wußten das früher, lachten oft und sagten z. B., Sie wüßten genau, daß niemals z. B. eine Liebschaft meiner Freundschaft für Sie gefährlich werden könne. Ich würde immer alles stehen und liegen lassen, wenn es sich irgend um Sie handle! Was ich hier sage, sage ich nicht bloß Ihnen. Ich habe es allen diesen Leuten — ich werde es Ihnen bei Ihrer Herkunft beweisen — allen diesen Damen gesagt. Ich habe ihnen mit jener Herrschermiene, die ich, wenn es an der Zeit, anzunehmen weiß,[1]) unverhohlen angekündigt und geradezu gesagt: „Jede von Ihnen, die nicht für die Gräfin die wärmste Freundschaft und Bewunderung fühlte und dies auf alle Weise an den Tag legen würde, würde ich sofort als ein être stupide aus der Liste meiner Freundinnen streichen." Das sagte ich, ehe die Damen Sie noch sahen, und sie lassen es sich auch gesagt sein. Selbst solchen, zu denen mich doch gewisse nähere Bande fesseln und die mir Vorwürfe machten, daß Ihre Anwesenheit ihnen soviel Zeit entzöge, sagte ich ganz unverholen: „Wie können Sie sich mit der Gräfin messen wollen in bezug auf die Ansprüche, die Sie auf meine Zeit erheben? Sie kommen mir erst infiniment nach ihr, denn die Gräfin ist nicht wie Sie meine Freundin, sondern mein bester Freund!"

Wenn Sie wieder hier sind, sollen die Damen es alle Ihnen sagen, ob ich textuellement so gesprochen.

Nein, „kein Flitterschein, kein Wandel ist in mir". Jede Empfindung und jeder Wille in mir ist ewig, wie er bei Gott gedacht wird. Unser Verhältnis ist freilich ein endliches. Aber nicht meinerseits; ich

[1] Lassalle verschreibt sich: annehmen zu weiß.

bin kein endliches Wesen in dem Sinne eines veränderlichen Wesens. Durch keine andere Freundschaft, Leidenschaft usw. könnte mein Verhältnis zu Ihnen im geringsten geschwächt oder tangiert werden. Nur dadurch könnte es Eintrag erleiden, wenn Sie anfingen, aus der Art zu schlagen und sich zu deteriorieren. Indes — das werden Sie nicht. Dazu ist zuviel geistige Gesundheit und geistiger Fond in Ihnen. Aber etwas außer Ihnen Liegendes wird Ihnen nie bei mir Eintrag tun ...

Nun adieu, alte, gute Gräfin! Ich warte mit leidenschaftlicher Ungeduld Ihre ersten Zeilen ab.

Expedieren Sie sich doch schnell. Vielleicht — es ist sehr wohl möglich, wenn Sie Diligence machen — können Sie dann den April noch in Berlin zubringen und gehen dann 1. oder 15. Mai von hier in die Bäder und sind am 15. Juli fertig.

Ihr

F. L.

87.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Freitag, den 12. März 1858.

Gute Gräfin!

Wieso mein letzter Brief an Sie nicht freundschaftlich und freundlich gewesen sein soll, begreife ich nicht. Er war geschäftlich. Die Stelle mit den vielen Nullen, die Sie wohl allein bei jenem Urteil im Auge haben, sollte bloß mit der höchsten Energie ausdrücken, daß ich nichts mehr zu schreiben weiß. Sie wollen immer mehr und mehr geschrieben haben, und benutzen dann doch nicht das Geschriebene.

Auf Ihren jetzigen Brief [1]) aber ist es wirklich schwer, Ihnen eine — nicht freundschaftliche, denn das bleibt sie immer — sondern auch eine freundliche Antwort zu geben. Es ist wirklich sehr, sehr traurig! Nicht Ihre Lage, aber diese ganze verkehrte und grundlose Stimmung bei Ihnen! Was soll ich tun? Schriftlich ist es doch unmöglich, Sie zur Einsicht zu bringen und die Dinge zu widerlegen. Sie stellen sich alle Dinge falsch vor ... Daß Sie unter solchen Umständen weder eine Ver-

[1]) Die Gräfin hatte in einem Brief ihre Vermögensverhältnisse, die durch die wirtschaftliche Krisis und ungünstig verlaufene Spekulationen gelitten hatten, in den schwärzesten Farben geschildert und sogar die Meinung geäußert, daß sie auf eine Badereise werde verzichten müssen. Sie schrieb u. a.: „Ich bitte Sie, meine Lage einmal ohne vorgefaßte Meinung zu überdenken, und Sie werden mir Recht geben müssen und mir nicht mehr vorwerfen können, wenn ich recht sehr melancholisch bin."

gnügungs- noch eine Badereise machen können, finde ich sehr vernünftig und echt menschlich. Ich billige es ganz! Man müßte ja blind sein, um das nicht einzusehen. — Grade tags vor Empfang Ihres Briefes habe ich Dawison[1]) im Avare von Molière gesehen. Ich hätte nicht geglaubt — verzeihen Sie mir, ich schreibe es nicht, um Sie zu beleidigen, ich schreibe es vielmehr aus der bewegten Tiefe eines blutenden Herzen — ich hätte nicht geglaubt, den Typus desselben zu meinem besten Freunde zu haben! Was wollen Sie denn machen mit Ihrem Gelde? Sich drin einsargen lassen? Sie gleichen wirklich jenem Souslieutenant, der mit zwanzig Reichstalern monatlich fröhlich lebte, und als er einen Millionär beerbte, sich erschoß wegen der Sorgen, die ihm die Hypothekenschulden auf den Gütern machten. Traurig, traurig!

Ihr

F. Lassalle.

P.S. Anbei Ihr Brief zurück! Sie lesen ihn vielleicht nochmals durch und — erschrecken dann selbst davor!

88.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Sonnabend [wohl Frühling 1858].

Meine gnädige Frau!

Ich habe Ihnen nun genug Geschäftsbriefe in diesen Tagen geschrieben und will nun ein bißchen mit Ihnen plaudern. Ihr „Pionier", wie ich mich zu nennen und wirklich aufzufassen liebe, hat gestern einen sehr entscheidenden Abend geschlagen. Ich gab nämlich ein äußerst glänzendes Souper, glänzend sowohl nach den dabei entwickelten materiellen Genüssen als nach der höchst gewählten Gesellschaft. Es war da Varnhagen von Ense mit seiner Nichte Fräulein Ludmilla Assing, der alte Böckh, Professor Michelet mit seiner Frau, Adolf Stahr,[2]) dessen Frau (Fanny Lewald) zu seinem unendlichen Bedauern durch eine gestern abend angekommene, heute früh abreisende Cousine gehindert war (ich rächte mich dafür an ihr, indem ich ihren Mann ihr schwer molum[3]) nach Hause schickte), der Hofrat Förster

[1]) Bogumil Dawison (1818—1872), der berühmte Schauspieler, gehörte damals der Dresdener Hofbühne an.

[2]) Adolf Stahr (1805—1876), der bekannte Philologe, Ästhetiker und Historiker. Seine und seiner Frau Beziehungen zu Lassalle waren um diese Zeit sehr freundschaftliche. Vgl. auch Bd. II, S. 140.

[3]) Hebräisch: betrunken.

(der bekannte Hegelianer und „Hofdemagoge" des verstorbenen Königs) und außerdem meine sonstige Gesellschaft, die Sie schon kennen. Also wirklich die Elite der Berliner geistigen und gelehrten Welt. Man hat sich über alle Maßen gut amüsiert. Böckh war selig. Als ich ihm beim Fortgehen erklärte, daß ich nur aus pflichtgemäßer Bescheidenheit diesmal seine Frau noch nicht eingeladen, ich hätte gewollt, daß er zuvor erst einmal allein bei mir sei, damit er sehe, ob er sich bei mir amüsiere, versicherte er mir, daß, wie äußerst selten die alte Dame auch in Abendgesellschaften ginge, es ganz selbstverständlich sei, daß er bei mir eine Ausnahme machen und sie mir jederzeit gern mitbringen werde. Varnhagen machte mir freundschaftliche Vorwürfe, daß ich General Pfuel (seinen Freund) nicht eingeladen, worin sich also aussprach, daß dieser mit Vergnügen ein nächstesmal, was mir Varnhagen ans Herz legte, akzeptieren wird, und ferner, daß Varnhagen sich sehr wohl fühlte und seinen Cercle bei mir heimisch machen will. Böckh hatte als der höchste im Range den Ehrenplatz inne und unterhielt die Damen nach rechts und nach links, daß es eine wahre Freude war. Die Leute schwammen im Amüsement. Freilich hatte ich wieder einmal fest an meiner Theorie gehalten, daß auch bei den gescheitesten Leuten (wenn ich nach mir urteilen darf, grade bei solchen) doch um das vollständige Vergnügen herzustellen erforderlich sei, das liebe Herz, wie Homer sagt, an Speise und Trank zu erfreuen in ganz andrem Maß, als dies sonst in den Abendgesellschaften hier üblich ist.[1]) Wir waren, da Fanny Stahr ausgeblieben war, dreizehn Personen, und damit nicht irgend jemand durch diese ominöse Zahl sich unbehaglich fühle, hatte Madame Duncker die Freundlichkeit, ihr kleines Töchterchen aus dem Bette holen zu lassen. Wir waren also dreizehn und ein Kind und tranken fünf Flaschen Bordeaux, vier Flaschen Steinberger Kabinett und acht Flaschen

[1]) Schon am 5. Dezember 1857 schrieb Lassalle der Freundin: „Von mir ist Ihnen dagegen wohl bekannt, daß die teuersten und hauptsächlichsten Ausgaben, die ich mache, alle von dem Gedanken an Sie geleitet sind und diktiert werden von der Stellung, die ich mir machen will, um Ihnen Annehmlichkeiten bereiten zu können . . . Daß Geld und gewisse Ausgaben hierzu ein ganz unerläßliches Mittel sind, ist klar. Wenn Sie meinen, ich wollte aus purer Narrheit den Leuten durch Geldausgeben imponieren, so kann ich dazu lächeln. Ein Mann von meiner Bedeutung und Persönlichkeit hat das nicht nötig; er kann weit besser durch sich selbst imponieren, wenn er eben nur sich selbst im Auge hat. Sowie man aber Zwecke verfolgt, die mit Frauen etc. zusammenhängen und ihrer gesellschaftlichen Stellung, muß man ganz anders auftreten. Ihretwegen mache ich sozusagen ein Haus und unterwerfe mich den großen Ausgaben dafür. Selbst Goethe, der doch noch leichter imponieren konnte als ich, sah sich genötigt, wie mir Varnhagen neulich erzählte — mündlich will ich Ihnen das genauer erzählen — in solchem Falle ‚den Futterkorb herauszuhängen', wie sich Varnhagen ausdrückte."

Champagner, also siebzehn Flaschen auf dreizehn Personen, worunter mehrere Damen noch dazu.

Der gestrige Abend war in dem Interesse, das ich für Sie verfolge, ein ganz entscheidender. Wo Böckh, der mir jetzt auch noch seine Frau mitbringen will, wo Varnhagen und die Ludmilla hinziehen, kommt jeder und jede, die ich einlade, mit Freuden und ohne allen Anstand. Ich kann Ihnen jetzt, sowie Sie herkommen, die Elite unsrer Berliner Welt, alle unsere Berühmtheiten versammeln und Ihnen die beste Gesellschaft machen, die es hier überhaupt gibt, sowie den interessantesten Frauenkreis, den ich hier getroffen habe. Die Frau Professor Michelet ist eine sehr gebildete Frau, Fanny und Ludmilla Schriftstellerinnen, Madame Duncker und Frau Dohm interessante Persönlichkeiten. Nächstens werde ich einmal, was ich schon lange sollte, Cosima von Bülow (Liszts Tochter),[1]) die ich viel bei Varnhagen treffe, besuchen und sie dann gleichfalls einladen; auch an Böckhs Schwiegertochter, Frau Professor Gneist, eine der schönsten und geistreichsten Frauen Berlins, kommt nächstens die Reihe, und wen ich will, kann ich jetzt haben. Es gibt niemand in Berlin, der Ihnen jetzt eine bessere, zahlreichere und glänzendere Gesellschaft zu bieten vermöchte als ich. So bringe ich, wie Sie sehen, alles fertig, was ich will. Ohne Mühe ist es freilich nicht gegangen. Ich habe die Zeit über gar manches und manches tun müssen. Aber ich tat es, so wenig ich es sonst getan, für Sie, glauben Sie mir das, es ist keine Berühmerei von mir! Ich warf mein Geld auf die Straße, ennuyierte mich manchen Abend, schluckte manchen Ärger ein, riskierte manche falsche Position Ihretwegen. Denn ich wollte Ihnen hier einen glänzenden und zahlreichen Zirkel machen können, was ich jetzt kann. Wie gesagt, ganz ohne Schwierigkeiten ist es durchaus nicht gegangen, und ich habe manchmal meine gerunzelte Stirn in die Wagschale werfen müssen und auch wieder Finessen aufbieten müssen, um Garçontum und alles andere zu überwinden. Ich erzähle Ihnen dieses und jenes, wenn wir beisammen sind. Aber es ist jetzt überwunden, und ich habe, was ich für Sie wollte und Ihnen versprach.

Nächsten Winter will ich alle vier Wochen ein Souper geben, außerdem aber alle acht Tage einen jour fixe haben, der dann nur in bezug auf die Gesellschaft glänzend, sonst bescheiden sein soll. Das einzige, was mir noch dazu fehlt, ist eine größere Wohnung. Denn ich kann in meiner höchstens sechzehn Personen zu Tische setzen, und ich muß womöglich vierundzwanzig, mindestens zwanzig bis zweiundzwanzig setzen können. Ich will noch heute gehen und mich nach einer Wohnung um-

[1]) Cosima von Bülow, die spätere Gattin Richard Wagners, damals die Frau Hans von Bülows. Einige Briefe von ihr an Lassalle befinden sich im Nachlaß.

sehen, denn so verhaßt mir das Ziehen auch in tiefster Seele ist, möchte ich doch zum Winter eine andre haben.

Nun adieu. Ich bin vergnügten Herzens, das schön Vollbrachte freudig überdenkend. Wie unrecht würden Sie mir, wie ungerechten Abbruch würden Sie Ihrer eigenen freudigen Überzeugung tun, die es Ihnen doch gewähren muß, wenn Sie mir nicht vollständig glaubten, daß ich mir lediglich Ihretwegen alle diese Mühe gegeben habe und es mir lediglich Ihretwegen diese Freude macht. Auch müssen Sie das schon aus meinem Geschmacke wissen, denn ich liebe es, lang aufs Sofa hingelagert mit zwei bis drei guten Freunden alten Rheinwein zu trinken, nicht aber solche Damengesellschaften mit Honorationen usw., wobei ich selbst nur viel Mühe und Qual habe. Aber um Ihretwillen ist es mir ein Genuß, und abgesehen von dem angenehmen, praktischen Resultate, daß ich Ihnen jetzt eine Ihrer würdige Gesellschaft machen kann, muß es Ihnen doch eigentlich eine höchst genußreiche Überzeugung sein, so jemand zu haben, der alles, was er tut, nur mit Bezug auf Sie und für Sie tut, wie ich wenigstens wollte, ich hätte jemand, der so für mich lebte, wie ich für Sie. Adieu.

Ihr

F. Lassalle.

89.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Montag [31. Mai 1858].

Gnädigste Frau!

Wieso kommt es, daß ich die ganze Zeit keinen Brief von Ihnen gehabt habe? Daß ich selbst nicht schrieb, liegt an einer Geschichte, die ich hatte und die mir viel zu tun gab und noch gibt. Ich bin nämlich der Herr L., dem der Überfall [1]) passiert ist, den die Berliner Zeitungen melden. Ich schicke Ihnen beiliegend den Artikel der „Volkszeitung", der ebenso in der „Nationalzeitung" und in der „Vossischen" und „Spenerschen Zeitung" stand.[2]) Natürlich gab und gibt mir die Sache äußerst viel zu tun. Ich mußte zu Zedlitz, dem Staatsanwalt, Wrangel[3])

[1]) Über den Fall Fabrice vgl. H. Oncken, Lassalle, S. 143. Im Nachlaß befindet sich ein ganzer Dossier, der sich auf diese Angelegenheit bezieht. Vgl. auch Bd. II, S. 164 ff.

[2]) In dem Artikel hieß es u. a.: „Ein derartiger Anfall zu zweien gegen einen ist in der Geschichte ähnlicher Händel wohl unerhört."

[3]) Graf F. H. E. von Wrangel (1784—1877), der preußische Generalfeldmarschall, war gleichzeitig Oberkommandeur in den Marken und kommandierender General des III. Armeekorps.

(denn die betreffenden stehen unter der Militärgerichtsbarkeit) herumfahren, habe Eingaben zu machen, zu erzählen usw. usw. Dazu kommt der Strom der Besucher, Böckh, Förster usw. usw. kamen alle gleich angelaufen. Jeder will die Geschichte erzählt haben.

Die Empörung ist in ganz Berlin einstimmig und kolossal. Jeder Mensch parallelisiert den Fall Pène.[1])

Der Intendanturrat Fabrice wird übrigens jahrelang das Loch behalten, das ich ihm in die Stirn geschlagen habe. Der Hieb war furchtbar und so stark, daß der goldene Knopf meines Stockes sofort vom Stock abbrach, obwohl es sehr fest angelötet war. (Ich schlug ihm nämlich den goldenen Griff aus aller Kraft in die Stirn; sein ganzes Gesicht war sofort von einem Blutstrom überschossen.)

Die Hauptsache aber ist die Kassation und Kriminalbestrafung desselben und seiner Spießgesellen. Die Presse besonders ist es, die die Militärbehörde zwingen muß, alle Rücksichten beiseite zu setzen. Die hiesige Presse steht mir darin nach Kräften zur Seite. Die „Volkszeitung" hat die Sache sogar formell zu der ihrigen gemacht.

Können Sie etwas für die rheinische Presse, besonders die „Kölnische Zeitung" tun, so wird es mir sehr lieb sein.

(Ich selbst bin, abgesehen von zwei der Rede nicht werten Beulen, gänzlich unverletzt.) . . .

90.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Mittwoch [2. Juni 1858].

Der Vollständigkeit wegen schicke ich Ihnen hier ein ferneres Exemplar der „Volkszeitung". Auf den neulich von mir überschickten Artikel der „Volkszeitung", der in alle Blätter hier überging, erschien nämlich ein von Fabrice ausgehendes durch und durch lügenhaftes Inserat in der „Vossischen Zeitung" als Erwiderung. Die „Volkszeitung", die ich Ihnen sende, druckte dies Inserat nur ab, um die Erwiderung dran zu hängen, die Sie dabei finden. Außerdem erschien in allen anderen Blättern eine von der Redaktion der „Volkszeitung" unterzeichnete Erklärung, des Inhalts, daß jener erste Artikel von ihr selbst ausgegangen, daß sie denselben in allen seinen Teilen aufrecht erhalte und in der Verleumdungsklage, die sie nunmehr jedenfalls erwarte, den Beweis der Wahrheit erbringen werde. Der Unwillen in der ganzen Stadt dauert

[1]) Kurz zuvor hatte das doppelte Duell des französischen konservativen Journalisten Henri de Pène (1833—1888), der schwer verwundet wurde, beträchtliches Aufsehen gemacht.

übrigens ungeschwächt fort. Durch das Inserat der Gegner hat sich kein Mensch irren lassen, weil seine Widersprüche und Lügen schon durch die Umstände klar auf der Hand liegen . . .

Professor Gneist,[1]) der gestern bei mir war und als Jurist die betreffenden Dinge kennt, hat mir versichert, ich könnte über die Bestrafung ganz außer Sorge sein. Der Zudrang aller meiner Bekannten zu mir hat auch gestern noch fortgedauert, und wo ich hinkomme, treffe ich nicht nur, sondern höre auch aus allen Kreisen, wo man mich nicht kennt, von der wärmsten Sympathie und einmütigsten Indignation . . .

91.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

[Berlin, Anfang Juni 1858.]

Wegen der Fabrice-Geschichte kann ich Ihnen nur nochmals wiederholen, daß ich ganz unverletzt bin und sogar schon gestern selbst die unbedeutenden blauen Flecke, die ich davontrug, nicht mehr zu sehen waren. Aber wie kommen Sie denn darauf, zu sagen, „. . . wenn wegen politischer Meinungsverschiedenheiten solche Dinge passieren können". Stand denn davon etwas in den rheinischen Zeitungen? Dann bitte ich Sie, mir dieselben alle einzusenden. Wahr ist es aber nicht. Denn wenn auch der Unterschied unsrer politischen Ansichten mit ein Grund war für den Widerwillen und Haß, den jener Herr gegen mich empfand, so war doch durchaus nicht ein politischer Wortwechsel der Grund der Forderung, sondern dieser war ein „Lächeln" bei folgender Gelegenheit. Ich und Dr. Frese[2]) befanden uns eines Nachmittags bei Madame Duncker, als Herr Fabrice kam. Da er uns beide nicht leiden kann, wollte er an unserem Gespräche nicht Anteil nehmen und trieb die Unhöflichkeit soweit, auch mit Madame Duncker nicht zu sprechen. Da er inzwischen doch etwas tun mußte, begann er mit dem jüngsten Kinde von Madame Duncker zu spielen. Madame sah sich das eine Viertelstunde mit an und sagte endlich: „Eine Zeitlang sind die Kinder recht amüsant, aber auf die Länge der Zeit trägt es nichts zur Geselligkeit bei. Kinderfrau, bringen Sie das Kind hinaus." Darauf ging der

[1]) Rudolf Gneist (1816—1895), der berühmte Rechtslehrer an der Berliner Universität, war ein Schwiegersohn Böckhs.

[2]) Dr. Julius Frese, der vielseitige volkswirtschaftliche und politische Schriftsteller und literarische Übersetzer, gehörte mit Fabrice zu den ältesten und intimsten Freunden des Dunckerschen Hauses. Leider berichten weder die Allgemeine Deutsche Biographie noch die Konversationslexika Hinreichendes über ihn. Für seine spätere Zeit vgl. Gustav Mayer, Die Trennung der proletarischen von der bürgerlichen Demokratie in Deutschland, Leipzig 1911, S. 58 ff.

Rat gleichfalls. Dies war im Januar. Jetzt, vier Monate nachher und nachdem er in der Zwischenzeit noch oft mit mir dort zusammengetroffen und freundlich verkehrt, insbesondere noch Mitte März mit mir das Gespräch über das Duell gehabt hatte, wobei er meine Ansichten erfuhr, behauptete er, ich hätte bei jener Gelegenheit gelächelt. Weder ich noch Frese wissen überhaupt nur, ob ich damals gelächelt oder nicht.

Übrigens können Sie glauben, daß einen die Prinzipienreiterei nicht wenig Selbstüberwindung kostet! Ich hätte einen immensen Genuß, wenn ich es für mich gestattet halten könnte, die Bestie jetzt auf Pistolen zu fordern; er würde meiner Kugel schwerlich entgehen. Ich schäme mich nur, dabei, wenn auch nur ganz ausnahmsweise, von meinen Grundsätzen abzugehen. Was meinen Sie zu der Idee? Ich habe Sie niemals als Frau, sondern immer als Mann behandelt. Schreiben Sie mir also als solcher Ihre Meinung.[1]) Fragen Sie auch mal Bloem darüber. Wenn es irgend zulässig erscheint, wenn diese Ausnahme irgend gerechtfertigt werden kann, so wäre es mir ein Seelengaudium, es zu tun, und ich muß gestehen, daß es selbst für mich, den abgehärteten Prinzipienmenschen, diesmal nichts Leichtes ist, meinen Prinzipien zuliebe den Trieb meines Blutes zu unterdrücken. Diese Idee rappelt vielmehr seit gestern gewaltig in mir. . . .

92.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

[Düsseldorf] Sonntag [6. Juni 1858].

. . . Ich kann Ihnen gar nicht beschreiben, wie mich der Vorfall ergreift, so daß mir in diesem Augenblick die Hand so zittert, daß ich kaum schreiben kann. Der mir zugeschickte letzte Artikel aus der „Ostseezeitung" hat mich im tiefsten Herzen empört und betrübt. Sie der Feigheit zu beschuldigen! Sie, der Sie weit eher den der Tollkühnheit verdienen! Aber man darf, weder Sie noch ich, es sich zu Herzen nehmen; wir wissen, daß es Wahnsinn wäre, da Ihr ganzes Leben laut genug spricht, daß Sie nicht nur physischen Mut, den leichtesten von allen, sondern den höchsten moralischen Mut besitzen und daß die Leute selbst, die es jetzt sagen möchten, nicht daran glauben, nicht daran glauben können und es nur ein Mittel ist, um Sie hinzureißen, aufs äußerste zu treiben und möglicherweise zu beseitigen. Mir erscheint die Sache ganz klar und hier auch allen Leuten; es ist nichts anderes

[1]) Lassalle befragte am 4. Juni auch Marx um seine Ansicht. Vgl. Bd. III, S. 125.

als ein montierter Coup von einer gewissen Clique, deren Ärger und Wut, daß Sie es fertig gebracht, in Berlin zu bleiben und sich dort eine so geachtete Stellung zu machen, wie ich ja persönlich weiß, grenzenlos ist. Man will Sie entweder zwingen, sich zu schlagen, und dann würde es bei dem einen nicht bleiben, oder Ihnen den Aufenthalt in Berlin wenigstens so verleiden, daß Sie fortgehen. Und ich sehe mit Schrecken aus Ihrem letzten Brief, daß selbst Sie anfangen, wankelmütig zu werden, und nicht viel daran fehlt, daß Sie in die Falle gehen und auf eine so wahnsinnige Forderung eingehen. Sie fragen mich um meine Meinung, und Sie haben recht darin, denn niemand kann ein höheres, wärmeres Interesse für Sie haben, und zugleich habe ich für solche Dinge einen männlichen Geist und Auffassung für solche Sachen. Auch wissen Sie, daß ich sogar im Prinzip nicht ganz mit Ihnen übereinstimme. Also ist gewiß mein Urteil ein darum um so wichtigeres; und ich sage Ihnen, daß es nicht nur von vornherein ganz richtig war, eine so völlig ungerechtfertigte Ausforderung zu verweigern, und ich wie jeder vernünftige Mensch Ihnen, wenn Sie sie noch nicht abgelehnt, unbedingt dazu raten würde, sie zurückweisen; daß also um so mehr jetzt, wo die Sache einmal so angefangen und diese ganz richtige Erklärung von Ihnen abgegeben worden ist und die Sache in der Öffentlichkeit eine solche Wendung genommen hat und unbedingt zu einer Partei- und Prinzipiensache geworden ist, es Ihrer gar nicht würdig wäre, schwankend in Ihrer Überzeugung zu werden und sich durch solch lächerliche Verleumdung, deren Ungrund jedem, der Ihr Leben kennt, in die Augen springt, bestimmen zu lassen, Ihre Handlungsweise zu ändern. Dann würde man Ihnen mit mehr Recht vorwerfen können, daß Sie sich einschüchtern lassen. Jetzt haben Sie nur die zu[m] Feinde und Gegner, die es ohnehin und unter allen Umständen sind, dann aber würden Sie Ihre eigene Partei gegen sich haben. Treten Sie mit Ihrer gewöhnlichen Entschiedenheit und Stolz auf, und Sie werden alles für sich haben, was, wie Sie mir oft sagten, [was] sich der Mühe lohnt, und die andren können Sie ja doch nie für sich haben. Aber verraten Sie nicht die geringste Unsicherheit, seien Sie fest und entschieden; aber auf der andren Seite, ich kann Sie nicht genug darum bitten, seien Sie äußerst vorsichtig, sowohl für Ihre eigene persönliche Sicherheit als jedes unnütz provokatorische Auftreten zu vermeiden, denn Sie kennen ja den militärischen und Junkerkastengeist, wovon Hinckeldey[1]) das Opfer wurde. Sie fragen mich, was Bloem

[1]) Der Berliner Polizeipräsident Karl Ludwig von Hinckeldey war 1856 von von Rochow-Plessow im Duell erschossen worden. Er hatte sich, seitdem er einmal die „Kreuzzeitung" verboten und einen adligen Spielklub aufgehoben, bei der feudalen Partei unbeliebt gemacht.

dazu sagt; er sagte mir gleich, daß es unverantwortlicher Wahnsinn gewesen wäre, wenn Sie sich hätten auf ein Duell einlassen wollen. Kichniawy desgleichen. Ich ließ ihn vor einigen Tagen, als ich Ihren ersten Brief bekam, sofort rufen. Er ist seitdem morgens und abends gekommen und [hat] mir versichert, daß sich die wärmste Sympathie und Billigung für Sie allgemein kundgibt. Man sieht die Sache als durchaus politisch an, wenn auch der ostensible, ganz lächerliche Vorwand es nicht ist, und als ein Mittel, ausgesonnen, Sie auf irgendeine Weise zu beseitigen; und viele lassen Sie bitten, sich ja nicht irre machen zu lassen, wenn es Ihnen auch noch schwer würde. An Ihrem Mut, den Sie so oft bewiesen, könne ja niemand zweifeln, Sie möchten sich für bessere Dinge und bessere Zeiten aufsparen und schonen. Das seien Sie Ihrer Sache und Person schuldig.

Sie fragen mich, wie ich dazu komme, der Sache eine politische Färbung zu unterlegen und ob die Zeitungen hier dies getan. Die Zeitungen haben hier bis jetzt nur den ersten Artikel aus der „Volkszeitung", soviel ich weiß, abgedruckt . . . Wer aber der Sache einen politischen Hintergrund beilegt, das bin ich und alle Leute, die hier davon hören. Es geht auch aus der Sache selbst klar wie die Sonne hervor und ist der einzige richtige und durchgreifende Standpunkt, von dem sie betrachtet und dargestellt werden kann und muß.

Außerdem ist es auch objektiv so. Sie werden sich erinnern, daß Sie mir selbst erzählt, wie dieser Herr Fabrice gleich, als er Sie bei Duncker sah, der Frau Duncker seine Verwunderung darüber aussprach, daß er sie sehr basiert auf Ihre politische Gesinnung und Antezedenzien und seinen Widerwillen gegen Sie sofort aussprach, der sich durch einige politische Erörterungen mit Ihnen noch steigerte. Also ist der wahre Grund des Hasses die politische Meinung und der jetzt angegebene nichtige Vorwand nur ein bei den Haaren herbeigezogener. Der Vorfall geht ebensowenig allein von Herrn Fabrice aus, sondern ist ein montierter Haß und Parteicoup. Gingen Sie auf das Duell ein, so war Hoffnung, daß Sie blieben oder krumm gehauen wurden und Sie Ihre Prinzipien verleugnet haben würden und sich Feinde unter Ihrer eigenen Partei gemacht. Außerdem würde es, wenn Sie diesmal glücklich davon gekommen, gewiß nicht das einzige und letzte Renkontre dieser Art gewesen sein. Und wenn man sich einmal wegen solcher Dinge geschlagen, so kann man es nicht mehr verweigern; oder man konnte hoffen, daß wenn Sie [sich] auch nicht auf das Duell einließen, aber sich irgend bei der Vertretung Ihres Prinzips schwach und schwankend benahmen, Ihnen den Aufenthalt in Berlin so zu verleiden, daß Sie es verließen. Wenn Sie aber diese eine Sache in Ihrer Weise mit Mut und Umsicht energisch durchkämpfen

und diese Leute, vorzüglich Militärs, einsehen müssen, daß für sie nichts dabei zu holen als blutige Köpfe, Schaden und Mißbilligung, so werden Sie ein für allemal Ruhe haben. Sie dürfen und müssen sich dreist und öffentlich auf die vielen Beweise von Mut, die Sie gegeben, berufen und von einem widersinnigen Vorurteil an die bessere öffentliche Meinung kühn und offen appellieren. Übrigens würde ich die Geschichte des Herrn Fabrice, daß er ein Duell als gegen sein Prinzip ausgeschlagen, sofort in die Öffentlichkeit bringen, weil es sein jetziges Benehmen in das wahre, helle Licht setzt. Aber jedenfalls muß der Sache ihre wirkliche politische Färbung sofort gegeben werden; das ist absolut nötig, ich höre das von allen Seiten. Die Sache ist auch sofort klar, sobald gesagt, daß Herr Fabrice seinen Widerwillen gegen Sie sofort beim ersten Begegnen, basiert auf Ihre politischen Tendenzen und Taten, kundgegeben. Bedenken Sie es recht, und Sie werden gewiß einsehen, daß ich recht habe und dies die Hauptsache ist und ohnedem die Sache die Bedeutung verliert, unerklärlich kindisch wird und eine Jungenrauferei wegen der lächerlichsten Nichtigkeiten genannt werden könnte. Suchen Sie also, ich bitte Sie dringend, die Sache in dieses ihr wahres Licht erscheinen zu lassen. Daß jeder fühlt, daß es so ist, ist sicher, und Beweis ist schon, daß sich die Presse so darum kümmert. Ich weiß nicht, ob dieser Brief heute noch zurecht zur Post kommt, denn eben war Kichniawy hier. Er ist ganz mit dem, was Sie mir schrieben, was hier geschehen müßte, einverstanden, hält es auch für nicht mehr als Pflicht. Es wird alles angewendet werden, um es zu machen. Heute gehen schon einige Boten ab in die Umgegend, und Kichniawy wird heute abend wieder zu mir kommen. Er sagt mir, die Entrüstung sei groß, und er sei überzeugt, daß auch viele Bourgeois sich beteiligen würden, er läßt Sie beschwören, sich nicht in Ihrem gerechten Zorn und Unmut gehen zu lassen . . .

93.

LASSALLE AN SOPHIE VOH HATZFELDT. (Original.)

Sonntag [Berlin, 13. Juni 1858].

. . . Sie haben sehr recht, wenn Sie in meiner Sache zu Kichniawy erklärt haben, was etwa geschehen solle, müsse entweder großartig, ausfallen oder ganz unterbleiben. Es ist dies um so richtiger, als eine solche Demonstration für mich jetzt nicht grade erforderlich ist, angenehm aber eben nur dann, wenn sie großartig ausfällt. Es wäre daher selbst gut, wenn Sie, wenn es soweit ist, ehe die Sache veröffent-

licht wird, sie mir mitteilen. (Wortlaut der Adresse, Zahl der Unterschriften usw.)

Wenn Sie sich schon mit Paul wegen Wildbads verabredet haben, so ist es selbstredend, daß ich nicht hinkommen werde. Nur hätten Sie mir das schon lange schreiben können, denn ich habe schon oft darüber angefragt. Nun bitte ich ferner, mir endlich auch Antwort auf den weiteren Punkt zu geben: Wollen Sie die Schweizer Reise nicht mitmachen? Wir werden sie gegen Ende Juli antreten, d. h. Dunckers[1]) und ich, und in Romanshorn zu diesem Zweck uns zusammenfinden, von da über Zürich, Reußtal, Grimsel, Berner Oberland, Wallis, Lago Maggiore, Zermatt nach Genfer See. Bitte kommen Sie doch mit! Und gehen Sie also so ins Bad, daß Sie auch Ende Juli am Bodensee sein können. Bitte, bitte, bitte, bitte!

Sie werden sich herrlich amüsieren, und es ist der letzte Sommer, den wir dazu haben. Denn künftigen Sommer fängt die Weltgeschichte an, in Fluß zu kommen.

Wollen Sie aber durchaus nicht, was mich aber sehr ärgern würde, so ist noch wenigstens der andre Fall, daß Sie, was Ihnen ohnehin so gut wäre, eine Traubenkur am Genfer See oder auch Lago maggiore brauchen und wir da zusammentreffen und ich den September bei Ihnen bleibe.

Ausführlich entschiedene Antwort

erbittet

Ihr F. L.

94.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Donnerstag abend [Berlin, 17. Juni 1858].

Gute Gräfin!

Ich habe eben einen Brief geschäftlichen Inhalts an Sie abgeschickt und bereite jetzt einen anderen vor, den ich heut wohl schwerlich beendigen werde.

Nachdem nämlich jetzt bereits die öffentlichen Blätter die Notiz gebracht haben, besonders aber, nachdem jetzt die Sache in ein Stadium getreten, wo sie wohl ihre Gefahr verloren hat, kann ich Ihnen mitteilen, was ich Ihnen, um Sie nicht zu bekümmern, bisher verschwiegen, daß ich am 5. Juni ein meine Ausweisung verfügendes Reskript des

[1]) Für die intime Freundschaft, die Lassalle damals mit Franz Duncker, dem Besitzer der Volkszeitung und dem Verleger seines „Heraklit" verband, vgl. die Einführung zu Bd. II, S. 22 ff.

Herrn von Zedlitz[1]) erhielt. Gründe waren in demselben gar nicht angegeben, außer folgendem: Die speziellen Zwecke, zu denen mir der Aufenthalt in Berlin gestattet worden sei, seien jetzt abgemacht, mein Aufenthalt mir auf weit längere Zeit gewährt worden, als ich ursprünglich begehrt, und da es niemals in der Absicht gelegen habe, mir einen dauernden Aufenthalt zu gestatteten, so würde ich bei Vermeidung von Zwangsmaßregeln — einer Notwendigkeit, deren ich ihn hoffentlich überheben würde — aufgefordert, Berlin in kürzester Frist, spätestens bis Ende Juni zu verlassen.

Als ich — am 5. — dies Reskript erhielt, war Zedlitz schon verreist und sollte erst am 21. wiederkommen. Ich stürzte vor allen Dingen zu meinen Quellen und erfuhr denn nun genau, wie die Sache zusammenhängt. Daß das Attentat von neulich Grund der Sache war, lag auf der Hand, zumal nach den Versicherungen, die mir Zedlitz im Februar gegeben. Jetzt aber erfuhr ich den näheren Zusammenhang.

Man hatte auf Zedlitz gedrückt; man hatte nämlich den Vorwurf gegen mich erhoben, daß wieder zwei Beamte an mir zugrunde gingen, noch dazu zwei Militärbeamte (!!). Der Kriegsminister habe zwar eine strenge Untersuchung gegen die Leute einleiten lassen, und sie würden ihrer Strafe nicht entgehen, aber eben deswegen bedürfe jetzt (!!) die Armee auch ihrerseits eine Satisfaktion mir gegenüber (!!), und diese bestünde darin, daß ich ausgewiesen würde. Leute aus dem Kriegsministerium und von der Junkerpartei hatten dies bei Westphalen[2]) geltend gemacht. Westphalen hatte seinerseits wieder auf Zedlitz gedrückt, so daß er sich endlich zu jener Order entschloß.

Meine Quellen stimmten darin überein, mir die Sache als äußerst bedenklich darzustellen. Zedlitz könnte kaum zurück, weil die Sache eben gar nicht eigentlich von ihm ausgehe. Wären es, sagte man mir, Zivilbeamte gewesen, so würde kein Hahn danach gekräht haben — aber daß es Militärpersonen seien (ein Intendanturrat hat Majorsrang), das vergifte die Sache. „Vergleiche Hinckeldey," sagte mir einer meiner zuverlässigsten Gewährsmänner. „Es sind ganz wieder dieselben Motive im Spiel wie damals, und eben deshalb wird Zedlitz sich hüten, nachzugeben."

Da hiernach der Fall sehr schlimm stand, beschloß ich, nicht die Zeit damit zu verlieren, Zedlitz' Rückkehr abzuwarten, sondern voranzugehen. Ich ging zu Westphalen, überzeugte mich aber sofort, daß ich von ihm nichts zu erwarten habe. Er haßt mich fürchterlich und fürchtet sich so, sich auch nur in ein Gespräch mit mir einzulassen, daß

[1]) Vgl. das Nähere bei Bailleu in „Deutsche Rundschau", a. a. O., S. 370 ff.

[2]) Der reaktionäre preußische Minister des Innern Ferdinand von Westphalen, der Schwager von Karl Marx.

er mir gleich erklärte, er könne auf gar keine mündliche Auseinandersetzung eingehen, sondern müsse mich lediglich auf den schriftlichen Weg verweisen. Daß auch auf diesem bei ihm nicht die geringste Hoffnung, zeigte sein ganzes Wesen mit überflüssiger Deutlichkeit.

Ich wandte mich daher jetzt an L.,[1]) ließ durch diesen Manteuffel vorbereiten und begab mich tags drauf zu ihm. Er empfing mich, wie das im allgemeinen seine Manier sein soll, mit übergroßer Höflichkeit. Die Unterredung dauerte fast eine halbe Stunde, und ich habe, wie Sie denken können, kein Blatt vor den Mund genommen, sondern mit der größten Virulenz ihm meine Meinung gesagt. Er verhehlte mir seinerseits nicht, daß er die Maßregel in höchstem Grade ungerechtfertigt und indignierend finde, doch sei er nicht Ressortminister, auch nicht Westphalens Vorgesetzter,[2]) könne also nicht direkt in der Sache verfügen. Dagegen erbot er mir aus freien Stücken, falls ich ihm eine Immediatbeschwerde an den Prinzen übergeben wolle, dieselbe selbst zu überreichen und zu unterstützen. Ich behielt mir dies vor und entfernte mich.

Jetzt ließ ich einige Tage hingehen, während welcher ich eine mit Hörnern und Klauen versehene Immediatbeschwerde (fünf Bogen lang) an den Prinzen verfaßte,[3]) in welcher ich ebensowenig ein Blatt vor den Mund nahm und Westphalen hart angriff. Inzwischen schilderten mir die Leute, die sich für mich interessieren, die Situation immer bedenklicher und Manteuffel als häufig ganz vergeßlich und sehr unzuverlässig. L., bei dem ich mehrmals war, gefiel mir auch gar nicht mehr, um so weniger, als ich mich mit ihm nicht über die Wahl der Mittel verständigen konnte, und so entschloß ich mich denn endlich, die grands moyens in Bewegung zu setzen, um so mehr, als ich der Polizei bei dieser Gelegenheit ein für allemal Respekt vor meiner Person einzuflößen wünschte.

In meiner Beschwerde an den Prinzen hatte ich mich ohnehin auf Böckh und Humboldt berufen, ich ging daher Montag nachmittag fünf Uhr zu Böckh. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie dieser entrüstet war und wie er sich meiner angenommen hat! Wie ein wahrer Vater! Er eklatierte wie eine Bombe. Ich fragte ihn, ob er meine, daß ich mich, wie ich beabsichtigte, an Humboldt wenden solle. Er riet mir auf das entschiedenste dazu, erbot sich gleich, auch seinerseits an ihn zu schreiben, riet mir, die Kopie der Eingabe, die ich ihm vorgelesen hatte, auch an Humboldt zu schicken, diesen um seine Ansicht zu fragen, ob er sie

[1]) Wer dieser L. war, ließ sich nicht mit Sicherheit sagen.

[2]) Im preußischen Ministerium war der Ministerpräsident ein primus inter pares.

[3]) Zuerst abgedruckt bei Bailleu, a. a. O., S. 370 f.

billige und für angemessen erachte (zumal ich mich auf ihn darin berufen), und endlich ihn zu ersuchen, sich in der Sache an den Prinzen zu wenden. Wir verabredeten, Böckhs Brief solle früher abgehen und eine Stunde später der meinige. Da Böckh seine Leute gerade brauchte, so sollte ich in zwei Stunden seinen Brief holen lassen, und ihn zu Humboldt schicken. Aber schon vor Ablauf einer Stunde kam der alte Böckh zu mir gelaufen, um mir selbst seinen Brief, ehe er ihn einsiegle, vorzulesen. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, was das für ein Brief war! Ich selbst hätte ihn nicht mit größrer Energie schreiben können. Er schrieb ihm im wesentlichen folgendes: Wegen des auf mich verübten Attentates sei ich ohne allen Grund von der Polizei ausgewiesen worden. Hierdurch werde nicht nur meine wissenschaftliche Stellung im allgemeinen sehr beeinträchtigt, sondern ich auch an der Bearbeitung meines Pythagoras gehindert. Zwar habe der Ministerpräsident übernommen, eine Immediatbeschwerde dem Prinzen zu überreichen. Aber der Fall sei zu wichtig, als daß sie sich ihrerseits darauf verlassen und dabei beruhigen dürften, was etwa Manteuffel tue oder nicht. Bei dem empörenden Charakter dieses Gewaltschritts, bei der Wichtigkeit, die meine wissenschaftlichen Arbeiten für sie haben müßten, sei es ihre Sache, aufzutreten. Seine Exzellenz wisse, wie sehr er seine kostbare Zeit stets schone und ihn gewiß nicht in Anspruch nehme. Aber wenn je — und er sei überzeugt, Seine Exzellenz werde ganz derselben Ansicht sein —, sei es diesmal Pflicht, daß er, Humboldt, mit dem ganzen, ihm zu Gebote stehenden Einfluß auftrete.

Kurz, der Brief war voller Energie, Kraft und Schärfe. Um $7\frac{1}{2}$ Uhr schickte ich ihn zu Humboldt, und nach neun Uhr folgte mein eigener Brief[1]) an ihn nach, dem ich die Eingabe beifügte. Zugleich schrieb ich ihm, daß ich am andern Tag, Dienstag, ihm meine Aufwartung machen würde, um seine Antwort einzuholen.

Als ich Dienstag um ein Uhr zu Humboldt kam, sagte man mir, er habe um elf Uhr fortfahren müssen, habe vorher aber einen Brief an mich hinterlassen. Beiliegend folgt Abschrift dieses Briefes. Oder nein, ich will diese Abschrift lieber hier einrücken. Humboldt schreibt also: . . .[2])

Was sagen Sie zu diesem Brief?! Der Satz, den er mir aus seinem Schreiben an den Prinzen mitteilt, ist wirklich hinreißend. Er hat geschrieben, nicht bittend oder sich verwendend, sondern so, als wenn er der wahre Souverän wäre, sommierend! Das „auffordernd", welches mir den meisten Spaß macht, steht nämlich wörtlich so — erst hinter ihm schließt das Anführungszeichen — in dem Brief an den Prinzen; es

[1]) Siehe Bd. II, S. 165 (Nr. 79).

[2]) Der Brief wurde abgedruckt in Bd. II, S. 78. Deshalb durfte er hier fortgelassen werden.

ist eine der bei Humboldt sehr häufigen Partizipalkonstruktionen. (Er wird also etwa gesagt haben: „Ich wende mich an Eure Königliche Hoheit, Eure Königliche Hoheit zu Gerechtigkeit, Milde und Achtung für die Wissenschaft auffordernd.“ [1]) Humboldt hat sich also auf sein höchstes Pferd, auf sein Staatsroß gesetzt und durch die solennelle Energie seiner Sprache dem Prinzen ganz unmöglich gemacht, nicht zu willfahren. Denn er hätte ja sonst nach Humboldts eigenem Zeugnis weder Gerechtigkeit noch Milde noch Achtung für die Wissenschaft. — Ebenso fein und wirklich von rührender Güte ist der Zug, daß er Manteuffel schreibt und sich bei ihm bedankt für das, was Manteuffel, ohne an Humboldt, zu denken, mir versprochen hatte. Er stellt es dadurch als ein ihm persönlich Erwiesenes hin, er kitzelt dadurch Manteuffel, der an Humboldtsche Dankschreiben eben auch nicht gewöhnt ist, vom Kopf bis zur Zehe, er schneidet ihm den Rückweg ab und macht es ihm unmöglich, in der Sache lau zu sein, und ermutigt ihn endlich durch seine Unterstützung.

Böckh wie Varnhagen sagen, daß sie sich nicht erinnern, Humboldt mit dieser Energie in solchen Sachen je haben auftreten zu sehen. In der Tat, selbst Humboldt kann solche Briefe nur äußerst selten dem Prinzen schreiben: Oft würde man sie selbst von ihm nicht ertragen. — Was fast noch mehr ist, ist, daß er mir den Satz abschriftlich mitteilt. Er gibt dadurch den Prinzen fast in meine Hände. Denn wie könnte ich diesen nicht blamieren, wenn er es nicht täte und ich Humboldts Brief mit der ganzen Sache dann veröffentlichte. Humboldt rechnete offenbar auf meine tiefste Diskretion. Aber eben deshalb lege ich Ihnen auf das äußerste an das Herz, daß nicht nur von der ganzen Sache nichts in die Zeitungen kommt, sondern Sie auch nicht einmal Einsicht in den Humboldtschen Brief oder mündliche Mitteilungen jenes Satzes solchen Personen geben, von denen irgendwelcher Mißbrauch oder Weitererzählen, aus dem möglicherweise irgendeine Zeitungsnotiz entstehen könnte, zu befürchten wäre.[2]) Nur Kichniawy und Bloem geben Sie es zu lesen, sonst sagen Sie nur im allgemeinen: Humboldt sei sehr warm für mich beim Prinzen interveniert. Aber auch das soll und darf durchaus nicht dort in die Zeitungen. Was ich davon nach erledigter Sache

---

[1]) Für Humboldts Brief vom 15. Juni vgl. Bailleu a. a. O., S. 370, Anmerkung. Humboldt schrieb: „Ich flehe, daß Eure Königliche Hoheit auch in dieser Sache Gerechtigkeit und Milde und Liebe für das Wissenschaftliche eintreten lassen.“ Lassalle irrte sich also mit dem „auffordernd“.

[2]) Vgl hierzu oben Lassalle an Marx, 23. Juli 1858 (Bd. III, S. 133) und dann Marx an Engels, 8. August 1858.

vielleicht in die Zeitungen bringen will, das werde ich selbst sehen, und dafür stehen mir ja die hiesigen Blätter zur Disposition.

Also nochmals bitte und beschwöre ich Sie um die strengste Diskretion und Vorsicht. Bedenken Sie, daß bei der geringsten Zeitungsnotiz, die auf nicht zu berechnenden Umwegen entstehen kann, ich es ein für allemal mit Humboldt verdorben und ihn zum Dank für sein wirklich hochherziges Benehmen auf das tiefste gekränkt hätte.

Dienstag um fünf Uhr ging ich zu Böckh. Auch der hatte schon von Humboldt Brief, Humboldt schrieb ihm: „Im innigsten Danke (!) für die Aufforderung, die Sie an mich gelangen ließen, habe ich sofort an den Prinzen mit vielleicht noch größerer Wärme geschrieben, als Sie selbst erwartet haben mögen." Er habe auch, fügt er hinzu, an den Ministerpräsidenten geschrieben und ihn für seine Intervention zugunsten der Wissenschaft gedankt. In einer Nachschrift sagt er, es sei doch zu toll, jemand auszuweisen, weil er angefallen. Er habe den Prinzen zur Gerechtigkeit und zum Respekt für die Ehre der Wissenschaft ermahnt — offenbar derselbe Satz, den er mir wörtlich mitgeteilt hat und bei dem mir auf das lebhafteste Marats[1]) „je vous rappelle à la pudeur" eingefallen ist.

Mittwoch früh brachte ich meine Immediatbeschwerde zu Manteuffel, der natürlich die Liebenswürdigkeit selbst mit mir war und mir erklärte, er würde in spätestens zwei Stunden dieselbe dem Prinzen übergeben usw. Die Demarche Humboldts muß ihm offenbar eine erstaunliche Meinung von mir eingeflößt haben. So ist denn wieder einmal eine Machination meiner Gegner zu meiner größten Ehre ausgeschlagen und wohl auch zu meinem Vorteil; denn wenn jetzt die Sache von oben herab geordnet wird, so wird die Polizei mich für die Zukunft in Ruhe lassen und Westphalen sich nicht wieder an mir so bald vergreifen wollen.

Gestern abend war Lepsius bei mir. Er erzählte mir, daß er Montag (also ehe Manteuffel Humboldts Brief hatte) bei Manteuffel, mit dem er befreundet sei, gewesen. Manteuffel habe ihn über mich befragt, und er habe nicht wenig in das Horn meines Lobes gestoßen.

(Eben schickt Lepsius zu mir und läßt mir sagen: Ich könne über meine Sache außer Sorgen sein. Ich war auch gar nicht mehr in Sorgen darüber. Offenbar möchte er sich jetzt das Verdienst zueignen, sie geschlichtet zu haben.)

Nun adieu für heut. Sie sehen, was ich alles diese Zeit über zu tun hatte und noch habe und Laufereien genug und dann die Termine in der militärgerichtlichen Untersuchung.

---

[1]) J. P. Marat (1744—1793), der berühmte radikale Publizist der französischen Revolution.

Ich bemerke noch: Der Schritt der dortigen Arbeiter usw. braucht und soll nicht im geringsten durch diese bereits vereitelte Ausweisungssache gehindert zu werden; er wird mir auch durchaus nicht schaden. Nur will ich, ehe die Adresse veröffentlicht wird, sie erst zur Einsicht bekommen und hören, wieviel Unterschriften. Aber das eilt jetzt und hat nicht mehr viel Zeit. Sonst sieht es kläglich aus.[1])

Ihr

F. L.

Eben bekomme ich noch einen Brief Bloems, den ich beilege.
Freitag früh geschlossen.

95.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Berlin, Dienstag [20. Juli 1858].

Liebe, gute Gräfin!

Ich habe mich wirklich recht lebhaft und innig über Sie zu beklagen. Ich habe Ihnen so viele und herzliche Briefe geschrieben, aber von Ihnen erhalte ich nie eine solche Antwort. Nur um der Geschäfte willen, sonst nie, schreiben Sie und lassen sich dann im besten Falle genügen, wenige, durchaus unzureichende und meine Fragen nie beantwortende Zeilen einfließen zu lassen. Woher kommt das? Hat die Trennung, die mir schwer genug ankommt, Sie so schnell in Ihren alten freundschaftlichen Beziehungen zu mir erkaltet? Hat sich so schnell Ihrerseits unser altes Verhältnis, jeder dem andern gegenseitig das größte Bedürfnis zu sein, geändert? Das würde mir leid tun! Denn bei mir ist es unverändert geblieben wie je! Ja noch mehr. Je mehr andere Menschen ich kennen lerne, in je mehr Beziehungen und Verhältnisse der engsten und liebsten Art ich trete, desto mehr fühle ich, wie gut ich Ihnen bin. Denn grade am Vergleiche mit neuen Freunden und Freundinnen kommt mir regelmäßig immer wieder zum Bewußtsein, wie doch kein Individuum jemals mir auch nur entfernt, entfernt das sein wird, was Sie mir sind! —

Ich reise am 25. oder 24. d. M. ab, mit Duncker nach Gais, wo wir uns aufhalten werden, bis die Molkenkur seiner Frau daselbst — sie ist

[1]) Am 28. Juni schickte Lassalle der Gräfin eine Abschrift von Humboldts Brief vom Montag, der in Bd. II, S. 167, abgedruckt wurde. Lassalle fügt dort noch hinzu: „Sie sehen, daß wir also wieder einmal alle Bemühungen unserer Feinde abgeschlagen haben und nun für immer inamovibel sind. Die Polizei wird sich nicht wieder an mir vergreifen. Dieser Alte vom Berge hat sich übrigens wirklich so großartig wie liebenswürdig gegen mich benommen. Solche Zuverlässigkeit, solche Energie in einem Alter von neunundachtzig ist wirklich bewundernswert.'

schon lange dort — zu Ende ist; dann — etwa den 1. oder 2. August — treten wir alle drei unsere große Tour an, nach Zürich, Berner Oberland, über die Gemmi nach Leuk, nach Chamonix, nach Zermatt in die Gletscherwelt des Monte Rosa, an den Lago Maggiore und Lago di Como. Im einzelnen steht unsere Reise zwar noch nicht ganz fest. Möglich, daß wir von Leuk aus auch den Genfer See mitnehmen, möglich, daß wir ihn seitwärts liegen lassen. Aber nach dem Lago Maggiore gehen wir jedenfalls.

Wie schön wäre es nun, wenn Sie sich entschließen wollten, eine Traubenkur an den Ufern dieses prächtigsten aller italienischen Seen zu machen.[1]) Er übertrifft zugleich an Lieblichkeit wie an Großartigkeit den Genfer See weit. Und dieses Klima und diese Vegetation! Und die Borromäischen Inseln! Ich bitte Sie dringend, kommen Sie hin. Gönnen Sie sich und mir einige Wochen vollen Genusses. Denn ohne Sie ist auch mein Genuß nicht vollständig. Mich entzückt die Natur nur, wenn ich den Freund habe, der das Glück teilend schafft. Wenn Sie hinkommen, so lasse ich meine Reisegesellschaft allein die Rückreise antreten und bleibe dort bei Ihnen, solange Sie wollen . . .

P. S. Es hat sich jetzt herausgestellt, daß der Fabrice politische Denunziationen gegen mich bei dem Polizeipräsidenten gemacht hat; er hat politische Äußerungen von mir und seinen Royalismus als geheimen Grund der Forderung darzustellen gesucht. Doch ist auch dieser Sturm abgeschlagen. Qu'en dîtes-vous? . . .

96.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Sonntag früh (Berlin, 25. Juli 1858].

Gute, gute Gräfin!

Heute abend $6^1/_2$ Uhr trete ich also mit Duncker meine Reise an. Meinen direkt nach Wildbad geschriebenen Brief werden Sie hoffentlich schon erhalten haben und ebenso den letzten nach Düsseldorf gerichteten, der Ihnen nachgeschickt worden sein wird und in

[1]) Schon am 13. Juli hatte Lassalle der Gräfin den gleichen Vorschlag gemacht: „Liebe, gute Gräfin, es wäre so schön, so schön! Der Mensch lebt nur einmal! Was haben Sie denn vom Leben, wenn Sie sich nicht einmal etwas gönnen! Auch werde ich Ihnen Ihre Geldangelegenheiten auch nach und nach alle wieder in Ordnung bringen. Wer Lassalle für sich hat, braucht doch nicht ängstlich zu sein. Denken Sie doch meines alten Wahlspruches, der Ihnen ein Anker war in schlimmer Zeit."

dem ich Sie so dringend bat, den Herbst mit mir am Lago Maggiore zuzubringen.

Aus aller Kraft und mit aller Innigkeit meines Wesens wiederhole ich diese Bitte. Ich möchte so gern mit Ihnen einige glückliche Wochen verleben ohne Kampf und Konflikt, ohne Teilung mit Familie usw. in dieser reizendsten Gegend, welche die Milde italienischen Klimas mit der Großartigkeit der alten Welt vereint. Auch würde es Ihnen für Ihre Gesundheit so nützlich, so nützlich sein, dort die Traubenkur zu brauchen. Gegengründe sind gar keine. Die Reise dauert für Sie drei Tage nicht einmal (über Luzern und die Gotthardstraße, mit der Mailänder Post; wie ich höre, ist sogar von Luzern nach Basel die Eisenbahn schon fertig). Auch ist es dort sehr billig, Sie leben da vier Wochen mit hundertzwanzig Reichstaler, und warum sollten Sie sich und mir diesen Wunsch versagen?

Es würde mich sehr, sehr, sehr kränken und schmerzen! . . .

97.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Zürich, 6. August [1858].

Meine gute, tapfere Freundin!

Gestern mittag hier angelangt, fand ich abends Ihre drei Briefe zugleich vor, von denen die schlimmen Nachrichten der beiden letzten mich nur sehr mäßig impressioniert haben. Einen desto rührenderen Eindruck, eine wahre Erschütterung, hat der erste auf mich hervorgebracht. Meine Tränen flossen unaufhaltsam, obwohl Sie wissen, wie selten und schwer ich weine, und als ich mit meinen Gefühlen auf einem Nachen den See hinunter fuhr, war es mir von neuem, so sehr ich gegen kämpfte, unmöglich, den unaufhaltsam fließenden Strom stiller Tränen zurückzudrängen. Ich glaube, das ist alles gesagt, denn ich glaube nicht, daß Sie sich erinnern, mich in den zwölf Jahren mehr als etwa zweimal weinen gesehen zu haben. Ich kenne bloß zwei starke Neigungen, die sich in mein Herz teilen und die alles erschöpfen, was ich an innerem Leben habe, zwei Neigungen, unwandelbar, die dauern werden, solange ich lebe und ohne welche mein Herz ein trostlos ausgebrannter Krater sein würde.

Es ist meine Leidenschaft für die große Sache, und meine leidenschaftliche Freundschaft für Sie. Individuell glücklich kann ich mich nur mit und bei Ihnen fühlen. Ich will Sie mir nicht entreißen lassen, und wenn keine Halbheit in Ihnen ist, wenn keine Rücksicht auf

angeblichen „Schaden“ in Gesellschaft und bei der Familie Sie teilt und hemmt, wird es dem Unterschied des Alters und allem was Sie hierüber zu sagen wissen, niemals gelingen, mich von Ihnen zu trennen. Können Sie nicht mehr, wie Sie sagen, Schritt mit mir halten, so will ich sehr gern meinen Schritt zu dem Ihrigen herunterstimmen. Ich will alles tun, selbst, wenn Sie es wollen, Berlin verlassen, nur von Ihnen will ich mich nicht trennen lassen. Jeder Mensch braucht doch einen Punkt individuellen Glückes und für mich ist alles, was ich an individuellem Glück und wirklicher Herzensfreude haben und hoffen kann, in Ihnen eingeschlossen.

Sie schreiben mir von dem unauslöschlichen Eindruck, den Ihnen die Erinnerung an Ihre Schwester gemacht hat,[1]) wie sie noch eben da lag Worte der Freundschaft sprechend, und dann kalt, regungslos, unerreichbar. Aber ist das nicht eben eine um so größere Aufforderung, sich um so fester an die noch lebenden Freunde anzuschließen, an die, die bei einigem guten Willen, einiger Anstrengung noch erreichbar sind. Denken Sie doch, daß einmal auch der Moment kommen muß, wo einer von uns beiden den andern in jener Lage sehen und wissen wird, kalt, regungslos, unerreichbar. Ich zittere und weine heftig, indem ich diese Worte ausschreibe, und fast bin ich so egoistisch, zu wünschen, daß Sie es sein mögen, der dieser Schmerz zuteil werde. Aber welcher von uns beiden es auch sein mag, einer muß es doch sein nach dem unentrinnbaren Gesetze der Notwendigkeit, und nun denken Sie, wie hart sich der übrig gebliebene jede Minute vorwerfen wird der Trennung, jede Minute, wo er den unerreichbar gewordenen treuen Freund noch erreichen konnte und nicht erreicht hat! Denken Sie an den Schmerz des Zurückbleibenden und verbannen Sie um seinetwillen jede falsche Rücksicht, jede kleine Rücksicht, die sich der Befriedigung und dem Genusse, die jeder von uns dem andern gewähren kann, entgegenstellt. Fühlen Sie nicht, wie schon vor dem bloßen Gedanken an diese Situation, vor dem Gedanken voll trauriger Kraft und Wahrheit alle halben, schwachen und kleinen Rücksichten verblassen und schwinden. Ach, Kind, es gibt keinen Zustand individuellen Glückes, kein festes und dauerhaftes Gegründetsein desselben. Das individuelle Glück ist etwas, das man dem Momente abgewinnen, abstehlen und jeden Moment immer von neuem zu erbeuten suchen muß. Wehe dem, der das nicht weiß!

Ach, was gäbe ich darum, wenn Sie in diesem Augenblick hier an meiner Seite säßen in diesem Zimmer mit der Aussicht auf den stillen, blauen See und seine milden Ufer! Ich würde den vierten oder dritten

[1]) Gräfin Klara von Nostitz war am 14. Januar 1858 gestorben.

Teil meines Vermögens nicht zu hoch achten, um mir diese Befriedigung zu erkaufen. —

Wie ich Ihre Briefe gelesen hatte, war es mein erster Gedanke, Reise und alles aufzugeben und zu Ihnen zu kommen. Aber das geht nicht, weil Paul dort ist. Es bleibt mir also nichts übrig, als meine Reise fortzusetzen.

Aber energischer als je habe ich den Wunsch, den Herbst an einem stillen, schönen Orte mit Ihnen zuzubringen. Bitte, schlagen Sie mir diesen Wunsch nicht ab. Ist es nicht anders, so mag es auch an einem nahen Orte sein, irgendwo am Rhein, so wenig ich ihn leiden kann, oder in Heidelberg, das ich auch nicht liebe, oder in Zürich, wo es auch schon für September und Oktober zu kalt ist; kurz, Sie können im Notfall ganz frei und einseitig den Ort wählen.

Mir das Liebste und auch das Vernünftigste, Beste, Gesündeste und Zweckmäßigste für Sie wäre nach wie vor ein stiller Aufenthalt von vier Wochen am Comer See. Auf Grund meiner inzwischen eingezogenen Erkundigungen muß ich nämlich den Comer See dem Lago di Maggiore weit vorziehen. Er ist auch für einen Aufenthalt von Fremden weit besser eingerichtet. Hotels und Villen überall unmittelbar am Ufer des Sees zu mieten. Auch kleine und ganz billige Häuschen. Die Fremden bleiben da bis zum November. Wie wohltuend würde dies herrliche Klima für Sie sein! Wie gesund! Des Weltlaufs Mühen und Sorgen, sie zögen an uns vorbei! Wollen wir nicht sie so vier Wochen an uns vorbeiziehen lassen? Auch brauchen Sie nicht zu fürchten, ich würde Ihre Kräfte durch Partien anstrengen. Ich will gar keine Partie mehr dann machen. Ein Spaziergang am Ufer des Sees, eine kleine Fahrt in der Abendkühle auf dem leichten Nachen — das ist alles, was ich will. Wollen Sie? Nichts steht im Wege. Rücksichten auf „Schaden" bei der Familie gewiß nicht. Denn abgesehen davon, daß Sie diese Rücksichten doch ein für allemal überwinden müssen, wenn wir wieder zusammen leben wollen in einer Stadt und nicht unser Glück solchen törichten Rücksichten opfern wollen, — abgesehen davon ist ja ein solcher stiller und abgelegener Ort der letzte, von dem aus man etwas in Berlin erfährt . . .

Nun adieu, mein liebes gutes Kind, meine beste Freundin, mein einziger Freund! Gewähren Sie mir und sich die Freude, um die ich bitte. Ach, meine Seele ist wie Ulrich von Hutten an Franz von Sickingen schreibt, gesteckt voll guter Gedanken und Vorsätze gegen Sie. Ohne Sie habe ich keinen wahren Genuß des Herzens, keine wirkliche Befriedigung.

Sie bekommen diesen Brief zwei Tage vor Ihrem Geburtstag. Ist es nötig, daß ich erst meine heißesten Glückwünsche ausspreche? Zehn

Jahre, ja die Hälfte meines Lebens gäb ich gerne hin, wenn ich Sie recht, recht glücklich machen könnte, und gewiß ich kann es auch, wenn Sie nur einigermaßen mitstreben und Vernunft annehmen. Möge dieser Geburtstag der letzte sein, den wir getrennt voneinander zubringen und der Anfangspunkt eines ungestörteren Zusammenseins wie bisher.

Ihr

Lassalle.

98.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Lugano am Luganer See im Kanton Tessin, 11. September [1858].

... Meine Reise ist sehr schön gewesen, wenn eine Reise, die ich ohne Sie mache, schön sein könnte. Ich habe überall bloß die Empfindung gehabt, Orte auszusuchen, wo wir uns einmal zusammen amüsieren könnten, und so als Ihr Pionier zu reisen. Nur eine Tour habe ich ohne diesen Gedanken gemacht, wissend, daß Sie mir dahin doch nicht folgen würden und es auch nicht wünschen — die halsbrechende Tour von der Grimsel nach Grindelwald über die Strahleck! — Im übrigen ist alles auch für Sie vortrefflich passierbar. Wir haben übrigens unsere Reise weiter ausgedehnt, als wir wollten.

In Aosta waren wir Turin und Genua viel zu nahe, als daß es vernünftig gewesen wäre, daran vorbeizugehen, statt die neuen Eisenbahnen durch die Apennin zu benutzen. Wir gingen also nach Turin, blieben da zwei Tage, von da nach Genua, wo wir uns vier Tage aufhielten. Von dort — immer per Eisenbahn — an den Lago Maggiore, schliefen auf der Isola Bella, dem entzückendsten Aufenthalt, den man sich denken kann, von da hierher. Noch heut geht es nach Bellagio an dem Comer See, da bleiben wir zwei oder drei Tage allerhöchstens und von da zurück über den Splügen nach Deutschland. Ach, ich freue mich auf nichts so, als Sie wiederzusehen und mit Ihnen einige Zeit in Ruhe zu leben! Leider kann ich nicht einmal aus Ihrem Briefe ersehen, wo Sie gegenwärtig sein werden. In Wildbad noch? Oder Schlangenbad? Jedenfalls hoffe ich, in Frankfurt Briefe zu finden, die mir mit Bestimmtheit sagen, wo ich Sie treffe. Ob ich nach Baden-Baden gehe, bleibt, da Sie nicht hinkommen, noch sehr ungewiß. Jedenfalls denke ich zwischen dem 16. und 20. September in Frankfurt zu sein und rechne darauf, dort Briefe zu treffen, die mir genau sagen, ob und bis zu welchem Datum ich Sie in Wildbad oder Schlangenbad oder Mainz oder Düsseldorf antreffe. Aber richten Sie Ihre Angaben über Ihre Be-

wegungen genau ein, so daß ich die meinigen mit Sicherheit danach bestimmen kann, ohne fürchten zu müssen, Sie zu verfehlen. Auf einen lieben, stillen, herzinnig gemütlichen Aufenthalt mit Ihnen in Düsseldorf freue ich mich sehr. Sie können mir das nun glauben oder nicht, aber ich gewinne den schönsten Dingen nur die Hälfte ihres Geschmackes ab, wenn Sie nicht dabei. Als ein Mensch, der vorzüglich und mehr als vielleicht irgend jemand im Inwendigen lebt, wandle ich halb träumend durch diese Paradiese ohne den Freund — der das Glück fühlend vermehrt, der es teilend schafft! Oh, kein Dichterwort wahrer als das, und fast ist es sogar höchst unrecht von Ihnen, daß Sie mich immer zu solchem Halbgenuß verurteilen.

Ihr

F. Lassalle.

99.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Sonnabend früh [Berlin, 16. Oktober 1858].

Meine Gnädigste,

Ich traf also Donnerstag [1]) früh hier ein, begab mich erst zu Dunckers, dann um 10 Uhr zu Ludmilla, wo ich bis zum Leichenbegängnis blieb. Ludmilla fand ich aufgelöst im Schmerz. Gegen $10^{3}/_{4}$ Uhr fingen sich die Salons zu füllen an. Alle Welt kam, Humboldt, Böckh, Förster, Benary's [2]) Johannes Schulze, Willisen, [3]) Cosbutt usw. usw. Pückler [4]) nicht, da er in Branitz ist. Gerade bei der Abreise dahin auf der Eisenbahn

[1]) Lassalle hatte, aus Berlin ausgewiesen, am 26. Juli diese Stadt verlassen. Nach der Schweizer Reise hielt er sich einige Wochen in Düsseldorf auf, während seine Freunde, voran Humboldt, weiter bemüht waren, ihm die Rückkehr nach Berlin zu ermöglichen. Hier erreichte ihn am 12. Oktober die Kunde von Varnhagen von Enses Tode. Darauf reiste er nach Berlin ab. Vgl. hierzu Hermann Oncken, Neue Lassalle-Briefe im Archiv für Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung, Bd. IV (1914), S. 439 ff.

[2]) K. A. Agathon Benary (1807—1861) war Privatdozent der alten Philologie und sein Bruder Fr. S. Ferdinand Benary (1805—1880) a. o. Professor der alttestamentarischen Exegese an der Berliner Universität.

[3]) General Wilhelm von Willisen (1790—1878), 1848 als Reorganisator in Posen, 1850 Oberbefehlshaber der schleswig-holsteinschen Armee.

[4]) Fürst Pückler-Muskau (1785—1871), der bekannte Reiseschriftsteller und Gartenkünstler. Lassalles alte Beziehungen zu ihm (vgl. Bd. I Nr. 71, 72, 73) wurden neu geknüpft, als sie sich im Mai 1858 bei Varnhagen begegneten: „Er war äußerst freundlich gegen mich," berichtete Lassalle am 22. Mai der Freundin, „schüttelte mir als einem ‚alten Bekannten' beim Kommen und Gehen herzlich die Hand, erkundigte sich sehr angelegentlich nach Ihnen . . ."

hat ihn die Nachricht ereilt, die ihn sehr erschütterte. Humboldt hatte gerade noch im Vorzimmer mit Böckh über meine Angelegenheit gesprochen, als er mich plötzlich gewahrte. Er redete mich gleich an: Ich fürchte, Sie sind noch zu früh gekommen, und erzählte mir nun, daß Zedlitz ihm versprochen habe, nach den Wahlen mich hier zu lassen. Das war also der Termin, auf welchen sich jene dunklen Ausdrücke bezogen. Hätte ich das gewußt, so wäre ich, da die Wahlen schon Anfang November stattfinden, wahrscheinlich ruhig bei Ihnen bis dahin geblieben. Aber kein Mensch hatte mir das geschrieben, weder Böckh noch irgendeiner das Wort „Wahlen" in den Mund genommen. Mit Böckh sprach ich ausführlich. Vom Kirchhof gleich fuhr ich zu Herrn von Zedlitz und traf ihn. Er wollte zwar durchaus, daß ich nochmals verreise und erst nach den Wahlen — er bezeichnete mir den 15. November als Termin — wiederkehre, dann wollte er mich unbehelligt lassen. Aber es war mir unmöglich, nun wieder abreisen zu sollen. Ich ließ daher nicht los und brachte es auch endlich dahin, daß er auch diese vier Wochen fahren läßt. Wenigstens hat er mir dies schon so gut wie zugesagt, obwohl ich ihn dieser Tage nochmals aufsuchen soll. Doch versichere ich Ihnen, daß das Resultat sicher ist . . .

100.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

[Berlin, 22. Oktober 1858.]

. . . Meine Aufenthaltsangelegenheit ist jetzt geordnet. Herr von Zedlitz hat mir schriftlich eröffnet, daß er von den von ihm erhobenen Hindernissen jetzt abstrahieren wolle, freilich wieder, wie auch früher, sich für die Zukunft alles vorbehaltend. Ich bin jetzt ganz sicher und wird man mich von nun ab in Ruhe lassen. Es hat sich nämlich wirklich herausgestellt, daß, wie es scheint, Westphalen damals ganz gegen den Willen des Prinzen gehandelt hat und soll dieser sehr böse gewesen sein . . .

Im übrigen lebe ich ganz still und gehe äußerst wenig aus. Ich habe nämlich angefangen, tüchtig zu arbeiten, esse deshalb täglich zu Haus — gar nicht mehr im Hôtel de Rome — und mache auch nur solche Besuche, die ich schlechterdings machen muß. Man hat unendlich viel zu tun, wenn man die wissenschaftliche Entwicklung in so vielen Fächern mitmachen will wie ich und in einigen noch produzieren will. Erst in zwei Monaten etwa werde ich dazu kommen, das Nieder-

schreiben meines Werkes[1]) zu beginnen. Die Zeit bis dahin wird wohl, so rasend ich jetzt lese, durch das Verschlingen noch zu bewältigenden Materials in Anspruch genommen werden . . .

101.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Berlin, Montag, 25. Oktober [1858].

Meine gute, gnädige Frau!

Ich habe Ihren Brief aus Altenahr bekommen . . . Wenn Sie schreiben, Sie übertrügen meinen Gehorsam gegen Sie auf Frau Duncker, so protestiere ich dagegen sehr. Das ist nicht zu übertragen, grade wie eine Regentschaft. Das bindet sich lediglich an die Person, und ich bestehe darauf, daß Sie Ihr Hofmeisteramt selbst behalten. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen gut folge. Aber das weiß ich, daß ich keinem auch nur zum tausendsten Teil so folgen werde und kann wie Ihnen, und niemand anders folgen will!

Zu erzählen ist nicht viel. Herr von Zedlitz hat jetzt seinen Frieden definitiv mit mir geschlossen und mir dies auch schriftlich angezeigt. Humboldt ist nach wie vor äußerst liebenswürdig mit mir. Er hat mir vorgestern ein sehr verbindliches Briefchen geschickt[2]) und angezeigt, daß er meinem Besuche mit Vergnügen entgegen sehe. Morgen werde ich zu ihm fahren . . .

102.

LASSALLE AN SOPHIE VOH HATZFELDT. (Original.)

Berlin, Donnerstag, 4. November [1858].

Ist es schön, ist es recht, ist es nur erlaubt von Ihnen, daß Sie mich wieder so lange ohne alle Nachricht lassen? Ich habe Ihnen, seitdem ich hier bin, schon drei Briefe geschrieben, nach Düsseldorf, nach Remagen (poste restante), nach Altenahr und habe erst auf den ersten derselben eine Antwort. Schon seit vier Tagen hoffe ich jedesmal, wenn es klingelt, es sei der Briefträger, der mir einen Brief von Ihnen bringt, und immer umsonst. Ach, ich sehe wohl, Ihre Freundschaft für mich ist erloschen, und nur noch durch das persönliche Zusammensein wird die verglimmende Kohle zu einem mühsamen, matten Aufglänzen ge-

[1]) Das ökonomische Werk, zu dessen Fertigstellung es nicht mehr kam.

[2]) Vgl. Bd. II, Nr. 90.

bracht. Es ist Ihnen nicht mehr eigenes Bedürfnis, sondern nur eine lästige Pflicht, mir zu schreiben. Ihre Gedanken und Sympathien, Ihre Wünsche und Hoffnungen sind anderswo. Ich will Ihnen darüber keine Vorwürfe machen. Aber sagen müssen Sie mir das dann wenigstens. Denn es ist unrecht, mich allein und einseitig das alte Verhältnis fortsetzen zu lassen, immer noch an es glaubend, mich es wieder herzustellen bemühend. Ich denke stets an Sie, unternehme und berechne, schätze und liebe alles nur in bezug auf Sie, und stets ruhen, wenn ich, erschöpft von Arbeit und Geistesanstrengungen, mich durch liebe Bilder erholen will, meine Gedanken bei Ihnen aus!

Ich bin nicht so egoistisch, nur dem eigenen Glücke hingegeben wie Goethe, der sich sagen kann:

Weg du Traum, so gold du bist,
Hier auch Lieb und Leben ist.

Es ist Weisheit darin, viel Weisheit. Aber ich habe mehr Wille als Weisheit. Kurzum, ich fühle mich sehr gekränkt, und tiefe Wehmut über die Vergänglichkeit alles Irdischen, selbst dessen, was nicht vergänglich sein sollte, beschleicht mich. Was nützt mir meine ausnahmsweise Riesenkraft, die sich auch im Festhalten an Treue und Freundschaft betätigt? Ich kann sie Ihnen nicht mitteilen. Was nützen einem Kräfte, die man selbst hat, aber nicht mitteilen, nicht übertragen kann? Nur um so isolierter fühlt man sich, je unähnlicher man dem andern ist, und fast kömmt mir die Ahnung, daß der stärkste Mensch eben deshalb auch bestimmt ist, der unglücklichste zu sein!

Von hier nicht viel zu melden. Ich gehe, auch abgesehen von einer sehr heftigen Grippe und Husten, die mich seit gestern ans Zimmer fesseln, so gut wie gar nicht aus, arbeite verzehrend, fieberhaft. Ach ja, in der Arbeit ist noch Glück! Das spannt an, reibt auf, absorbiert. Es füllt wenigstens aus und läßt einen nicht dazu kommen, in sein eignes Ich einzukehren. Wenn ich allein wäre, ich könnte mir in der Arbeit etwa ein ausreichendes Surrogat des Glückes bereiten. Ich würde keinen Menschen sehen, sondern mich ausschließlich in diesen Aufreibungsprozeß vertiefen. Aber das darf nicht sein, Ihretwegen. So unterhalte ich, soweit es sein muß, meine Beziehungen zur Außenwelt. Und so kommen mir alle Augenblicke mehr oder weniger gleichgültige Menschen in die Quere, und der einzige Mensch, nach dem ich mich sehne, läßt nicht einmal ein Wort von sich hören. Es ist sehr unrecht. Schreiben Sie mir doch alle drei bis vier Tage. Das ist ja eine so kleine Mühe. Warum haben Sie mir denn das Bild noch nicht geschickt? Es könnte lange gerahmt sein. Adieu, meine Gute, ich bin traurig und wehmütig gestimmt. Ihr F. L.

103.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Sonnabend abend [Berlin, 6. November 1858].
Einige Stunden nach Empfang Ihres Briefes geschrieben.

. . . Sie glauben nicht, wie grenzenlos viel ich zu tun habe. Manchmal stehen mir die Haare zu Berge. Ich will jetzt das ökonomische Werk ausarbeiten. Aber Sie kennen meine Gewissenhaftigkeit vom Heraklit her. Ehe ich nicht alles durchgelesen habe, was irgend in das Fach schlägt, beruhige ich mich nicht, setze ich keine Feder an. So kommt es, daß ich trotz aller, so vieler und langer Vorarbeiten doch noch zehn bis zwölf Bände lesen muß, ehe ich zu schreiben auch nur anfange. Dies tue ich also jetzt, als wenn jemand mit der Peitsche hinter mir wäre.

Aber dies ist nur eins. Ich habe angefangen, bei Dr. Brugsch,[1]) unserem großen Ägyptologen, Hieroglyphenstunde zu nehmen. Er hat den Heraklit gelesen und sich in den Kopf gesetzt, ich sei berufen, das Verständnis des Totenbuches, das man bis jetzt wohl übersetzen, aber nicht verstehen kann, der Welt zu eröffnen. Infolgedessen erbot er sich, mir Hieroglyphenstunde zu geben. Sie kennen meine alte Neigung zu diesen Materien. Eine so vortreffliche Gelegenheit konnte ich nicht zurückweisen. Er gibt mir täglich eine Stunde, kommt jetzt sogar, solange ich krank bin, täglich deshalb zu mir, alles umsonst, bloß für das Interesse der Wissenschaft. Sie sehen, daß man wirklich nur noch unter den Gelehrten uneigennützige Menschen findet. Aber welche Zeit kostet es mich! Die eine Stunde täglich wäre nichts; aber das Lernen und Memorieren außerdem. Es ist furchtbar mühsam. Und das ist ja lange nicht alles. In der Philologie muß ich mich au courant halten, außerdem manches Erscheinende lesen, Hunderte von Statistiken durchwühlen; einige rechtsphilosophische Werke, die ich gerade vorgenommen habe und vorzunehmen Veranlassung hatte, wollen auch gelesen sein und geben zu denken und zu studieren. Auch die Idee, einen Pherekydes[2]) zu schreiben, geht mir im Kopf herum und veranlaßt manche Untersuchungen. Kurz, ich weiß manchmal wirklich nicht, wo mir der Kopf steht. Bei jedem anderen würde dies ein leidiger, ihn zersplitternder Dilettantismus sein. Nicht so bei mir. Ich habe die Kräfte dazu. Heut übers Jahr wird das ökonomische Werk fertig und die Sprache des

[1]) Ein Heft, das sich auf diesen Unterricht bezieht, fand sich im Nachlaß. Für Lassalle und Brugsch vgl. Bd. II, Einführung S. 20.

[2]) Auch von einem Pythagoras spricht Lassalle. Doch der Nachlaß enthält keinerlei Beweisstücke dafür, daß es ihm jemals ernst gewesen ist, an dem Lehrer oder dem Schüler die Riesenarbeit zu wiederholen, die er auf Heraklit verwendet hatte.

Totenbuches mir geläufig sein. Und so wird eins nach dem andern kommen und besorgt werden, so wildfremd und disparat es aussieht. Aber wenn ich auch die Kräfte habe, so ist es doch nur durch ihre rasendste Konzentration möglich.

So wird es Sie nicht wundern, zu hören, daß ich fast gar nicht ausgehe. Daß ich seit acht Tagen krank — eine schändliche Grippe und ein fataler Husten — ist mir ordentlich sehr angenehm, da es mir das Ausgehen ganz erspart.

Damit ich's nicht vergesse, will ich Ihnen, da nach Altenahr vielleicht keine Zeitungen kommen, gleich das heut gebildete Ministerium [1]) mitteilen: Fürst Hohenzollern Ministerpräsident, Auerswald [2]) Kabinettsminister ohne Portefeuille, Bonin [3]) Krieg, Patow [4]) Finanzen, Flottwell [5]) Inneres. Simons [6]) und Heydt [7]) bleiben. Graf Pückler landwirtschaftliches Ministerium. Bethmann-Hollweg [8]) Kultus. Die bemerkenswerteste Persönlichkeit davon ist Patow, der in der letzten Kammer auf der Linken saß, was freilich nicht viel besagen will.

Ich soll mich nach einer Wohnung (Chambre ganire) umsehen? Das will ich tun. Aber ich werde sie nicht Unter den Linden, sondern in meiner Nähe suchen. Ich weiß gar nicht, wozu Sie Unter den Linden wohnen sollen. Aber Ihnen einen Gesamtkostenüberschlag machen, das kann ich nicht . . .

Freilich tut es mir wehe, Sie erst nach Weihnachten, also Januar, somit erst in sieben Wochen wiedersehen zu sollen. Indes ich finde es vernünftig, daß Sie die vier Wochen lieber noch ausbleiben, um den kostspieligen Weihnachtsgeschenken zu entgehen, und will meinerseits diese Zeit nun auch doppelt gut benutzen, um vorzuarbeiten und somit, wenn Sie kommen, um so besser Zeit für Sie zu haben. Denn daß Sie

---

[1]) Am 26. Oktober hatte der Prinz von Preußen die Regentschaft endgültig übernommen, am 6. November wurde das Ministerium Manteuffel von dem Ministerium des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern abgelöst.

[2]) Rudolf von Auerswald (1795—1866), vom 25. Juni bis 7. September 1848 Ministerpräsident und Minister des Auswärtigen, von 1858 bis 1862 Kabinettsminister ohne Portefeuille.

[3]) General Eduard von Bonin (1793—1865) war von 1852 bis 1854 und von 1858 bis 1859 Kriegsminister.

[4]) Freiherr E. R. von Patow (1804—1890), 1848 Handelsminister im Ministerium Camphausen, von 1858 bis 1862 Finanzminister.

[5]) Eduard von Flottwell (1786—1865) war 1844 bis 1846 Finanzminister, von 1858 bis 1859 Minister des Innern.

[6]) Ludwig Simons (1803—1870) war von 1849 bis 1860 Justizminister.

[7]) August von der Heydt (1801—1874) war 1848 bis März, 1862 Handelsminister und März bis September 1862 und 1866 bis 1869 Finanzminister.

[8]) Moritz August von Bethmann-Hollweg (1795—1877) war 1848 Professor des Zivilrechts in Berlin und Bonn, Unterrichtsminister 1858—1862.

mir eine starke Bresche in die Arbeitszeit machen werden, ist freilich unvermeidlich, ist mir auch ganz lieb und recht. Wie gerne laß ich mir durch Sie diese Bresche machen. Aber eben deshalb ist es gut, wenn ich diese Wochen um so stärker noch ausbeute. Auch in andrer Beziehung verlieren Sie hier nicht viel, wenn Sie bis 1. Januar — aber auch nicht später — warten. Der Winter hat noch nicht begonnen, noch nirgends von einer Gesellschaft die Spur. Im Januar erst beginnt er. Dann kommen auch die Kammern, das wird diesmal etwas Leben bringen. Auch in meinem kleinen Kreise ist es bis dahin noch stiller wie sonst. Varnhagen tot. Ludmilla, die ich oft, d. h. verhältnismäßig mehr als sonst wen, besuche, kann bis dahin der Trauer wegen auch noch nicht in Gesellschaft gehen. Stahr und Fanny, noch in Venedig, kehren gleichfalls erst im Dezember zurück. Sehen Sie aber, die Zeit bis dahin gut auszubeuten, d. h. reisen Sie allerdings, wenn dort die Trauben ausgehen, an Orte, wo noch welche sind, oder wollen Sie das schon absolut nicht, so bleiben Sie wenigstens den ganzen November in Altenahr sitzen. Auch Winterlandschaften sind schön und spaziert es sich da ganz gut. Zudem ist es immer besser als Düsseldorf. Ganz kleine Orte sind überhaupt für einige Zeit gar nicht so ennuyant. Sie haben ein cachet von Ursprünglichkeit, einen gewissen Duft patriarchalisch gemütlicher Verhältnisse, der ganz gut tut. Ganz große oder ganz kleine Orte. Nur die Mittelstraße kann einen zu Tode langweilen. Sie sagen, ich schriebe nicht über meine Angelegenheiten. Meinen Sie Franz? In acht Tagen erst erfolgt die Entscheidung, da N. N.[1]) immer noch nicht seiner Stelle sicher ist. Ist sie günstig, so kommen Sie zum Januar grade zurecht, um die Bombe platzen zu sehen.

Nun adieu und herzlichen Gruß. Wie vergnügt bin ich, daß Ihnen endlich einmal etwas bekömmt und gefällt. Was wollte ich mit Ihnen laufen, wäre ich nur bei Ihnen! Gehen Sie um [?] die Breite Ley, so denken Sie meiner an der Stelle, wo ich Sie durchtrug.

Adieu, es ist halb ein Uhr.

Ihr F. L.

104.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT.

[Berlin, 11. Dezember 1858.]

. . . Ich habe Ihnen auf Ihren letzten Brief nicht geantwortet, weil ich denselben durchaus unwahr, unredlich und sophistisch fand, zum

[1]) Lassalle machte Jahre hindurch alle Anstrengungen, um eine Aufführung seines Dramas Franz von Sickingen durchzusetzen. Aber er erreichte es nirgends.

bloßen Zanken keine Zeit habe und endlich mich in die Unmöglichkeit, etwas zu ändern, finden zu müssen einsehe.[1]) Man muß eine Situation akzeptieren können. Ich habe alle Kräfte, redlichen Willen und redliche Vernunft daran gesetzt, es zu ändern. Es geht nicht. Meine Seele ist matt geworden und sieht ein, daß es nicht mehr geht. Ich ergebe mich also in die Situation, die Sie nun einmal nicht anders wollen, daß unsere intensivere Beziehung, unser kameradschaftliches Verhältnis aufhört und wir in das gleichgültige befreundeter Personen zurücktreten. Schon als Sie voriges Jahr nach Berlin kommen sollten, ging es nicht, Pauls wegen. Nach Wildbad zu Ihnen konnte ich nicht, Pauls wegen. Nach Berlin wieder können Sie jetzt nicht, Pauls wegen. Es wird mir endlich zu viel Paul. Ich quäle mich hier ab, üsiere und abüsiere fast Personen, die es nicht verdienen, Ihretwegen, bin in allem, was ich tue, auf Sie bezogen. Und Sie können nichts von dem, was mir lieb ist, und wiederum nur Ihretwegen lieb ist, tun, Pauls wegen. Ich kann nicht einmal mehr etwas für Sie tun, Pauls wegen. Kann ich nichts für Sie tun, haben Sie für mich keine Zeit mehr übrig, Pauls wegen, so können wir uns auch nichts mehr sein.

Das heißt keine gerechte Teilung, das heißt, den einen bis zur gänzlichen Nichtberücksichtigung des andern berücksichtigen. Ich ziehe mich also in mich zurück. Kann ich nichts mehr für Sie tun, nun so ist es meine Pflicht, meine Tatkraft andern zuzuwenden, die nicht so von lauter Pauls barrikadiert sind, und ist mir auch niemand halb so lieb, wie Sie mir waren, so muß ich mich anstrengen, mir jemand so lieb zu machen. Daß Sie gar kein Bedürfnis eines Zusammenlebens mit mir haben resp., was auf dasselbe hinauskömmt, dasselbe beständig und fortgesetzt anderen Rücksichten aufopfern, ist eine Tatsache, deren Anerkennung ich mich endlich nicht entziehen kann. Ich glaube, es war spät genug, wenn Sie Anfang Januar eintrafen. Indessen, es soll nicht sein. Ich beuge mich vor der Tatsache, kämpfe nicht länger dagegen an und gebe Sie auf. Sehen Sie zu, ob Sie gut und vernünftig dabei handeln und ob Ihnen Paul diesen Verlust ersetzen wird. Sie wollen nicht, ich kann Sie nicht zwingen. Aber noch länger ein dupe zu sein, schickt sich nicht für mich. Ich gebe also hiermit jede Prätension, länger etwas für Sie und Ihre Existenz zu tun, und damit jedes tiefere Interesse an Ihnen auf, da Sie es nicht anders wollen, und trete zu Ihnen in die Stellung eines sogenannten guten Freundes, dessen Glück mir

[1]) Die Gräfin hatte Lassalle fest versprochen, zum 1. Januar auf vier Wochen nach Berlin zu kommen, hatte aber ihren Plan aufgegeben, weil finanzielle Verhandlungen ihres jüngsten Sohnes mit seinem Vater, seinem Bruder und Onkel schwebten und sie fürchtete, daß ihre Anwesenheit in Berlin diese ungünstig beeinflussen könnte.

lieb, dessen Unglück mir leid sein, dessen Geschick aber keinesfalls mich irgend ausfüllen wird. Soll man seinen ganzen Menschen hingeben, so muß man ebenso einen ganzen Menschen dafür zurückbekommen, nicht aber in so lächerlicher Weise behandelt werden.

Ich werde Ihnen von nun an nur alle drei bis vier Monate schreiben, denn öfter schreibe ich an meine guten Freunde nicht, und grade weil der Riß ein in meinem Herzen noch blutender und ungeheilter ist, wäre es mir lieb, wenn Sie mich auch nicht zu oft an sich erinnerten.

Und somit vergnügte Feiertage wünschend, bestens

Ihr

F. Lassalle.

105.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Berlin, am ersten Weihnachtsfeiertag [1858].

Traurig setze ich mich hin, um Ihren traurigen Brief zu beantworten.[1]) Wie ist es nur möglich, daß jemand alle Wahrheit so entstellen kann, wie Sie es in diesem Briefe tun, daß jemand es fertig bringen kann, sich gegen alle Tatsachen diese Dinge einzureden, oder, was wahrscheinlicher ist, selbst nicht an sie glaubend, sie dem andern zu schreiben.

Nein, wenn Ihnen das eine Beruhigung ist, so kann ich Ihnen einfach aus tiefster Seele versichern, daß ich bei dem Bruche mit Ihnen weit mehr innerlich leide und verliere als Sie selbst. Es ist nicht wahr, daß ich im geringsten Ihnen innerlich entfremdet, daß andere Neigungen, Menschen und Verhältnisse im geringsten mich gegen Sie erkältet hätten. Bei der einfachsten Betrachtung meiner Persönlichkeit könnten Sie sich das selbst sagen. Ich bin eine in die Tiefe hinein lebende Natur, der Zerstreuung nichts anhaben kann. Jeder Mensch und darum auch ich braucht eine Person, die er liebt. Und wie sollte mir irgend jemand jemals die Ihrige ersetzen? Sie sind ein Stück Lebensgeschichte von mir geworden, Sie stellen meine besten zehn Jahre dar. Sie allein kennen mich ganz, verstehen mich ganz. Sie verstehen die Dinge, die mich interessieren; durch langen gegenseitigen Gedankenaustausch haben Sie meine eigene Weltanschauung im allgemeinen angenommen, haben Interesse und Verständnis für alle Ideen bekommen, die mich beschäftigen. Sie sind mein zehnjähriger Zelt- und Kriegskamerad gewesen, wir haben Unglück und Elend, unerhörte Situationen und unerhörte Prouessen gemeinschaftlich durchgemacht, — wie soll ich von

[1]) Der Brief der Gräfin fand sich nicht.

alledem nur den hunderttausendsten Teil bei andern Leuten wiederfinden? Jedes, selbst männliche, Freundschaftsverhältnis, das ich jemals eingehen werde, bleibt mir äußerlich und gleichgültig gegen mein Verhältnis zu Ihnen, wird mir grade erst durch diesen Vergleich äußerlicher, als es sonst wäre. Sie irren sich, wenn Sie glauben, Sie seien meine beste Freundin — ich kenne mehrere, die mir weit besser sind, als Sie mir gegenwärtig noch sind. Aber Sie irren sich jedenfalls noch hundertmal mehr, wenn Sie glauben, meine Freundschaft zu Ihnen habe im geringsten nachgelassen. Oh, leider ganz im Gegenteil.

Je mehr Sie mir fehlen, desto mehr habe ich erst eingesehen, wieviel Unersetzliches in Ihnen für mich vorhanden ist. Wenn ich trotz dieser wärmsten und unersetzlichen Freundschaft, die ich für Sie empfinde, dennoch mit Ihnen breche, so geschieht dies, weil es meine Prinzipien erfordern und ich fest entschlossen bin, diesen mein ganzes Leben hindurch jedes Opfer zu bringen, das sie erheischen, gleichviel, wie elend und unglücklich ich dabei werden mag. Sie kennen mich und die Gleichgültigkeit, deren ich gegen mich selbst fähig bin, wo meine Grundsätze ins Spiel kommen. Es kann also für Sie hierin nichts liegen, was Sie bei mir überraschen könnte.

Nein, mag ich dabei noch so große Verluste erleiden, mag ich noch so elend, freudelos, unglücklich werden — es ist mir alles ganz egal, wo es sich um meine Prinzipien, wo es sich um meine Selbstachtung handelt.

Ich will nicht hinnehmen, daß Sie mich ungefähr so behandeln, wie Paul 1850 Sie zu behandeln anfing. Und wenn ich Ihnen damals sagte, es wäre Ihrer würdiger, ganz mit ihm zu brechen, als das zu ertragen, so ist es jetzt meine Pflicht, solche große Worte an mir wahr zu machen, und obgleich ich Ihnen viel besser bin, als ich jemals einem Sohn sein werde, wenn ich einen habe, nicht in dieselbe Weichlichkeit zu verfallen, in die Sie verfielen, sondern ritz, ratz, mag bei dem Riß hängen bleiben, was will, lieber mit Ihnen zu brechen, als ein nicht entsprechendes und unwürdiges Benehmen Ihrer gegen mich zu akzeptieren.

Soll ich wirklich erst ein Wort verlieren, die lange Reihe von unwahren Tatsachen zu berichtigen, die Sie anführen?

Es ist nicht wahr, daß ich darauf bestanden habe, nach Berlin zu gehen. Es ist wahr, daß ich Ihnen erklärt, wie gern, wie überaus gern ich dies täte. Aber ich erklärte Ihnen im April 1857 vor meinem Abgang ausdrücklich, daß ich bereit sei, wenn Sie durchaus nicht nach Berlin wollten und weil ich keinesfalls mein Zusammenleben mit Ihnen zerreißen wolle, mein Domizil in Leipzig, Hamburg, Breslau (wo dasselbe Recht herrscht wie in Berlin) aufzuschlagen, wenn Sie dies gleichfalls wollten. Sie weigerten das. Sie erklärten, durchaus in Berlin sich domizilieren, daselbst aber so wenige Zeit als möglich zu-

bringen, dann in meiner Stadt einen Teil des Jahres verleben zu wollen. Da somit meine Domizilierung in Breslau usw. den Zweck eines dauernden Zusammenlebens nicht erreicht hätte — Sie müßten, sollte Ihr Domizil in Berlin begründet sein, jedenfalls eine geraume Zeit des Jahres dort, eine andere im Bade verbringen —, da mein Opfer, mein mir sehr schwer ankommendes Opfer, zu dem ich mich dennoch erbot, somit ein nutzloses gewesen wäre, so mußte ich mich für Berlin entscheiden.

Sie sagen, Sie hätten im Frühjahr (April) 1857 Berlin meinetwegen verlassen müssen, obwohl Sie daselbst Grund gehabt hätten zu bleiben. Wo nehmen Sie nur die Stirn her, dies als ein „Opfer", das Sie „mir gebracht", anzuführen? Denn freilich mußten Sie Berlin damals meinetwegen verlassen, damit der hierdurch getäuschte Polizeipräsident das mich betreffende Reskript unterschriebe. Aber ich erklärte Ihnen sofort bei Ihrer Ankunft in Düsseldorf, daß ich nichts dagegen habe, wenn Sie acht Tage nach meiner Ankunft gleichfalls wieder einträfen. Mich dort zu behaupten, wenn ich einmal dort sei, nähme ich auf mich. Das Opfer, das ich Ihnen auferlegt hatte, beschränkte sich also auf eine Abreise, der die Zurückreise sogleich folgen konnte. Wie können Sie dies als ein „Opfer" anführen? Wie viele hunderttausend Reisen habe ich nicht für Sie gemacht!

Ich traf Anfang Mai in Berlin ein. Im Juni schrieben Sie mir, wegen der Schwester hinkommen zu wollen. Da mir meine Polizeiquellen den Kopf warm machten,[1]) da die Hinkunft damals zudem für Sie, da Sie bald ins Bad mußten, keinen Selbstzweck haben konnte, fragte ich Sie, ob Sie es nicht aus Rücksicht für mich, dem große Konflikte daraus entstehen könnten, bis zu Ihrer Rückkunft aus dem Bade verschieben könnten. Sie antworteten: Nein, es ginge nicht. Die Rücksicht auf Ihre Schwester erfordere es. — Ich wollte nicht, daß Sie mir irgendein Opfer brächten. Ich erklärte mich sofort mit Ihrer Ankunft einverstanden. Ich benachrichtigte Sie aus Zartgefühl, um Sie nicht durch Rücksicht auf mich in Verlegenheit zu setzen, nicht einmal, daß Zedlitz die Ausweisungsordre gegen mich für den Fall Ihres Herkommens bereits unterschrieben hatte. Ich verschwieg Ihnen das und die wütenden Szenen, die ich mit ihm gehabt, und handelte so wieder so sublime und mit solcher Opferhaftigkeit, wie, ich darf es sagen, nur ich zu handeln fähig bin. Aber inzwischen hatte Paul erfahren, daß ich da sei. Ihm konvenierte nun Ihr Herkommen nicht, damit Sie nicht zugleich mit mir da seien. Nun schrieb er Ihnen, Sie möchten nicht kommen und siehe! was Sie nicht aus Rücksicht auf meine Existenz zu tun ver-

[1]) Siehe oben Nr. 61 und 62.

mocht hatten, aus Rücksicht auf alle unübersehbaren Konflikte, die sich besonders Ihre so schwarz sehende Phantasie für mich ausmalen konnte, das vermochte ein „Wunsch" von Paul. Sie gaben die Absicht auf, damals herzukommen, obwohl ich Ihnen nun inzwischen geschrieben, daß ich Sie fest erwartete. Aber bereits war nun inzwischen meine Position Zedlitz gegenüber engagiert. Ich durfte nicht zurückweichen oder diesen Schein auf mich fallen lassen, wenn ich nicht alles verderben wollte. Umsonst schrieb ich Ihnen jetzt zwei bis drei Briefe. Sie wollten gegen Pauls Wunsch durchaus nicht. Endlich, nachdem ich Gewalt gebraucht — es erforderte die wütendsten Anstrengungen — kamen Sie.[1])

Wie sehr Sie damals und bei Ihrer späteren Anwesenheit mir hier eine Aschenbrödelrolle zugewiesen, wie Sie verlangten, wenn ich zu Ihnen käme, und Paul usw. bei Ihnen sei, solle ich fortgehen, wenn er aber käme, und ich bei Ihnen sei, solle ich mich durch Schlafzimmer und Hintertür heimlich fortstehlen — wissen Sie vielleicht noch. Trotz meiner Indignation nahm ich auch das noch hin und ließ es mir faktisch gefallen.

Sie sagen, ich hätte nicht Zeit für Sie gefunden, im Herbst 1857, wo Sie es Prozesse halber wünschten, für Sie nach Köln zu gehen. Aber wie konnte ich fort? Erst am 5. November erschien der Heraklit. Dann ging es sofort an den Sickingen. Die Beendigung, das Korrigieren, Abschreiben usw. dauerte bis Mitte Mai. Erst nun konnte der Druck beginnen, der erst im Juni (Mitte oder Ende) vollendet war. Daß diese Arbeit aber nicht noch länger verschoben werden konnte, werden Sie am besten daraus ersehen, daß ich noch immer keine Antwort habe und es also gewiß notwendig war, sie wenigstens so früh als möglich einzureichen.[2]) Somit konnte ich nicht, meiner Arbeiten, nicht „meiner Vergnügungen" wegen. Überdies war mein Hinkommen gar nicht so wichtig für die Prozesse, daß es in irgendeinem Verhältnisse zu dem Schaden an diesen Arbeiten gestanden hätte oder überhaupt unerläßlich gewesen wäre. Kaum aber hatte ich im Juni die Hände frei, als ich Ihnen schrieb, ich wollte im Juli zu Ihnen kommen, nach dem Wildbad, wo Sie waren. Aber da hieß es, das ginge nicht, Paul sei da. — Ich hatte Sie gebeten, unsere Schweizer Reise, zu der ich mich engagiert hatte, mitzumachen. Aber Sie wollten nicht. Von Zürich aus schrieb ich Ihnen nun aber einen so liebevollen, so rührenden Brief! Vier Bogen lang![3]) Ich wollte meine Reisegesellschaft und Reiseroute jeden Augenblick

[1]) Siehe oben Nr. 63 und 64.

[2]) Lassalle hatte das Exemplar des Franz von Sickingen beim Königlichen Schauspielhaus in Berlin eingereicht.

[3]) Siehe oben Nr. 97.

aufgeben. Ich wollte Sie abholen irgendwo und mit Ihnen den Herbst am Comer See oder Züricher See oder in Heidelberg oder wo Sie sonst wollten, zubringen. Sie sollten nur bestimmen. Aber Sie schrieben mir wieder, Sie könnten sich nicht darauf einlassen, weil Sie nicht wüßten, wie lange Paul werde bei Ihnen bleiben wollen, und dann der elenden paar hundert Taler wegen.

Zurückkehrend ging ich zu Ihnen und tat an den Geschäften, was ich konnte. Daß ich jetzt großen Drang hatte, nach Berlin zurückzukehren, um aus der ungewissen Situation mit Zedlitz herauszukommen und meine nationalökonomische Arbeit zu beginnen, war klar. Überdies baten Sie mich gar nicht sehr, dort zu bleiben, was auch sowohl in meinem als Ihrem Interesse — der Traubenkur wegen — ganz vernünftig war.

Wenn ich jetzt in Berlin darauf drang, daß Sie Anfang Januar hier seien, so war dies wieder nur in Ihrem Interesse, denn das meinige würde meines Werkes wegen sehr gut vertragen, daß Sie noch nicht kommen. Durch Ihre Herkunft verliere ich notwendig eine unersetzliche Arbeitszeit, wie sie besonders im Beginn eines Werkes nicht ohne große Verlangsamerung und Nachteil verloren werden kann. Es hätte mir also ganz gut gepaßt, wenn Sie noch nicht kamen. Aber ich bin gewohnt, immer auf Sie, nicht auf mich zu sehen. Ihr Interesse aber erforderte durchaus, daß Sie im Januar herkamen. Und zwar aus zwei Gründen. Einmal erreicht der Winter, die Saison, hier im Januar seine Höhe. Kommen Sie erst gegen Ende der Saison, so ist es nicht möglich, daß Sie die Bekanntschaften usw. machen, wie beim Anfang der Saison. Und im nächsten Winter ist es dann wieder schwieriger, als solange Sie eine ganz neue Erscheinung sind. Die Hauptsache aber, weshalb Ihre Herkunft im Januar nötig, ist Ihr Zusammenziehen mit Fräulein Ludmilla. Die Sache verhält sich nämlich so. Sie wissen, welchen ungeheuren Wert ich für Sie darauf lege, wenn dieses so durch und durch gescheute, brave und großdenkende Mädchen mit Ihnen zusammenwohnen würde und so mit tausend größeren Annehmlichkeiten, als Sie irgendwo finden können, und ohne alle Lasten für Sie, die Rolle einer Gesellschafterin und Freundin für Sie ausfüllen wollte. Nun hat dies arme Mädchen — glauben Sie ja nicht, daß ich scherze oder Gespenster sehe — eine ganz unglaubliche Leidenschaft für mich gefaßt.[1]) Sie tut alles, was ich will, und wenn sie den Mond mit den Zähnen nehmen sollte. Dies erleichtert natürlich meinen Plan. Wenn Sie jetzt kommen, so ist nicht der geringste Zweifel, daß sie es auf meinen Wunsch tun, ja ein devouement hineinsetzen wird, für Sie zu leben. Aber um eben

[1]) Sehr zahlreiche Briefe Ludmillas an Lassalle befinden sich im Nachlaß. Von ihrem Abdruck wurde aus räumlichen Gründen Abstand genommen. Vgl. hierzu Bd. II, Einführung S. 25.

dieser Leidenschaft willen war und ist meine Situation vis-à-vis diesem Mädchen, dem ich herzlich gut bin, eine ganz unerträgliche. Als ich herkam, mußte ich ihr versprechen, die Woche mindestens einen Abend bei ihr zuzubringen. Ich tat das und hielt es, weil ich eben in Ihrem Interesse meine Macht über sie nicht verlieren wollte. Aber ich bin dabei stets wie auf Kohlen. Durch jeden Besuch — glauben Sie um Gottes willen nicht, daß ich übertreibe — vermehrt sich diese Leidenschaft bei ihr so, daß ich alle Minute befürchte, sie in einen Eklat ausbrechen zu sehen, und mehrere Male vielleicht nur durch die künstlichste, kalte und frivole Wendung, die ich dem Gespräche gab, einer Erklärung entgangen bin. Auf die Länge halte ich das nicht aus, und vielleicht legt sie sich noch meine wöchentlichen Besuche, da sie weiß, wie teuer mir meine Abende jetzt sind, für mehr als bloße Freundschaft aus. Wäre die Rücksicht auf Sie nicht, würde ich mir leicht helfen, indem ich absichtlich nur alle drei Wochen hinginge und sie so gewaltsam von ihrer törichten Leidenschaft abbrächte. Aber das darf ich wieder Ihretwegen nicht, um meine Macht auf sie nicht zu verlieren. Diese Situation ist viel verzweifelter, als Sie aus dieser Schilderung ersehen können, und ganz unleidlich. Ich kann sie unmöglich lange aushalten. Sind Sie erst da, so verlasse ich mich auf Ihre Anwesenheit, die dann natürlich jeden Eklat verhütet. Darum wollte ich Ihre Herkunft durchaus. Jetzt ist noch dazu gekommen, daß Ludmilla auf Ostern ihre Wohnung gekündigt hat und deshalb schon im Januar eine neue suchen und mieten will und muß. Solange Sie nicht da sind, kann ich ihr aus hundert Gründen nichts von meinem Plane sagen. Dies geht erst, wenn Sie sich beide gesehen haben. Hat Ludmilla aber erst gemietet — und dies geschieht im Januar gewiß —, so ist es deshalb wieder vorbei. — Dies waren die Gründe, die mich nötigten, Ihre Herkunft Anfang Januar spätestens zu wünschen.

Sie sagen jetzt, Ihre Geldverhältnisse hielten Sie davon ab. Dies ist aber auch nicht wahr, und ich kann es wiederum beweisen. Denn im November schrieben Sie mir: Sie wüßten nicht recht, ob Sie schon vor Weihnachten herkommen sollten, denn wegen der Sitte des Schenkens koste Ihnen der Weihnachten hier entsetzlich viel, so daß es vielleicht klüger sei, ihn noch in Düsseldorf zu verleben. Ich antwortete sofort, gut, wenn Ihnen der Weihnachtsabend gar so teuer käme, möchten Sie erst Anfang Januar kommen, aber gewiß nicht später. Darin aber, daß Sie noch im November unschlüssig waren und mich darüber befragten, ob Sie nicht schon vor Weihnachten hier eintreffen sollten, liegt klar erwiesen, daß, abgesehen von den Festgeschenken, Ihre Geldverhältnisse, in denen sich seitdem nichts geändert, Sie nicht vom baldigen Herkommen abhielten. Inzwischen aber hatte

Ihnen Paul wieder jene Anzeige gemacht, und nun antworteten Sie, Sie könnten nicht, weil Paul dann an den Rhein wolle. Nur diesen Grund gaben Sie an. Wenn Sie also jetzt die Sache auf die Geldverhältnisse schieben wollen, so ist dies doppelt erwiesenermaßen unwahr.

Da wurde es mir denn endlich zu toll mit dem ewigen Paul, den ich immer und immer, wo ich meinetwegen, wo ich besonders Ihretwegen einen Wunsch hegte, mir entgegengestellt hören mußte. Paul war zu einer Quelle von ununterbrochener Verneinung für mich geworden. Noch viel mehr. Es war dahin gekommen, daß ich von ihm sagen konnte, was Vergniaud [1]) von Marat sagte: Marat était mon tyran!

Dies Verhältnis verletzte endlich zu sehr alle Gegenseitigkeit, alle Selbstachtung, die ich mir schulde, als daß ich es fortsetzen sollte. Ich stand bisher zu Ihnen in einem Verhältnis, in welchem ich Ihnen stets alles Individuelle, meinen eigenen Vater und mich selbst nicht ausgenommen, unbedenklich nachzusetzen gewohnt war. Ich kann nicht länger akzeptieren, daß Sie Ihrerseits dagegen mich und sich — mich und sich, das sind identische Worte, denn ich will nur immer Ihretwegen — mit der fortgesetztesten Rücksichtslosigkeit immer, ewig, ohne Unterbrechung Paul aufopfern, jedem Wunsch, jeder Laune von ihm. Ich hatte in dieser Hinsicht schon vieles ertragen, was mich indignierte. Ich fand mich darein. Ich glaubte immer, Sie würden doch selbst eine Grenze finden. Da diese Hoffnung trügte, da ich aufs Äußerste gebracht wurde, nun so mußte ich mich endlich insurgieren, ernsthaft, unerbittlich, unwiderruflich. Darum habe ich mit Ihnen gebrochen und halte diesen Bruch aufrecht.

Ich wiederhole Ihnen, Sie haben keinen Begriff, welche Anstrengungen mich dieser Bruch gekostet hat und noch kostet. Mehr als wenn ein Vater zehn Kinder verliert. Denn Sie waren mir alles, was ein Individuum einem sein kann, waren mein ganzes individuelles Glück. Aber es ist mir ganz egal, und wenn ich gleich augenblicklich darüber zugrunde gehen und selbst wenn ich lebenslang darüber steinunglücklich werden sollte. Mir gleich. Es steht geschrieben, daß ich die Kraft haben werde, meinen Prinzipien nachzuleben, was sie mich auch kosten. Es bleibt also dabei. Unter einer einzigen Bedingung dagegen bin ich bereit, das alte Verhältnis zu Ihnen wieder aufzunehmen: Wenn Sie mir schriftlich, auf einem besonderen Bogen die Erklärung schicken: „Daß Sie von nun ab auf Paul und Ihre Familie überhaupt nur soviel Rücksicht nehmen wollten, wie ich selbst billigen und für gut finden würde."

[1]) P. V. Vergniaud (1759—1793), der bekannte Führer der Girondistenpartei in der französischen Revolution.

Ich hatte mich bisher Ihrer Rücksicht und Ihrem Ermessen anvertraut. Ich bin zu schlecht dabei gefahren. So bleibt nichts übrig, als daß wir brechen, oder Sie sich auf Diskretion meinem Ermessen unterwerfen. Vielleicht fahren Sie bei meiner Loyalität dabei in jeder Hinsicht besser.

Auf keinen Brief, dem nicht ein besondres Blatt mit dieser Erklärung beigefügt ist, werde ich antworten. Es ist mir diesmal grimmiger Ernst.

Ihr Bild habe ich noch nicht erhalten, es wird mir, wenn es kommt, eine sehr große, sehr wehmütige Freude machen: Denn es ist für mich das Bild einer gewesenen und verlorenen Freundin, mit der ich alles reale, persönliche Glück verliere. Das andere, was Sie mir schicken wollen, würden Sie mich verpflichten, wenn es noch nicht abgegangen ist, mir unter solchen Umständen lieber gar nicht zu schicken.[1])

106.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

[Berlin, 6. Januar 1859.]

. . . Nun also, die schmerzhafteste von allen Erfahrungen, die ich in meinem vielbewegten Leben gemacht habe, ist die, daß man seinen Verstand immer nur für sich selbst benutzen, andern aber denselben nicht nützlich machen kann. Ich würde einen beträchtlichen Teil meines Verstandes dahingeben, wenn ich mit dem Reste Ihnen beispringen könnte. Allein das soll nicht sein. So muß man sich also endlich zu resignieren wissen. Das ist eine Kunst, die man schwer lernt mit einem warmen Herzen, aber doch endlich lernen muß. Also bleiben Sie fort, solange Sie wollen, kommen Sie gar nicht, dies Jahr, künftiges Jahr, es soll mir alles ganz recht sein, ich lege es ganz in Ihre Hände, lasse Ihnen die vollständigste Freiheit. Nicht wahr, so bin ich doch liebenswürdig? So tue ich doch ganz das, was Sie fordern? Und, doch ist dies grade von allem das Schlimmste! Aber ich kann es unmöglich durchsetzen, mich mehr für Sie zu interessieren, als Sie es selbst tun. Also alles ganz wie Sie wollen . . .

107.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

[Düsseldorf] 9. Januar [1859].

Liebes, gutes Kind, wie sehr hat mich Ihr Brief erfreut und erleichtert. Bei allem, was mich sonst mit Recht bedrückt, die wenige

[1]) Der Brief ist nicht unterschrieben.

Freude, die mir sonstige Verhältnisse bereiten, meine wenige Gesundheit und mein freudloses, zerstreuungsloses Leben, hatte mich Ihre wirklich ungerechte Lieblosigkeit und Härte ganz daniedergedrückt, und ich machte schon Anstalten, mir ein stilles Asyl zu suchen, wo ich, von allem losgesagt, nur Ruhe finden wollte. — Gottlob, daß ich Sie, wenn auch nur einigermaßen, wiederfinde. Glauben Sie denn nicht, daß es mir schwer, sehr schwer fällt, so zu sitzen, wie ich es tue, und auf alles zu verzichten? Glauben Sie nicht, daß es sehr hart für mich und schwer, ruhig zu ertragen, daß ich ohne meine Schuld, durch beispiellose Schändlichkeit der Blocks[1]) und durch auf einmal gekommene Unglücksfälle auf fast die Hälfte meines Vermögens reduziert bin und ein solches Leben zu führen genötigt bin? Ich hätte weit eher Trost und Zuspruch nötig und verdient als Vorwurf! Sie sagen aber, es sei in meinem Alter die Zeit das kostbarste. Für mich reichte es gewiß aus, ich sollte nur an mich denken, denn es hätte ja niemand an mich gedacht, und für niemand weniger als für mich existiere die Rücksicht, ob ich nach meinem Tode 20000 Rt. mehr oder weniger hinterließe und es sei ein bedauernswerter totaler Unverstand, mich dem zu opfern. Erstens, liebes Kind, handelt es sich nicht um etwa 20000 Rt. mehr oder weniger, sondern um 67000, die ich verloren habe durch Papier, Geschäfte und den schmählichen Betrug der Blocks, wodurch ich so schlecht gestellt bin, als ich es durch den schlechtesten Vergleich mit dem Grafen gewesen wäre. Zweitens bin ich nicht eine Persönlichkeit, die es fertig bringen kann, nur an sich zu denken, und dabei glücklich und ruhig sein könnte. Ich verdiene darüber keinen Tadel, wohl eher Lob, daß alle Schlechtigkeit und Egoismus, die ich erlebte, mich doch nicht zum herzlosen Egoisten machen konnte. —

Aber ganz abgesehen von allen Rücksichten, selbst wenn ich ganz allein stände, an niemand dächte, was wirklich auch jetzt gar nicht mein Hauptbeweggrund ist, müßte ich aus Rücksicht für mich selbst jetzt der Vernunft gemäß so handeln, denn bevor man an ein angenehmes Leben denken kann, muß man in meinem Alter vorzüglich an ein sorgenloses denken ... Überlegen Sie sich noch einmal mit Ruhe, ohne Illusionen und ohne Vorurteile die Lage der Dinge, wie ich sie schildere und wie sie ist, und sagen Sie selbst, ob Sie mir nicht raten müssen, mit äußerster Vorsicht zu handeln, um nicht in Sorgen und Kämpfe wieder hineinzugeraten, die ich die physische Kraft zu ertragen nicht mehr habe. Es ist allerdings sehr hart für mich, aber nicht zu ändern in meiner Macht ...

[1]) Beim Zusammenbruch des Bankhauses Block in Düsseldorf hatte die Gräfin Ende 1856 eine bedeutende Summe verloren.

108.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Donnerstag [13. Januar 1859].

So oft ich einen Brief von Ihnen lese, und so oft ich Ihnen einen schreibe, geschieht es immer mit blutendem Herzen. Denn es ist immer und ewig die alte Unvernunft, wie sehr sie sich auch unter künstlichen und scheinbar vernünftigen Argumenten versteckt . . .

Sie sagen, ich spräche von jenem Verlust, als wäre er nicht der Rede wert. Nun, Sie kennen mich gut genug, um zu wissen, daß er mir sicher zehnmal mehr zu Herzen geht, als wäre er mir selbst passiert, so zu Herzen geht, daß ich kirschbraun darüber werden könnte. Aber — abgesehen davon, daß ich es weder für verloren hoffe noch glaube, wäre es verloren, nun, so würde ich doch deshalb nicht den Rest meines Lebens dem Gelde nachweinen, sondern nur darauf sinnen, mit dem mir bleibenden Reste mein Leben so genußreich als möglich einzurichten. Nicht wahr? Und daß Sie mit 7000 Rt. hier nicht sehr bequem und schön sollten leben können, werden Sie doch nicht behaupten? Lessing ist, wie Sie aus seiner Biographie ersehen werden,[1]) sein Lebtag daran zugrunde gegangen, daß er keine — 300 Rt. gehabt hat! Nun, wenn daraus nun auch nicht folgt, daß man mit 300 Rt. zufrieden sein könne, so wird doch, wer 7000 Rt. Renten hat, noch immer finden müssen, daß ihm ein sehr glückliches Los beschieden sei.

Ihre lange Trennung von mir ist Ihnen beiläufig auch in dieser Hinsicht, in geistiger und ethischer Hinsicht, nicht gut. Sie lesen nichts, nämlich nichts Gediegenes und trocknen dadurch geistig ein, verlieren ganz das Ewige außer dem Auge, das den Menschen über das Gewürm erhebt, und nähern sich mehr dem Niveau der jämmerlichen Alltagsgeschöpfe, die, da ihnen jede höhere Befriedigung versagt ist, nichts wissen, als nach mehr und mehr Geld zu ringen und ihr Herz daran hingeben. Ich bitte Sie, kommen Sie her, sonst gehen Sie dort zugrunde. Verstehe ich Sie recht, so wollen Sie, um die 2000 Rt. Schulden abzulegen, bis zum 1. April in Düsseldorf bleiben . . . Lassen Sie doch kommen, was kömmt. Und begnügen Sie sich, dem Genusse des Tages zu leben!! O was gäbe ich darum, wenn ich ein wenig Verstand in Sie bringen könnte. Ich wiederhole: das kostbare für Sie ist nicht Geld, sondern Zeit, Zeit, Zeit. Sie sagen, Sie müßten doch ein sorgenfreies Alter

[1]) Lassalle hatte der Gräfin Adolf Stahrs Lessing-Biographie geschickt, über die er im November 1858 einen Aufsatz geschrieben, der aber erst 1861 im zweiten Bande der Demokratischen Studien, die Ludwig Walesrode herausgab, gedruckt wurde.

haben. Du mein Gott, das haben Sie mit 7000 Rt. immer. Sind Sie erst alt, so werden Sie die nicht einmal brauchen . . .

Nun adieu! Nie hätte ich geglaubt, Sie würden sich freiwillig zwei Jahre lang von mir trennen. Und so lang ist es im April.

Adieu.

Ihr

F. L.

109.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Donnerstag [20. Januar 1859].

Meine gute, gnädigste Frau!

Ich habe gestern den ganzen Tag mit mir gekämpft, ob ich Ihnen schreiben soll oder nicht, aber unzweifelhaft haben Sie die Sie gewiß wieder so betrübende Nachricht von dem Tode des Grafen Max bereits erfahren,[1]) und es wäre daher unrecht und zwecklos, Ihnen nicht zu schreiben. Ich bitte Sie, sehr vernünftig zu sein und sich nicht wieder so zu grämen und zu alterieren wie damals bei Klara. Sie brauchen Ihre Kräfte und Ihre Gesundheit für sich selbst und müssen haus damit halten. Schreiben Sie mir doch bald ein paar Zeilen, denn so lange ich gar keine Nachricht von Ihnen habe, bin ich unruhig und besorgt, zumal es schon lange her ist, daß Sie meinen letzten Brief erhalten und ich noch ohne Antwort darauf bin. Ich bitte Sie sehr, sich nicht wieder maßloser Traurigkeit hinzugeben. Das ist der Weg, den wir alle gehen, und ein solches Ereignis müßte uns somit nur als Mahnung dienen, die so flüchtig vorübereilende Zeit vernünftig und human zu genießen, um etwas vom Leben gehabt zu haben, wenn es am Ende ist.

Ich bitte Sie, schreiben Sie mir umgehend. Der Tod erfolgte gestern früh fünf Uhr ganz plötzlich. Beim Prinzen von Preußen sollte gestern abend Ball stattfinden, der infolgedessen abgesagt wurde. Die Prinzessin hat gestern der Frau von Max Besuch gemacht.

---

[1]) Der preußische Gesandte in Paris, Graf Maximilian von Hatzfeldt, der Bruder der Gräfin Sophie, war am 19. Januar gestorben. Sie hatte, wie ein Brief von ihr an Lassalle vom 21. Januar zeigt, die Kunde bereits durch ihren Schwager, den General der Kavallerie und ehemaligen Kriegsminister Freiherr von Schreckenstein erhalten, der damals in Düsseldorf kommandierte. „Unvorbereitet war ich zwar ganz", schrieb sie, „denn ich hatte am selbigen Tag Brief bekommen, daß es besser und keine Gefahr, und doch wußte ich, daß mir großes Unglück geschehen würde, denn ich hatte wieder meine Träume gehabt, die mich nicht täuschen."

Schonen Sie sich und denken Sie an sich selbst, und wenn Sie hierin schon leichtsinnig sind, so denken Sie an die, die Sie lieben, vor allem an mich, der dies gewiß am meisten tut.

Schreiben Sie mir sofort.

Ihr

F. Lassalle.

110.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

[Berlin, Ende Januar 1859.]

... Ich habe vor einigen Tagen eine neue Wohnung vom 1. April ab gemietet für — fünfhundert Reichstaler! Aber welche Pracht. Bellevuestraße. Haut parterre. Vier große Salons, die ineinander gehen, in einer Suite! Erst ein immenser blauer Salon, Bosserie, vergoldete Plafonds usw., dann Speisesaal, wo ich dreißig Personen bequem setzen kann, und prachtvoll dekoriert. Dann großes Bibliothekzimmer, dann kleineres Arbeitszimmer, dessen Glasfenster auf ein Treibhaus stoßen, so daß ich stets die Palmen vor mir habe. Gebe ich ein Festin und öffne die vier Türen, sieht man vom Salon bis ins Treibhaus, das ich, wenn es mir auch nicht gehört, doch benutzen kann. Seitwärts Schlafzimmer. Im Souterrain Küche, Keller, Dienerwohnung. Ich kann, wenn ich will, hundert Personen bei mir sehen. Sie glauben vielleicht, daß ich verrückt bin. Ach nein! Ich denke nur, daß ich nur einmal lebe und daher mir nichts abgehen lassen will. Natürlich werde ich in solcher Wohnung auch von Zeit zu Zeit entsprechende Gesellschaft geben. Nun, und das alles könnte ich knapp mit 2800 Rt. etwa bestreiten, vielleicht nicht ganz, mit 3000 Rt. gewiß, mit 3500 Rt. reichlich, mit 4000 Rt. würde mir jedenfalls Geld übrig bleiben, so daß ich dann auf neue Ausgaben sinnen müßte, um es anzulegen. Hätte ich aber gar 5000—6000 Rt., würde ich sie ohne Übermut gar nicht tot zu machen wissen. Nun, die 4000 Rt., die ich zu reichlichem Dasein und vielen Festins in dieser Wohnung eigentlich brauche, gedenke ich mir nächstes Jahr durch Erneuerung des Vertrages mit meinem Schwager und, resp. wenn er nicht will, durch Ankauf von Genfern zu verschaffen. Aber selbst mit 3000 Rt. kann ich diesen Train durchführen. Und nun Sie erst mit 6000 Rt.! Daß ich ein bißchen antizipiere, kann Sie bei mir nicht wundern. Das haben Sie nicht nötig. Im übrigen ist es nur sehr mäßig bei mir selbst der Fall. Und somit nehmen Sie an mir ein Beispiel! Seien Sie kein Narr! Leben Sie! Leben Sie! Was würden Sie hier schon für Vergnügen durch mich haben, was Ihnen gar nichts kostete, da ich es ohne-

hin ausgebe. Diesen Winter zwar gebe ich gar keine Gesellschaft, wenn Sie nicht kommen, und spare. Nächsten Winter aber öffne ich meine Salons und gebe 1. im Lauf desselben drei bis vier große Gesellschaften à dreißig Personen oder mehr, die mich — jede Gesellschaft — 100 bis 200 Rt. kosten können, und 2. alle Woche jour fixe mit Auftrommlung so vieler Leute als möglich, am liebsten siebzig bis achtzig Personen. Die Kosten eines jour fixe sind fast Null. Für die Einrichtung meiner neuen Wohnung will ich auch splendid sorgen, an 500 Rt. oder mehr will es mich kosten lassen. Ich wollte, Sie wären hier, um mir mit Ihrem Geschmack beizustehen! Also seien Sie keine Eule, keine Eule! Leben Sie mit mir, wie ich, statt dort zu sitzen und zu rechnen.

„Hör auf mit Deinem — Geld zu spielen,
Das wie ein Geyr[1]) Dir an der Leber frißt,
Die schlechteste Gesellschaft läßt Dich fühlen,
Daß Du ein Mensch und unter Menschen bist." . . .

III.

LASSALLE AN SOPHIE VOH HATZFELDT. (Original.)

[Berlin, Februar-März 1859.]

Ich bin sehr ärgerlich auf Sie, daß Sie mich gestern wieder — ganz gegen meinen Willen, denn ich wollte überhaupt von allen diesen Thematen gar nicht einmal mit Ihnen reden — zur Leidenschaft gebracht haben. Das ist bei Ihnen nicht fertig zu kriegen, daß Sie, wenn Sie sehen, ich gerate in Leidenschaft, schweigen. Im Gegenteil, Sie reizen um so mehr! Und doch sehe ich auch hier alle Frauen gegen ihre Männer so handeln, daß, wenn sie sehen, es steht eine Explosion bevor, momentan still sind. Wer sollte aber eher eine Berücksichtigung seiner Leidenschaft erwarten dürfen als ich, der mehr davon hat als jeder andere und bei dem sie auch sehr so seine Stärke ausmacht, daß er auch die Ertragung ihrer unangenehmen Seiten verlangen kann.

Bei alledem hat die Explosion wie immer bei mir in bezug auf Sie das Gute gehabt, daß mein Unwille dadurch entladen und wie nach einem Gewitter die Atmosphäre wieder heiter ist. Ohne daher irgend etwas von meinen Behauptungen in allen Gebieten, die wir berührten — und auf die wir, wie ich bitte, gar nicht mehr zurückkommen wollen —, zurückzunehmen oder als irrig zuzugeben, erkläre ich Ihnen doch, daß mein Unwille durch die Explosion verflogen ist und meine alte treue

[1]) So schreibt Lassalle, um seine Änderung der Textstelle mit Goethes Rhythmus in Übereinstimmung zu halten.

Freundschaft für Sie in ihrer alten Anhänglichkeit wieder allein das Terrain behauptet. Eine Freundschaft und Anhänglichkeit, von der Sie nicht einmal einen rechten Begriff, geschweige denn eine entsprechende Erwiderung für sie haben. Doch selbst das stört mich nicht. Jeder kann nur geben, was er hat. Und so will ich denn bei Ihnen gern sieben grade sein lassen und tausend Dinge nachsehen, die mein Urteil verdammt. Nur das eine bitte ich mir aus, daß ich nie wieder mit Dingen inkommodiert werde, die ich meinem Stolz und meiner Ehre nicht zu ertragen schuldig bin, daß ich nicht persönlich inkommodiert werde und so mit der Nase darauf gestoßen, was ich zu ignorieren suchen muß.

In dieser Hinsicht bin ich fest entschlossen, keinen Spaß zu verstehen. — Dixi.

Also, der heutige Tag ist mir ganz zerstückelt. Ich fahre eben zu Humboldt, esse bei Dunckers und muß abends zum Tee zu Michelet.

Aber von morgen an bin ich für Sie frei! Wollen Sie mich morgen vormittag besuchen? Oder soll ich zwischen zwei und drei zu Ihnen kommen, bei Ihnen essen und Tag und Abend bei Ihnen bleiben?

Also wieder mit heiterster Laune und ausgepufftem Zorn

Ihr

F. L.

112.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

[Berlin, Februar-März 1859.]

Liebes Kind, ich wollte heute morgen zu Ihnen kommen, aber ich bin von einer sehr schlechten Nacht so müde und matt, daß es in jeder Beziehung besser, ich schreibe. Ich wollte Sie erstens fragen, ob es dabei bleibt, daß die Damen, Madame Duncker, heute abend zu mir kommen? damit ich mich danach richten kann. Ich hätte gern in diesem Fall noch irgendeinen Herrn dabei gehabt, Schönberg,[1]) Scherenberg,[2]) Hiersemenzel, da ich fürchte, daß die Damen sich langweilen; aber natürlich kann ich doch nicht dazu grade einladen. Zweitens wollte ich Ihnen sagen, daß ich gern eingestehe, daß ich gestern viel zu heftig für die augenblickliche Veranlassung war und daß mir dies herzlich leid, sowohl

[1]) Gustav Schönberg (1839—1908), der spätere bekannte Professor der Nationalökonomie, hatte sich als junger Referendar an Lassalle, den er sehr bewunderte, eng angeschlossen. Zahlreiche Briefe von ihm an Lassalle und auch an die Gräfin Hatzfeldt befinden sich im Nachlaß. Lassalle setzte ihm wie anderen Freunden in seinem Testament ein Bücherlegat aus.

[2]) Christian Friedrich Scherenberg (1798—1881), der Schlachtendichter.

Ihnen gegenüber als Ludmilla, der ich dies auch sagen werde. Auf der andren Seite ist es, glaube ich, nicht in der Ordnung, daß Sie in allen Dingen des täglichen Lebens, selbst solchen, die, wie gesellige Beziehungen und Ansichten darüber, in das Reich sogar des willkürlichen Beliebens fallen, sobald ich andre Meinungen habe und den Ihrigen nicht folge, mir diese imponieren wollen und mich unartig behandeln, selbst ohne Rücksicht vor fremden Leuten, und dieses prinzipmäßig als Ihr Recht aufstellen; was mich um so mehr verdrießen muß, daß ich sehen muß, daß Sie dieses Prinzip nicht gegen andre, deren Handlungen in dieser Beziehung noch so ungerechtfertigt, in Anwendung bringen, und ich mich doch grade in vielem dieser Art, wo es mir Überwindung gekostet, sehr nachgiebig und gefällig erwiesen habe. Wenn Sie von mir die weiche Nachgiebigkeit und Ausweichen durch Stillschweigen einer Frau (was überdies doch auch nicht so immer der Fall) verlangen, so haben Sie auch meiner Ansicht nach sehr unrecht. Mein Charakter war von jeher sehr weich, wenn man mich mit Liebe behandelt, aber verhärtet gegen Zwang; jahrelange Kämpfe, wo ich den Mut und die Tragkraft eines Mannes entwickeln mußte und Sie selbst jede Äußerung der Weiche und Empfindung mit Gewalt in mich zurückgetrieben, haben mich hart gehämmert, und ich habe mir dadurch recht teuer das Recht erkauft, daß man mich in dieser Beziehung auch wie einen Mann behandle und auf dem Fuß der Gleichheit und gegenseitigen Rücksichten basiere. Sie sagen ja immer selbst für sich, daß man nicht das Entgegengesetzte vom selben Charakter verlangen könne, und von mir glauben Sie, es dennoch verlangen zu dürfen. Sie behaupten hingegen für sich jetzt prinzipmäßig das Recht, Ihre Heftigkeit und Grobheit in keiner Weise zu beherrschen; aber weit entfernt, daß Freundschaft, Rücksicht auf mein Alter, Gesundheit, vieles Unglück einigen kleinen Unterschied zu meinen Gunsten hervorbringen sollte, so richten Sie gegen niemand eine so schneidende Schärfe wie grade gegen mich. Ich habe Sie mit andren, und wo Sie selbst im Recht waren, auch sehr heftig gesehen, aber die Kraft auch gesehen, mit der Sie sich anstrengten, nicht gar zu weit zu gehen, wie Sie es gegen mich ohne Bedenken tun. Glauben Sie, daß das wohltuend und besänftigend auf mich einwirken kann?

Ein anderer Vorwurf, den Sie mit großer Schärfe an mir verfolgen, ist meine Schwermut und daß ich mich manchmal, was doch auch nicht mehr oft geschieht, zu einer Klage hinreißen lasse. Ich verkenne gar nicht, daß Sie in einer Beziehung vollkommen recht darin haben. Es ist sogar ein Gesetz wahrscheinlich der Erhaltung der Natur, daß sie alles Kranke unerbittlich ausstößt; die Tiere töten das Kranke unter ihnen, bei den Menschen, bei den guten Menschen, ist Teilnahme und

aufopfernde Tätigkeit und Hilfe für ein einzelnes, großes Unglück; aber andauernde Krankheit, stetes Unglück entmutigt zuerst die Teilnahme, dann wird es eine Last, und zuletzt wird es zu dégout und Ärger gegen die Person, die einem dies unbehagliche Gefühl verursacht. Dies ist vollkommen natürlich und daher nichts dagegen einzuwenden; Sie haben vollständig recht, sich nicht in diesen melancholischen Kreis hineinziehen zu lassen, und weiß Gott, kein Mensch wünscht dies weniger als ich, kein Mensch wird sich herzlicher freuen, Sie lustig und heiter zu sehen, wenn auch, ohne es mitmachen zu können. Ich will wahrlich keine Last, kein Hindernis für Sie sein, warum wollen Sie mich denn durchaus dazu machen, indem Sie mich zwingen wollen, etwas zu sein, was ich nicht mehr sein kann, anstatt mir Ruhe zu gönnen, etwas Rücksicht und das Vergnügen, zu sehen, wie sich das Leben für Sie noch heiter gestaltet? Sie begehen nur eine große Ungerechtigkeit dabei, die Sie und mich quält, daß Sie nicht einsehen wollen, daß meine Lage eine ganz andre und daher auch meine von Ihnen verschiedene Anschauung gerechtfertigt ist. Sie haben große Kämpfe und Unglück bestanden, aber in der frühesten Jugend, wo Ihre moralische wie physische Kraft ganz frisch, Sie früher kein Unglück gehabt hatten. Die Kämpfe haben daher auch für Sie zur rechten Zeit geendet, wo Sie das Leben noch vor sich hatten. Sie haben seit der Zeit keine Sorgen, keinen Kummer, eine Sie ausfüllende Tätigkeit, Erfolge, Freunde, Familie, was fehlt Ihnen? Sie konnten leicht die Vergangenheit abschütteln und ihrer nicht mehr gedenken. Für mich haben die ernsten Kämpfe und Unglück angefangen, als ich schon viele Leiden ertragen, nicht mehr also das ganz ungetrübte Gemüt mitbrachte, sie haben geendet, wie ich das Leben schon hinter mir hatte, meine Gesundheit dahin war, und mir nichts mehr blieb als das Zurücksehen auf ein langes, leidenvolles, verfehltes Leben, in dem nicht ein einziger lichter Punkt, voller Haß und Schmähungen, die mich bis an mein Grab begleiten, vor mir nichts mehr als Krankheit, dadurch den andren zur Last sein und endlich die Ruhe. Auch hatten diese Kämpfe eine Seite für mich, die sie für Sie nicht haben konnten; ich behaupte fest, an materiellem Unglück und Kämpfen wäre meine Kraft und mein Geist nie erlahmt, aber mein Herz hat sich fast verblutet, und diese Wunden, wenn auch vernarbt, schmerzen noch heftig, wenn unsanft berührt, was mir doch häufig von allen Seiten geschieht. Sie begehen also die Ungerechtigkeit gegen mich, diesen Unterschied nicht zu bedenken und mir als Unrecht auszulegen und zu strafen, was nur mein großes Unglück ist. Sie könnten mir auch manchmal ein Wort der Klage, was Sie mit einem Wort der Teilnahme beschwichtigen könnten, nicht so scharf anrechnen. Wenn Sie bedächten, wie viele Stunden des einsamen Nachdenkens und

Trauerns ich zubringe, so würden Sie doch einsehen, daß, da eine Klage nur selten kommt, ich mir doch Mühe gebe, alles in mich zu verschließen und keinen Menschen mit hineinzuziehen. Ich bitte Sie also um einige Gerechtigkeit und Nachsicht und Schonung und vorzüglich, daß Sie mir nicht immer das Gefühl geben, daß ich eine Last für Sie geworden. Schon oft habe ich deshalb den Plan gefaßt, mich in eine gänzliche Einsamkeit, die mich nicht mehr schreckt, mir Ruhe und Ihnen Heiterkeit geben würde, zurückzuziehen.

Was nun den Punkt unsres gestrigen Streites noch anbetrifft, so habe ich diese Unannehmlichkeiten mit richtigem Takt stets vorausgesehen und gesagt. Es ist ein nicht zu beseitigendes Vorurteil, daß jemand, eine Frau vorzüglich, die aus einer Schichte der Gesellschaft austritt, in der andren nicht wohlgelitten ist; bei mir kommt hinzu, daß ich eine zu bekannte, vielleicht hervorragende Persönlichkeit bin. Hier kommen auch noch spezielle Gründe hinzu, daß die einen mich mit offener und offen ausgesprochener Feindseligkeit empfingen, was mir von vornherein eine schiefe Stellung gab und große Zurückhaltung nötig machte, wenn ich mir nicht gar zu viel vergeben wollte, mir auch von andren Seiten Rücksichtslosigkeit zuzog; andrerseits ist meine Erziehung und Haltung daher in Gesellschaft so verschieden, daß es natürlich, daß das alles nicht zusammengeht. Ich kann mich nur noch ganz auf den Umgang ganz einzelner geistreicher und vorurteilsfreier Leute beschränken. Das tut ja aber auch gar nichts, da ich darauf ja gar nichts halte, wenn Sie es nicht zu einem Streit machen. Sein Sie gut und freundschaftlich mit mir, unterhalten Sie sich, so gutes geht, und was recht und passend für Sie ist, es wird mich herzlich freuen, Sie können mir doch darin nicht vorwerfen, daß ich den leisesten Egoismus, Neid oder Prätentionen gezeigt hätte. Wir werden dann ruhig und freundschaftlich nebeneinander leben, und die Leute, die sonst noch mich aufsuchen wollen, werde ich gewiß mit Freundlichkeit empfangen . . .

113.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

[Berlin, Februar-März 1859.]

So oft Sie mich in der Güte anreden, werde ich auch in der Güte antworten. Auch der Charakter einer jeden Zusammenkunft hängt regelmäßig immer nur von dem Ton ab, mit dem Sie mich empfangen. So kamen Sie das letztemal — obwohl wir noch dazu vorher gebriefwechselt — nicht mit Herzlichkeit, sondern mit Kälte und aigreur zu

mir. Dadurch war der Verlauf der Entrevue von vornherein schon gegeben. Soll nicht jede Zusammenkunft dasselbe Schicksal haben, so müssen Sie es machen wie ich und nicht mit unterdrückter aigreur erscheinen, sondern mit Herzlichkeit und gänzlich besiegter aigreur, wie ich das immer tue und fertig bringe. Käme der Moment, wo ich meine aigreur nicht mehr loswerden kann, so würde ich gar nicht mehr erscheinen . . .

Ihre Lebensprojekte anlangend, so bleibt meine Meinung ungeändert, daß Sie baldigst hierherkommen sollen. Die Unannehmlichkeiten des diesmaligen Aufenthaltes scheinen mir nicht maßgebend sein zu können, weil die Hauptanlässe derselben eben nur dadurch entstanden, daß Sie zum Besuche hier waren, aber nicht hier wohnten. Denn ist erst das letztere der Fall, so wird wohl Ihre Zeit nicht so sklavisch den Bestimmungen anderer offen gehalten zu werden brauchen. Auch werde ich Ihnen dann eben andere Leute bringen können, die Sie amüsieren und erheitern.

Ich erwarte also Ihre Bestimmungen wegen heute schriftlich.

F. L.

114.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Freitag nacht $3^1/_2$ Uhr [Berlin, Februar-März 1859].

Umsonst würde ich versuchen, Ihnen zu beschreiben, in welcher Stimmung physisch und moralisch ich neulich zurückgeblieben bin und wie lange sie gedauert! Kein Wort, das in Ihrem Briefe steht, kann ich auch nur entfernt als richtig anerkennen, insofern es sich auf die letzte Szene und auf Ihren diesmaligen Aufenthalt überhaupt bezieht. — Ich würde Ihnen unbedingt sechs Wochen böse sein, unbedingt sechs Wochen nicht mit Ihnen sprechen, wenn wir die Zeit dazu hätten. Aber ich will Sie freilich nicht so reisen lassen, und so fahre ich denn mit der Hand über die Stirn und wische es hinweg. Es sei vergessen, wie so vieles.

Aber einfach und ruhig bitte ich Sie, in sich zu gehen und sich selbst Beschaffenheit, Natur, Veranlassung und Verlauf all unsrer Szenen aus Ihrem diesmaligen Aufenthalt (und wir hatten bei jeder Zusammenkunft eine, wenn nicht ein Dritter dabei war) vor Ihrem Geiste vorzuführen und sich zu fragen, ob das zu ertragen sei?

Soll das wirklich das Ende einer so langen Freundschaft sein? Sie haben ein furchtbares Ensemble von Fehlern, die sich sonst nie

vereint finden. Sie fangen immer mit Unrecht an. Sie provozieren. Aber Sie hören auch nie auf, ziehen sich vor keiner Leidenschaft, wenn Sie sie noch so anwachsen sehen, zurück, sondern, als suchten Sie eine Ehre darin, heizen Sie den Ofen immer mehr und mehr. Sie finden auch, nie zuerst ein begütigendes Wort! — Wie traurig ist doch Ihre jetzige Anwesenheit für mich gewesen, von der ich mir so viel, so viel versprach! Ich hatte mich ihr so entgegengefreut und sitze nun recht wehmütig da und sage mir: alles ist eitel. Aber wenn ich mich bis in die innersten Nieren prüfe, kann ich den Fehl nicht an mir entdecken. Ich hatte Ihnen jedesmal ein Herz voll Liebe mitgebracht, und immer hatten Sie mir es in Galle und Zorn verwandelt.

Einmal waren es ungerechte Vorwürfe — mittags bei Ihnen — und obgleich ich noch drei Stunden auf dem Stuhl saß, waren Sie hartnäckig genug, mir Vorwürfe zu machen, und als ich nicht antwortete, wegzugehen. Tags drauf — früh — waren es lumpige Kleinigkeiten, eine mangelnde Information in Vaters Brief, neulich endlich mein Bedauern, daß Sie nicht früher kamen, und Ihr Nichtbegreifen einer Rechnung. Schon die Gegenstände sprechen laut und deutlich gegen Sie. Denn aus solchen Anlässen dürfte eine Frau einen Mann niemals zur Wut kommen lassen, er müßte denn gar ein sinnlos Tier sein, was ich doch nicht bin. —

Sie sind nie mit mir zusammen gewesen, ohne zu klagen, zu jammern, zu zanken. Ich hatte geglaubt, es würde besser werden. Es ist schlimmer geworden. Früher war das alles auch der Fall. Aber man hatte inzwischen doch auch wieder herzliche und innige Stunden miteinander, aus denen man neue Kräfte für neue Stürme sog. Aber jetzt fehlen jene, es bleiben nur die Klagen und Stürme. Ist das auszuhalten?

So verdüstert Sie auch lange schon gestimmt sind — Sie hatten doch früher auch gute und heitere Stimmungen. Diese verlebten Sie früher gleichfalls mit mir. Das war doch eine große Entschädigung. Jetzt verleben Sie diese Stimmungen bei Paul und Nostitz und reservieren sich nur das Klagen, Jammern und Raisonniren für mich. Ist das auszuhalten? Ich frage Sie einfach: Ist es nicht so?

Wann waren Sie diesmal herzlich und gut mit mir? Ist das nicht eine schreckliche Frage?

Und mit so unnötigen Dingen verbittern Sie uns die Zeit. Es ist ja gar nicht mehr meine Sache, solche Details Ihrer Angelegenheiten zu kontrollieren, wie die Rechnungen mit Vater und deren minutiöse formelle Ordentlichkeit. Bedenken Sie doch, daß ich schon früher in solchen Dingen immer nur mehr Streit mit Ihnen hatte, als ich Ihnen wirklich dabei nötig war, daß ich aber jetzt von der Entfernung aus es gar nicht leiten kann. Für Haupt- und Staatsaktionen stehe ich

Ihnen gern zu Diensten, aber aus diesen Lumpereien quillt Ihnen kein Nutzen und mir nur Streit.

Nun, es sei vergessen. Aber bedenken Sie, bedenken Sie, wohin das zuletzt unvermeidlich führen muß, und gehen Sie in sich!

Ich will also wieder gut sein. Aber die Satisfaktion wenigstens verlange ich, daß Sie zuerst zu mir kommen. Sie treffen mich morgen (Sonnabend, d. h. also an dem Tage, wo Sie diesen Brief bekommen) bis zwei Uhr zu Haus . . .

115.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Sonnabend [18. Juni 1859].

Meine gute, gnädige Frau!

Ruhe und kalt Blut! . . .

Als Ihr Brief gestern eintraf, standen die Österreichischen Staatsbahnaktien bereits 100! Also, da wir zu 92 verkauft, 8% Verlust = 400 Gulden.

Unter diesen Umständen hielt und halte ich nicht für vorteilhaft, abzuschnappen. Am ersten Tage nach der Mobilmachung fielen die österreichischen Papiere hier bedeutend. Und dies war vernünftig und muß wiederkehren, da, wenn Preußen am Krieg teilnimmt, dieser ungeheuer und revolutionär wird . . . Devant Dieu et mon âme, das ist meine ruhige und letzte Überzeugung. Auf der Folter könnte ich nichts andres sagen. Nun überlegen Sie sich's.

Ebenso wahnsinnig ist es, wenn Sie, wie Sie sagen, ehe Sie nach Wildbad gehen, eine Reise machen wollen, um mit ihm [Paul von Hatzfeldt] zusammenzutreffen wegen seiner Karriere usw. Abgesehen davon, daß er dahin kommen kann, wo Sie sind, ist dazu keine Zeit. In einem Jahre schwimmt Deutschland in Blut. Adieu Karriere und ähnlicher Unsinn. Jetzt handelt sich für Paul, sich durchzuhalten und nicht große Rosinen zu verfolgen. Dazu ist der Moment nicht . . .[1]) Eben wird —

[1]) In einem Brief Lassalles an die Gräfin vom 21. Juni heißt es: „Wenn Paul Ihnen politische Neuigkeiten von Wichtigkeit und Sicherheit erzählt hat, so teilen Sie mir dieselben sofort mit. Es käme mir sehr gelegen. Besonders interessieren mich zwei Dinge: 1. wie es mit unserem Kabinett steht, und 2. ob Napoleon einen Aufstand in Ungarn unterstützen will." Lassalle hoffte damals, daß ein Aufstand in Ungarn eine Revolution in Wien hervorrufen und damit das Signal zu einer allgemeinen revolutionären Bewegung geben würde. Auch in den folgenden Jahren spekulierte er noch auf eine ungarische Erhebung.

schon seit drei Tagen — eine zweite Auflage meiner Broschüre [1]) gedruckt. Sie hat immens gewirkt. Große Dinge stehen bevor.[2])

Ihr

F. L.

116.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

[Berlin] Freitag, 8. Juli [1859].

. . . Den Stand der Affären selbst anlangend, so glaube ich, daß die Hausse noch gut ein bis zwei Monate fortdauern kann, daß wir aber im Herbst eine entschiedene Baisse erleben werden.

Denn es ist Unsinn, vom Frieden zu reden. Es sei denn, daß sich Österreich zum Aufgeben seines gesamten italienischen Territoriums entschlösse. Dies halte ich für höchst unwahrscheinlich.

Sie haben ganz recht, wenn Sie sagen: Alle, auch Napoleon, wollen den Frieden, wenn nur eben möglich. Aber was ist „eben möglich"? Das ist die Frage. Napoleon kann keinen Frieden machen, wobei er irgend einen Teil Italiens in österreichischen Händen läßt. Nur diplomatische und Börsenkreise können so dumm sein, sich mit solchen Illusionen zu tragen. Die Frage: werden wir Frieden haben? ist also ganz konkret gestellt, nur die Frage: wird Österreich sich entschließen, Lombardei und Venetien an Sardinien abzutreten?

Dies ist mir, wie gesagt, unwahrscheinlich und wird es Ihnen auch sein. Somit würde der Krieg fortdauern. Ist dies aber der Fall, so würde im Oktober bis November spätestens die ungarische Revolution ausbrechen, und dann ist's mit Österreich vorbei, dann steht auch Wien auf . . .[3])

[1]) „Der italienische Krieg und die Aufgabe Preußens. Eine Stimme aus der Demokratie." Die Schrift war Mitte Mai 1859 verfaßt, Ende Mai anonym erschienen und schon nach vierzehn Tagen vergriffen; in der zweiten Hälfte des Juni erschien die zweite Auflage unter Nennung des Verfassers.

[2]) Am 21. Juni schreibt Lassalle der Gräfin: „An einen faulen Frieden zu glauben, ist eine große Torheit. Ein Volk liegt dazwischen, und zwar ein so aufgeregtes wie das italienische. Eher wäre möglich, daß wir in der letzten Stunde noch neutral bleiben. Aber es scheint nicht, und — um so besser!"

[3]) Auf die Kunde vom Präliminarfrieden von Villafranca, die bekanntlich Lassalle höchlichst überraschte, schrieb die Gräfin ihm am 14. Juli aus Wildbad: „Dieser Napoleon hat ein zu großes Glück, und man muß immer mehr glauben, daß er eine Mission hat und ihm nichts etwas anhaben kann, bis sie erfüllt, und ich glaube, dies ist noch lange nicht der Fall . . ." Ihr erwiderte Lassalle am 17. Juli: „Über Napoleon sind Sie im Irrtum. Dieser Friede ist unwiderruflich sein Sturz und Verderben."

117.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)[1]

Sonnabend früh 8 Uhr [Aachen, 21. Juli 1860].

Wie schön, meine gute Gräfin, daß Sie so bald geschrieben haben, und wie schön auch, daß man hier so schnell Nachricht von einander erhält. Eben vom Trinken nach Hause kommend, finde ich Ihren gestern geschriebenen Brief vor. Ich habe Ihnen bereits gestern abend einen geschickt, und Ems poste restante adressiert, den Sie jetzt wohl bereits erhalten haben, einen ausführlichen und langen Brief. Was mich betrifft, so habe ich daher heute noch nichts hinzuzufügen . . .

Wissen Sie, was ich heut und gestern von Anfang bis Ende durchgelesen? Den Sickingen. Ich hatte mir nämlich vorgenommen, ihn jetzt, wo es so lange her ist, daß ich ihn las und so viele andere Arbeiten dazwischen gekommen, daß er mir ganz so fremd und objektiv wie das Produkt eines Dritten geworden ist, [ihn] kritisch aufmerksam schnell hintereinander durchzulesen. Das habe ich nun getan und mich sehr darüber gefreut. Denn ich habe jetzt, wo er mir ganz fremd geworden, gesehen, daß er wirklich gut, sehr gut ist, und kann für die Objektivität meines heutigen Urteils einstehen . . .

118.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Sonnabend früh $9^1/_2$ Uhr zwischen Brunnen und Bad. [Aachen, 28. Juli 1860.]

. . . In bezug auf die politische Situation bin ich gar nicht Ihrer Meinung. Ganz im Gegenteil. Es entwickelt sich jetzt ungeheuer viel, und wenn noch zwei Jahre vergangen, ist die Blase rettungslos geplatzt. Die orientalische Verwicklung, die Situation in Italien, die Teplitzer Befreundung[2] — alles treibt unaufhaltsam zur Entwicklung, die

[1] Die große zeitliche Lücke zwischen diesem und dem vorigen Brief erklärt sich hauptsächlich daraus, daß die Gräfin inzwischen ihre Übersiedlung nach Berlin vollzogen hatte. Eine Anzahl von Briefen aus der Zwischenzeit ist vorhanden, aber ihr Inhalt brachte keine neue Note, die einen Abdruck geboten hätte. In den Januar 1860 fällt eine äußerst gereizte Auseinandersetzung zwischen den Freunden, die wiederum durch die Feindschaft, die zwischen Lassalle und den Verwandten der Gräfin herrschte, ausgelöst wurde.

[2] Am 26. Juli hatte in Teplitz eine Zusammenkunft des Prinzregenten von Preußen mit dem österreichischen Kaiser stattgefunden. Vgl. hierzu Lassalle an Marx, 11. September 1860, in Bd. III, S. 322.

Stimmung in Ungarn nicht zu vergessen. Aber Sie müssen um Gottes willen jetzt Zeitungen lesen, täglich mindestens die „Kölnische" lesen, sonst kommen Sie ganz und gar aus dem Zusammenhang. Es passieren jetzt täglich eine Masse kleinerer oder größerer, aber höchst interessanter Fakta, die man genau wissen muß. Können Sie dort die „Kölnische" nicht bequem haben, so schreiben Sie sofort an meinen Diener (Friedrich Hamels), daß er sie Ihnen täglich unter Kreuzband frankiert einschickt, wie er mir die andern Zeitungen sendet (die „Kölnische" lasse ich mir nicht nachkommen, weil ich sie hier ohnehin habe).

Einstweilen rapportiere ich Ihnen einige faits und rumeurs. In Pest haben in den drei letzten Tagen an jedem Abende Straßenaufläufe stattgehabt, wo man Garibaldi leben ließ usw. und Militär einschreiten mußte. Es läuft das Gerücht, daß Kossuth und Klapka[1]) nach Bukarest gehen und — Sie erinnern sich, daß ich lange auf diese Stadt als den günstigsten Ort zur Betreibung der ungarischen Revolution aufmerksam machte — dort die Insurrektion vorbereiten wollen. In Neapel absolute Ratlosigkeit. Der König hat einen Gesandten an Garibaldi geschickt, um diesen um sechsmonatlichen Waffenstillstand zu bitten, was von Turin aus unterstützt werden soll. Garibaldi natürlich s'en moquera beaucoup. Die „Kölnische Zeitung" sogar erkennt an, er handle, „als ob die ganze Welt nicht vorhanden wäre". Aber beiläufig, jedenfalls müssen Sie die „Kölnische Zeitung" von heute, Sonnabend, den 28. Juli, sich verschaffen und den Artikel aus Neapel über das Fest der heiligen Rosalie in Palermo lesen. Das wird Sie unendlich amüsieren! Dies Fest ist nämlich ein uraltes sizilianisches Kirchenfest, bei welchem der König zeremonielle Funktionen als altes, ihm vom Papst verliehenes Vorrecht auszuüben hat. Das Volk in Palermo wollte sich dies große Fest diesmal (15. Juli) nicht nehmen lassen, und so mußte denn Garibaldi sich dazu hergeben, die Funktionen des Königs dabei in allem ihrem Pomp auszuüben. Es ist zum totlachen, wenn Sie es im einzelnen lesen. Der Senat holte ihn im Palast in den vergoldeten Staatskarossen ab. Er war aber nicht mehr im Palast, sondern beim Truppeneinschiffen, und fuhr vom Molo spornstreichs in einer Droschke in die Kirche. Hier empfingen ihn nur die zwei Erzbischöfe, die ihn mit großen Reverenzen in ihre Mitte nahmen, und ganz genau mit demselben Zeremoniale behandeln mußten als wie den König. Dabei trug er seine blaue Bluse und den roten Foulard um den Kopf, und ein Zeremonienmeister hinter ihm sagte ihm alles, was er zu tun hatte. —

[1]) Ludwig Kossuth (1802—1894) und Georg Klapka (1820—1892), die Führer der ungarischen Revolution von 1848. Vgl. oben S. 254, Anmerkung. Klapka hatte 1859 eine ungarische Legion auf piemontesischer Seite kommandiert.

Nach den jetzigen Nachrichten ist Garibaldi von Palermo jedenfalls fort, aber man kann nicht klug daraus werden, ob vor Messina,[1]) wo ihn eine Depesche am Fuß verwundet werden läßt, oder auf dem Wege nach Neapel. Dort brauchte er bloß zu erscheinen, um alles über den Haufen zu werfen. Erinnern Sie sich, wie ich Ihnen neulich im voraus gesagt, trotz allem und allem, was man von dem Lazzaroni zu erzählen pflege, werde und müsse derselbe für Garibaldi sein? Sie sehen, daß ich das Volk a priori immer genau kenne. Jetzt strotzen alle Zeitungen von den Berichten, daß der neapolitanische Lazzaroni nicht höher schwört als bei Garibaldi, den er „Gallebarde" nennt, die Sbirren tötet, sich mit den Truppen herumschlägt und täglich Demonstrationen mit „Eviva Garibaldi" macht.

Wenn Garibaldi nach Neapel geht — und ich sehe nicht, was ihn daran hindern sollte — und dort gleichfalls die Diktatur übernimmt, so hat die Revolution den archimedischen Punkt „gib mir, wo ich stehe" (*δός μοί που στῶ*) gefunden, von wo aus sie Europa aus den Angeln hebt.

Haben Sie die Rede gelesen, die Garibaldi neulich bei Beerdigung eines im Kampf gefallenen ungarischen Obersten gehalten? Er sagte, er schwöre, daß Italien die Solidarität mit den ungarischen Schicksalen auf sich nehme usw. Überhaupt, seit er La Farina[2]) ausgewiesen, hat er sich von Cavour[3]) völlig emanzipiert und frägt den Teufel mehr nach ihm. Seine Popularität ist aber in ganz Italien so unendlich gewachsen, daß Cavour und Viktor Emanuel zusammen nicht das geringste mehr offen gegen ihn unternehmen können. Hat er erst Neapel in seiner Hand, so ist kein Zweifel, daß er sich entweder zuerst auf Venedig oder vielleicht auf Rom stürzt und so die volle Revolution in Fluß zu bringen anfängt. Und wieder ist kaum zu zweifeln, daß er in kurzem in Neapel ist. Kurz, der Knoten schürzt sich mehr und mehr. Die syrische Verwicklung hat gleichfalls die vorteilhaftesten Einwirkungen.[4])

---

[1]) Garibaldi hatte am 20. Juli den General Bosco bei Milazzo geschlagen, am 28. Juli nahm er Messina mit Ausnahme der Zitadelle und einiger Forts. Auf das neapolitanische Festland setzte er am 19. August über, in Neapel zog er am 7. September ein.

[2]) Giuseppe La Farina (1815—1863), italienischer Historiker, Gründer der Societa Nationale. Er hatte bei der Vorbereitung des Zuges nach Sizilien zwischen Garibaldi und Cavour vermittelt.

[3]) Graf Cavour (1810—1861), der große italienische Staatsmann, der nach Villafranca von seinem Posten zurückgetreten, war seit dem Januar 1860 von neuem sardinischer Ministerpräsident.

[4]) Infolge der Christenmetzeleien, die in Damaskus stattgefunden hatten, waren französische Truppen in Syrien gelandet. Sie blieben bis Juni 1861.

Was mich betrifft, so nehme ich mich, darüber seien Sie unbesorgt, mit Diät und Witterung sehr in acht. Meine wirklich wahnsinnig starke Natur macht es mir möglich, die Kur so zu beschleunigen — aber durchaus nur auf freiwillige Verordnung des Arztes —, daß ich immer auf ein frühes Ende derselben hoffe. Denken Sie, heute ist schon der fünfte Tag hintereinander, wo ich in der Dampfschwefelhölle bade — und nicht die geringste Anstrengung oder Angegriffensein spüre. Der Arzt ist sehr entzückt davon; es scheint, daß ich Tag für Tag Dampfbäder werde nehmen können, und dann machen allerdings vier Wochen so viel wie sonst sechs. Ich schlafe oder liege gar nicht einmal nach dem Dampfbad, d. h. wenn ich wieder in meinem Zimmer bin, denn man muß gleich unten eine halbe Stunde in Decken nachschwitzen, sondern frühstücke rasend und schreibe dann sofort, heute z. B. diesen Brief, denn ich bin jetzt schon wieder seit einer halben Stunde aus dem Bad. Also hoffen wir das Beste!

Was nun Ihren weitern Reiseplan betrifft, so scheint es mir auch das Beste, daß, wenn Sie dort fertig sind und ich noch nicht, Sie direkt nach Wildbad gehen. Sowie ich dann fertig bin, komme ich sofort dahin und tue mit Ihnen, was Sie wollen, solange nur irgend meine Zeit reicht . . .

Die Langweile hier ist immer dieselbe. Ihren Russen habe noch nicht gesehen, weil er um zwei Uhr ißt, weiß also auch nicht, ob er es ist. Die einzige interessante und sehr, sehr interessante Persönlichkeit hier, die auch an meiner table d'hôte ißt, aber leider nicht neben mir sitzt, ist eine Gräfin Zichy. Die Ärmste langweilt sich ebenso wie ich. Denn sie ist hier mit Mutter, kleinem Kind und Gouvernante, aber ohne Herrn und kennt auch keinen einzigen Herrn hier. Sie muß sich also langweilen. Und ich langweile mich gleichfalls, während wir beide zusammen uns so gut amüsieren könnten. Aber es fehlt die Verbindungsbrücke der Vorstellung. Wenn ich meine Arbeit nicht hätte, so würde ich schon irgendein, wenn auch ungewöhnliches Mittel ausfindig gemacht haben, ihre Bekanntschaft zu machen. Aber so habe ich zu abenteuerlichen Dingen nicht die nötige Zeit. Aber es bleibt schon wahr, à bas les aristocrates, vivent leurs femmes! Neulich war hier ein reaktionärer legitimistischer französischer Marquis de Paroy bei mir, der Politik mit mir plauderte und sich so ärgerte, daß er immer bis an die Decke fuhr! Zur Versöhnung, um ihm zu zeigen, daß ich doch etwas Gutes anerkenne, sagte ich ihm dann diese Devise. Sie hat ihn natürlich doch nicht versöhnt, und er sprang immer wieder in die Höhe vor Ärger. Er ist ein Feind Napoleons, aber wenn man diese Art von Leuten sieht, fühlt man immer deutlicher die relative Berechtigung Napoleons . . .

119.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Sonntag [Aachen, 5. August 1860].

... Beruhigen Sie sich also gänzlich, gute Gräfin. Es steht fest, daß ich hier geheilt werden werde. Höchstens die Zeitdauer ist fraglich. Übrigens habe ich heut früh beim Trinken — wo ich sonst immer die größten Schmerzen habe — weit geringere Schmerzen gehabt. Wenn das auch morgen anhält, so wäre es ein unleugbarer und bedeutender Anfang von Besserung.

Ich weiß noch kein Wort davon, daß Frau Duncker nach Ems soll, obgleich sie mir fast alle Tage schreibt. Es ist aber ganz möglich. Ich gerade riet ihr in Berlin, dies mit Levin zu arrangieren. Möglich nun, daß sie das versucht hat, aber mir noch nichts schreiben will, bis sie mit Franz die Sache ins reine gebracht.

Gestern fragte ich den Arzt, wie lange er denn glaube, daß ich in diesem verfluchten Nest hier würde aushalten müssen. Er wollte lange hierauf nicht antworten und sagte, das könne er gar nicht im voraus beurteilen ... Jedenfalls seien Sie unbesorgt, ich werde nur ganz geheilt von hier weggehen. Ich will wieder gesund sein, und Sie wissen, wenn ich erst sage, ich will, so halte ich alles aus. Aber dieser Wille ist auch sehr natürlich motiviert. Denn, liebes Kind, ich habe Schmerzen gehabt, als würde ich von vier Pferden zerrissen. Hoffentlich kömmt das nicht wieder. Ich habe heute auch schon viel länger am Brunnen gehen können und mußte mich nicht immer setzen ...

120.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Mittwoch früh [Aachen, 8. August 1860].

... In bezug auf gewisse und manche Menschen verhält es sich so, wie Sie sagen. Aber nichts heutzutage ist gemeingültig, nichts herrscht, nichts ist mehr allgemeine Ansicht. Dies ist eben das Sonderbare und Charakteristische der Zustände, in denen wir leben. Es gibt heutzutage nicht mehr, wie zu jeder andern Zeit, eine bestimmte Substanz von Gesinnungen, welche die ethische Welt beherrschen. Sondern es ist die bunteste Mosaik der allerverschiedenartigsten Welten und Gesinnungen, die gleichzeitig existiert und von denen jede von der andern um Jahrhunderte und länger absteht. So küßten hier vor kurzem noch vierzigtausend Pilger das Schweißtuch des Heilands, wie im

zehnten Jahrhundert. Daneben der Protestant, den das choquierte. Daneben die aufgeklärten Badegäste, die es wunderte. Daneben Spötter, die es verhöhnten. Daneben deutsche Atheisten. Jeder vom andern geistig um tausend Meilen entfernt, jeder seine Welt als die heutige Welt betrachtend. In dieser bunten Mosaik, in diesem Untergegangensein alles geistigen Einklangs ist wenigstens das Gute, daß kein Individuum mehr allein zu stehen braucht, daß es für jede Meinung Gesinnungsgenossen und Glaubensbrüder gibt, für jeden Standpunkt Teilnehmer, und daß es sich nur darum handelt, sich diese um sich zu sammeln; daß ferner jedes Individuum dann sich und seinen Standpunkt und Kreis als die berechtigte und wahrhaftige Welt und die andern als nur individuelle Unvernunft und als von sich in Bann und Acht getan (wenn zwei Standpunkte sich ausschließen, schließen sie sich gegenseitig aus) betrachten kann und dies auch dadurch nicht gehindert wird, daß vielleicht mehr Individuen ihm gegenüberstehen, zumal wenn er dafür Vernunft, Wissenschaft und die geschichtliche Bewegung für sich hat, da es das Zählen der Individuen in keiner Hinsicht macht. Die große Majorität der Bewohner der Welt sind — Buddhisten. Deswegen steht die Welt doch nicht mehr auf dem Standpunkt des Buddhismus. Die große Majorität der Einwohner von Deutschland sind — Katholiken. Deswegen steht Deutschland doch nicht mehr auf dem Standpunkt des Katholizismus usf. Das Zählen macht's also nicht. Und es kann also heutzutage jedes Individuum sagen — und sagt es auch tatsächlich — mein Standpunkt ist die Welt, und was draußen liegt, ist nur individuelle Unvernunft, von mir in Bann und Acht getan.

Und jeder wird, wie gesagt, heutzutage dafür Genossen finden, die bereit sind, auf diesem Boden mit ihm zu leben. Und daß unsere Genossen gerade die schlechtesten oder dümmsten sind, nun, das, denke ich, werden Sie selbst nicht behaupten. Immerhin ist noch in den paar Leuten, die wir in Berlin haben, soviel Geist und Bedeutung, wie auf der ganzen Wilhelmstraße zusammen genommen nicht.

Jene exklusive Kraft, von der Sie sprechen, hat heutzutage nichts, gar nichts mehr. Alles besteht nebeneinander im lächerlichsten Wirrwarr. Es stünde besser um die Welt, wenn sie noch etwas mehr von jener Kraft der Exklusion hätte, das, was ihr entgegengesetzt ist, nicht zu ertragen und zu negieren. Aber Sie sehen es im Größten wie im Kleinsten, wie heut alles nebeneinander Platz hat. Garibaldi mit Bluse und Kalabreser, bedeckten Hauptes vor dem Hochaltar stehend, und Erzbischöfe, ihn dabei hofierend. Garibaldi als regelmäßige Regierung, und die Heilige Allianz duldet das, und Napoleon rührt sich nicht. Alles hat heut nebeneinander Platz. Die heutige Welt ist ein großer bunter

Farbentopf, und da hat jede Farbe so viel Recht und Existenz wie die andere. Vorläufig. Später wird es schon wieder einmal zur aneinander krachenden, negativen Ausschließlichkeit kommen, und das wird eben nicht zum Nachteil unserer Farbe sein . . .

121.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Aachen, 9. August [1860].

Mein guter, lieber Engel! Mit sehr warmem Gefühle greife ich heut zur Feder, Ihnen zu Ihrem Geburtstag zu gratulieren! Wieviel Glück ich Ihnen wünsche — nun, das läßt sich ja doch nicht sagen. Ich weiß es am besten, und auch Sie sogar können immer nur zur Hälfte ahnen, wie gut ich Ihnen bin! Ich bin traurig, daß wir diesen Tag wieder getrennt voneinander verleben. Und Sie werden vielleicht auch traurig sein. Aber seien Sie guten Mutes. Diese jetzige Einsamkeit nicht nur, sondern alles, was sie stört und quält, geht vorüber. Ich gedenke, noch in jeder Hinsicht alle Ihre Wünsche in Erfüllung zu bringen, und Sie werden und sollen noch alles haben, was Sie begehren. Reden Sie sich auch nicht ein, daß Sie dazu zu alt oder alt überhaupt sind. Denn beides ist nicht wahr. Und es ist im ganzen eine ganz gute Verteilung, daß ein schöner, genußvoller und harmonischer Abend des Lebens Sie für die großen Kämpfe und Opfer Ihrer Jugend belohnen wird. Vertrauen Sie fest darauf, und seien Sie dessen sicher. Rechnen Sie auf meine Kraft, die ich noch in eben solcher Unendlichkeit wie nur je in mir fühle, wie nur je, wie schwach und elend ich auch in diesem Momente an meinem Schreibtisch sitze . . .

122.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

[Ems] 10. August 1860.

Liebes, gutes Kind, ich erhalte soeben Ihren Brief; ich wußte es wohl, daß Sie heute an mich denken würden, und Ihre herzlichen Worte haben mir unendlich wohl getan . . . Auch ist es der erste Tag, seitdem ich hier, wo es noch gar nicht geregnet hat, sollte das eine gute Vorbedeutung sein? Ich möchte so gern auch etwas zu Ihrem Glücke beitragen können, mache mir Vorwürfe über meinen Trübsinn und mache die besten Vorsätze, die Vergangenheit zu vergessen und so vieles, was mich noch immer drückt, glauben Sie mir das nur; aber dann sinke ich

doch immer wieder um unter der Bürde, die ich zu lange und unausgesetzt tragen mußte ... Warum schreiben Sie mir gar nichts über Politik, die doch wieder anfängt, mich mit Garibaldi zu interessieren? Wenn er nur standhaft bleibt und sich nicht von Viktor Emanuel von seinem Weg abbringen läßt. An ihm hängt jetzt das Schicksal der Welt. Nun leben Sie wohl, liebes, gutes Kind, tausend herzliche Grüße und Wünsche für Ihre baldige und völlige Herstellung ...

123.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Dienstag [Aachen, 14. August 1860].

Gute, liebe Gräfin!

... Von meiner Gesundheit ist nicht viel zu melden. Fortschritte habe ich seit dem einen — dem Nachlassen der gar zu argen Schmerzen — nicht wieder gemacht! Ich bekomme die Kur und alles überdrüssig. Es rückt und rührt sich nichts, und schon sind es bald vier Wochen, daß ich hier ...

Frau Duncker tun Sie wieder einmal enorm unrecht! Es ist mir wirklich theoretisch interessant, in diesem Falle selbst zu sehen und zu erleben, wie manchmal zwei Naturen schlechterdings zu keinem Verständnis von einander gelangen können, auch nicht, wenn sie einen Mittelsmann haben, der sie versteht und ihnen das gegenseitige Verständnis geben könnte. Was ich da sage, geht aber jetzt nur auf Sie, und nicht auf Frau Duncker, die Sie jetzt weit besser würdigt als Sie sie. Die Art, gute Gräfin, wie Sie ihren Brief [1]) auslegen, ist haarsträubend, und wenn ich Ihnen die Briefe von Frau Duncker an mich zeigen werde, die von selbst den Kommentar zu jenem bilden, werden Sie sich selbst fast schämen, so sehr ins Entgegengesetzte hinein mit Ihren Auslegungen getroffen zu haben! [2]) Sie werden dann wirklich mit einigem Erröten sehen, wie sehr sie ihr diesmal unrecht tun. Doch ist das bei Ihrer Interpretationsmethode, gute Gräfin, natürlich. Sie nehmen eine Interpretation und sehen, ob diese paßt. Scheint sie nur zu passen, so ist es für Sie ein fait. Sie bekümmern sich dann gar nicht mehr drum, nachzusehen, ob nicht zehn andere Interpretationen ebenso zupassen

[1]) Der Brief Lina Dunckers an die Gräfin, von dem Lassalle hier spricht, wurde in Bd. II als Nr. 121, S. 223, abgedruckt.

[2]) Schon am 12. August hatte Lassalle der Gräfin geschrieben: „Der Gerechtigkeit halber muß ich erwähnen, daß mir Frau Duncker die ganze Zeit über sehr liebe Briefe in bezug auf Sie hierher geschrieben. Sie werden es sehen, wenn ich sie Ihnen zeige und sich daraus überzeugen, daß Sie ihr unrecht getan."

würden, und dann erst zu untersuchen, welches zwischen diesen verschiedenen möglichen Interpretationen die wirkliche ist.

Ich würde Ihnen,[1]) um Ihnen zu zeigen, wie erstaunlich gründlich Sie sie diesmal verkennen; aber dann müßte ich erst allerlei wieder explizieren in bezug auf meine Briefe, auf die sich die Antworten beziehen, und das ist mir schriftlich zu langweilig. Aber ich werde sie Ihnen zeigen. Der Schlußsatz in dem Briefe von Frau Duncker ist allerdings sehr mißraten, aber er ist eben nur mißraten; was er bedeuten sollte, werden Sie gleichfalls aus den Briefen an mich ersehen. Und daß er sehr mißraten war, fühlte sie nachher selbst sehr lebhaft und schrieb es mir. Also tun Sie ihr nicht unrecht, was sich für eine so großherzige Person wie Sie gar nicht schickt und keinen überlegenen Geist kleidet!

Mit den besten Grüßen, sehr verdrießlich, sehr gelangweilt, sehr ärgerlich, empört, wütend über diese schändliche Existenz und Krankheit, die einen an allem hindert,

Ihr

F. Lassalle.

124.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Donnerstag [Aachen, 16. August 1860].

... Wenn Sie sagen, Sie könnten sich nur an das halten, was Frau Duncker schreibt, und die ungünstige Auslegung sei nicht Ihre Schuld, wenn jene ungeschickt schriebe, so haben Sie hierin ganz recht. Sie sind also ganz im Rechte, wenn Sie sich den Schluß ihres Briefes auch irrtümlich auslegen, denn warum schreibt sie so ungeschickt. Das ist ihre Schuld. Aber wenn Sie den Satz: sie bedauere, daß sie, meine heitere und glückliche Freundin, nichts in dieser Lage für mich tun könne, so auslegen, daß sie dadurch Ihnen hat einen Stich geben und Ihnen irgend etwas Unangenehmes sagen wollen — wenn Sie ferner den Satz: Sie hätten doch die kleine Sängerin mitnehmen sollen, als so ganz allein sein usw. so auslegen, sie wolle Ihnen damit zu verstehen geben, Sie könnten keine andern Menschen kennen lernen usw. — ja du mein Gott, bei solcher Art von Auslegung wird man an das alte Diktum erinnert, donne-moi trois mots et je te fais pendre! Das müssen Sie doch gestehen, daß dies zwei Auslegungen sind, gegen die es gar kein moyen mehr gibt, so daß, so ausgelegt, auch das Allerbeste, Herzlichste und Sympathischste sich in sein Gegenteil verkehrt ...

[1]) Lassalle geht hier auf eine neue Seite über und fällt dabei aus der Konstruktion.

Sie gutes Wesen bieten mir nochmals an, zu mir herzukommen! Sie sind wirklich sehr gut! Ich hätte Sie, wie Sie sich denken können, ungefähr grade so gern hier wie ein Verdurstender einen Wassertropfen! Dennoch darf es nicht sein. Ich habe es mir nochmals wohl überlegt und gefunden, daß die Vernunft dies gebieterisch fordert. Wir hätten hier nur sehr, sehr wenig voneinander und würden uns damit weit schöneres und besseres verderben. Es wäre ganz unvernünftig. Weit besser, Sie gehen, sowie Ihre Kur zu Ende ist, nach Wildbad, benutzen das gute Wetter, von dem Sie schreiben (seit heute ist es auch hier schön) zu Ihrer dortigen Kur, ich komme gesund, frei und rüstig zu Ihnen, sowie ich kann; Sie haben inzwischen schon einen Teil der dortigen Kur zurückgelegt und also Zeit gewonnen, und wir benutzen diese gewonnene Zeit dann irgendwo zu einer kleinen Reise oder einem angenehmen Aufenthalt irgendwo und wo Sie wollen werden, wo wir beide à notre aise sind und ich mich für die unerhörten Leiden dieser Zeit etwas entschädigen kann. Hier hätte ich doch nichts. Es ist also besser, daß diese verfluchte Zeit ganz und gar verflucht sei, und daß wir en revanche dadurch Zeit zu einer wirklichen Erholung gewinnen. Beides ganz ist viel besser als beides halb. Daß ich Ihre Ermahnungen usw. usw. bedürfte, um hier mich zu schonen, zu halten, Diät und Kur gut zu beobachten, und daß es also einen Nutzen hätte, wenn Sie zu diesem Zweck herkämen, ist auch ein Irrtum. In dieser Hinsicht können Sie diesmal ganz unbesorgt sein. Ich habe es nämlich zum Gegenstand meines Willens gemacht, daß ich gesund werden will, und das wird Ihnen genug sagen. Es heißt mit andern Worten, daß ich in der ängstlichsten, pedantischsten, übertriebensten, selbstquälerischsten Weise alles und noch dreimal mehr tue, was sich nur tun läßt, um mit dieser verfluchten Krankheit und diesem verfluchten Aufenthalt zu enden. Il faut en finir! Wäre es nötig, an kleinem Feuer zu bräteln, so würde ich es auch tun. Ich betreibe hier das Gesundwerden in derselben exzentrischen Weise wie alles andere, das ich einmal betreibe. Seit ich hier bin, habe ich mir die Lippen noch mit keinem Tropfen Wein befeuchtet. (Aber was will ich trinken, wenn ich erst wieder gesund bin!)

In ganz Aachen kein Kurgast, der so lebt wie ich oder irgend so strenges Regime hält . . .

125.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Sonntag [Aachen, 19. August 1860].

O mein gutes Wesen! So lange lassen Sie mich ohne Brief. Ich fange diesen hier an Sie [an], ohne zu wissen, wohin ich ihn senden soll.

Hoffentlich kommt morgen Nachricht von Ihnen, ob Sie schon in Wildbad sind.

Ach, ich bin recht sehr verstimmt und traurig. Freitag waren es vier Wochen, daß ich hier bin! Und diese vier Wochen zählen, da ich täglich eins, jetzt seit acht Tagen sogar täglich zwei Dampfbäder täglich genommen, gut für zehn Wochen der Kur eines andern (das zweite sogar, was ganz unerhört, zu $1^1/_2$ Stunden). Dazu die wirksamsten Medizinen! Merkur innerlich und Merkur äußerlich und Einreibungen. Und noch Jodkali außerdem: und dennoch rückt und rührt sich nichts von meiner Krankheit.

Es ist wahr, solange ich nicht gehe, sind die Schmerzen sehr unbedeutend, aber immerhin fühle ich sie, und nach zwanzig Schritten im Zimmer werden sie stark! Ich fange an, die Hoffnung aufzugeben, daß mir geholfen wird — und was dann? Es wäre zu spitzbübisch, auf diese Weise trocken gelegt zu werden und um seine Aktionskraft zu kommen! Der Aufenthalt ist gewiß hier gräßlich, und es ist eine schreckliche Idee, auch nur vierzehn Tage noch hierbleiben zu sollen. Inzwischen, wenn ich nur eine Besserung vor mir sähe, so wollte ich auch noch vier Wochen und länger aushalten. Aber wie wenn, wie ich zu glauben anfange, alles umsonst ist? Ich würde es kaum ertragen, verstümmelt zu bleiben, würde mich nicht darein ergeben können. Sagen Sie mir nicht, daß das Feigheit ist, daß es noch viel andere Leute gibt, die unheilbar krank sind. Das hängt bei mir ganz anders zusammen und ist für mich ein ganz anderes. Ich mache mir au cas de besoin den Teufel aus den Schmerzen. Aber so früh schon gebrochen sein in dem Ungestüm meiner Energie, in meiner Kraft zu handeln, in der Stärke meiner Aktionsmittel, deren erstes der Körper bleibt, das ertrüge ich nicht. So ungestüme, konzentrierte Willensnaturen, wie ich eine bin, so despotische, gegen sich wie die Welt gleich rücksichtslose Willensflammen entstehen gar nicht ohne einen so unverwüstlichen, unzerstörbaren Körper, wie ich ihn von der Natur bekommen habe. Ohne solchen Körper, mit dem man alles mögliche machen und mit der tyrannischsten Rücksichtslosigkeit behandeln kann, wird man gar nicht so, wie ich bin. Ohne solchen Körper kann man nicht so bleiben! Es würde sich also für mich nicht bloß um Schmerzen und Krankheit wie für einen andern, sondern darum handeln, mein Wesen aufzugeben, jene konzentrierte Einheit meiner Persönlichkeit aufzugeben, ohne die ich nicht bin, was ich bin, und ohne die ich gar nicht sein möchte.

Es ist ein melancholischer Gedanke! Sonst sind diese Krankheiten so sicher zu heilen. Aber es scheint, als wenn sie bei mir teil an der Hartnäckigkeit meines Wesens hätte.

Nun wir werden ja sehen! Aber wenn ich hier Zeit und Lebenskräfte umsonst vergeudet hätte und so bleiben müßte, es wäre teuflisch!

Nun gut! Ich bin sehr mißmutig. In der letzten Zeit habe ich sogar den Trost des Arbeitens beinahe verloren.[1]) Denn um elf Uhr komme ich vom ersten Dampfbad und frühstücke, um zwölf Uhr kommt der Doktor, um zwei Uhr gehe ich schon wieder in das zweite Dampfbad, wo ich anderthalb Stunden bleibe. So verliere ich die besten Stunden meiner Arbeitszeit von zwei bis fünf Uhr, denn wenn ich auch vor vier Uhr aus dem zweiten Dampfbad komme, so kann ich jetzt nicht mehr arbeiten! Zwar mein Körper fühlt sich selbst durch dieses anderthalbstündige zweite Schwitzen noch gar nicht angegriffen oder geschwächt. Ich komme mit hinreichender körperlicher Kraft aus dem Dampfbad, um alles mögliche zu können, nur nicht denken! Dies scheint durch dies beständige Schwitzen unmöglich gemacht zu sein. Es bleibt mir nichts übrig, als mich auf das Sofa zu werfen und einen Roman zu schmökern. Schreiben wäre mir unmöglich. So bleiben mir für Arbeiten und Korrespondieren nur die paar Abendstunden.

Ich habe daher, um so mehr als ich in den Dampfbädern selbst lese — ohne irgend Kopfschmerz zu bekommen — viele Romane in der letzten Zeit gelesen, u. a.: Klein Dorrit von Boz-Dickens, der sehr schön ist und den ich Ihnen empfehle, dann Mont-Revêche von der George Sand, für den Ludmilla so schwärmt und der ganz abscheulich schlecht ist. Ein durchaus gewöhnliches und mehr als unbedeutendes, geistloses Machwerk; gar nicht, als wenn es von derselben Sand wäre! Jetzt lese ich auch Consuelo von ihr, der wieder ganz trefflich ist. — Dieses viele Lesen verdummt mich auch, das beständige Schwitzen macht mich düselich im Geiste, und ich bin wie im Fegfeuer.

Nun schließe ich diese Herzensergießungen für heut. Ich kann ja den Brief doch nicht abschicken, nicht wissend, wo Sie sind! Nun adieu!

Scheint die Sonne noch so schön,
Einmal muß sie untergehn!

hat auch Heine an sich erfahren und von sich gesungen. Aber es wäre stupide, wenn die meine schon so früh untergehen müßte. Mit halber Kraft bin ich gar nichts.

Ihr F. L.

NB. Consuelo hat mir viel Lust gemacht, nach Venedig zu gehen und ein florentinischer Tenor hier nach Florenz. Ach, wenn ich erst wieder gesund wäre!

[1]) In den ersten Wochen seiner Kur hatte Lassalle nachhaltig an seinem System der erworbenen Rechte gearbeitet, das im folgenden Jahre erschien.

126.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Freitag abend [24. August 1860].

Mein gutes Kind, ich habe endlich heut Ihren sehr lieben Brief vom Mittwoch bekommen (Sie werden inzwischen einen rekommandierten von mir erhalten haben). Was zu tun, wenn ich hier nicht geheilt würde, daran wollen wir noch gar nicht denken. Der Doktor verspricht mir immer bestimmt vollständige Heilung. Ich muß einstweilen hoffen und glauben . . .

Mit Mont-Revêche, mein Kind, haben Sie unrecht. Die Charaktere von Natalie und Eveline sind freilich gut gezeichnet. Ich will sogar noch weitergehen als Sie und behaupten, daß auch die Olympia (nicht Clemence) ebensogut gezeichnet, wie natürlich-möglich und in sich natürlich ist. Aber das ist auch alles und ist durchaus nicht viel. Es versteht sich von selbst, daß keine Arbeit von der Sand so talentlos sein wird, daß nicht einmal einige gut gezeichnete Charaktere darin vorkommen . . .

Was Consuelo betrifft, so sind große Schwächen und Fehler darin, aber dafür zwei Partien von unvergleichlicher Schönheit, die für alles bezahlen. Zuerst die Kindheits- und Jugendgeschichte Consuelos in Venedig, ein Bild von so plastischer Poesie, von so echt italienischem Hauche und künstlerischer Gestaltung wie selten eines. Und dann, dieses Pracht- und Meisterstück tief romantischer Poesie: Die Geschichte auf der Riesenburg, mit Graf Albert, Zdenko usw. usw.! Es summt mir immerwährend im Kopf herum:

Il y a là-bas, il y a là-bas une pauvre âme en peine
et en travail, qui attend sa délivrance
Sa délivrance, sa consolation tant promise!
La délivrance semble enchainée, la consolation semble impitoyable
Il y a là-bas, il y a là-bas une pauvre âme
en peine, qui se lasse d'attendre!

Unwillkürlich hat sich mir das zu einer wehmütigen böhmischen Melodie gestaltet, und ich bedauere, nicht Musik zu verstehen, sonst würde ich es wirklich komponieren und eine ergreifende Wirkung damit erreichen! Es ist unerhört, dies Weib versteht selbst Volksballaden, Volkslieder zu dichten!

Ich müßte über die Tiefen und gewaltigen Schönheiten dieser Riesenburg-Episode und über den erstaunlichen Geist darin einen ganzen Aufsatz schreiben! Aber gewiß nicht heut. Denn es ist sehr spät nacht[s].

Also nur die Frage: Kommt Graf Albert in der Comtesse de Rudolstadt nochmals vor? Sonst lese ich es nicht.

Adieu, mein gutes Herz.

Ihr F. L.

NB. Schreiben Sie mir doch Ihre bestimmte Adresse.

127.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

Wildbad, Sonnabend [25. August 1860].

Liebes Kind, ich habe Ihren zweiten Brief hier erhalten mit Einlagen von Schönberg und Frau Duncker. Diese letzte ist bereits mit Ihrem Brief verbrannt, was jedenfalls viel sicherer, als sie Ihnen zurückzuschicken. Wie können Sie überhaupt Nachlässigkeit mit Papieren von mir glauben, ich, die ängstlich sorgfältig darin bin; wenn Sie es nur halb so viel wäre[n]! Wie oft mußte ich Ihnen darüber predigen, daß man gewisse Papiere gar nicht verwahrt, geschweige denn so nachlässig wie Sie! Den Brief des kleinen Schönberg finde ich abgeschmackt, sententiös und schlecht rhetorisch so sehr, daß, wenn ich ihn nicht persönlich kennte, man glauben müßte, es wären hohle Phrasen, die gar nicht gemeint sind. Doch das ist bei ihm doch nicht der Fall; aber er ist ein recht langweiliger Pedant, und ich fürchte, etwas wirklich Tüchtiges wird nicht aus ihm. Der Brief von Frau Duncker ist ganz gut, aber daß ich grade daraus sollte ersehen können, daß sie eine ganz andre Beurteilung verdient, das habe ich gar nicht, weder dies noch das Gegenteil, irgendwie finden können. Der Brief ist in zufriedener Stimmung über Ihre häufigen und liebevollen Briefe, zufrieden mit ihrer Reise, das ist alles. Wenn aber etwas ihr mit Recht oder Unrecht nicht gefällt, schreibt sie in ganz andrer Weise. Daß sie dabei so vorübergehend und so zuversichtlich von Ihrer Gesundheit spricht, ist mir eben auch nicht ganz recht. Das liegt nun wohl in der Grundverschiedenheit unserer Gefühlsweise; je lieber ich jemand habe, desto besorgter bin ich, wenn ihm das geringste fehlt; wahrscheinlich dann viel mehr wie nötig, und ich bin schon oft Ihnen damit lästig gewesen; aber es scheint mir so natürlich, daß es eben nicht anders sein kann, wenn man jemand wirklich sehr gut ist. Doch lassen wir diese unfruchtbare Diskussion, in der sich einer von uns gewiß sehr irrt. Nur das kann ich sagen, daß ich herzlich gern mich überzeugen möchte, daß ich mich irre, wenn ich glaube, daß sie keine wahre, tiefe Freundschaft für Sie hat, überhaupt deren gar nicht fähig ist. Das ist eigentlich mein

einziges wahres grief gegen sie; aber was mich persönlich betrifft, ist kaum der Rede wert, davon zu sprechen. Daß ich mich sehr freuen würde, zu glauben, daß sie eine wahre Freundin, die mich bei Ihnen ersetzen würde, wenn Sie mich nach dem Lauf der Natur verlieren, das kann ich mit Wahrheit versichern . . .

128.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

Wildbad, Montag [27. August 1860].

. . . Was Sie über Consuelo sagen, ist so hübsch, daß ich den Roman, den ich lange nicht gelesen, deshalb jetzt noch einmal lesen will. Warum sprechen Sie mir denn gar nicht mehr von Politik und Garibaldis Landung in Kalabrien? Ich fürchte sehr, er hat den günstigsten Augenblick verpaßt, sich zu lange von der Diplomatie hinhalten lassen, zu lange Zeit zu Vorbereitungen und Beratungen gelassen. Er ist ein Held, aber leider kein Staatsmann und hat zu wenig persönliche Ambition. Auch eine Tugend kann zum Fehler, vorzüglich zum Hindernis werden. Es täte jetzt ein Mann wie Danton not, der auch sagte: „périssent nos mémoires et que la patrie soit sauvée."

Nun adieu, liebes Kind, ich will jetzt ein wenig ausgehen, was ein wahrer Entschluß ist, so müde und träge fühle ich mich . . .

129.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Donnerstag früh [Aachen, 30. August 1860].

Gute Gräfin! Endlich empfange ich Ihren Brief von Montag. Die Briefe gehen ja hier verdammt lang! Vor allem muß ich Ihnen sagen, daß es mir gestern bedeutend besser mit den Schmerzen ging. Ich konnte gestern schon fünfundzwanzig Minuten gehen, zwar mit Schmerzen und manchmal nicht unbedeutenden, aber ich konnte es doch. Ich muß nun sehen, ob das heute anhält. Wäre das der Fall, so würde ich mich allerdings der Hoffnung hingeben, in acht Tagen etwa endlich befreit zu sein . . .

Wenn Sie die Memoiren Ihrer Familie schreiben wollen, so kann ich nur beipflichten. Es würde das äußerst wohltätig für Sie in jeder Hinsicht sein. Mit der Kopfkrankheit und dem Nichtgewachsensein der Arbeit hat es gute Wege! Die geistige Kraftlosigkeit, von der Sie schreiben,

daß Sie sie fühlen, kommt grade von der Nichtanwendung, Nichtanstrengung der Kraft her, und ist nur der Ausdruck Ihres Bedürfnisses, Ihre geistigen Kräfte wieder zu äußern. Ich kenne ganz genau dieses Gefühl geistiger Lethargie und Kraftlosigkeit. Ich empfinde es jedesmal, wenn ich längere Zeit nichts getan habe. Es kann mir dann vorkommen, als wäre eine Arbeit, ja auch nur ein erheblicher Brief eine Sache, zu der ich mich nie wieder in meinem Leben würde entschließen und emporraffen können. Ohne Arbeit kann kein Mensch glücklich sein. „Amour et travail", sagt selbst Dumas, in dessen Mohicans ich jetzt schmökere, seien die einzigen beiden Quellen von Glück. Warum aber? Weil Glück überhaupt nichts ist als Selbstbetätigung.

Eh bien: Nächstes Jahr reisen wir nach Italien, nach Venedig und Florenz, Rom, Neapel und Palermo. Das steht fest. Und da will ich Sie schon aus Ihrer Lethargie herausschütteln. Wir müssen unbedingt das nächste Jahr reisen, es ist das letzte, das wir haben. Denn 1862 ist Krieg und Revolution in Deutschland.

Über Garibaldi können Sie ganz unbesorgt sein. Der wird sich durch die Diplomatie nicht irren lassen. Er ist bereits, wie Sie wissen, auf dem Marsche nach Neapel. Die Allianz von Teplitz hat unsrer Sache die allergünstigste Wendung gegeben. Nun ist alles für uns gewonnen! Den Aufstand in Ungarn können Sie als gesichert betrachten, sogar in Rußland gehen die merkwürdigsten Dinge vor. Es dauert nicht mehr lange, und die revolutionären Banner fliegen höher als sie je geflogen. Attention au jeu! Eine entschieden reaktionär-österreichische Wendung des Prinzen,[1]) ein Wiederaufleben der Traditionen der Heiligen Allianz — das ist alles, was uns not tat.

Ich habe jetzt die Fortsetzung von Consuelo, die Gräfin Rudolstadt, gelesen! Tudieu! wie kann man sein eigenes Werk nachträglich so systematisch ruinieren und zuschanden machen, wie es die Sand mit der herrlichen Riesenburg-Episode durch diese schauderhafte Fortsetzung tut!! Unbegreiflich, unbegreiflich! Es überkömmt sie die Wut, jene Dinge zu „erklären" (!), und nun vernichtet sie in der prosaisch-rationalistischsten Weise durch die dürrsten Verstandeserklärungen den ganzen poetischen Wert jener herrlichen früheren Schöpfung. Sie schreibt nicht nur einen Roman (die Rudolstadt), welcher für sich selbst das unpoetischste, frostigste Zeug von der Welt ist, dürre Verstandesraisonniererei, sondern sie hebt wirklich dadurch auch Wert und Schönheit des früheren Werks auf. Sie läßt sich auf Dinge ein à la Dumas — Balsamo. Und nur das eine war mir interessant, hier das Vorbild Dumas' für den Balsamo usw. zu sehen. Aber um so viel die Sand sonst vernunftvoller ist als Dumas, gerade um so schlechter und untergeordneter ist

[1]) Des Prinzregenten von Preußen.

sie hier dadurch gegen ihn. Denn diese Vernunft äußert sich hier bei ihr als flachster Rationalismus und zwingt sie, wie die rationalistischen Ausleger der Bibel, jedes Wunder verständig zu erklären, damit ja nichts Unmögliches, Phantastisches usw. da sei und das Überraschendste sich in einen natürlichen Kausalnexus auflöse. Solches Verstandesspiel, solche erklärte Taschenspielerei ist alles, nur nicht Poesie. Dumas, in seinem glücklichen Charlatanismus sich gar nicht um solche Verstandesanforderungen kümmernd, ist ihr dadurch viel überlegner und imponierender . . .

130.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

[Aachen] Sonnabend, 1. September [1860].

Mein gutes Kind,

Ich erhalte mit Verwunderung Ihren Brief, worin Sie sich beschweren, daß ich Ihnen nicht schreibe. Ich habe Ihnen an jedem Tage, wo ich einen Brief von Ihnen erhielt, immer sofort geantwortet und auch noch außerdem hin und wieder geschrieben. Ich bin also nicht en délai. Sehr unrecht haben Sie, zu sagen, ich solle Sie nicht wegen anderer vernachlässigen, womit Sie wahrscheinlich Frau Duncker meinen. Dieser habe ich seit vierzehn Tagen nicht geschrieben. Ebenso ist, beiläufig, nicht hübsch und nicht recht, was Sie mir neulich schrieben, Sie wünschten, daß sie mir einst Sie ersetzen, Ihre Stelle bei mir einnehmen solle. Sie wissen sehr gut, daß das unmöglich ist, daß niemand jemals Ihre Stelle bei mir einnehmen wird und kann, daß dies ebenso absolut unmöglich als gegen meine Absicht ist und daß ich mich zu allen andern ganz anders verhalte und stets verhalten werde als zu Ihnen. Wozu mir also solche Dinge sagen, da Sie doch selbst am besten wissen, wie falsch das ist.

Nein, wenn ich nicht öfter schreibe, so liegt das an der Lethargie, die sich meiner bemächtigt hat. Dies ewige Schwitzen und Stubensitzen, die beständigen Schmerzen und besonders die Hoffnungslosigkeit, die mich zu ergreifen anfängt . . .

131.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

Wildbad, 7. September [1860].

Liebes Kind, Sie werden doch jetzt nicht behaupten, daß Sie pünktlich antworten oder fleißig Nachricht geben, was grade jetzt um so unrechter, als Ihr letzter Brief keine guten Nachrichten gab und Sie

daher wissen mußten, daß ich um so besorgter sein würde, bald Nachricht zu haben? Ihr letzter Brief ist vom Sonnabend, und heute ist wieder Freitag, fast acht Tage, und ich habe keine Nachrichten. Ist das recht? Ich bitte Sie, mir doch augenblicklich ein paar Worte zu schreiben, wie es Ihnen geht. Von hier weiß ich Ihnen nichts zu sagen als wieder viertägiger ununterbrochener Regen, heute ist es etwas besser, aber noch immer kalt; trotzdem schleichen hier noch immer Leute herum, einige alte Russen, für die ich, wie es scheint, eine Attraktion habe, habe ich Bekanntschaft gemacht,[1]) unter andren Fürst Gortschakoff, Bruder des Ministers, und ich bin förmlich in Erstaunen, welche Sympathien unter den Russen für die Italiener und deren Erfolg und welche noch tiefere Abneigung gegen das österreichische Gouvernement herrscht und wie sie die Anzeichen der Erneuerung der Sainte Alliance mit Mißvergnügen sehen. Die Tochter des Fürsten kommt eben aus Italien, wo sie zwei Jahre zugebracht, hier an und ist ganz enthusiasmiert über die Einmütigkeit, Opferwilligkeit aller Klassen und kann nicht genug die Liebenswürdigkeit und Sanftheit dieses Volkes dabei rühmen; man könne ohne Gefahr, wie sie es gewesen, mitten in den revolutionierten Gegenden sich befinden. Nur ein Schrei des Hasses sei hauptsächlich gegen den Papst, fast noch mehr wie gegen Österreich; dem geistlichen Regiment schrieben sie alle ihre Leiden zu . . .

132.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Sonnabend und Sonntag [Aachen, 8. und 9. September 1860].

Meine gute Gräfin!

Ich muß Sie doch gleich benachrichtigen, daß es mir seit gestern abend etwas besser geht. Die Schmerzen fangen infolge warmer Umschläge, die ich seit drei Tagen mache, an, etwas nachzulassen. Vielleicht stellt sich doch noch eine Besserung ein. Ich zähle die Tage bis zu unserem Wiedersehen! Gott sei Dank ist heute schon der achte! Ich werde Ihnen wohl nicht mehr nach Wildbad schreiben, da die Briefe ja so lange gehen, aber von Ihnen hoffe ich sicher, nicht nur Antwort auf meinen letzten, sondern auch auf diesen noch zu bekommen.

Vorgestern erhielt ich beifolgenden Brief aus Berlin nachgeschickt, den Sie, um das Nachfolgende zu verstehen, hier erst in die Lektüre einschalten wollen.

[1]) Sic!

So lästig mir auch alle solche Dinge an sich sind, so darf man es doch schon wegen des gemeinnützigen Zweckes nicht abschlagen, zumal bei meinen Prinzipien. Überdies ist es mir nicht einmal unlieb, sondern im Gegenteil ganz lieb, insofern ich darin eine Gelegenheit erblicke, mich in Berlin persönlich bekannter zu machen und mein Licht mal etwas leuchten zu lassen. Ich werde also akzeptierend antworten. Nur, was fürchterlich schwer ist, ist gerade für mich die Auswahl des Themas. Sie werden das leicht begreifen. Brugsch hielt z. B. in demselben Verein voriges Jahr eine Vorlesung: „Ein Tag in Kairo." Sie fühlen, daß es mir ganz unmöglich sein würde, etwas Derartiges zu liefern. Was ich geben soll, muß etwas Bedeutendes, Eingreifendes, Packendes sein. Aber wie ein solches in dem Zeitraum einer einzigen Vorlesung von anderthalb Stunden — denn länger darf sie doch keinesfalls dauern — abhandeln? Alles hängt also hierbei von der Wahl des Themas ab. Das ist die Hauptsache. Es handelt sich, ein Thema zu finden, bei welchem man in anderthalb Stunden etwas Bedeutendes leisten kann, ein Thema, welches einerseits mit den Zeitideen in Verbindung steht, andrerseits für dieses Publikum geeignet ist.

Sie wissen, wie gern ich Sie in solchen Dingen um Rat frage und welchen Wert ich auf den Ihrigen lege. Ich bitte Sie also, mir einige solche Themas vorzuschlagen, nicht eines, da mir das vielleicht grade nicht konveniert. Den Brief bitte ich mir zurückzuschicken, da ich ihn beantworten muß.

Sonntag früh.

Ich erhalte soeben Ihren Brief.[1]) Sie beschweren sich schon wieder, daß ich Ihnen nicht schreibe, während ich noch jeden Brief am Tage des Empfangs beantwortet und hin und wieder einen überzähligen geschrieben habe. Ich war es, der bis vorgestern, wo ich Ihren chargierten Brief erhielt, in der größten Sorge war! Sie sagen: Ich antworte jetzt immer bloß: c'est ça! Sehen Sie, ich will auch endlich Briefe von Ihnen bekommen und nicht nur immer selber welche schreiben! Will auch welche lesen! Sehen Sie! Mein eignes Interesse zwingt mich dazu. Ich muß auch ein bißchen an mich denken.

Was Sie von den Russen dort schreiben, wundert mich keineswegs und stimmt ganz mit meinen hiesigen Erfahrungen. So sehr ich nämlich auch durch Krankheit, Arbeit und Gleichgültigkeit gegen Menschen zurückgehalten wurde, Bekanntschaften zu machen, so habe ich doch natürlich nicht so lange hier bleiben können, ohne, wenn auch spät und langsam, welche anzuknüpfen und ohne mein Zutun. Leider sah ich dann, daß hier sehr liebenswürdige Menschen gewesen waren und daß

[1]) Siehe oben Nr. 131.

ich sie zu spät kennen gelernt. So machte ich die Bekanntschaft der Gräfin Zichy[1]) (und ihrer Mutter) erst kurz vor ihrer Abreise. Die von Signora und Signore Panconi — einem ebenso ausgezeichneten als liebenswürdigen ersten Sängerpaar, das für März und April an der italienischen Oper zu Paris, für die drei Monate vorher in der Havanna engagiert ist und den Oktober vielleicht in Berlin zubringt, zwar noch lange vor ihrer neulich nach Paris erfolgten Abreise, aber es war damals immer noch so schlechtes Wetter, daß ich fast nie ins Hotel kam. Bloß wenn Signora mich zu den soirées musicales et dansantes, die sie gab, was sie nie versäumte, durch ihren Mann einladen ließ, fuhr ich hinüber. Überhaupt sind die Leute mit mir alle so zuvorkommend gewesen, wie ich zurückhaltend mit ihnen.

So lernte ich denn auch endlich einen russischen Gouverneur (Monsieur de Sontzow) näher kennen, der hier mit seiner Tochter[2]) sich befindet. Ich kann Ihnen kaum sagen, was das für interessante Menschen für mich sind. Die Tochter reizend, höchst graziös (neunzehn Jahre) und sie wie ihr Vater von einer solchen Tiefe der Bildung, daß ich unendlich erstaunt war. Dabei durch und durch revolutionär, der Vater selbst, obwohl hoher Beamter, und revolutionär auch in bezug auf Rußland und Polen. Ich versichere Sie, es bereiten sich in Rußland selbst große Dinge vor. Und dort grade wird die Revolution einen immens gründlichen Charakter ihrer Zeit annehmen. Das Eigentümliche für Rußland ist, und sein Glück, daß es keine Bourgeoisie hat, keine Mittelklasse. Wer dort einmal aus dem verfaulten Regierungszustand mit seiner Intelligenz heraustritt, muß sich mit dem untersten Volk identifizieren und mit ihm gehen. Und denken Sie, das sagten mir neulich Tochter und Vater selbst, als ich dies anregte. Diese Leute wissen das, gehen darauf ein und sind sich auch der Folgen bewußt.

Von ihrer Bildungssucht, besonders nach deutscher Wissenschaft, haben Sie gar keinen Begriff. Ich fand sie mit den Namen von Strauß[3]) und Moleschott und den äußerlichen Resultaten ihrer Werke vertraut und mußte ihnen neulich bis zwölf Uhr nachts Evangelienkritik auseinandersetzen. Nach ihrer Bildung sind sie Ausnahmen, aber nach

[1]) Siehe oben Nr. 118.

[2]) Für Lassalles Beziehungen zu Sophie von Sontzow (so schreibt er hier!) vgl. Une page d'amour de Ferdinand Lassalle und — gleichzeitig in deutscher Übersetzung erschienen — Eine Liebesepsiode aus dem Leben Ferdinand Lassalles, beides bei F. A. Brockhaus, Leipzig 1878. Dort findet man neben anderen Briefen Lassalles an Sophie den berühmten Manuskriptbrief von Anfang Oktober, in dem er ihr seine Hand antrug. Vgl. dazu Hermann Oncken, Lassalle, 3. Aufl., S. 194 ff.

[3]) David Friedrich Strauß (1808—1874), der bekannte theologische und philosophische Schriftsteller, der Begründer der junghegelschen Schule. Für Lassalles Beziehungen zu ihm vgl. Bd. II, Nr. 100.

ihrer Richtung sind sie keine solche unter den Russen. Sie wissen, daß die Russen sehr zusammenhalten. So versammelt sich denn bei ihnen jeden Abend ein großer Teil der hier anwesenden Russen. Mit Ausnahme des alten Fürsten Galiczin, der täglich hinkommt und in seinen Grundsätzen durchaus zum ancien régime gehört, wofür er von den andern auch weidlich und ziemlich offen verhöhnt wird, sind fast alle wenigstens ungefähr von derselben Richtung. — Ich bin jeden Abend dort, wenn meine Schmerzen mich nicht ans Zimmer fesseln, was freilich häufiger geschieht als nicht. Gestern, da es regnete, ließ ich mich in dem kleinen Handwagen, den man hier für Paralytische hat, hinüberfahren (so ein Wägelchen à la Rotschild in Wildbad, aber ganz geschlossen; denken Sie, soweit bin ich schon gekommen). Tochter und Vater sind um die Wette liebenswürdig und herzlich für mich. Fast würde ich mich in die Tochter verliebt haben; sie ist dessen unbeschreiblich würdig. Aber ich weiß nicht, ich kann keine Leidenschaft mehr in meinem vom Feuer verzehrten Herzen aufbringen. Und sie aus bloßer Begehrlichkeit zu verspeisen, dazu ist sie mir wirklich zu respektabel.[1]) Auch die einzige Person, die ich je geliebt habe, sind doch Sie gewesen, und das habe ich besonders im Jahre 1848 in meiner Kölner Haft sehr deutlich gefühlt!

Eh bien! So sind wir also beide jetzt mit Russen umgeben. Ganz immens ist der Haß dieser Leute gegen Nikolaus, den sie noch im Grabe zerfleischen möchten. Savez-vous ce qui nous a valu le gouvernement de Nicolaus? sagte mir der Gouverneur neulich mit konzentriertester Bitterkeit: La haine de toute l'Europe. Trente défaites ne nous auraient tant affaiblies.

Ich spreche mit ihm immer durch das Organ seiner Tochter. Denn er schreibt zwar deutsch und französisch, spricht aber, was für einen Russen merkwürdig, keins von beiden mehr. Die Tochter spricht dagegen französisch, englisch, deutsch mit großer Geläufigkeit. Die geistige Unabhängigkeit dieser Leute ist wirklich überraschend und die idealistischen Ideen des Mädchens aus dem Munde einer Russin entwickeln zu hören, ganz traumhaft. In den letzten zehn Jahren haben alle Nationen Europas immense Fortschritte gemacht — nur Deutschland nicht! — Nächstes Jahr gehen wir beide ganz gewiß nach Italien. Ich will es endlich sehen. Eine Erzählung von Dumas hat mir wieder rasende Lust dazu gemacht. Quant à Palerme, sagt er, qu'en dire? C'est le paradis du monde. Que la bénédiction des poètes soit sur Palerme! Nächstes Jahr also! Wenn mein Werk erschienen ist und die Revolution noch nicht da, habe ich endlich Zeit, uns diese Belohnung widerfahren zu lassen, die wir beide seit langem verdient haben.

[1]) An Sophie von Sontzow schrieb er am 6. Oktober: „Ich glaubte nicht mehr lieben zu können. Sie haben in mir dies Gefühl wieder erweckt." A. a. O., S. 25.

Aber was sagen Sie zu diesem Dumas? Macht er doch zur Heldin dieser Erzählung niemand anders als, sie mit vollem Namen nennend und beschreibend, Madame Lila Bulgowski, die ungarische Schauspielerin, die mir in Berlin gewogen war! Es ist zu toll. Lesen Sie ja diese Erzählung sofort: Une avanture d'amour. Ganz neu. —

Ich will Ihnen doch noch einen Brief des kleinen Schönberg übersenden, den ich neulich erhielt, der menschlicher, weniger rhetorisch, obgleich immerhin noch genug, und mit wirklicher Herzlichkeit geschrieben ist. Unmittelbar vor seiner Abreise kam er nämlich zu mir und bat sich, wenn ich irgend mit ihm, seiner Richtung usw. zufrieden sei, zur „Belohnung", wie er sagte, aus, mir seine Doktordissertation[1]) widmen zu dürfen. Ich erteilte ihm diese Belohnung, und so hat er sie mir denn neulich mit dem beiliegenden Briefe eingeschickt. Sie macht ihm wirklich alle Ehre, und in der Widmung spricht sich doch mindestens wirkliche geistige Unabhängigkeit aus. Denn großen Nutzen in der Karriere wird ihm diese Widmung gewiß nicht bringen. Von dem Rhetorischen muß man viel der Jugend zugute halten, welche die Phrase liebt. Erst die Gedrungenheit des Mannes verschmäht sie.

Nun adieu. Ihr F. L.

133.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

[Aachen, 13. September 1860.]

Gute Gräfin, ich empfange Ihren Brief und wiederhole Ihnen nur, damit Sie nicht erst in Köln abzusteigen brauchen, daß ich Sie sehnsüchtig hier in Aachen[2]) erwarte, wie ich das schon in meinem Letzten Ihnen geschrieben. Übrigens ist nicht richtig, wie Sie schreiben, daß ich Sie mit Briefen warten ließ. F. L.

[1]) Schönbergs juristische Dissertation handelte: De adoptione qualis apud Romanos fuerit.

[2]) Die Gräfin traf in Aachen ein einige Tage vor der Abreise Sophies von Sontzow und ihres Vaters. Sophie berichtete (deutsche Ausgabe, S. 5): „Er erwähnte ihrer oft in seinen Gesprächen mit uns, nannte sie ‚meine mütterliche Freundin' und sprach von ihr mit tiefer Ergebenheit und Zärtlichkeit. Wir machten ihre Bekanntschaft. Es war eine schon alte, aber noch immer schöne Frau, die unbestreitbar Züge von Schönheit konserviert hatte. Von majestätischer Gestalt, unabhängig, gründlich gebildet, was bei den Frauen der vornehmen deutschen Kreise nicht allzu häufig ist, gehörte sie ohne Frage zu den Ausnahmenaturen." Am 26. September schrieb Lassalle an Sophie von Sontzow, die inzwischen nach Brüssel gereist war, daß er am 27. oder 28. abfahren, drei Tage in Köln bleiben und am 1. Oktober in Berlin sein werde. Hier schrieb er dann in der ersten Oktoberwoche seine berühmte Seelenbeichte. Vgl. a. a. O., S. 30. Von den Briefen Sophies von Sontzow an Lassalle hat sich im Nachlaß keiner vorgefunden.

134.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

Zürich, 11. Januar 1862.[1])

. . . Da Sie so sehr wünschen, daß ich nicht nach Berlin komme, so werde ich es so lange verschieben, als ich nur eben kann, wenn Sie die Gefälligkeit haben wollen, mir einige Besorgungen und Einrichtungen über die ich Ihnen eine Liste schicken werde, zu machen oder machen zu lassen. Hier werde ich doch nicht mehr lange bleiben können; wo ich dann fürs erste hingehe, um nicht nach Berlin zu gehen, weiß ich noch nicht, vielleicht etwas nach Heidelberg, um einen Arzt zu konsultieren. Ich werde Sie auch bitten, mir einige Fragen von Frerichs[2]) bald beantworten zu lassen. Rüstow[3]) hat Ihren Brief erhalten, und er sowie Herwegh[4]) waren sehr erstaunt, daß ich von den Grüßen ausgeschlossen war, so wie Rüstow schon Ihr Abschied oder vielmehr Nichtabschied von mir aufgefallen war. Mir scheint, daß ein solches Zurschautragen des Bruches (in diesem Grad) eines derartigen und so langen Freundschaftsverhältnisses weder Ihrer noch meiner würdig ist. Meinerseits wird dies auch nicht geschehen. Es kann niemand glauben, daß man in fünfzehn Jahren nicht den Gehalt eines Menschen erkannt hat und eine feste Meinung über ihn erlangt hat. Machiavell selbst wäre einer so langen und unter solchen Verhältnissen festgehaltenen Verstellung ganz unfähig. Es hat jeder Fehler im täglichen Leben — und machen Sie vielleicht darin eine Ausnahme? —, die das immerwährende oder zu häufige Beisammensein erschweren und modifizieren können. Allein die Anerkennung des ganzen Menschen kann es oder sollte es nicht aufheben, und Ihr jetziges öffentliches Benehmen gegen mich beweist das direkte Gegenteil. Ich will hier gar

[1]) Aus dem Jahre 1861, das Lassalle und die Gräfin ganz an den gleichen Orten verlebten, lagen keine Briefe vor. In den Frühling dieses Jahres fiel Karl Marx' Besuch in Berlin; im Juli traten Lassalle und die Gräfin ihre große Reise nach der Schweiz und dann nach Italien an. Mitte November waren sie auf Caprera bei Garibaldi. Über den vorübergehenden Bruch, zu dem es gegen das Ende dieser Reise zwischen den Freunden kam und seine Ursachen vgl. oben die Einführung, S. 25 f.

[2]) Friedrich Theodor Frerichs (1819—1885), Professor der inneren Medizin an der Berliner Universität.

[3]) Über Wilhelm Rüstow und seine Beziehungen zu Lassalle und zur Gräfin Hatzfeldt vgl. oben die Einführung, S. 25 ff.

[4]) Für Lassalles Beziehungen zu dem Dichter Georg Herwegh vgl. die Einführung zu Bd. II, S. 26. Lassalles Briefe an Herwegh hat dessen Sohn Marcel 1895 in Zürich erscheinen lassen, Herweghs Briefe an Lassalle fanden sich in Lassalles Nachlaß. Einige wurden in Bd. II abgedruckt, andere wird noch Bd. V bringen.

nicht von unsrem Bruch und dessen Ursachen reden; außer den Mißhandlungen, die diesmal gar zu heftig und rücksichtslos waren, haben Sie vorzüglich mir Dinge gesagt ganz andrer Art, als es bis jetzt in Ihren Wutausbrüchen geschah. Sie reichten so weit, tief und klar und speziell in die Vergangenheit zurück, daß sie das Gepräge der völligen Wahrheit trugen, so daß seit Jahren Personen, die nicht wert waren, mir die Schuhriemen aufzulösen, andre wie (Fräulein Sontzow), denen ich nur freundliches erwiesen, in einer Weise zu Ihnen von mir sprechen durften, wie ich es jetzt wie nie von irgend jemand, der mir noch so nahe stände, dulden würde. Dies alles hat mich in eine Stellung versetzt, wo ich nur schweigen kann, und ich wünsche nicht einmal, daß Sie mir jetzt auf dies wenige antworten. Vielleicht kommt später in unsrem Leben ein Augenblick dazu.

Ich wollte Ihnen nur noch sagen, daß außer in vorübergehenden Momenten des hervorgerufenen Zornes ich nichts als die wahrste Freundschaft für Sie habe und mich nur Ihrer großen und guten Eigenschaften erinnere und daß mich nichts an der Vergangenheit irre machen wird. Daß sich niemand mehr freuen wird, zu hören, daß Sie glücklich, sich unterhalten und von Freunden umgeben sind. Daß ich stets in meinem Innern Ihr bester Freund bleiben werde, und wenn in Ihrem Leben Augenblicke kommen, wo Sie einen solchen nicht bedürfen aber wünschen, so erinnern Sie sich meiner. Ich wünsche nicht, daß Sie mir auf den letzten Teil dieses Briefes irgend etwas antworten, wenn ich auch hoffe, Nachricht von Ihnen zu erhalten.

S. H.

135.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

[Berlin, nach 11. Januar 1862.]

. . .[1]) Daß ich Sie nicht grüßen ließ, bemängeln Sie mit Unrecht und mißverstehen es. Abgesehen davon, daß ich Sie nicht grüßen lassen kann, lag gerade in dem Nichtgrüßen eine größere Diskretion. Denn unsere Beziehungen von früher würden viel mehr erfordern, daß ich Sie nicht grüßen lasse, sondern Ihnen selbständig direkt schreibe. Gerade Gruß wäre auffällig. Indem ich keinen beifügte, ließ ich Ihnen gerade dadurch die Möglichkeit, indirekt und in der leichtesten Weise den Schein zu erregen, als schriebe ich Ihnen direkt und besonders. Auf die Andeutungen, die Sie auf das Recht und Unrecht bei unserem

[1]) Hier geht eine ausführliche geschäftliche Abrechnung voraus. Vgl. dazu unten Nr. 136.

Bruch usw. fallen lassen, werde ich mit keiner Silbe antworten. Ich habe Ihnen bereits in Zürich erklärt, daß ich jedes Aussprechen darüber für völlig überflüssig finde, war dieser Ansicht schon in Genua und habe deshalb seitdem Ihren stummen Begleiter gemacht.

Die Gründe dieses Schweigens sind sehr klar. Sie bestehen einfach in der — Unwiderruflichkeit meines Entschlusses. Nachdem ich einmal klar und entschieden die unwiderrufliche Notwendigkeit des gänzlichen Abbruchs jeder persönlichen Beziehung zwischen uns eingesehen — wozu dann noch Ihnen Ihre Schuld und Ihr Unrecht entwickeln? Tat ich das, so hätten doch nur zwei Fälle eintreten können. Entweder Sie hätten mit Ihrer gewöhnlichen unwahren und uneinsichtigen Sophistik, die Sie mir stets in solchen Unterredungen bewiesen haben, sich gegen jede Einsicht und jedes Anerkenntnis der wahren Lage der Dinge gestemmt — und dann hätte ich mich doch nur geärgert. Oder aber es gelang mir durch die Macht der Wahrheit wirklich, alle Verdrehung zu überwinden, Sie zu erschüttern und zu akkablieren, zu überzeugen und moralisch zu zerschmettern. Aber was gewann ich dabei? Der Fall wäre mir noch unangenehmer gewesen als der erste. Denn ein solcher Versuch hat nur einen Sinn, wenn man im Falle der Einsicht und Reue des andern, wie dies bei früheren Gesprächen der Fall war, sich mit ihm versöhnen will. Wenn man aber auch hiervon die Unmöglichkeit klar erkannt hat, so ist es nur noch grausam, den andern durch den bis zur Anerkennung geführten Nachweis seiner Schuld akkablieren zu wollen. Zwar diese Grausamkeit ist strenge, untadelhafte Gerechtigkeit. Sie ist nur Erschöpfung des ganzen Rechts, das man hat. Aber ich denke in bezug auf Sie viel zu gutmütig, um mein Recht bis zu dieser Grenze erschöpfen zu wollen. Nachdem ich einmal die Unmöglichkeit anerkannt, mich selbst im Falle einer momentanen Reue wieder zu versöhnen — ist es mir viel lieber, wenn Sie gar keine Reue empfinden; ist es mir somit viel lieber, wenn Sie sich gar nicht im Unrecht glauben, sondern dasselbe sogar innerlich auf mich wälzen. Sie werden den Verlust meiner, der ohnehin ein hinreichend großer Verlust für Sie ist, leichter tragen, wenn Sie ihn mir zur Last legen, sofern Sie sich überhaupt so sehr selbst täuschen können, als wenn ich Ihre Einsicht zwinge, sich an die Brust zu schlagen und auszurufen: mea culpa, mea culpa! Man öffnet sich nicht, wie ich während fünfzehn Jahre für Sie getan habe, täglich die Eingeweide für einen Menschen, ohne, wenn man dazu meine Gemütsart hat, immer ein gewisses Wohlwollen für diesen Menschen zu empfinden und ihn möglichst glücklich zu wünschen! So wünsche ich in bezug auf Sie durchaus nicht, Ihnen den letzten Halt bei diesem Bruche zu entziehen, die Selbsttäuschung nämlich, daß Sie ihn unverschuldet erleiden! Für mich aber genügt mir

mein eisernes Gewissen! Deshalb also, weil keiner der beiden Fälle, die bei einem nochmaligen Aussprechen eintreten können, in meiner Absicht liegen kann, habe ich mich seit Genua nicht mit Ihnen ausgesprochen und werde es nie!

Sie werden allerdings sehr gut tun, wenn Sie, falls irgend möglich, Berlin vermeiden. Denn ich werde mich aus keiner Rücksicht zu einer Scheinfortsetzung unserer früheren Beziehungen verstehen. — Kommissionen, die Sie mir erteilen, werde ich Ihnen, sofern ich kann, gern besorgen; sollte ich es nicht können, Ihnen dies anzeigen. Ich habe Ihnen überhaupt bei unserer Trennung in Zürich gesagt, daß ich Ihnen sachliche Gefälligkeiten jederzeit gern tun werde und nur persönliche Beziehungen zwischen uns unmöglich sind.

136.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

Zürich, 30. Januar 1862.

Ich habe Ihren Brief erhalten, als ich sehr krank zu Bette lag, und da es, wie dieses Frühjahr in Breslau, eine Art gastrisches Fieber mit wütendem Kopfschmerz war und drohte, wie damals, nervös zu werden, und ich andererseits von Ihrem Brief ganz richtig keine sehr wohltätige Nervenaufregung voraussetzte, so mußte ich das Lesen einige Tage und das Antworten bis jetzt verschieben. Das geschäftliche wegen Luise Schlech[1]) und Friedrich habe ich auf beiliegende Blätter gesetzt. Luise hat noch über 20 Rt. zu verrechnen und bitte ich sehr, sie zu veranlassen, mir darauf spezifizierte Berechnung sofort einzusenden. Die Berechnung mit Friedrich Hamels[2]) erkenne ich natürlich an und wünsche, daß er mir über diese Posten sämtliche Quittungen einsende. Er hat also nach dieser Berechnung von Ihrem Vater für meine Rechnung nichts erhalten, was ich der Ordnung wegen hier gleich bemerke. Ich erkenne ebenso an, daß durch die von Ihnen auf der Reise und an Friedrich Hamels für mich gemachten Auslagen mit den jetzt mir überschickten 117 Rt. die 500 Rt., welche ich Ihnen geborgt hatte, mir zurückgezahlt sind. Ich muß dabei bemerken, daß die Forderung Ihrerseits, daß ich eine Quittung Ihnen über diese Rückzahlung ausstellen soll, eine ebenso lächerliche als beleidigende ist, die Sie keinem Menschen unter solchen Umständen außer mir zumuten würden. Sie würden sich dessen schämen, und ich glaube, daß grade mir gegenüber

[1]) Angestellte der Gräfin.
[2]) Lassalles Diener.

am wenigsten Ursache ist, eine solche zu stellen. Ich schreibe dies auf das Konto so vieler absichtlicher Beleidigungen gegen mich.

Ebenso wie ich auf Ihren ausdrücklichen Willen und wiederholten Wunsch nach Berlin gegen meine bessere Überzeugung gekommen bin, ebenso werde ich jetzt auf Ihren Wunsch möglichst spät dorthin kommen, solange wie ich sehe, daß ich alle kleinen aber doch notwendigen Geschäfte dort ohnedem abmachen kann, ebenso wenn Sie mir eine schriftliche Konsultation von Frerichs, die ich sehr nötig habe, verschaffen. Natürlich wird es mir nicht möglich, gar nicht mehr hinzukommen. Ich habe jetzt einmal mein Domizil dorten und kann es weder gleich verlegen, noch mich ewig umhertreiben. Sie bedrohen mich, wenn ich hinkäme, gar keine Rücksicht auf mich zu nehmen. Abgesehen davon, daß mich Drohungen nie von dem, was ich für mein Recht und als richtig erkenne, abschrecken können, so haben Sie allerdings darin recht, daß ich den Trost habe, fest überzeugt zu sein, völlig unschuldig an Ihrem mehr als unglaublichen Benehmen zu sein, ein Trost, den mir keine Deduktionen jemals rauben könnten. Zweitens bin ich ebenso fest überzeugt, daß, wenn Sie sich jahrelang „die Eingeweide geöffnet haben", ich meinerseits alles an Freundschaft, Aufopferung, Sorgfalt getan und sehr gern getan habe, was irgend in meinen Kräften stand und jedesmal, wenn sich hierzu nur eine Gelegenheit bot. Und mit mir sind andere, namentlich Ihre Eltern, derselben Ansicht. Fehler mag ich haben, die das intimere Leben erschweren, vorzüglich bei der ganz verschiedenen Richtung, die Sie seit einigen Jahren eingeschlagen. Wer hat solche nicht? Am allerwenigsten aber dürften Sie es wohl von sich behaupten und die Nachsicht mit den Fehlern anderer verweigern, die Sie selbst so sehr bedürfen. Um aber ein solches Benehmen, wie Sie es seit Wochen rücksichtslos gegen mich und sich selbst beobachtet haben, zu rechtfertigen, wäre absolut nötig, daß man eine Infamie erfahren, welche den ganzen Charakter des andren der völligen Verachtung preisgeben muß. Es wäre komplett lächerlich von mir, über die Möglichkeit einer solchen Annahme nur ein Wort zu verlieren. Und Sie würden keinem Menschen nur mit fünf graden Sinnen glauben machen können, daß Sie während fünfzehn Jahren in den schwierigsten Lagen des Lebens sich nicht ein festes und unumstößliches Urteil hatten über meinen Charakter bilden müssen und jetzt erst die Augen über meine Schändlichkeit öffnen mußten.

Wenn es nicht so sehr traurig wäre, so müßte man es lächerlich und wahnsinnig nennen, daß solche Sachen und Erörterungen nur vorkommen können. Wie sehr und tief es mir wehe tun mag — man schneidet ein solches Stück Leben und Herz nicht ab ohne tiefen Schmerz, was ich gar nicht zu stolz bin zu leugnen, denn es gereicht mir zur Ehre — so

haben Sie es mir doch durch das Übermaß und die Art Ihrer Schmähungen und Beleidigungen ganz unmöglich gemacht, Schritte zur Annäherung zu tun, und ich muß mich begnügen, Ihnen in meinem Herzen zu verzeihen, Ihnen zu sagen, daß stets die Erinnerung an die alte Freundschaft mir heilig sein wird, daß Sie fest überzeugt sein können, daß, wie Sie auch gegen mich selbst öffentlich handeln mögen, ich es nie, so wenig wie früher, dulden [kann], daß, wer es auch sei, in meiner Gegenwart einen Tadel über Sie ausspreche. Im übrigen haben Sie mich diesmal gezwungen, mich nur abwartend zu verhalten. Wenn ich nach Berlin kommen sollte, werde ich es Ihnen wissen lassen, und Sie werden dann handeln, wie Sie wollen, wie Sie es vor sich selbst rechtfertigen können, wie Sie es Ihrer und meiner und der Pietät gegen die Vergangenheit für würdig erachten. Was die sachlichen Gefälligkeiten anbelangt, die Sie mir anbieten, so werde ich mich natürlich darauf beschränken, um diejenigen Kleinigkeiten in Berlin zu bitten, die Ihrem Zweck, mich möglichst lange fern zu halten, entsprechen.

Noch eine Frage. Sie haben an Frau Herwegh die Rede über den Kassettenprozeß[1]) geschickt. Dies ist mir sehr unangenehm, was ich ihr auch sagte und sie vollständig begriff. Es ist mir eine wahre Erholung, mit Leuten, selbst wenn ich sie sehr lieb habe, umzugehen, die von all diesen traurigen Begebenheiten nichts oder nur im allgemeinen wissen; es erleichtert mir wesentlich, selbst nicht so viel daran zu denken, und es wäre wirklich Zeit, daß ich nicht immer daran erinnert werde. Dies würde leider doch nicht hindern, daß Augenblicke des Erinnerns genug [kommen] und auch des vertraulichen Sprechens darüber mit Leuten, die mir Freundschaft bezeigen, kommen. Doch wäre es mir lieb, wenn dies nach meiner Wahl und augenblicklichen Stimmung geschähe. Meine Frage ist, ob Sie es auch an Rüstow geschickt? Ich glaube es zwar nicht, denn mir scheint, daß ich an Ihrer Stelle unter den Umständen zwischen mir und ihm und vorzüglich zwischen mir und Ihnen jetzt es gewiß nicht getan haben würde, ohne Sie zu befragen, es Ihnen überlassen haben würde, darin zu tun, was Ihnen recht sei. Da Sie indessen formell gewiß unbestritten dazu das Recht hatten, so bitte ich nur um eine Antwort darüber. Leben Sie recht wohl. Durch Ihren Brief an Rüstow[2]) habe ich erfahren, daß Sie wohl, sich gut unterhalten in

[1]) Vgl. Lassalle an Herwegh, 11. Januar, a. a. O., S. 24.

[2]) Die große Mehrzahl der Briefe Lassalles an Rüstow hat sich nicht erhalten. In Rüstows Nachlaß, den seine in Frankreich verheiratete Tochter besitzt, befinden sich keine Briefe Lassalles, wie Herrn Generalleutnant a. D. Hans Rüstow in Göttingen, der so freundlich war, Nachforschungen anzustellen, mitgeteilt wurde.

jeder Beziehung und eine politische Tätigkeit gefunden haben. Es hat mich sehr erfreut und glauben Sie sicher, daß niemand mehr innigen Anteil auch aus der Ferne an dem, was Sie tun und erfahren, nehmen wird als ich.

S. v. H.

. . . Herwegh läßt Ihnen sagen, daß er den Sickingen an Dingelstedt mit einem langen Brief geschickt, aber noch keine Antwort erhalten.[1])

137.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

[Berlin, Anfang Februar 1862.]

. . . Was meine Assisenrede betrifft, so vergessen Sie pro primo, daß sie noch für jedermann öffentlich im Buchhandel für $^1/_2$ Rt. zu haben ist. — Rüstow sagte mir in Zürich, er habe sie damals, 1848, gelesen, das nähere aber wieder vergessen und bat mich deshalb, sie ihm zu schicken, was ich natürlich tat, gleichzeitig auch an Herwegh eine sendend. Übrigens kann die Rede nur auf jedermann ohne Ausnahme die günstigste Wirkung für Sie machen, und hat sie auch ganz normal auf Rüstow gehabt, wie gewiß nicht minder auf Herweghs. Das Argument, daß es eine Erholung für Sie sei, mit Leuten umzugehen, die von all diesen traurigen Dingen nichts wissen, paßt deshalb nicht hierher, weil doch die meisten Leute — diese wenigstens — ohnehin etwas von den Dingen wissen, halb und schlecht wissen meistens, und es daher nur weit besser ist, wenn sie es gut und genau, wie es aktenmäßig steht, erfahren. Sie selbst haben ja deshalb nicht nötig, mit ihnen über diese Erinnerungen zu sprechen.

Was Ihre anderweitigen Bemerkungen betrifft, so habe ich nichts darauf zu erwidern. Diese gänzliche Selbstverblendung, der totale Mangel an Gedächtnis, der völlige Mangel jeder Selbstkritik und diese absolute Selbsttäuschung, die in Ihrem Briefe sich aussprechen, können mich bei Ihnen nicht mehr in Verwunderung setzen. Am wenigsten aber will ich sie bekämpfen, denn sie bilden, wie ich Ihnen schon neulich sagte, noch die mir liebste Stimmung, in der ich Sie wissen kann. Ich habe also auch meinen kurzen Bemerkungen von neulich nichts hinzuzufügen. —

[1]) Dingelstedt antwortete am 20. März an Herwegh. Er wolle das Stück organisch zusammenziehen und es vielleicht im nächsten Herbst spielen lassen. Vgl. Lassalles Briefe an Herwegh, a. a. O., S. 40, 46, 52. Aber auch diese Aufführung kam nicht zustande Der Dichter und Dramaturg Franz Dingelstedt (1814—1881) war von 1857 bis 1867 Generalintendant der großherzoglichen Hofbühne in Weimar.

Genug davon!

Wenn Sie in meinem Briefe an R[üstow] gelesen, daß ich „eine politische Tätigkeit gefunden" und mich in jeder Beziehung „gut unterhalte", so scheint mir eine eigentümliche, erweiternde Auffassung meiner Briefe unterzulaufen, welcher die Wirklichkeit leider wenig entspricht! . . .

F. L.

P. S. Wie es eine „absichtliche Beleidigung" sein soll, wenn man von jemand, der die verschiedenen Darlehnsposten, die er einem gemacht hat, in alle seine Rechnungsbücher eingetragen hat, bei der Abzahlung eine Quittung fordert, um eventuell jeden einstmaligen Verdacht, als hingen jene Darlehen noch, zu beseitigen, ist mir auch neu. Doch ist der Gegenstand zu unbedeutend, um darüber Worte zu verlieren.

138.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

Zürich, 4. März 1862.

Es ist mir so peinlich, Ihnen in der Weise zu schreiben, wie ich es jetzt tun muß, daß ich mich von einem Tag zum andren nicht dazu entschließen konnte. Auch kann ich nur denken nach dem, wie Sie sich gegen mich benommen, daß Nachrichten von mir Ihnen wenig Freude machen. Auch muß ich gestehen, daß ich eine Zeitlang brauchte, um den Eindruck zu überwinden, den mir Ihre Schriftensendungen machten an Frau Emma[1]) und Rüstow. Sie wußten sehr wohl, daß es mir sehr unangenehm sein würde, sehr nachteilig auf meine Laune wirken würde, zu wissen, daß man sich, während ich sogar anwesend, mit diesen traurigen und ekelhaften Geschichten beschäftigte; denn ich hatte Ihnen ja wie oft gesagt, daß jede Auffrischung derselben mich in Melancholie brächte und ich ganz weit am liebsten weggehen möchte, wo niemand etwas davon wüßte und ich nicht daran erinnert werden könnte. Solange Energie und Handeln nötig war, hielt die Kraftanstrengung aufrecht, jetzt habe ich nur noch Ekel dafür, Trauer für mein ganzes verlorenes Leben. Sie wußten also sehr gut, was Sie mir antaten, und diese Absicht war nicht schön, und wenn Sie meine Ansichten darüber noch so kindisch und ungerechtfertigt finden, so ist es doch eine Ansicht, für die man Schonung haben darf und daher

[1]) Zwischen Emma Herwegh, der Gattin des Dichters, und der Gräfin bildete sich eine dauernde Freundschaft heraus.

auch sollte. Das zweite Envoi, nachdem ich Ihnen geschrieben, daß es mir unlieb, bewies nur klar die Absichtlichkeit. Da man jedoch, obgleich ich es nicht finde, sagen könnte, es läge in Ihrem formellen Recht, so enthalte ich mich wohlweislich jedes Schattens von Vorwurf und mache nur die Bemerkung, daß ich eben weiß, daß Sie mir eine Unannehmlichkeit antun wollten.

Ich habe gleich nach Ihrer Abreise an Herbertz[1]) ausführlich geschrieben, um Nachricht hierher gebeten, habe aber gar keine Antwort erhalten. Haben Sie vielleicht etwas gehört? Ich reise nun am 4. von hier fort, habe ein Rendezvous mit Paul in Straßburg und komme dann nach Berlin auf kurze Zeit, einige Wochen, um meine Angelegenheiten, Rechnungen usw. zu ordnen und wieder abzureisen. Erstens ist dies überhaupt notwendig, daß ich alles etwas in Ordnung bringe, zweitens ist es besser, einige Zeit jetzt nicht hier zu sein während des erwarteten événements[2]) im Hause von R[üstow]. Es ist notwendig, ihn dabei in keine so große Verlegenheit zu setzen, denn er würde es nicht lassen können, ebensoviel zu mir zu kommen wie jetzt, und das wäre dann nicht gut. Ich kann mich aber auch nicht zwecklos in der Welt herumtreiben. Überdies muß ich doch nach Berlin, sonst hätte ich Ihnen wie mir die Zurschaustellung so trauriger Verhältnisse, die Ihr unbegreifliches Verfahren hervorruft, erspart. Ich werde also wohl zwischen dem 10. und 12. März in Berlin eintreffen. Wollen Sie mich besuchen, so weit es die äußere Form wenigstens notwendig macht, so wird es mich freuen, weiter kann ich in dieser Sache nichts mehr sagen. Nach dem, wie Sie sich gegen mich geäußert und benommen, bin ich zu tief gekränkt. Und abgesehen davon, was ich überwinden könnte, müßte ich jede Spur von Selbstachtung bis zur Verächtlichkeit verloren haben, wenn ich jetzt noch darum bitten könnte. Das werden Sie wohl einsehen, daß alles nur noch von Ihnen kommen kann. Wollen Sie aber entschieden in Ihrem Benehmen gegen mich verharren, so schreiben Sie es mir, wenn ich da bin, in meine Wohnung in Berlin durch die Stadtpost. Ich werde dann noch einige Fragen um Auskunft an Sie zu richten haben. Leben Sie wohl und glauben Sie, daß trotz allem niemand sich aufrichtiger über Ihr Wohl freuen wird als ich, niemand Ihr Schicksal mit mehr Interesse verfolgen wird.

---

[1]) Der Anwalt der Gräfin in Köln Martin August Herbertz († 1884), später Führer der dortigen Nationalliberalen. [Mitteilung von Herrn Archivdirektor Dr. Paul Wentzcke in Düsseldorf.]

[2]) Frau Rüstow erwartete ein Kind.

139.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

[Berlin] Dienstag [wohl 11. März 1862].

Auf Ihren letzten Brief: daß ich mit Absicht Ihnen die Kränkung zugefügt, zweimal Dinge nach Zürich zu schicken, muß ich Ihnen erwidern, daß diese Behauptung Sie charakterisiert. Von zweimaligem Senden weiß ich überhaupt nichts. Ich hatte die Reden gleichzeitig an Frau Herwegh und an Rüstow geschickt, ehe ich noch wußte, daß Sie es nicht wünschen. Soll vielleicht die Patowsche Stempeleingabe das zweite Delikt darstellen?[1])

Ich habe von neuem — vor ca. acht Tagen — um Exekution bei Ihnen zu hindern — 32 Rt. für Sie zahlen müssen, in Sachen Ihrer Köchin. Der Prozeß scheint in contumaciam gegangen zu sein. Anbei die Quittung, in der ich den Rekurs gewahrt. Aber umsonst, denn ich ließ die Sache durch Hirsemenzel auf dem Gericht nachsehen. Die Rekursfrist war schon abgelaufen. Ich bitte dringend um baldige Übermittlung dieses Geldes an mich. Denn mein Kassavorrat besteht in 25 Rt.

Ich habe keine Veranlassung, zu Ihnen zu kommen. Ich habe weder ein Bedürfnis dazu, noch dort etwas zu suchen; es geht gegen meine Grundsätze. — Wenn Sie mich zu sprechen haben, so bleibt Ihnen unbenommen, zu mir zu kommen. Nicht umgekehrt.

F. Lassalle.

140.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

Berlin [etwa 12. März 1862].

Ich schicke Ihnen hierbei 31 T. 4 Sg. für die Exekution. Ich bin gestern angekommen und wollte es Ihnen heute sagen lassen, da ich

[1]) Lassalle hatte im Namen der Gräfin am 12. Januar 1860 an das Abgeordnetenhaus wegen eines Stempels von 3000 Rt. reklamiert, der ihr 1854 bei ihrer Auseinandersetzung mit ihrem Gatten widerrechtlich abgenommen worden war, und das Abgeordnetenhaus hatte am 11. Februar die Angelegenheit der Staatsregierung „zur Abhilfe" überwiesen. Trotzdem beschied der Finanzminister von Patow die Beschwerde abschlägig. Lassalle ließ es dabei nicht bewenden. Er verfaßte jetzt eine „Beschwerde der Gräfin Hatzfeldt über widerrechtliche Eigentumsverletzung", die als Manuskript gedruckt wurde. Sie ist vom 2. Januar 1861 datiert. Vgl. hierzu F. M[ehring], Zwei Schriftstücke Lassalles in „Neue Zeit", XV, 1, S. 218 f. Mehring blieb der Ausgang dieser Angelegenheit unbekannt. Aus Lassalles Brief an die Gräfin vom 27. September 1862 (siehe unten Nr. 148) erfahren wir, daß auch seinen erneuten Bemühungen der Erfolg versagt blieb.

gestern sehr unwohl, um Ihnen noch einmal zu erklären, daß es mich, falls es Ihnen recht, freuen würde, Sie zu sehen. Daß ich unter bewandten Umständen nicht zu Ihnen kommen kann und noch dazu zuerst, daß Sie diese Unmöglichkeit selbst genau eingesehen haben, als Sie mir jetzt schrieben, um mir diesen Vorschlag zu machen, ist selbstredend. Wenn Sie nicht einmal die Höflichkeit eines Besuches für mich haben, so ist unsre Verbindung durch Ihren Willen aufgelöst. Ich habe Ihnen öfters umsonst zu überlegen gegeben, ob diese Art Ihrer und meiner würdig sei. Daß es mir sehr wehe getan, mich überzeugen zu müssen, daß nichts in der Welt Bestand [hat], sowie daß ich die Pietät gegen die Vergangenheit gern bewahrt hätte, hat jeder sich überzeugen können, der mich gesehen. Ich bin aber leider außerstande, irgend etwas zu ändern. Jetzt treten die politischen Ereignisse ein,[1]) für die wir so lange zusammen gelitten und gekämpft und sie so oft zusammen herbeigewünscht, und wir sind jetzt Feinde; das ist wirklich eine Ironie des Schicksals. Das heißt, mein Feind sind nur Sie, der Ihrige werde ich nie sein. S.

141.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

[Berlin] 11. April 1862.

Die allerbesten Wünsche zum heutigen Tage. Mögen Sie heute wie immer so glücklich und heiter und umgeben von wahren Freunden sein, wie ich es Ihnen aus ganzem Herzen wünsche. Sophie.

Rüstow schreibt ganz wütend über die Verzögerung wegen seiner Broschüre;[2]) er sagt, er habe Jancke geschrieben, er sei ein ganz gemeiner Kerl, wenn er nicht sofort drucke, was nun wohl keinen besondren Eindruck machen [wird], da der Mann das gewiß allein schon längst weiß.

142.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Freitag [Berlin, 11. April 1862].

Ich danke Ihnen für Ihren Gratulationsbrief. Hat er mich auch nicht, wie Sie voraussetzen, umgeben von wahren Freunden, deren ich nicht habe, und überhaupt nicht umgeben von Freunden gefunden —

[1]) Der preußische Verfassungskonflikt näherte sich seinem Höhepunkt.

[2]) W. Rüstow: „Das preußische Militärbudget von 1862" erschien am 17. April.

heut mittag essen zwei Bekannte bei mir, das ist die ganze „Umgebung" Ziegler[1]) und Bucher[1]) —, so traf er mich doch in jener kalten und ruhigen Einsamkeit, auf die sich schließlich alles reduziert und aus der jeder stärkere Mensch sich eine Art von Zufriedenheit zu machen wissen muß. —

Rüstow hat unrecht, wegen Beschleunigung zu schimpfen. Ich bekomme jetzt jeden Tag einen Korrekturbogen, und das ist sehr viel.

In der Kölner Sache möchte ich Ihnen raten, den Plan von Herbertz, dessen Brief anbei zurückfolgt, nicht unbesehen zu verwerfen. Auch mir scheint es das beste, wenn Sie nach Köln gehen und sich dort acht bis vierzehn Tage um die Sache bekümmern . . . Die Akten von Herbertz will ich Ihnen heraussuchen, kann aber, da ich diese Woche zwei öffentliche Vorträge[2]) halten will, in Arbeiter- und Bürgervereinen am 12. (morgen) und am 16. und letzterer erst gearbeitet sein will, auch Rüstows und meine Korrektur sowie die Beendigung meines Julians[3]) mir noch auf dem Halse liegen, erst am 18. oder 19. dazu kommen, es herauszusuchen. Muß es aber sein, so geht es auch früher.

A propos: Können Sie mir — und konveniert es Ihnen — mir eine Quantität Rauenthaler abzulassen? Ich bin mit meinem am Ende.

Bitte eine Antwort hierüber.

Wenn beabsichtigen Sie nach Köln zu gehen? Drängen Sie in Köln vor allem auf Beendigung Ihres Prozesses.

F. Lassalle.

143.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

[Berlin, Ende April 1862.]

. . . Tausend Dank für Ihr Buch, was ich soeben erhalte. Ich hatte schon davon gehört und freue mich recht, es zu lesen. Ihren „Heraklit" und Ihre „Erworbenen Rechte" besitze ich bis jetzt nicht. Haben Sie

[1]) Für Lassalles Beziehungen zu Franz Ziegler (1803—1876) und Lothar Bucher (1817—1892) sei vorläufig verwiesen auf Bd. II, Einführung S. 28. Zahlreiche Briefe Zieglers und eine Anzahl der Briefe Buchers an Lassalle befinden sich im Nachlaß. Eine Reihe davon wird in Bd. V gedruckt werden. Vgl. auch Oncken, Lassalle, S. 243 ff., für Lassalle und Ziegler ferner Gustav Mayers Besprechung der Onckenschen Biographie, 2. Aufl., in „Zeitschrift für Politik", Bd. VI, S. 680.

[2]) Die Reden: „Über den Zusammenhang der gegenwärtigen Geschichtsperiode mit der Idee des Arbeiterstandes" und „Über Verfassungswesen".

[3]) Ende April erschien die bekanntlich mit Hilfe Lothar Buchers verfaßte Schrift: Herr Julian Schmidt, der Literarhistoriker, mit Setzerscholien herausgegeben von Ferdinand Lassalle.

Goethe, Schiller usw. aufgegeben?[1]) Hierbei die „Demokratischen Studien" und eine Broschüre, die in meinem Koffer in Frankfurt geblieben waren. Was den Schiller anbetrifft, so läßt Ihnen Anna sagen, daß Sie sich wohl erinnern würden, daß in Zürich alle Ihre Bücher auf Ihr Verlangen ausgesucht und in Ihre Koffer gepackt wurden.

Ich habe gehört, daß in dieser Kammersession nur das Budget ordinarium spezifiziert vorgelegt werden soll, kein Extra-ordinarium verlangt werden; man will sich bis zum Winter ohne dem behelfen, die Militärangelegenheit gar nicht diesmal berührt werden soll und die Vorladung bis zum Winter vertagt werden. Man hofft, daß dann die Aufregung sich gelegt und das Ministerium wird bleiben können. Haben Sie Aufträge nach dem Rhein oder Zürich? Ich denke, wahrscheinlich am Dienstag abend abzureisen.

S. H.

144.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

[Berlin, Ende April 1862.]

Allerdings, wenn Sie nach Zürich gehen und von da ins Bad, so würde ich, bei so langer Abwesenheit, jedenfalls über Köln und mit Stetter sprechen.

Mein Julian, von dem ich gestern die ersten Exemplare verschickt, erregt bereits großen Jubel. Schon ist von Böckh ein beifallklatschender Brief eingetroffen, und Stahr rennt 'rum wie verrückt vor Entzücken und hat bereits ein Gedicht drauf gemacht. Ich bin hier in einer entsetzlichen Laune, die schwer zu beschreiben wäre. Der Geldverlust[2]) hat grade in dieser Stimmung auch nicht den allergeringsten Eindruck auf mich gemacht. Er wäre mir absolut einerlei und wenn er das dreifache wäre.

Habe ich Ihnen mitgeteilt, daß ich am 12. des Monats zum ersten Mal in einem hiesigen Arbeiterverein (nicht dem, wo Duncker ist) einen großen Vortrag gehalten? Nicht nur mit rasendem Erfolg, sondern ich habe meinen Boden hier erobert damit. Einen anderen Vortrag neulich

[1]) Lassalle hatte beabsichtigt, eine Literaturgeschichte des deutschen achtzehnten Jahrhunderts „vom kulturhistorischen Standpunkt aus" zu verfassen. So schrieb er u. a. am 1. Januar 1860 an Adolf Stahr.

[2]) In ihrem Brief, auf den Lassalle hier antwortet (siehe oben Nr. 143) hatte die Gräfin zu Anfang einige geschäftliche Mitteilungen gemacht. Darunter hieß es: „Sehr betrübt hat mich die Nachricht, daß Sie wieder spekuliert und unglücklich spekuliert haben, mir scheint, es war in diesem Augenblick keine Zeit zum Spekulieren. Ich habe auch an der Germania wieder verloren, es scheint, in Geldsachen haben wir beide kein Glück."

mit nicht geringerem Beifall in einem Bürger-Bezirksverein. Nächsten Sonnabend lese ich denselben im Arbeiterverein. Wahrscheinlich lasse ich beide drucken, obwohl der Arbeitervortrag sehr böses Blut unter der Bourgeoisie machen wird. Alles das ist Vorarbeit für später, später, später!!! Am Fichtefest, das die Philosophische Gesellschaft gibt und das, wie es scheint, sehr großartig wird (19. Mai), soll ich — was aber verschwiegen bleiben muß — ihren Redner machen.[1]) Darüber arbeite ich wie verrückt, d. h. am Manuskript. Sowie das vorbei, werde ich mich an und in die Nationalökonomie, die ich machen will, stürzen. Wenn ich mich nicht mit beständigen Arbeiten betäubte, ginge ich, glaube ich, vor Ekel unter!

Sie haben recht, daß Sie nach Zürich gehen. Amüsieren Sie sich dort möglichst, ich wollte Ihnen die Juliane mitgeben, habe sie aber schon direkt expediert. Bernays[2]) war neulich bei Ihnen, traf Sie aber nicht. Jetzt ist er schon in der Klinik und läßt sich das Auge exstirpieren.

Viele Grüße in Zürich an Rüstow und Herwegh.

Mitte oder Ende Juli komme ich vielleicht auch nach der Schweiz. Vielleicht begleitet mich Bucher oder Ziegler. Es ist viel wärmer in den Gletscherfeldern als hier. Viel Amüsement.

F. L.

NB. Ich wünsche bei Ihrer Abreise den großen Tisch zurück, den Sie von mir haben. Geben Sie doch Befehl hierzu.

145.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

[Bei Zürich] 11. Juni 1862.

Ihr Julian Schmidt hatte mich so erfreut, daß ich schon längst angefangen hatte, Ihnen zu schreiben. Indessen bin ich seit der Zeit recht krank gewesen, noch immer unwohl, d. h. seit Berlin nicht mehr wohl gewesen, außerdem noch eine Quetschung am Fuß, die mich viel leiden macht, und dann ein Umzug aufs Land, wo ich jetzt wohne. Dies alles hätte mich nun zwar nicht abgehalten, den Brief abzuschicken, aber Sie zögerten so lange, auf meinen Brief von Köln zu antworten, schickten

[1]) In der Tat hielt Lassalle hier zu des Philosophen hundertstem Geburtstag die Festrede. Er betitelte sie: „Die Philosophie Fichtes und die Bedeutung des deutschen Volksgeistes." Vgl. dazu Gustav Mayer, Lassalle und die Fichte-Feier der Berliner Philosophischen Gesellschaft in Grünbergs Archiv Bd. I, S. 176 ff.

[2]) Den deutschamerikanischen Journalisten Karl Ludwig Bernays (1815—1879) hatte Lassalle noch vor kurzem für die Tageszeitung, die er bei Brockhaus erscheinen lassen wollte, zu interessieren gesucht. Vermutlich meint er hier ihn. Vgl. Lassalle an Herwegh, 11. Januar 1862, a. a. O., S. 25 f.

mir Ihre Broschüren ohne Brief, so daß ich nicht wußte, ob ich es tun sollte. Zuerst will ich Ihnen meine wirkliche Freude über Ihre letzten drei Arbeiten sagen. Sie wissen, wie oft ich Ihnen früher gesagt, wie es mir lieb sein würde, wenn Sie nun, jetzt, nachdem Sie wirklich für jetzt genug für die eigentliche Wissenschaft mit Ihren beiden großen Werken getan, sich darauf verlegten, kleinere, aller Welt mehr zugängliche, die Fragen der Zeit behandelnde Schriften in die Welt zu schicken, die wie Taten gleich zünden. Julian Schmidt ist völlig vernichtet, selbst bei denen, wo kein noch so klar durchgeführtes Urteil über ihn geholfen hätte, durch den Nachweis seiner völligen Ignoranz. Und wie klein der Mensch, so ist die Tat eine große und nachhaltige, denn sein Einfluß war ein großer und schlimmer. Außerdem hat mich das Buch herrlich amüsiert; und es ist nicht zu verachten, daß man die große Menge, um sie zu belehren, auch unterhalten muß. Ihre Verfassungsrede ist das beste, was ich in dieser Art und zu diesem Zweck gelesen. Die Auffassung des Wesens einer Verfassung überhaupt (die Diskussion über eine spezielle mehr weniger schlecht oder gute wäre nichtssagend)[1]) herrlich, die Durchführung und Sprache ebenso faßlich und klar für jeden als schön. Ihre Fichterede hat mich doppelt gefreut für Sie und für mich, da ich am ersten Teil gesehen, daß ich nicht ganz meine philosophischen Studien vergessen. Daß dieser erste Teil aber etwas Perlen vor die Säue sein würde in der Gesellschaft, worin Sie sie gehalten, wußten Sie gewiß im voraus.

Ich schicke hierbei den Brief von Pückler zurück. Rüstow teilte mir mit, daß Sie ihm geschrieben, Hiersemenzel habe sich wieder so schlecht gegen Sie benommen. Es wundert mich nicht; Sie wissen, daß ich es öfter gesagt, er sei Ihr Freund nicht. Alle diese Leute in Berlin, mit Ausnahme von Scherenberg und Ihrem Vetter, haben mir, glaube ich, mit Recht nie gefallen. Sie essen Ihre Diners, schmeicheln Ihnen, um Sie desto besser hinterrücks zu verleumden; ich habe mich nie heimlich und angenehm mit ihnen gefühlt. Wenn Sie mir schreiben, sagen Sie mir, bitte, was Hiersemenzel gegen Sie getan, es wäre mir doch lieb, zu wissen in möglich vorkommenden Fällen. Ich wohne jetzt, wie schon gesagt, auf dem Lande nahe bei Zürich zusammen mit Frau Anneke[2]) und der Indianerin,[3]) die beide eine große Liebe zu mir gefaßt haben und mir auch

[1]) Hier vergißt die Gräfin, die Klammer zu schließen.

[2]) Mathilde Anneke war die Frau des ehemaligen preußischen Artillerieleutnants Anneke, der 1847 wegen angeblicher kommunistischer Gesinnungen aus dem preußischen Heer ausgestoßen worden war und dann in der rheinischen Revolution und am badischen Aufstand an sichtbarer Stelle teilgenommen hatte.

[3]) Mary Booth, eine junge amerikanische Dichterin. Gedichte von ihr, auch ein absichtlich in deutsch-englischem Kauderwelsch geschriebener Brief an Lassalle, befinden sich im Nachlaß.

sehr lieb sind; nur bin ich fortwährend unwohl. Über die Vorladung von Ludmilla, d. h. über die Enthüllung ihres Verbrechens, einundvierzig Jahre alt zu sein, haben wir sehr gelacht, sie ist noch in Florenz und schreibt noch nichts davon, zurückzukommen. Ich muß gestehen, daß ich die Tagebücher[1]) an und für sich nicht das finde, was man hätte erwarten können, aber sie kommen dennoch sehr zu rechter Zeit. Sie haben sehr recht, nicht, wie mir Rüstow sagt, den Sommer in dem abscheulichen Berlin sitzen zu bleiben. Leben Sie recht wohl, möge es Ihnen in jeder Weise so gut und so angenehm gehen, wie ich es Ihnen wünsche.

S. H.

Meine Adresse ist nach Zürich wie früher.

146.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Berlin, 22. Juni 1862.

. . .[2]) Daß Ihnen meine letzten drei Produktionen so gefallen haben, freut mich, denn ich habe immer Wert auf Ihr Urteil gelegt. Auch haben sie eingeschlagen wie alle Wetter, d. h. für deutsche Verhältnisse. Die Verfassungsbroschüre[3]) hat hier große Polemiken in der ministeriellen Zeitung, „Kreuzzeitung", „Magdeburger Zeitung", „Reform" usw. hervorgerufen. Beiliegend sende ich Ihnen eine vierte Produktion, die gestern die Presse verlassen hat und Ihnen, wie ich denke, eher mehr als weniger gefallen soll, mein Vortrag in einem hiesigen Arbeiterverein.[4]) Die Bourgeoisie wird Mord und Tod schreien. Bei alledem sind und bleiben die hiesigen Verhältnisse erstaunlich langweilig; und wäre es nicht ein innerer Zwang meiner Seele, mich um die Praxis der Idee, d. h. also die Politik zu bekümmern, ich hätte mich lange in die reine Wissenschaft geflüchtet.

Daß Sie gute Freundinnen gefunden haben, mit denen Sie zusammen wohnen, ist mir lieb zu hören. Einsamkeit ist langweilig, wenn man nicht fortwährend büffelt.

---

[1]) Ludmilla Assing hatte vor kurzem die ersten sechs Bände der Tagebücher ihres Onkels Varnhagen von Ense erscheinen lassen.

[2]) Voraus gehen Mitteilungen über die Geschäfte der Gräfin in Köln, deren Lassalle sich auch jetzt noch annahm.

[3]) „Über Verfassungswesen" erschien bei G. Jansen in Berlin.

[4]) Das Arbeiterprogramm (wie Lassalle seinen Vortrag vom 12. April nachträglich nannte) erschien bei Karl Nöhring in Berlin.

Hiersemenzels Schweinereien Ihnen brieflich zu erzählen, wäre viel zu lang und ennuyant! Mündlich, wenn ich Sie in der Schweiz sehe, kann ich das tun. Einstweilen haben Sie ja an dem Resultat genug, zumal wenn Sie meine Langmut erwägen, über die Sie mich so oft abgekanzelt haben. Sie können daraus den Schluß machen, daß er's diesmal sehr arg getrieben hat.[1]) Und bei diesem Schluß werden Sie nicht irre gehen. (Seine Frau war übrigens dabei nicht im Spiele.)

Wenn Sie sagen, daß alle diese Leute immer nur zu meinen Diners usw. kamen usw. und hinterher über mich raisonnierten, so kann ich antworten, daß ich von den meisten auch nichts Besseres weder vorausgesetzt und verlangt habe. Es ist mir das häufig eben ganz recht.

Übrigens ist meine ganze Gesellschaft fast gänzlich erneuert. Sie würden nur sehr wenige daraus kennen. Fast alles neue Bekanntschaften, zahlreich genug. Ziegler übrigens hat mich wirklich sehr gern und ist mit den andern gar nicht zu vergleichen. Dann auch Bucher, der aber jetzt in London. Die andern würden Sie meistens auch dem Namen nach kaum kennen.

Meine Reise nach der Schweiz wird sich wahrscheinlich bis zum Anfang August verzögern. Wahrscheinlich gehe ich nämlich Anfang Juli nach London — infolge allerlei Erwägungen, Industrieausstellung, Pflichtgefühl, London einmal zu sehen usw. — bleibe da vier Wochen, also bis Anfang August, und komme von da nach der Schweiz, wo ich also in der ersten Hälfte August eintreffe, um bis Mitte September oder Ende September dort zu bleiben. Wollen Sie das Rüstow sagen. Ich werde Sie entweder in Zürich sehen oder es ist mir auch recht, auf meiner Reise ins Engadin, bei der mich Rüstow begleiten will, über Tarasp zu gehen.

Möglich übrigens — aber nicht wahrscheinlich — daß die Reise nach London ganz unterbleibt — dann käme ich schon im Juli nach der Schweiz.

Herwegh sagen Sie, er solle doch wieder einmal an Dingelstedt[2]) schreiben. Ich habe von diesem noch nichts gehört.

Mit den besten Wünschen

F. Lassalle.

P.S. Rüstow — dem ich ebenso wie Herwegh ein Exemplar der Arbeiterbroschüre schickte — sagen Sie gefälligst folgendes: Er solle das Möglichste tun, um dieselbe in Massen in den Arbeiterstand zu bringen. Der Preis ist danach eingerichtet: Ladenpreis 3 Sgr. und für Vereine oder solche, die Partien beziehen, 2 Sgr. per Exemplar, wenn

[1]) Lassalle verschreibt sich: haben.

[2]) Siehe oben Nr. 136.

sie sich direkt an mich oder, da ich ja bald abreise, an Herrn Dittmann (Nöhringsche Druckerei) Berlin, Prinzenstr. Nr. 27 wenden. (Von der Verfassungsbroschüre schrieb ich neulich irrig an Rüstow, sie koste 4 Sgr., der Ladenpreis war 6 Sgr.)

Ob und was Rüstow sowohl in Zürich als Deutschland für diesen Zweck tun kann, wird er wissen. Eben kommt Rüstows Manuskript an.

147.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

[Anfang September 1862.] [1])

Ich hätte Ihnen gern geschrieben, wenn ich gewußt hätte, wohin sie adressieren, so will ich Ihnen wenigstens einige Zeilen hier zurücklassen und Ihnen sagen, wie sehr ich wünsche und darauf rechne, daß Sie jedenfalls und recht bald nach Wildbad kommen. Werden Sie denn nicht, [auch] wenn der Ort auch langweilig, gern eine Zeit mit Menschen sein, die es am besten auf der Welt mit Ihnen meinen? Vorzüglich nach mancher schlimmen Erfahrung, die Sie leider wieder in dieser Beziehung gemacht haben? Ich fühle das Bedürfnis, Ihnen zu sagen, daß ich in meinem Herzen unverändert für Sie dieselbe bin und bleiben werde, wie es auch kommen möge, daß keine neue Freundschaften derjenigen, die ich in so langen Jahren und so bösen Tagen für Sie gehabt, irgend einen Abbruch tun könnten. Ich reise von hier morgen früh nach Wildbad, sehr unwohl und tief verstimmt über die Nachrichten aus Italien. Sehr hat es mich gefreut, daß Sie noch halb und halb manierliches Wetter zu Ihrer Gebirgsreise hatten, ich hätte Sie nur dabei wieder geniert durch mein Unwohlsein und schlimmen Fuß, sonst wäre ich herzlich gern mitgegangen.

Leben Sie recht herzlich wohl, ich rechne auf baldiges Wiedersehen in Wildbad.

Sophie.

[1]) Lassalle befand sich im Juli und bis Anfang August in London. Die Gräfin verlebte in Rüstows Gesellschaft den August und September in Wildbad. Am 14. August vermutet Marx auch ihn dort (vgl. Bd. III, S. 399). Da aber die Gräfin hier auf Garibaldis unglücklichen Zug gegen Rom anspielt und auf Lassalles Schweizer Reise, die diesen noch Ende August in Zürich festhielt, so ist der Brief der Gräfin wohl von Anfang September zu datieren.

148.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

[Berlin, Sonnabend, 27. September 1862.]

Liebe Gräfin!

Solange Sie beide in Wildbad, werde ich meine Briefe an Sie und Rüstow nur an Sie richten, da ich es doch im ganzen für überflüssig halte, die preußische Polizei direkt von Rüstows Aufenthalt zu benachrichtigen. —

Infolge der in Pforzheim an der Eisenbahn bei der Billettnahme eingezogenen Auskunft entschloß ich mich kurz und schnell zu einer Änderung meines Vorhabens und nahm Billett direkt nach Berlin, wo ich also Dienstag früh anlangte. Ich bin mit dieser Änderung sehr zufrieden. Denn nach Weimar habe ich geschrieben und Dingelstedt offeriert, von hier aus hinzukommen, falls er sein Versprechen hält.[1]) Wenn nicht, was sollte ich in Weimar? Höchstens hätte man meinen Aufenthalt dort auf die kleindeutsche Versammlung bezogen, was mir fatal gewesen wäre, und jedenfalls war es dann ganz müßig und zwecklos. In Kassel vollends wollte ich nur bleiben, um nicht in der Nacht in Weimar anzukommen, und folglich hätte ich drei Tage umsonst verloren. Ich tat also viel besser, direkt hierherzugehen, wo ich infolgedessen schon einige Tage schön arbeite und daher vorläufig in der zufriedenen und guten Laune bin, die mir tüchtiges Arbeiten nach längerem Intervall für den Anfang, wenn auch nicht gar zu lange, immer verleiht.

Auch sonst ist die Situation in Berlin in diesem Momente immer noch etwas interessanter, weil gespannter, als bisher. Gestern fuhr ich zum Meschores,[2]) erfuhr aber, daß er infolge der Krankheit eines Kindes schon seit mehreren Wochen abwesend — auf dem Lande — ist. Spezialissima habe ich also noch nicht erfahren können. Aber schon bei meinem Eintreffen hierselbst war hier allgemein bekannt, daß die Ernennung von Bismarck-Schönehose[3]) schon erfolgt sei, und daß Heydt seinen Abschied gegeben, weil er als reicher Mann einen künftigen Regreß auf sein Vermögen bei der Verausgabung nicht genehmigter Posten fürchtet. — Noch am Tage meiner Ankunft war ich zu einer Art von

[1]) Siehe oben Nr. 136 und 146.

[2]) Hebräisch = Diener. Wer diese in der Folge häufig genannte Persönlichkeit war, die Lassalle über die intimen Vorgänge in den Kreisen der Regierung und der konservativen Partei unterrichtete, ließ sich nicht mit Gewißheit feststellen.

[3]) Bismarcks Ernennung zum Ministerpräsidenten war am 24. September erfolgt.

politischem Souper eingeladen, an deren Spitze mein Adjutant Loewe [1]) steht, und wo ich auch Waldeck,[2]) Taddel,[3]) Schulze-Delitzsch [4]) und viele andere Deputierte traf. Ich sah daselbst wieder, daß man in Deutschland keinen schlechten Witz mehr machen kann! Er wird sofort von der Wirklichkeit ratifiziert oder überboten. Sie erinnern sich, daß ich in Wildbad bei den Zeitungsgerüchten, Heydt wolle abtreten, sagte: Jetzt wird Heydt noch ein populärer Heros werden! Richtig, so war's! Das ganze Philisterium daselbst — nicht Waldeck — schwärmte für Heydts Ehrenhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit!!!

Von Waldeck, neben dem ich beim Diner saß, ließ ich mir erklären, wieso die Plenarabstimmung in Ihrer Sache gegen Sie ausgefallen.[5]) Die Hauptschuld war der Berichterstatter Kratz,[6]) der schon in der Kommission überstimmt werden mußte. Doch muß ich zuvor noch die stenographischen Protokolle nachsehen.

Gegen Bismarck-Schönehose ist hier alle Welt natürlich wütend und oppositionslustig bis zur Krawatte. In der Tat bleibt er, Sie mögen sagen, was Sie wollen, ein durchaus reaktionärer Bursche und Junker, von dem nur reaktionäre Versuche zu erwarten sind. Das einzige, was ihn von der gewöhnlichen Kreuzzeitungspartei unterscheidet, ist, daß er nicht die doktrinäre Konsequenz derselben hat, sondern barock ist! Er ist barocker Kreuzzeitungsmann. Er wird entweder bloß ein obligates Säbelgerassel beginnen, um durch die Vorschwindlung eines Krieges die Armeegelder durchzusetzen — man ist aber bereits fest entschlossen, nicht auf diesen Zopf zu beißen — oder er wird wirklich versuchen, irgendein „unschmackhaftes Gebäck" von reaktionärer Einheit zustande zu bringen. Aber auf reaktionärem Boden läßt sich die deutsche Einheit nicht errichten; dies ist die lächerlichste, barockste Idee von allen!

[1]) Ludwig Loewe (1837—1886), der spätere bekannte liberale Politiker und Großindustrielle, hatte sich damals mit jugendlichem Enthusiasmus an Lassalle angeschlossen. In seinen Briefen nennt er sich dessen „Sohn" und redet ihn Vater an. Bekanntlich war es Loewe, der kurz darauf die Beziehungen zwischen Lassalle und den Leipziger Arbeitern herstellte. Ausführliches hierfür in der Einleitung zu Bd. V, der auch Briefe von Loewe an Lassalle mitteilen wird.

[2]) J. B. Waldeck (1802—1870), der Führer der preußischen Demokratie, war 1848 noch immer die vielleicht angesehenste Persönlichkeit der Opposition im preußischen Landtag.

[3]) Gustav Ferdinand Taddel (1786—1876) vertrat von 1862 bis 1866 als Mitglied der Fortschrittspartei Berlin im Abgeordnetenhaus.

[4]) Hermann Schulze-Delitzsch (1808—1883), der bekannte preußische Politiker und Volkswirt, gegen den als den Vorkämpfer der Selbsthilfe der Arbeiter Lassalle bald danach auftrat.

[5]) Siehe oben Nr. 139, Anmerkung.

[6]) Der Landgerichtskammerpräsident Franz Joseph Kratz (geb. 1809) war Mitglied des linken Zentrums.

Hier glaubt alle Welt an das erste — das bloße Säbelgerassel. Freilich kann sich daraus forcement ein reales Ereignis entwickeln. „Das walte Gott." Übrigens würde sich gegen die reaktionäre Einheit des Herrn von Schönehose und gar gegen das Projekt eines Krieges deshalb von allen Seiten — und mit höchstem Recht — ein noch viel wütenderer Widerstand erheben als gegen die bisherige reaktionäre Ruhe. Alle Interessen würden verletzt. Kurz, ich glaube, daß die Schwierigkeiten für die Regierung jetzt erst recht beginnen, gleichviel welchen Weg sie wählt und daß Herr von Schönehose der Demokratie einen großen Dienst erweisen wird, indem er die Situation in eine noch greulichere Verwirrung bringt, als die, in der sie sich schon jetzt befindet.

Sagen Sie R[üstow] erstens, daß ich vorgestern an Janke geschrieben, noch keine Antwort habe, ihm noch zwei Tage Zeit lassen und dann auf die Bude steigen will. Zweitens, daß ich an Streit[1]) einen ausführlichen Brief laut Verabredung geschrieben habe.

Lassen Sie sich auf dem Lesekabinett die Beilage zur „Offiziellen Kaiserlichen Wiener Zeitung" vom 6. September (Wochenschrift für Wissenschaft und Kunst) geben. Sie finden da unter der Überschrift: „Julian Schmidt auf der Anklagebank" einen langen, wahrhaft erstaunlichen Dithyrambus auf mein Buch. Erstaunlich nämlich, wenn man bedenkt, daß es die amtliche kaiserliche Zeitung ist, die eine solche Kritik über mich bringt.

Ihr Diener ist noch ohne Engagement. Wollen Sie ihn wieder nehmen?

Das ist es, was ich für heute zu schreiben weiß. Viele Grüße an Sie und R[üstow] und baldige Antwort.

Auf dem neulichen Souper habe ich schon vier Bezirksvereinspräsidenten Vorträge für diesen Winter zusagen müssen. Wissen Sie gute Themata? Sie wissen, für mich ist immer die Wahl des Themas, was mich am meisten quält. Herzlich grüßend

Ihr

F. L.

. . . Sonntag abend.

Ich komme aus Wallners Theater und muß Ihnen sagen, daß die Leute anfangen, erstaunlich frech zu werden. Es waren einige Possen, nicht übel, zum Lachen, mit ganz guten Couplets. Mitten in einer Verhöhnung unserer jetzigen Situation, in einem Zusammenhang, der nicht den geringsten Zweifel darüber ließ, daß mit dem folgenden nur der König gemeint sein konnte, kamen die Verse vor:

[1]) Der Rechtsanwalt Fedor Streit in Koburg, der Geschäftsführer des Nationalvereins. Briefe von ihm an Lassalle befinden sich im Nachlaß.

„Wilhelm, Wütrich, Dietrich
auf die Füße treten is nich!"

Unermeßlicher Beifall. Mit großem Beifall wurden auch Strophen für Garibaldi und gegen Napoleon aufgenommen. Valete! F. L.

149.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)[1])

Neustadt an der Hardt, 11. Oktober 1862.

Liebes Kind, sehr lange habe ich nichts von Ihnen gehört, und, Sie mögen es glauben oder nicht, es fehlt mir ungeheuer und tut mir wie so manche Ihrer Äußerungen „über gänzliches Alleinstehen, völlige Herzensvereinsamung", „keine Seele brauchen" sehr wehe. Daß ich Ihnen nicht fehle, glaube ich gern, aber ich mag sonst haben, was ich will, Sie werden mir immer sehr fehlen. Daß wir in den letzten Jahren nicht viel gegenseitig vielleicht zur täglichen Annehmlichkeit unsres Lebens beigetragen haben, ist eine Tatsache; unsre Charaktere sind grade vielleicht in manchen Dingen zu gleichartig, Sie waren noch viel schroffer geworden, und mein physisches und moralisches Leiden erforderte eine sehr weiche, zarte Hand. Ich wurde immer gereizter, nervöser, mißmutiger, was doch sonst meinem eigentlich von Natur heitern und im täglichen Leben facilen Charakter fremd ist. Diese schlimme Wechselwirkung war einmal gegeben und nicht mehr zu entwirren wie Ursache und Wirkung. Ich habe, glauben Sie mir, wenn Sie es auch nicht begreifen und ungerechtfertigt finden, auch oft recht schwer daran getragen, aber ebenso wahr ist es, daß es den eigentlichen Kern meiner Freundschaft für Sie nicht berührt hat. Und sollten Sie einmal wieder den Wunsch nach einer wahrhaft befreundeten Seele haben, die Freude und Leid, das Ihnen widerfährt, ebenso fühlt wie Sie, so werden Sie finden müssen, daß Sie nie einen besseren Freund gehabt noch haben werden als mich. Nun genug der Reden, die Ihnen sentimental erscheinen mögen.

Ich habe Wildbad, was mir diesmal nicht gut getan hat (ich fühle mich überhaupt seit länger als einem Jahr sehr herabgekommen) am 7. verlassen und bin nun seitdem hier in [der] Hardt zur Traubenkur,

[1]) Am 1. Oktober hatte die Gräfin an den Rand eines Briefes Rüstows an Lassalle geschrieben: „. . . Wir reisen am 6. zur Traubenkur nach Neustadt. Vorher schreibe ich noch ausführlich. Schreiben Sie recht bald nach Neustadt poste restante. Die herzlichsten Grüße. Arbeiten Sie nicht zu viel."

auf die ich große Hoffnung setze. Die Pfalz ist wirklich ein wunderschönes Ländchen, die Menschen ein lustiges, gutmütiges Völkchen, das Klima herrlich, es wachsen Massen von Mandelbäumen im Freien. Außerdem finde ich es wieder bestätigt, daß im versteckte sten und kleinsten Ort in Süd- und Westdeutschland die politische Bildung und innere Freiheit um hundert Prozent über den gebildetsten Leuten in Berlin steht. Es besteht überall auch eine Art Organisation und Verbindung über ihre Kreise hinaus; man hat Rüstow und daher auch mich mit vieler Wärme aufgenommen, es scheinen recht gute Elemente da zu sein, und Sie können denken, daß ich keine Gelegenheit zur Wühlerei versäume. Die Versammlung der Vorstände der Turnvereine vom Ober-, Mittel- und Unterrhein, die am 12. in Heidelberg stattfinden sollte, ist bis Ende des Monats verschoben. Was die Garibaldisammlung anbelangt, so hatte ich Rüstow darüber an Schw[eigert][1]) schreiben lassen, der uns gestern antwortet, daß die Sache zum Beschluß in der Versammlung erhoben und unverzüglich in Thüringen stattfindet, hier soll es auch in allen Turnvereinen geschehen. Was nun Garibaldi selbst anbelangt, so muß man gestehen, daß es ganz unmöglich ist, sich schwächer und ungeschickter zu benehmen. Man darf dies freilich nicht eingestehen und muß ihn behandeln wie eine Geliebte, über deren Fehler man zwar im Klaren, die man aber trotzdem nicht aufhören kann zu lieben und daher gegen jedermann verteidigt. Daß das allgemeine Urteil nicht scharf über ihn ausfällt, hat er, glaube ich, bei Freund und Feind nur dem bei weitem überwiegenden Haß gegen die Piemontesen zu verdanken. Daß seine Expedition, so verrückt sie angelegt war, dennoch in mancher Beziehung sehr gute Folgen gehabt, die Sache viel weiter gebracht hat, ist zwar nicht sein Verdienst, aber er ist und bleibt dennoch der unentbehrliche Mann der Situation und muß auf dem Schild erhalten werden. Wenn er sich nur jetzt bei der Amnestie ordentlich benimmt und vor allen Dingen nicht, wie es sein Brief befürchten läßt, nach Amerika geht. Dann wäre er freilich für alle Zeiten fertig, was ein enormes Unglück wäre. Ich bin gerade jetzt besonders böse auf ihn; es ist nämlich mit seiner besonderen Erlaubnis ein Tagebuch über Caprera (von Adolf Stahr übersetzt) von dem ekelhaften Vecchi[2]) erschienen. Ein ekelhaftes Buch überhaupt, voll der absurdesten Lobhudeleien und grade über seine sentimentalen Narrheiten, wo aber folgende Stelle über Mazzini vorkommt, „auch gedenke ich noch eines Briefes, den ein von

[1]) Über den österreichischen Hauptmann a. D. Ludwig Schweigert und die Rolle, die er damals im Nationalverein spielte vgl. Bd. II, S. 273. Vgl. dort auch seinen Brief an Lassalle vom 15. Januar 1862.

[2]) Gemeint ist das Buch: Garibaldi auf Caprera, deutsch und eingeführt von Adolf Stahr. Vgl. hierzu den Brief Rüstows an Lassalle vom 10. Oktober in Bd. V.

drei Dämonen, Neid, Ehrgeiz und Unfähigkeit besessener Mann (Mazzini) geschrieben. Mit diesen hatte er sich herausgenommen, die Pläne des Generals zu kritisieren, der Brief endigte mit einer unverschämten Enthüllung seiner Gedanken". Es ist gewiß damit der wundervolle, so edle und entsagende Brief gemeint, den uns Madame Mario[1]) gezeigt. Was soll man nun davon denken, daß [Garibaldi] eine solche Veröffentlichung ausdrücklich billigt?

Die Preußischen Kammern gefallen mir hingegen sehr, sie tun eigentlich alles, was man kaum erwarten konnte, und auch wirklich alles, was in der Situation gegeben, möglich und nötig, und halten dabei so wundervoll abgeschmackte Reden, daß man sich totlachen möchte. Bismarck ist himmlisch, der vollständige gamin, und wird nun wohl bald mit dem „etwas, was nicht in der Verfassung steht" (diese Redeweise von van der Heydt ist doch zu klassisch kindisch) herausrücken. Rüstow beklagt sich bitter, daß Sie ihm nicht antworten, er wartet mit Schmerzen auf die schönen Geschichten, die Sie ihm gewiß mitzuteilen haben. Es geht ihm übrigens sehr gut, sein Fuß völlig hergestellt, sowie seine inneren, durch lange Qual und Ärger verursachten Leiden, seine nervöse Reizbarkeit völlig verschwunden, und er ist heiter und vergnügt wie ein Kind.

Mein Mantel ist noch nicht angekommen, ich vermisse ihn aber gar nicht, hier ist es noch völlig warm. Warum konnten Sie nicht länger bleiben, warum sind Sie nicht hier? Es würde Ihnen in jeder Beziehung gut sein physisch und moralisch, Traubenkur, schöne Gegend und ein gemütliches, heiteres Beisammensein. Man kann doch auch zu Zeiten sich einmal als Privatmensch fühlen. Nun leben Sie wohl, liebes Kind, schreiben Sie mir recht bald, wie es Ihnen geht, was Sie treiben, die inneren Vorgänge, wenn Sie Rüstow die äußeren schreiben. Ich will Ihnen nicht innerlich fremd werden.

Tausend herzlichste Grüße . . .

150.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Dienstag abend, 14. Oktober [1862].

Liebe Gräfin!

Ich habe heut Ihren Brief erhalten. Wundern Sie sich nicht, daß ich so lange nicht schrieb. Ihr habt mir beide so viel zu tun gegeben, daß ich, wenn meine Arbeiten, die mir gleich Wellen über den Kopf zusammen-

[1]) Frau White Mario.

schlagen, nicht ganz und gar leiden sollen, wirklich nicht weiß, woher noch die Zeit zum berichten nehmen. Überdies wird der Bericht selbst zeigen, warum ich nicht früher schreiben konnte.

Der Garibaldi-Auftrag war mir durchaus nicht angenehmer Natur. Diese Sache gehört zu denen, von denen ich sehr gern habe, wenn sie überhaupt geschehen, von andern in die Hand genommen werden, und bei denen ich mich gern mit Geld oder auch einer Rede beteilige, die ich aber sehr ungern selbst in die Hand nehme, weil dies eine Tätigkeit und Zeitverschwendung erfordert, zu der das Resultat in gar keinem Verhältnis steht. Denn au fond ist damit weder für hier genützt, noch Garibaldi irgend geholfen. Die Sache gehört zu den „sympathetischen Demonstrationen", wie ich sie nennen will, und nicht zu den aktiven oder solchen, die eine Krise weitertreiben. Indessen das war noch der geringste meiner Unlustgründe. Ich hatte noch weit gewichtigere, die es zu langweilig ist, hier zu entwickeln.

Gleichwohl beschloß ich Ihnen und Rüstow zu lieb, da Sie gar so dringend schrieben, alle persönlichen Ansichten beiseite zu setzen und in Ihrem Sinne zu handeln. Nur so viel war klar: Sollten die Sammlungen bloß im Privatkreise geschehen, — so kam natürlich weder an Geld noch Namenzahl irgend etwas der Rede wertes zusammen. Bloß um sich zu blamieren, unternimmt man doch nichts. Folglich bedurften wir der Öffentlichkeit. Zu dieser aber hatten wir nicht einmal die erforderlichen Zeitungen, sobald die Sache nicht von der Fortschrittspartei ausging. Und diese wirkte uns sogar entgegen, wenn die Sache nicht von ihr ausging. Dann aber war im jetzigen Augenblick nur das kläglichste Fiasko zu erwarten.

Ich sprach mit allen meinen Freunden, Ziegler (der es, mit Unrecht, für ganz unmöglich hielt), Ludwig Loewe (meinem Adjutanten, nicht Calbe), Bleibtreu,[1]) Stein usw. usw. usw. usw. usw. darüber. Alle stimmten — die meisten viel mutloser als ich, denn ich hatte nun einmal den Kopf aufgesetzt, daß es geschehen solle — darin überein, daß es von der Fortschrittspartei ausgehen müsse. Nun beauftragte ich Bleibtreu, in meinem Namen zu Duncker[2]) zu gehen (denken Sie, wie weit ich ging!) und ihn aufzufordern, die Sache am liebsten in folgender Form in die Hand zu nehmen: Er solle mit mehreren andern Fortschrittlern usw. ein Meeting in den Zeitungen einberufen zum Zweck einer Sympathiedemonstration für Garibaldi, die zugleich als feindselige Demonstration gegen Napoleon und seinen Kammerdiener Bismarck auftreten sollte;

[1]) Der Schlachtenmaler Georg Bleibtreu (1828—1892) lebte seit 1858 in Berlin.

[2]) Mit Franz Duncker, dem Besitzer der „Volkszeitung" und fortschrittlichem Abgeordneten hatte Lassalle schon im Januar 1861 gebrochen. Vgl. Bd. II, Nr. 128, S. 235.

auf diesem Meeting sollte dann die Kollekte beschlossen und begonnen und in den Zeitungen fortgesetzt werden. Mit Duncker hatten wir die Volks- und Nationalzeitung.

Bleibtreu ging zu Duncker und kam mit der Nachricht zurück, daß Duncker verreist sei und erst in vier Wochen, wie es damals hieß, zurückerwartet werde.

Blieb mir also nichts übrig, als meinen Adjutanten Ludwig Loewe zu Schulze-Delitzsch — der auf ihn Rücksicht nehmen muß, weil er an der Spitze von populären Vereinen steht — mit derselben Kommission zu schicken. Jetzt begann das Pech. Dreimal verfehlte Loewe den Schulze, einmal traf er ihn, ohne ihm von irgend etwas sprechen zu können, so erschöpft war Schulze gerade von Kammeranstrengungen. Ich mußte inzwischen nach Erfurt reisen, durch telegraphische Depesche meines dort wieder krank gewordenen Vaters dahin berufen. So dauerte das von Freitag vor acht Tagen bis gestern (Montag). Immerhin war auch Schuld Loewes dabei, der, von tausend Dingen zugleich in Anspruch genommen, der Sache — dem Aufsuchen Schulzes — nicht den hinreichenden Grad von Hartnäckigkeit gewidmet hatte. Sie können aber dafür, aus einem Brief Loewes, den ich bald anführen werde, schließen, wie ich ihn heruntergeputzt habe. Gestern bei einem kleinen Diner, das ich gab, erschien Loewe mit der Nachricht, daß er Schulze wieder verfehlt. Gleichzeitig aber empfing ich von dem soeben zurückgekehrten Adolf Stahr die Nachricht, daß Duncker auch gestern zurückgekehrt sei. Ich änderte sofort meinen Auftrag für Loewe dahin um, daß er heut zu Duncker gehen müsse und dafür verantwortlich sei, ihn zu treffen. Infolgedessen empfing ich heut beiliegenden Brief Loewes, aus dem Sie ersehen, daß Duncker nicht abgeneigt ist, sich aber Bedenkzeit ausgebeten. Ich habe sofort Loewe wieder geschrieben, daß er wieder zu Duncker (Donnerstag) müsse.

Außerdem habe ich Stahr und heut auch Fanny[1]) auf Duncker gehetzt.

Außerdem hat mir der Abgeordnete Martiny[2]) — der einzige anständige Abgeordnete, dem auch mein gestriges Diner eigentlich galt — versprechen müssen, daß er in seiner Heimat Ostpreußen, wohin er heut zurückgekehrt ist, die Sammlungen machen und mir Betrag und Listen übersenden werde.

Außerdem hat mir Stahr versprochen, im Freundeskreise zu sammeln und die Beiträge zu überbringen.

[1]) Fanny Lewald (1811—1889), die bekannte Schriftstellerin und Gattin Adolf Stahrs.

[2]) Einige Briefe des Abgeordneten Martiny-Kaukehnen befinden sich im Nachlaß. Er figurierte später als Vertrauensmann des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins für Ostpreußen.

Außerdem hat mir Johann Jacoby,[1]) der mir gestern, grade während wir bei Tisch saßen, seinen Besuch machte (er bedauert, Rüstow, den er in Zürich aufgesucht, verfehlt zu haben) [versprochen], daß er in Königsberg sammeln werde. Jacoby aber wird wohl seine Beiträge direkt senden. Wenigstens habe ich mit ihm nicht ausgemacht, daß sie durch mich gehen sollten.

Außerdem hat Loewe in seiner „Lesegesellschaft" die Sache angeregt und da sehr geneigten Boden gefunden.

Soviel hiervon für heut. Nächstens weitern Bericht. — Ungünstig ist, daß in der Zwischenzeit die Amnestie eingetreten und zweitens, daß der Lord Mayor den Vorsitz des Meeting abgelehnt hat (das Gegenteil würde Duncker sehr gekitzelt haben). Doch denke ich, daß noch irgend was zustande kommen kann.

2. Affäre Janke . . . [2])

3. Affäre Streit.

Wie bereits gemeldet, hatte ich an Streit einen langen Brief wegen der Wehrvereine und -Gelder geschrieben. Wie ich von Erfurt zurückkomme, finde ich einen Brief Streits[3]) vor, worin er in sehr unbestimmten Ausdrücken irgend etwas Punkto der Wehrvereine verspricht und zugleich anfrägt: ob ich es nicht auch für angemessen halte, daß auf der National-Verein-Versammlung[4]) ein Beschluß zugunsten [der] Frankfurter Reichsverfassung ergehe. Er entwickelt ein langes Plaidoyer hiefür, erklärt aber, doch meine Meinung wissen zu wollen. Zeit war nicht zu verlieren. Denn zwei Tage drauf sollte die Sitzung schon statt haben. Ich setze mich sofort hin und schreibe Streit einen drei Bogen langen Brief, worin ich ihm nachweise, daß dies nur das Tun reaktionärer Utopisten sei. Der Brief hatte kein anderes Resultat, als daß Streit nicht für die Reichsverfassung sprach; wohl aber stimmte er dafür.

Nun, das konnte er vielleicht nicht ändern. Was mich aber indigniert hat, ist der schwächliche Beschluß in der Wehrvereinssache und die Reservierung der Flottengelder für Flottenzwecke.[5]) Hier konnte jedenfalls weiter gegangen werden und resp. will ich mit Männern eines Vereins, in dem nicht weiter gegangen werden kann,

[1]) Johann Jacoby (1805—1877), der bekannte demokratische Politiker, war durch Adolf Stahr und Fanny Lewald zuerst auf Lassalle aufmerksam gemacht worden.

[2]) Es handelte sich hier um Differenzen Rüstows mit dem Verleger Janke.

[3]) Streits Brief, der vom 1. Oktober datiert ist, wird in Bd. V abgedruckt werden.

[4]) Der erste deutsche Abgeordnetentag fand am 28. und 29. September in Weimar statt, die dritte Generalversammlung des Nationalvereins in Koburg.

[5]) Vgl. hierzu Hermann Oncken, Rudolf von Bennigsen, Bd. I, S. 506 ff., 586 u. passim.

auch nicht das Geringste mehr zu tun haben. Dazu ist meine Zeit viel zu edel. Ich bleibe Streit herzlich gut, erkläre aber Rüstow, daß ich jede Verhandlung mit Streit und alles Briefeschreiben an ihn entschieden für ewige Zeiten verweigere. Wenn Rüstow noch mit diesen Leuten weiter verhandelt, so hat er einen bessern Magen als ich. Ich will für alle Ewigkeit, solange sie im Nationalverein sind, nichts mit ihnen zu tun haben. Und wenn die hiesige Idee glückt (was mir noch sehr zweifelhaft; es darf beileibe zu niemand davon gesprochen werden), einen Gesamt-Arbeiterverein für ganz Deutschland mit dem Zentralort Berlin zu stiften und mich an die Spitze desselben zu setzen, so werde ich meine Tätigkeit sofort mit einem Akt der Feindseligkeit gegen den Nationalverein beginnen.

Wenn Rüstow sich einigermaßen die Zeit überschlägt, die ich für die bisher erwähnten Briefe und Demarchen notwendigerweise verwendet haben muß, die alle auf Eure Rechnung kommen, so wird er wohl selbst sehen, daß Ihr mir eine schöne Zeit in Anspruch genommen habt; daß, wenn ich nicht an ihn schrieb, ich für ihn schrieb; und daß es also schreiend unbillig von ihm ist, sich über Nichtschreiben zu beschweren und mir Zug um Zug schreiben zu wollen.

Zudem hat er wenigstens [da] dort in Neustadt doch nicht zu viel zu tun, arbeitet vielleicht seine vier Stunden im Tage und unterhält sich dann. Während mir der reine Angstschweiß ausbricht und ich nicht weiß, wohin ich soll. Hören Sie beispielsweise, was ich seit meiner Rückkunft — es war, glaube ich, den 23. oder 24. September — getan habe. Ich habe den ersten Band von Monteil,[1]) Histoire des divers Etats 14. Jahrg. 620 Seiten ausgelesen und ihn fortlaufend mit meinen Noten begleitet. Ich habe mir dann zu dem sehr wichtigen Buch selbst einen Index gemacht, der mich über drei Tage (von früh bis Abend) gekostet hat. Ich habe dann den Darwin[2]) zu Ende gelesen, 517 Seiten, von denen ich erst 150 gelesen hatte, und ihn auch mit fortlaufenden Anmerkungen begleitet. Ich habe mir dann aus der „Historia Universitatis Parisiensis a Bulaeo“[3]) (einem alten, für verschiedene Zwecke für mich sehr wich-

[1]) A. A. Monteil, Histoire des Français des divers États aux cinq derniers siècles. XIV. Siècle. Volume I Paris 1828. Der Band hat übrigens nur 482 Seiten.

[2]) In dem Teil der Lassalleschen Bibliothek, der später in Schönbergs Besitz kam und jetzt Prof. Bernhard Harms in Kiel gehört, befindet sich mit Strichen und Bemerkungen von Lassalles Hand: Charles Darwin, Über die Entstehung der Arten, übersetzt von Dr. Braun, Stuttgart 1860, vgl. Eduard Rosenbaum, Ferdinand Lassalle, Studien über historischen und systematischen Zusammenhang seiner Lehre, Jena 1911, S. 16.

[3]) Bulaeus, Historia Universitatis Parisiensis, Paris 1668, zitiert in: „Die Wissenschaft und die Arbeiter“.

tigen Werk von vier Folianten) und aus der „Chronique von Monstrelet“[1] (15. Jahrhundert) schriftliche Auszüge gemacht, sechsunddreißig Quartseiten von meiner engsten Handschrift. Ich habe dann von Tookes[2] Geschichte der Preise den ersten Band (999 Seiten), den ich vor meiner Abreise gelesen hatte, kursorisch rekapituliert, um es frisch im Gedächtnis zu haben, wenn ich jetzt an den vierten Band gehe, ich habe ferner den ersten Band des Urkundenwerks von Theulet angefangen.

Rechnen Sie das zusammen, so ist es für mich selbst stupend und wunderbar, wie ich dies in der kurzen Zeit von drei Wochen, bei starker Korrespondenz und einer Reise nach Erfurt, zusammenarbeiten konnte. Aber doch sinkt es in ein lächerliches Nichts zusammen, verglichen mit dem, was ich noch zu tun habe. Ich habe, um nur das unmittelbarste hervorzuheben, noch drei Bände Monteil, jeden zu ca. 650 Seiten, zu lesen (früher hatte ich nur den fünften Band gelesen). Ich habe den zweiten Band von Tooke, wieder 880 Seiten, zu lesen. Ich habe sechs Bände Schelling,[3] die neu erschienen, jeden 7—800 Seiten aufzulesen. Ich habe das fünfbändige Urkundenwerk von Theulet nachzulesen. Ich habe zwei neue Bände Louis Blanc,[4] mit denen ich im Rückstand, nachzulesen. Ich habe zwei dicke Bände deutscher Chroniken des Mittelalters, die ich schlechterdings brauche, durchzulesen. Außerdem umstehen mich aber noch solche Massen ökonomischer, juristischer, philologischer und philosophischer Nova, daß ich eine Stunde brauchen würde, sie hier zu verzeichnen. Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht. Alle diese Bücher grinsen mich an wie ebensoviele unbezahlte Schuldscheine. Alle diese Bücher wollen gelesen sein. Es ist gar nicht möglich, alle diese Schulden zu bezahlen. Und dabei will ich doch mein ökonomisches Werk jetzt schreiben und dabei Agitationsvorträge ausarbeiten.

Kurz, es ist zum verzweifeln und um entmutigt zu werden. Das weiß ich, daß, wenn ich wieder auf die Welt komme, ich mir eine andere Existenz wähle. Das weiß ich auch, daß ich mir eine unmögliche Aufgabe gestellt habe und an ihr zugrunde gehen muß. Aber ich will wenigstens im zugrunde gehen noch zeigen, welche Trümmer man zusammenarbeiten kann.

---

[1]) Lassalle bediente sich dieser Exzerpte aus der Chronik von Enguerraud de Monstrelet in der Verteidigungsrede: „Die Wissenschaft und die Arbeiter“ am 16. Januar 1863.

[2]) Thomas Tooke, A history of prices, war in der Übersetzung von C. W. Asher 1858 und 1859 in zwei Bänden deutsch erschienen.

[3]) Nach Schellings Tode (1854) waren 1856 bis 1861 seine sämtlichen Werke in 14 Bänden erschienen.

[4]) Louis Blanc (1811—1882), der französische Sozialist, der bekanntlich Lassalles praktische Vorschläge zur Verwirklichung des Sozialismus sichtlich beeinflußt hat.

Und bei alledem schreibe ich doch noch, wenn ich einmal schreibe, Briefe, so lang, daß ich eben zum vierten Bogen greife. Freilich habe ich auch, seitdem ich von Wildbad zurück, noch nie über sechs Stunden und häufig nur fünf Stunden geschlafen. — Unter solchen Umständen einem die Briefe nachrechnen, ist kindisch. —

Sie und Rüstow wollen amüsante Neuigkeiten haben. Ich habe keine, denn der Meschores ist, wenigstens so viel ich weiß, noch nicht zurück. Kann also nur erzählen, was alle Welt erzählt, daß nämlich der König vor Wut eine Uhr zerbrochen haben soll, daß er die Königin in Baden-Baden gekeilt haben soll und daß der Kronprinz demonstrandi causa abgereist sein soll (nach Italien) und ähnliches Geschwätz.

Dagegen will ich Ihnen erzählen, was wahrscheinlich beim Wiederzusammentritt der Kammer geschehen dürfte. Waldeck beabsichtigt Steuerverweigerung. Er legt nämlich den betreffenden Artikel so aus, daß nur die damals bestehenden Steuern (zur Zeit der Verfassung) der Regierung zu erheben freistehen solle. Ich halte diese Auslegung für falsch. Abgesehen davon glaube ich, daß keine Majorität für den Beschluß aufzutreiben sein wird. Und wenn selbst, so glaube ich, daß der Beschluß ein entschiedener und grober Fehler wäre. Er wäre unausführbar und würde nur den Sieg der Regierung in die Hand spielen.

Ich habe dagegen einen andern Gedanken gehabt, der, scheinbar weit weniger heftig, doch viel gründlicher ist und ohne allen Zweifel die Regierung bezwingt. Wenn nämlich die Kammer wieder zusammentritt und die Militärausgaben, wie natürlich, fortgesetzt worden sind, erläßt die Kammer einfach folgenden Beschluß:

„In Erwägung, daß die Kammer damals diese und diese Ausgaben verweigert hat,

In Erwägung, daß dieselben dennoch auch von dem Tage dieses Beschlusses ab fortgesetzt worden sind,

In Erwägung, daß somit, und solange mit diesen von der Kammer gestrichnen Ausgaben fortgefahren wird, die preußische Verfassung eine Lüge ist,

erklärt die Kammer, es für der Volksvertretung unwürdig und für eine Komplizität an der verbrecherischen Handlungsweise des Ministeriums, irgendeine Geschäftsverhandlung mit demselben vorzunehmen, solange es sich auf dem Boden des Verbrechens behauptet, und beschließt deshalb, ihre Sitzung auszusetzen auf unbestimmte Zeit und auf so lange, bis die Regierung den Nachweis erbringt, daß die verweigerten Ausgaben eingestellt worden sind.“ [1])

[1]) Diesen Gedanken entwickelte die Rede: „Was nun?“, die Lassalle am 19. November 1862 als Fortsetzung seiner ersten Rede „Über Verfassungswesen“ in Berlin hielt.

Wenn die Kammer diesen Beschluß faßt, ist die Regierung lahmgelegt. Auflösen ändert die Situation nicht. Die neue Kammer würde es sofort wieder erklären. Bleibt der Regierung somit nur die Wahl: nachzugeben oder sich der konstitutionellen Form überhaupt zu begeben; absolut weiter zu regieren.

Dies aber ist unmöglich. Folglich würde die Regierung nachgeben. Dann aber stünde es erst recht schlimm für die Demokratie. Denn dann würde eine Versöhnung sein und ein Jubel und ein Stolz und eine Freude, und die Kammer wäre so froh, aus dem Konflikt endlich herausgekommen und so herausgekommen zu sein, daß die Regierung tun könnte im übrigen, was sie will.

Gleichwohl muß man darauf wirken, daß die Kammer diesen Beschluß faßt. Der Gedanke desselben kam mir neulich, als ich mit Bucher in Stadt London aß, wo viele Abgeordnete waren. Ich gab diesem Gedanken sogleich Worte. Mehrere Abgeordnete gingen mehr oder weniger schnell auf denselben ein. Ich habe seitdem noch manche Abgeordnete gesprochen und bin auf mehr oder weniger geneigte Aufnahme gestoßen. Bei manchen auch — z. B. bei Herrn von Hennig,[1]) den ich heut bei Stahr sprach — auf Bedenklichkeiten. Aber, so schwer es den Herren auch wird, Gefahr zu laufen, keine Kammer- und Fraktionssitzungen zu halten, so halte ich es doch für nicht unmöglich, daß der Beschluß durchgeht. Denn etwas müssen sie doch tun, und — und das ist die Hauptsache — der Beschluß verwickelt sie in keine Händel mit dem Staatsanwalt, ist ohne jede Gefahr.

Ich werde jedenfalls suchen, eine höllische Agitation für diesen Beschluß loszulassen in der Zwischenzeit.

Sie wollen von meinem innern Leben hören? So weit es nicht mit Wissenschaft und Revolution zusammenhängt, habe ich einstweilen alles innere Leben auf unbestimmte Zeit aufgegeben. Das hat seine guten und seine bösen Seiten. Keinesfalls ist dem abzuhelfen. —

Neuigkeiten: Frau Duncker, die sehr krank ist und sich in Thüringen befindet, geht nach Dürkheim zur Traubenkur. Madame Olivier[2]) — die schöne junge Frau, die Schwester der Bülow — ist tot. Wochenbettfolgen . . .

Mit vielen Grüßen an Sie und Rüstow

Euer F. L.

---

[1]) Julius Karl August von Hennig (geb. 1822) gehörte dem Landtag mit geringen Unterbrechungen von 1852 bis 1875 an. Anfangs zählte er sich zur Linken, dann zur Fortschrittspartei, am Ende zu den Nationalliberalen.

[2]) Frau Blandine Olivier, die Gattin des späteren französischen Ministers des Auswärtigen, Emile Olivier. Lassalle hatte noch kürzlich die Bülows um eine Einführung an sie gebeten.

Von Herbertz habe nichts gehört.

P.S. Rüstow soll jedenfalls die Broschüre[1]) schreiben. Es ist sehr not. Ich fürchte noch immer: für zweijährige Dienstzeit wird transigiert. Ich werde sehen, ihm die stenographischen Berichte zu schicken.

2. P.S. Mein Prozeß[2]) will noch immer nicht von der Stelle. Man zieht ihn hin. Rüstow soll sehen, mit Meyer und Zeller zu kontrahieren und noch vor entschiedener Sache, so schnell wie möglich, Abdrücke zu veranlassen.

3. P.S. Ihre Absicht, 250 Rt. für die Garibaldisache zu zeichnen, ist übertrieben. Die Sache ist nur eine Demonstration. Mit 250 Rt. zu demonstrieren, ist Ihren Vermögensverhältnissen nicht angemessen. Was wollen Sie denn geben zu reellen Unternehmungen? Ich werde Sie daher nur mit 50 Rt. in die Listen aufnehmen. Ja, wenn es praktische Zwecke hätte, dann das zehnfache!

151.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. Original.)

Breslau, Mittwoch, 22. Oktober [1862].

Liebe Gräfin:

Was soll ich Ihnen sagen? Gestern mittag 2 Uhr bekam ich eine Depesche, nach Breslau zu kommen. Um 4 Uhr fuhr ich noch zu Riem,[3]) mit dem ich eine lange Konferenz hatte und den ich genau instruierte. Um 10 Uhr reiste ich mit der Eisenbahn nach Breslau. Ich sollte meinen Vater, meinen guten guten lieben Vater, nicht mehr lebend finden.

Ach, was soll ich Ihnen sagen!

F. L.

---

[1]) Wilhelm Rüstow, Die preußische Armee und die Junker erschien noch 1862 in Hamburg bei Otto Meißner.

[2]) Erst am 16. Januar 1863 durfte Lassalle sich vor dem Berliner Kriminalgericht wegen der Anklage rechtfertigen, „die besitzlosen Klassen zum Haß und zur Verachtung gegen die Besitzenden öffentlich aufgereizt zu haben." Seine Verteidigungsrede „Die Wissenschaft und die Arbeiter" erschien in der Tat bei Meyer & Zeller in Zürich.

[3]) Anwalt der Gräfin in Berlin.

152.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

Heidelberg, 26. Oktober 1862.

Liebes, gutes Kind.

Soeben erhalte ich Ihren Brief vom 22., denn er hat mich in Heidelberg, wo ich eben eintreffe, erwartet. Wie soll ich Ihnen sagen, wie tief ich mit Ihnen fühle? ich weiß ja, wie lieb Sie Ihren Vater hatten, wie er Ihre menschlich wärmste Herzensseite war. Trostgründe und Zuspruch sind da nicht angebracht. Wie soll ich Ihnen aber auch sagen, wie unendlich wehe es mir tut, grade jetzt nicht bei Ihnen zu sein, und noch mehr, nicht einmal überzeugt zu sein, daß Sie es noch wissen, daß ich Ihr bester Freund bin und immer sein werde, daß nichts in der Welt Sie von Ihrem Platz bei mir verdrängen kann? Ich bitte Sie dringend, geben Sie mir gleich Nachricht, wie es Ihnen, wie es Ihrer Mutter geht, wie lange Sie in Breslau bleiben, wie es Ihnen innerlich und äußerlich geht. Schreiben Sie nach Neustadt an der Hardt, wo ich alle meine Sachen gelassen und wohin ich morgen zurückkehre.

Ich brauche nicht zu sagen, über mich disponieren Sie ganz. Wenn ich irgend etwas zu Ihrer Erleichterung, Ihrem Trost beitragen könnte, wäre ich glücklich. Leben Sie herzlich wohl, ich muß den Brief sofort absenden.

Die besten herzlichsten Grüße an Sie und Ihre Mutter.

In großer Eile und recht wahrer Betrübnis

Ihre Freundin.

153.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Berlin, 4. November 1862.

Liebe Gräfin!

So bin ich denn seit einigen Stunden wieder in Berlin zurück, o wie vereinsamt, verödet im Herzen! Die Existenz fängt an, eine fahle, aschgraue Farbe für mich anzunehmen, und alles nähert sich der Gleichgültigkeit. Sie allein wissen, was er mir war, Sie allein können vielleicht ganz ahnen, wie es innerlich bei mir aussieht! Nicht der Schmerz ist das Schlimmste. Den werde ich niederleben, obgleich er heut, nachdem ich vierzehn Tage in Breslau geblieben und dort einigermaßen zur Ruhe gekommen war, bei dem Eintritt in mein Zimmer, bei dem abschließenden Rückblick auf das, was ich verloren, heftiger und greller vielleicht

als im ersten Augenblick bei mir ausbrach. Aber das Schlimmste ist, daß man innerlich abstirbt, abstumpft! Für wen sollte ich mich denn jetzt noch gar lebhaft freuen, wenn mir etwas Gutes passiert? Für wen mich lebhaft betrüben und zur Wehr setzen gegen das Schlimme? Er verfolgte und bedeckte mich mit seiner Liebe und war in der letzten Zeit der einzige, der Leben und Empfindung brachte in die Apathie meines persönlichen Daseins.

Ach, Gräfin, was habe ich verloren! Was habe ich denn noch? Ich weiß, Sie sind mir gut, und ich bin Ihnen gewiß noch besser als Sie mir. Sie sind mir trotz allem und allem noch immer die liebste Person geblieben, die ich noch habe. Aber das alte Verhältnis zwischen uns ist dahin und wird und kann nie wiederkehren. Und jetzt ist auch er dahin. Ich komme mir selbst vor, wie vergangen und gewesen. Ich bin alt geworden.

Ach, Gräfin, verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen das Herz schwer mache. Aber ich kann nicht anders. Sie sind die einzige Person, Sie wissen es, vor der es mir gegeben ist, mich zu zeigen, wie ich bin, und mein Gefühl auszuschütten. Und ich würde viel darum geben, wenn Sie in diesem Momente hier wären, um mich eine Stunde mit Ihnen auszuweinen.

Ich danke Ihnen wie Rüstow vielmals für Ihre schönen und herzlichen Briefe. Meine Mutter dankt Ihnen gleichfalls mit vieler Liebe und schüttelt Ihnen die Hand. Aber warum haben Sie mir seitdem nicht mehr geschrieben? Das war unrecht. Sie konnten sich sagen, daß ich unmöglich in der Verfassung war, zu antworten und daß eine zweite Zuschrift von Ihnen mir Freude gemacht hätte.

Ich habe mir ein Andenken an den Verstorbenen von der Mutter für Sie geben lassen. Es ist der kleine goldene Becher, in welchem er Ihnen noch selbst in Wildbad auf dem Wege von Calmbach Wasser aus dem Quell schöpfte und entgegenbrachte. Er steht vor mir. Wenn Sie herkommen, werde ich ihn Ihnen geben, und Sie werden mir versprechen, ihn immer wert zu halten. Er hat es um Sie verdient, der Tote! Er war Ihnen stets so gut wie einer Tochter. Sie wissen, wie er stets auf Ihren Wink gewärtig stand. Er liebte Sie nicht nur um meinetwillen, er verstand Sie und achtete Sie auf das Höchste.

Ostern nehme ich meine Mutter zu mir, die ja in Breslau zur einsamen Tränenweide werden würde. Meine Schwester wird wahrscheinlich in zwei bis drei Wochen auf ein Jahr herziehen. Sie grüßt Sie gleichfalls auf das wärmste.

Ist es überhaupt Ihre Absicht, in diesem Winter nach Berlin zu kommen, so wäre es freilich schön und freundlich, wenn Sie baldmöglichst kämen. Aber verstehen Sie mich wohl: Ein Opfer von vier Wochen früher herzukommen, falls Sie überhaupt auch ohne Rücksicht auf mich

herkommen wollen, nehme ich an. Wenn Sie aber sonst überhaupt nicht hergekommen wären, so tun Sie es beileibe nicht meinetwegen. Es würde mich dies nur quälen. Denn Sie haben nicht soviel Glück genossen in Ihrem Leben, daß Sie davon zu verschenken haben, und war es Ihre Absicht, mit Rüstow in Zürich oder sonstwo zu bleiben, so kann ich Ihnen dieses Opfer nicht ersetzen.

Rüstow schüttle ich vielmals und herzlich die Hand. Sein Brief zeigt in jedem Worte sein wahres und warmes Gefühl für mich. Er wird mir nicht zürnen, wenn ich seine Angelegenheit bis jetzt ruhen lassen mußte . . .

154.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Berlin, 18. Dezember 1862.

. . . Ihren Brief habe erhalten. Die Akte mit meinem Schwager habe geschlossen und meine Schwester sehr gut gestellt. Nur in ganz unwesentlichen Kleinigkeiten habe ich nachgegeben. Dagegen habe ich mir allerdings viel vergeben müssen. Nämlich ich habe ein für allemal auf meine Ansprüche wegen des Prager Geschäfts verzichten müssen, so daß ich nicht mehr hiergegen ankam. Das ist viel, denn ich hätte eine Vergleichsumme von 40000 Rt. mindestens so gut wie Szarbinowski[1]) von ihm ertrotzt. Inzwischen hätte er sonst wegen der Schwester nicht nachgegeben, und ich war allein, wollte der Ruhe schaffen, für mich Ruhe haben und arbeiten können. Und so habe ich es getan. Wären Sie dagewesen, so hätte ich es wahrscheinlich nicht getan. Aber Sie mußten ja fortgehen und so war ich allein und verstimmt und wollte Ruhe haben. Hol's der Teufel!

Neulich schrieb mir die Herwegh, ich solle jetzt ja schleunigst das Gedicht in der „Reform" abdrucken lassen. Das tat ich denn nun, indem ich einen Artikel dazu schrieb „Aspramonte und die Poesie", so ein kleines Brimboriumgeschwätz,[2]) dessen Schluß auf Garibaldi berechnet

[1]) Ein langer Brief Lassalles an den Breslauer Rechtsanwalt Szarbinowski vom 3. Mai (1863), der sich mit diesen Familienauseinandersetzungen befaßt, befindet sich im Nachlaß. Lassalle bedient sich dort gegen seinen Schwager Friedland der schärfsten Ausdrücke. So schreibt er z. B.: Schlagen Sie mir, ich bitte und beschwöre Sie, die Kanaille an den Galgen, erwürgen Sie ihn in einem Prozeßnetz von eisernen Maschen, ich werde zeitlebens Ihr dankbarster Schuldner sein . . . Seine Zeit, schreibt Lassalle hier, sei ganz anderen Dingen gewidmet; lieber als sich selbst auf Aktenstudien einzulassen, verzichte er „auf Geld und Gut und selbst auf Rache"!

[2]) Vgl. dazu Lassalles Brief an Herwegh vom gleichen Tage. Lassalles Aufsatz wurde neu abgedruckt in Ferdinand Lassalles Briefen an Georg Herwegh, Zürich 1896, S. 53.

ist. Ich schicke Ihnen heut zwei Exemplare davon unter Kreuzband, eins für Sie und Rüstow, das andere lassen Sie Garibaldi zukommen. Rüstow kann es ihm ja schicken. Sie müssen auf der Post auf dem Bureau für Journale fragen, das oft von dem für Briefe getrennt ist.

Meine Schwester ist jetzt in Prag, kommt nach 1. Januar her. Ihr Schwiegersohn und ihre Tochter haben sich scheußlich gegen sie benommen. Um so mehr wollte ich ihr in Ruhe eine Existenz sichern.

Oft schreiben werde ich Ihnen nicht. Erwarte aber viel Briefe von Ihnen. Sie haben eine Reise zu Ihrem Vergnügen angetreten, Sie sind fortgegangen, nicht ich, der ich dasitze, mir die Knochen abarbeite oder mich ennuyiere. Da kömmt nicht auch noch die Arbeit des Schreibens auf mich, sondern auf Sie. Zumal meine Briefe immer so lang werden. Aber je häufiger Sie schreiben, desto lieber ist es mir. Das Politecnico habe empfangen. Hier ist alles überaus langweilig, und ich möchte mich hängen vor ennui! Suchen Sie mir in Italien eine schöne Frau! Das würde mich allein vielleicht noch etwas zerstreuen!

Ihr

F. Lassalle.

155.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Berlin, 24. Dezember 1862.

Gute Gräfin! Es ist Weihnachtstag. Ich bin soeben mit allen Vorbereitungen erst fertig geworden und habe nun noch zwanzig Minuten, dann kommt Bucher. Aber ich muß Ihnen heute noch schreiben, um Ihnen zu sagen, wie leid es mir ist, Sie ferne zu sehen, und wie lieb ich Sie habe. Es geht mir sehr schlecht. Innerlich. Ich bin weich geworden und wie eine Tränendrüse, ich, der ich nie eine Träne weinen konnte! Der Schlag mit meinem Vater scheint mich wirklich aufgeweicht zu haben und wie ausgetauscht. Ich habe all die Tage, wie ich die Gedichtchen machte für meine Freunde, mit denen ich die Geschenke begleite, geweint, in einem fort, denn ich dachte immer an den Weihnachtsabend in Düsseldorf, wo ich Ihnen das Tierreich aufbaute mit Verschen, und wie ich jetzt noch viel einsamer geworden bin! Nun gut! Amüsieren Sie sich wenigstens aufs beste und schreiben Sie doch mindestens häufiger! Noch immer habe ich keinen Brief aus Genua[1]) von Ihnen. Wenn Sie immer nur Zug um Zug schreiben wollen, so wird die Korrespondenz sehr dünn werden! Ich habe so viel zu tun, Sie gar nichts!

[1]) Die Gräfin hielt sich in Rüstows Begleitung in Genua auf.

Heut abend sind bei mir Bucher, Loewe, Pritzel, Ziegler und Marie.[1]) Was ist das alles, da Sie fort sind! Wehmütig schaue ich auf den dummen Weihnachtsbaum. Adieu! Eben kommt mein „Was nun?“ an. Ich schicke zwei Exemplare für Sie und Rüstow. Ihr

F. Lassalle.

156.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

Genua, 24. Dezember 1862.

Liebes Kind,

ich habe Ihnen zweimal von unterwegs ein paar Worte geschrieben, haben Sie es nicht erhalten? und hoffte sicher, hier einen Brief von Ihnen [hier] zu finden, aber warte leider bis heute vergebens auf Nachricht. Heute, wo ich ganz besonders an Sie denke, muß ich Ihnen doch wieder trotz Ihrer Vernachlässigung schreiben. Heute abend, wenn Sie Ihre Freunde um sich versammeln, darf der beste nicht dabei fehlen, und ich bin in Gedanken, davon seien Sie überzeugt, bei Ihnen; so wie am Neujahrsabend, an dem Sie wohl diesen Brief haben werden. Ach, liebes Kind, wir mögen uns noch so viel gezankt und entzweit haben, so viel steht mindestens fest, daß wir uns gegenseitig für andre verdorben haben; und das große Unrecht, das wir begangen haben, zu glauben, daß eine solche Vergangenheit und Freundschaft und Vertrauen sich beliebig zerreißen und vernichten lasse, mußte sich wenigstens vorübergehend rächen.

Ich bin denn endlich hier angekommen nach einer beschwerlichen Reise, ich mußte mich in Basel einen Tag, in Genf einen und in Turin nach einer beschwerlichen Passage des Mont Cenis, halb im Wagen, halb im Schlitten, zwei Tage ausruhen. Hier, wo es recht kalt ist, und Sie kennen die italienische Art der Heizung, nachdem ich schon zweimal Wohnung gewechselt wegen der Kälte, habe ich wieder einen meiner gewöhnlichen Grippeanfälle. Es ist, das sehe ich immer mehr ein, ein positiver Wahnsinn, den Winter im Norden Italiens zuzubringen. Wenn man etwas von dieser großen Reise haben will, muß man wenigstens nach Neapel oder Palermo gehen; aber ich kann mich jetzt nicht entschließen, noch weiter zu gehen. Auch in politischer Beziehung ist alles hier wenigstens ebenso tot und langweilig wie bei uns, eigentlich noch mehr, da bei uns wenigstens die avancierteste Partei theoretisch arbeiten kann und sich der Erfolge erfreuen. Diese Partei existiert hier noch

[1]) Ein junges Mädchen aus dem Modegeschäft von Gerson, mit dem Lassalle damals in intimen Beziehungen stand. Briefe von ihr befinden sich im Nachlaß.

gar nicht; sogar Bertani,[1]) den ich in Turin sprach, der mich über die verschiedenen Parteistellungen bei uns befrug, [befrug] mich mit einiger Besorgnis, ob es denn doch wohl ohne alle unmöglichen sozialistischen Utopien wäre. Hier verstehen sie das noch nicht einmal. Was nun ihre eigenen Angelegenheiten anbelangt, so scheint alles, de Boni[2]) sah ich auch, sehr decouragiert und sich zu der Meinung bekehrt zu haben, daß nichts zu tun sei, als sich im Inneren zu organisieren, und daß an eine revolutionäre Bewegung nur nach außen kaum zu denken und, wenn es geschähe, nicht an das Gelingen zu glauben.

Über Garibaldi widerspricht man sich sehr. Bald sagt man, seine Popularität habe gar nicht gelitten, er könne 150000 Mann haben, sobald er wolle, dann wieder, er würde nie ernstlich wollen, er sei auch nicht Politiker genug, um eine solche Bewegung nur leiten zu können, qu'on croyait que c'était un homme fini usw. Bertani, der mir persönlich zwar besonders freundschaftlich war, aber im allgemeinen viel gemessener, ich glaube wegen Rüstow, dessen Buch[3]) er jetzt gelesen und wütend darüber sein soll, wie de Boni sagte, war noch hoffnungsloser als dieser für die nächste Zukunft. Aber auch de Boni sagte, daß stark daran zu zweifeln, trotz aller enthusiastischen Demonstrationen, daß, wenn Garibaldi auch seine letzte Expedition ernstlich genommen hätte, das ganze Volk dem Impuls in genügendem Maß gefolgt sein würde; diese entmutigende Überzeugung habe Garibaldi selbst. Auch sagte er, daß die Komödie von Aspromonte, nämlich sich nicht im Notfall schlagen zu wollen, nicht im Gedanke[n] und Entschluß von Garibaldi selbst herstamme, sondern sie sei ihm von vornherein als Bedingung von seinen Hauptleuten gestellt worden. Dies würde natürlich die Beurteilung für ihn ändern; nur begreift man doch nicht, wie er sich darauf eingelassen. Im übrigen fehlt es ihm auch jetzt nicht an den enthusiastischsten Demonstrationen; seine Reise von Pisa nach Livorno, wo er sich nach Caprera eingeschifft, war ein wahrer Triumphzug; an jedem Fenster hängt sein Bild unzähligemal, und Ihnen zu zeigen, wie weit man das treibt, schicke ich Ihnen hierbei eine Photographie seines Stiefels und seiner Kugel. Es gefällt mir nicht, daß er nach Caprera geht. Bertani ging so weit, zu sagen, es wäre gut, wenn er nach England ginge, um sich dort etwas zu retrempieren! Rüstow ist wie in allem so auch

[1]) Agostino Bertani (1812—1886), 1860 Generalsekretär der provisorischen Regierung in Neapel, später Führer der radikal-republikanischen Partei im italienischen Parlament.

[2]) Filippo de Boni (1816—1870), republikanischer italienischer Schriftsteller und Parlamentarier, Redakteur des „Popolo d'Italia" in Neapel.

[3]) Rüstow hatte in seinen Erinnerungen aus dem Feldzuge von 1860, Leipzig 1861, sich recht abfällig über Bertani geäußert.

in der italienischen Sache ganz decouragiert, will sich um nichts kümmern usw.

Was mich aber auch weit mehr interessiert, ist, zu wissen, was Sie anfangen, Nachrichten von Ihnen zu haben. Es beunruhigt mich wahrlich, so lange nichts zu hören. Haben Sie weitere Fatalitäten mit Ihrem Schwager gehabt? Warum schreibt mir Ihre Schwester nicht, wie sie es versprochen, gleich zu tun. Sagen Sie ihr das mit vielen Grüßen. Liebes Kind, schreiben Sie mir, so oft Sie können, sagen Sie mir, wie es Ihnen geht, sprechen Sie mir von Ihrer Tätigkeit, mit der sich niemand so identifiziert als ich. Eine wahre Herzensfreude ist es mir immer, Sie anerkannt und Ihre Erfolge zu sehen. Sagen Sie auch an Loewe, er soll mir schreiben, mir Nachricht von Ihnen geben; er hatte mir versprochen, seine Berichte anstatt an Bertani direkt, an mich zu adressieren, damit ich auch au courant der Sachen bleibe. Schreiben Sie mir nur recht oft, und seien Sie überzeugt, daß, wenn Sie an mich denken, Sie mich immer auf halbem Wege begegnen. Ich bin krank innerlich und äußerlich. Nun leben Sie herzlich wohl, liebes Kind, ich hätte noch vieles auf dem Herzen, was ich sagen möchte, sich aber nicht gut schreiben läßt, weil es sich nicht ganz so schreiben läßt, wie man es meint, und mißverstanden wird.

Leben Sie nochmals herzlich wohl, ich bin so unwohl und so kalt, daß ich nicht weiterschreiben kann. Schreiben Sie ja recht bald. Grüße an alle, die sich meiner erinnern. Adresse Genua, poste restante.

157.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

Genua, 28. Dezember 1862.

Endlich, liebes gutes Kind, gestern einen Brief von Ihnen, der, Gott weiß wie, acht Tage gebraucht hat, mir zuzukommen. Ich habe mich recht sehr gefreut über Ihre glückliche Entdeckung, den Wechsel der Blocks betreffend, ich kann es nicht leugnen, daß ich eine große und doppelte Freude haben würde, diesen Kerlen einen Teil Ihres Raubes wieder zu entreißen und dann dieses Geld ganz anders und besser anwenden zu können . . . Sehr und fast ganz ist mir indessen dieser Hoffnungsstrahl in einer Sache, die mir schon so viel Kummer bereitet hat, verbittert worden durch die Nachricht, die Sie mir geben, daß Sie auf alle Ihre Ansprüche an Friedland zugunsten Ihrer Schwester verzichtet haben!![1]) Ist dies wirklich wahr und gar nicht mehr zu re-

[1]) Siehe oben Nr. 154.

dressieren? Sie hatten mir so sicher versprochen, es nicht zu tun!! Ich hatte Sie so sehr darum gebeten, es nicht zu tun. Welche Mittel konnte denn Friedland haben, Sie zu solcher Nachgiebigkeit zu bringen? Hatte er die Mittel, sich zu widersetzen? Und wenn denn nun Ihre Schwester etwas weniger bekommen hätte, hat sie denn solch absolutes devouement verdient? Und noch dazu sagen Sie, wenn ich dagewesen, hätten Sie es nicht getan; das ist sehr hart und ungerecht, denn Sie wissen recht gut, daß es nicht meine Schuld, daß ich nicht da war, daß mich Arrangements und Versprechen banden, die ich unter Verhältnissen eingegangen, wo ich den Aufenthalt in Berlin nicht wünschen konnte, und nicht ohne die schlimmsten Folgen und größte Ungerechtigkeit rückgängig zu machen waren. Wäre ich nicht wirklich am 10. in Basel eingetroffen, wäre Rüstow entschieden am 11. nach Berlin [gereist]. Sie sagen, Sie langweilen sich in Berlin und fühlen sich einsam; ich kann nur sagen, daß, wenn ich hätte dableiben können, ich mich nicht gelangweilt hätte. Wir leben hier in der vollständigsten Einsamkeit. Am Weihnachtsabend hatten wir einen Simulacre von Weihnachtsbaum, auf den ich recht wehmütig geblickt habe und an die vielen denken mußte, die wir zusammen erlebt und oft trotz unsrer Verlassenheit und Einsamkeit freudig zuzubringen wußten. Ach, liebes Kind, man lernt alle Tage, und so habe ich auch jetzt gelernt, einsehen, wie schwer es Ihnen manchmal geworden, welche mouvements d'impatience Sie hatten über meine Morosität, mein dumpfes Hinbrüten, wenn ich auch noch immer der Meinung sein muß, daß das gänzliche Wegleugnen der Ursachen, die Verhinderung jeder Expansion und Klage [nicht] die richtigen Mittel waren, und daß etwas mehr Eingehen darauf, etwas Nachsicht und Teilnahme und dann Versuche zur Aufrichtung und Erheiterung wirksamer sein würden. Rüstow hat noch weit mehr, als es bei mir der Fall war — und ich glaube gewiß nicht mit mehr Grund, denn er leidet jedenfalls weniger lange —, ein verdüstertes und durch die Ungerechtigkeit des Schicksals, Nichtanerkennung, Unmöglichkeit [Gelegenheiten], sich zur Geltung zu bringen, seine unglückliche Ehe, die ihn äußerlich wie innerlich in eine ihm ganz unangemessene Lage bringt, ein ganz verbittertes Gemüt, unzufrieden mit der Welt, mit sich, mit allem. Es ist unendlich traurig mitanzusehen in einem so guten, so fähigen und tüchtigen Menschen und ihm nicht helfen zu können. Er ist mir so attachiert, wie es nur möglich ist, glaubt, nicht mehr leben zu können ohne mich, aber Erheiterung kann ich ihm doch nicht geben. Ich sage Ihnen dies, liebes Kind, unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit und bitte Sie, nie etwas davon merken zu lassen und diesen Brief gleich zu verbrennen. Nun leben Sie wohl, liebes Kind! Wenn Sie mir auch nicht viel schreiben, so schreiben Sie

oft, Sie machen mir dadurch große Freude. Lassen Sie mir durch Loewe Details über Ihr äußeres Tun und Treiben, Ihre politische Tätigkeit schreiben, daß ich au courant bleibe. Vorzüglich daß ich gleich alles über Ihren Prozeß erhalte und Ihre Rede und Broschüren bekomme. Leben Sie wohl! Die allerbesten, allerherzlichsten Grüße!

158.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

Genua, 1. Januar 1863.

Liebes Kind, heute ist Neujahrstag, und das erstemal seit vielen Jahren — denn auch im vorigen Jahr, obgleich entzweit, waren wir doch beisammen — sind wir weit entfernt. Gestern abend waren wir allein, ich und Rüstow soupierten zur Feier des Tages, und Schlag zwölf Uhr wurde ein Glas Champagner getrunken. Wie lebhaft habe ich da an Sie gedacht, Sie mir vorgestellt in der Umgebung, die ich voraussetze, gewiß zahlreicher und bruyanter wie die meinige, und auch mit dem Glase in der Hand und auch an mich denkend, nicht wahr? Wie lebhaft sind nicht alle Wünsche, die ich für Sie habe, für die Erreichung Ihrer Zwecke, für die Anerkennung, die Sie verdienen, für Ihre Sicherheit dabei, Ruhe und Freude Ihres Lebens, und daß Ihr Herz, das durch einen harten Schlag aus der Vereinsamung durch absichtliche Versteinerung geweckt wurde, nicht wieder darin verfallen möge, daß unsre Freundschaft, die durch eine harte Probe gegangen, sich als das, was sie ist, als unauflöslich und beiden unentbehrlich erkannt —, wie lebhaft sind alle diese Wünsche an mir vorübergegangen! Ich weiß nicht, ob Sie das ebenso lebhaft fühlen als ich, Sie sind so sehr ein Teil meiner selbst geworden, ich bin mit allem Denken so mit Ihnen identifiziert, daß ein solches Verhältnis nur durch den Tod wirklich getrennt werden kann. Ihre Broschüren habe erhalten und, obgleich ich sie ja schon kannte, sofort wieder mit neuem Vergnügen gelesen. Es ist wie ich sagte, unser Denken ist ein gleiches und identifiziertes geworden. Ich glaube, alles, was Sie gefunden, würde ich innerlich auch gefunden haben; wenn ich es nur dann auch ausdrücken könnte. Ich möchte gern die beiden Broschüren ins Italienische übersetzen lassen, nur sind zwei Hindernisse; das erste, äußerliche ist, daß ich hier absolut niemand kenne, Mario[1]) ist auch nicht mehr hier, der mir jemand dafür nach-

[1]) Alberto Mario stand an hervorragender Stelle auf dem linken Flügel der italienischen Einheitsgesellschaft.

weisen könnte, alsdann glaube ich, d. h. ich weiß, daß hier noch niemand à la hauteur dieses Standpunktes ist, nicht einmal die Intelligentesten, die wie auf eine überwundene, gefährliche Utopie darauf quasi herabsehen. Es ist wahr, man mag sich noch so sehr, wenn man dort, über die Dummheit und Tatlosigkeit der Deutschen ärgern, in der Fremde und im Vergleich lernt man sie theoretisch recht hoch schätzen und weiß, daß eine Zeit kommen muß, wo man stolz sein wird, ein Deutscher zu sein. Übrigens höre ich und sehe ich jetzt hier gar nichts als durch die Zeitungen, die weiß Gott noch viel schlechter als die unsrigen sind. Ihre auswärtigen Nachrichten und politischen Räsonnements darüber sind von einer kindischen Ignoranz. Es ist jetzt entschieden weit größere politische Bewegung bei uns als hier; die Kammern sollen am 14. zusammenkommen, und ich erfahre hier so gut wie nichts. Zwingen Sie doch, da Sie so wenig Zeit haben, Loewe, mir zu schreiben; er hatte es so sicher versprochen, mir Rapport über Sie abzustatten und sonst mir die Berichte für Bertani einzuschicken, damit ich sie erst lesen kann. Es ist sehr unrecht von ihm, daß er es nicht tut.

Schreiben Sie mir doch, welches Wetter bei Ihnen, damit ich mich etwas tröste über das hiesige, wenn Sie furchtbare Kälte und Schnee haben. Hier sind manchmal (selten) Tage wie im Sommer bei uns, glänzendster Sonnenschein und dann wieder kalter Wind, Nebel, Regen und, was am schlimmsten, das Unkomfortable der Zimmer, was, wenn man immer zu Hause, sehr lästig. Ein sehr alter Bekannter, der aber übermorgen wieder nach Nizza geht, hat mich zufällig gestern hier aufgefunden, Chevalier Lanzoni. Wenn er mich so verändert gefunden, wie ich ihn! Was ich machen werde, ob ich weiter reise, weiß ich noch gar nicht, ich glaube, die Macht der Schwerkraft und Inertie und der Gedanke, daß soviel für die Rückreise gewonnen, wird mich hier festhalten, obgleich es in keiner Beziehung hier schön und ich, glaube ich, von meiner Passion für Genua jetzt mich kuriere. Was mich schon jetzt sehr beunruhigt, sind die Berichte und was ich davon auch gesehen, von dem furchtbaren Schneefall im Norden und in der Schweiz, so daß jetzt schon die Eisenbahnen zwölf Stunden lang dort unterbrochen waren. Wie und wann kann ich wieder über die Alpen? Diese Scheidewand, die einen verhindern kann, beliebig jeden Augenblick zurückzukehren, ist eine große Nachtseite dieser Reise, wenn man nicht ein absoluter Held ist.

Nun leben Sie wohl, liebes Kind, die allerbesten, herzlichsten Grüße. Ich schicke hier eine Photographie Bertanis, die Sie noch nicht haben, und die allerneueste Garibaldis, für die er selbst gesessen.

159.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Berlin, 8. Januar 1863.

Gute, liebe Gräfin!

Ihre lieben Briefe erfreuen mich sehr und tun mir wahrhaft wohl, obwohl sie auch wehmütige Gefühle in mir erwecken. Warum kommt Ihnen alle Einsicht und alles Verständnis dessen, was ich so häufig voraussah und voraussagte, immer erst, wenn es zu spät ist? In diesen einen Satz faßt sich beinah die ganze Geschichte unserer Beziehungen und Erlebnisse, im großen wie im kleinen, zusammen! Ich habe einmal, wie Kassandra, das zweite Gesicht! Ich sehe mindestens die meisten Dinge klar und deutlich im voraus — aber es nützt mir ebensowenig, wie es der Kassandra geholfen. Die Leute glauben mir nicht mehr als ihr, und Sie selbst gleichfalls nicht. Immer erst — zu spät! Jetzt schreiben Sie mir, Sie fühlten erst recht deutlich, wie wir uns gegenseitig für die andern verdorben haben. Ich habe das lang im voraus gewußt! Erinnern Sie sich, wie wir Marx[1]) nach Potsdam begleiteten und das Gespräch scherzhaft darauf kam, daß Sie mir entführt werden sollten, und ich lachend sagte, es könne mir nichts Besseres passieren, als daß Sie mir auf ein Jahr entführt würden? Denn während Sie jetzt ewig über mich klagten und mit mir unzufrieden seien, würden Sie dann erst einsehen, wie ich doch der Beste für Sie sei und viel besser als alle anderen! Sie nahmen das damals halb übel. Bei mir aber war es nicht Scherz, sondern klares Voraussehen.

Sie glaubten es nicht — jetzt sehen, jetzt fühlen Sie es. Und Ihre Briefe sind, ohne daß Sie es wollen, eine Variation auf dies Thema. Sie glaubten es nicht! Sie gingen — ich kann es jetzt sagen, da Sie wissen, daß ich Ihnen auch nicht das geringste Ressentiment bewahrt habe — unverantwortlich in Italien mit mir um. Mailand, und besonders Genua! Ich habe eine stolze Seele, und es wird bei mir immer ein Punkt kommen, wo das Gefühl der empörten Gerechtigkeit und Würde alles andere überwiegt. Ich habe die Kraft, mir alles selbst aufzuerlegen, was einmal sein muß — und ich lebe ja nur von dieser Kraft! So brach ich mit Ihnen — und ich mußte es tun, und so sehr ich mit Ihnen ausgesöhnt bin, so werde ich immer stolz und zufrieden damit sein, daß ich damals das tat und es zu tun die Kraft hatte! Was es mich kostete — davon haben Sie mindestens damals keine Ahnung gehabt! Sie gingen einer neuen Freundschaft entgegen, Sie waren notwendig mehr oder weniger getröstet und ausgefüllt, wie man es immer ist, wenn man

[1]) Karl Marx war im März 1861 Lassalles Gast in Berlin gewesen.

sich eine neue Seele erobert hat! Ich aber ging zurück einsam in die Vereinsamung, brechend mit einer sechzehnjährigen Vergangenheit, mit einem Wesen, dem ich meinen ganzen innern Menschen hingegeben, mit dem ich mich in der absolutesten und innigsten Weise total, total identifiziert hatte!! Alles Eis der Alpen, während wir diesen Alpenübergang machten, war warmer Sommer gegen das Eis in meinem Herzen! Aber Sie wissen es aus den Prozeßjahren her, ich werde wie der indianische Wilde nicht mit der Lippe zucken, und wenn ich am Marterpfahl stehe! Ich hatte die Kraft, mir anzutun, wozu Sie zum Beispiel bei Gelegenheit Pauls nicht die Kraft hatten; ich brach und ging, als es so weit gekommen war, daß ich indigniert war und sein mußte. Ich war indigniert — aber ich war Ihnen weiter gut. Ich betätigte das zum Beispiel durch die Strafe, die ich in diesem Moment selbst an der Herwegh vollzog. Aber ich brach und ging! — Denken Sie sich, denken Sie sich, wenn Sie es vermögen — aber keine Phantasie vermag es — wie vor mir, dem Einsamen, als ich hier ankam in meinem einsamen Zimmer, die Trümmer meiner Existenz herumlagen. Kein Mensch hörte von mir eine Klage! Ich fraß und würgte, wie immer, alles nach innen, und Sie selbst haben auch seitdem keine gehört und hätten keine gehört, wenn Sie mich nicht durch Ihre Briefe zu einem Gefühlserguß gezwungen. — Ich brach zur Rettung meiner Würde, was unvermeidlich war. Aber ich bewahrte Ihnen das alte Wohlwollen. Ich versöhnte mich in Zürich mit Ihnen, ohne Anstrengung Ihrerseits zu verlangen. Ich versöhnte mich mit Ihnen für Sie — denn ich ging fort, ohne irgend etwas für mich von Ihnen zu fordern, ohne zu wissen, ob Sie je zu mir nach Berlin zurückkämen, ob jemals wieder etwas von Ihrer Existenz auf mich kommen würde! Ich versöhnte mich mit Ihnen rein um Ihretwillen. Ach ja, ich habe Sie immer sehr geliebt, und so anmaßend das klingt, ich glaube wirklich nicht, daß irgendein Mensch so vieler Güte, Liebe und Aufopferung fähig ist, wie ich Ihnen bewiesen habe. Ich versöhnte mich, damit Ihnen nicht das unangenehme und schmerzliche konfliktvolle Gefühl bliebe, mit mir gebrochen zu haben, damit Sie zu der sonstigen Befriedigung Ihres dortigen Daseins auch noch die Befriedigung, nicht im Zwist mit mir zu sein oder in Kälte, haben möchten, und ich ging weg, der Einsame in meine Einsamkeit, die bald durch den Tod desjenigen, den ich außer Ihnen allein noch liebte, noch größer werden sollte!

Ich begreife, daß Sie jetzt erst begreifen, was ich Ihnen war und wie ich zu Ihnen war, und daß ich mehr getragen, als Sie damals wohl glaubten. Es scheint, daß Sie jetzt erst einsehen, wie Morosität auf Umgebung wirkt und welche übermenschliche Geduld ich darin ausgeübt! Denn, Beste und Liebste, was war und ist aller andern Menschen

Morosität gegen die Ihrige! Und ein Mann trägt dies noch weit schwerer als ein Weib! Und ich hatte noch während der Zeit immer zu kämpfen — während der Prozeßzeit nach außen und nachher in gewaltigen theoretischen Arbeiten — und zu beiden braucht man gleich sehr die Seele frisch! Unter Ihrer Morosität in der Prozeßzeit litt ich unendlich — aber ich nahm sie Ihnen gleichwohl nicht einen Augenblick übel! Ich fand sie zu natürlich und gerecht! Es war Ihre ganze Existenz, um die es sich handelte. Übel nahm ich sie Ihnen erst später von 1858 ab, als Sie wegen des Öhlmühlenverlustes[1]) in eine noch größere Morosität gerieten. Für ein Stück Geld durfte nicht meine ganze unsterbliche Seele so hingequält werden und auch Ihre nicht! Sehen Sie jetzt, mit welcher Gleichgültigkeit ich meinem Schwager eine ebenso große und noch größere Summe wie jene — und mir bleibt keine wirklich gesicherte Existenz wie Ihnen — hingeworfen habe, um mir nicht Zeit und Seele mit Prozeßärger aufzureiben? Oh, ich würde niemals den Mut haben, mir um meinetwillen den zehntausendsten Teil des Leides zuzufügen, das ich mir um Ihretwillen so oft und so gern zugefügt habe.

(Bis ins Kleinliche und Spaßhafte geht dies zu späte Einsehen dessen, wie sehr ich recht hatte. Ich sagte Ihnen nach acht Tagen: Genua ist kein Klima im Winter; ich hatte es Ihnen im voraus gesagt. Aber Sie zehrten von, ich weiß nicht welchen, Traditionen und wollten nicht nach dem Süden und verdarben sich und mir jenen Winter und verderben sich auch noch den jetzigen, jetzt endlich Ihren Irrtum einsehend.)

Da sitze ich arme Kassandra und lächle mir den bittern und wehmütigen Trost zu, daß ich immer alles im voraus gewußt habe und weiter wissen werde und daß es mir nie etwas geholfen hat und niemals helfen wird! Denn alles „zu spät" ist in der Regel „zu spät", und selten sind die Götter so freundlich, eine Umkehr zu erlauben!

So müssen Sie nicht glauben, daß, wenn Sie jetzt alles einsähen so gut wie ich, eine Umkehr, ein Ungeschehenmachen so leicht sei. Schwerlich würde es möglich sein. Die objektiven Verhältnisse würden sich widersetzen, werden fortfahren es zu tun, wie sie es schon jetzt tun. Ungeschehenmachen ist nicht so leicht wie unterlassen! Rüstow ist ein zu guter und gediegener Mensch, um keine Rücksicht auf ihn zu nehmen,

---

[1]) Lassalle meint die Verluste, die die Gräfin bei der Firma Düwes & Co. in Köln erlitt. Sie hatte in Höhe von Rt. 60 000 Aktien von ihr übernommen, um sich für den gleich hohen Verlust zu decken, der sie bei dem Zusammenbruch des Hauses Siegheim & Block, dessen Nachfolge Düwes antrat, getroffen hatte.

nachdem er sich einmal so an Sie angeklammert hat! So wird mir nur eine Hälfte, ein Vierteil Ihres Jahres bleiben. So von Ihnen verlassen, werde ich mir vielleicht, um doch jemand zu haben — wenn der Zufall mir hülfe, ein günstiger, so wäre dies nach meiner jetzigen Stimmung leicht denkbar — irgendeinen Menschen, eine Lebensgefährtin, die für mich da sein soll, suchen. Die steht dann wieder meinerseits mehr weniger zwischen mir und Ihnen, und so erwachsen denn aus allen objektiven Verhältnissen Folgen und Folgen und verketten sich, und sehr selten nur trifft es sich, daß etwas bleibt wie nicht geschehen, ohne reale Spuren!

Das Vorstehende wird Ihnen meine recht wehmütige Stimmung vielleicht klar genug machen. Auch dies, mir ein Weib zu suchen, haben Sie mir sehr erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht. Denn freilich haben Sie mich durch Ihre großen Vorzüge verdorben für andere Weiber. Wo soll ich ein Weib finden, das mir Sie ersetzt!

So werde ich einsam bleiben, mein Leben unter harter Arbeit zu Ende hämmern und quälen, und welches ist meine Befriedigung für alle Arbeit und Qual?!!

Sie sehen alles, was mich betrifft, in zu hellem, günstigen Licht! Sie sprechen von einer geräuschvollen Gesellschaft, die ich Sylvester gehabt haben werde: Allerdings, es waren zwölf Personen, aber ich glaube, Sie waren in Genua doch besser dran — denn Sie hatten Einen wirklichen Freund bei sich!

Was meine Erfolge betrifft, so scheinen Sie mikroskopische Gläser in den Augen sitzen zu haben. Es ist wahr und unleugbar, mein eherner Tritt fängt an, langsam, langsam, aber unverwischbare Spuren zu hinterlassen und Erfolge leise, leise zu erringen! Aber Gott, wie langsam geht das, ehe aus diesen lumpigen Anfängen irgend etwas wird! Es ist wahr, ich gewinne, so sehr sich alle mit vereinten Kräften gegen mich stemmen, ich Einer gegen alle, beständig mehr Terrain! Aber soviel wie eine Schnecke! Es wird einmal ein Resultat haben — aber wer weiß, welche Reihen von Jahren noch vergehen, bis ich einen wirklichen Erfolg habe! Sie wissen, ich habe Ihnen ja schon letzthin mein Schicksal vorausgesagt! Schon ist mein Vater tot, für den mich Erfolg freute, und wahrscheinlich, ehe ein wirklicher Erfolg eintritt, sind Sie auch schon tot — und für wen soll er mir da und was soll ich damit?

Meine Seele ist matt und müde! Nirgends eine Befriedigung, in der man sich baden kann! Sie wissen es, Sie kennen mich so lange! Ich bin weniger egoistisch als irgendeiner! Sie haben mich sechzehn Jahre lang sehen idealistischer als vielleicht irgendeiner rein im Allgemeinen und für das Allgemeine leben. Allein, nach so langen und harten sechzehnjährigen Kämpfen, nach so schweren Arbeiten, die in der äußern Welt

immer keinen Stein von der Stelle rücken, sucht man, älter werdend, endlich nach einer Befriedigung für sich, und wenn man da auch keine findet und die noch verloren hat, die man besaß — ei nun, dann halst man sich von neuem die Arbeitslast wieder auf den Buckel und trägt fort und fort, aber es ist eben ein Sackträgerdasein, das man führt!

Genug davon! Ein andres Bild!

Gehen Sie nach Palermo! Jedenfalls! Es ist ja eine Reise von wenigen Tagen! und hindert Sie durchaus nicht, zum April zurück zu sein. Denn das bitte ich mir aus!

Geben Sie mir doch Ihre Adresse! Denn die Poste-restante-Briefe liegen gewiß tagelang, ehe sie in Ihre Hände kommen. Am Weihnachtstag schrieb ich Ihnen einen Brief,[1]) den Sie Neujahr — als Sie Ihren letzten schrieben — noch nicht hatten. Ebenso schickte ich Ihnen — außer den Broschüren, die Sie haben — zwei Exemplare der „Berliner Reform" mit dem Herweghschen Gedicht und einem Aufsatz „Aspromonte und die Poesie" von mir. Die werden Sie auf dem Journalbureau der Post fordern müssen.

Mein „Was nun?" macht großes Aufsehen. Die „Kreuzzeitung" hat zwei lange Leitartikel darüber gebracht, natürlich feindlich, aber mit höchster Anerkennung, mich ganz und gar von dem Fortschrittsgesindel unterscheidend.[2]) Ich kann sehr zufrieden damit sein. Dagegen tun die „Volkszeitung" und die „National-Zeitung" nach wie vor nicht den Mund auf darüber (die Fortschrittler sind in einer namenlosen Wut). Bei dieser Gelegenheit hat Ziegler neulich ein zu klassisches Wort zu Zabel in einer zahlreichen Gesellschaft gesagt, als daß ich es Ihnen nicht treu — avec permission — wiederholen sollte. Er sagte ihm vor allen Hörern: „Sie gehen seit Jahren systematisch darauf aus, Lassalle totzuschweigen. Sie glauben, wenn Sie nicht von ihm sprechen, so können Sie ihn niederhalten. Aber das ist gerade so, als wenn sich ein altes Weib mit dem A— auf den Karlsbader Sprudel setzte und ihn dadurch niederhalten wollte, während sie sich dabei doch nur den A— verbrennt." Sie können sich das Entsetzen denken, um so mehr, als Zabel selbst die Wahrheit davon recht gut fühlt. Ziegler kam ganz glücklich über sein Wort gleich damit zu mir gelaufen, und wir haben den ganzen Abend darüber gelacht.

Am 16. des Monats ist mein Prozeß. Ich werde dreinschlagen, daß es wettert. Wer diese stolze Rede liest, der hat keine Idee, wie mir innerlich zumute ist! Der Gerichtshof, durch das öffentliche Gerücht schon benachrichtigt, daß ich eine immense Rede halten werde, hat einen

[1]) Siehe oben Nr. 155.

[2]) Vgl. „Kreuzzeitung" 3. und 6. Januar 1863. Der erste Artikel war „Was nun?—", der zweite „Wohl nicht" überschrieben.

ganzen Tag von neun Uhr ab für mich angesetzt, während sonst immer vier bis sechs Sachen auf einen Vormittag anstehen. Der Gerichtshof, wie ich höre, freut sich aus purer Neugierde selbst schon gar sehr darauf, mich reden zu hören. Die Freude soll ihm gründlich werden!

Die italienischen Nachrichten, die Sie geben, sind freilich schlecht. Immerhin sind die hiesigen noch viel schlechter. Auf die Länge der Zeit ist es zwar gerade um so besser, je mehr sich die Kammer blamiert! Und sie wird sich schauderhaft blamieren. (Die „Kreuzzeitung" sagte ganz richtig und offen: Sie rechne darauf, daß der Kreisrichter doch viel lieber in der Residenz sich amüsieren und seine Diäten nehmen, als mit Herrn Lassalle Prinzipien reiten werde!) — Mit dem Meschores habe ich dringend wegen Rüstows Amnestie gesprochen. Er sagte mir, daß er, wenn er wieder im Amte sei — in seinen früheren —, es durchsetzen zu können hoffe, daß er aber bis dahin nicht den dazu erforderlichen Einfluß habe ...

Meine Schwester ist seit dem 3. Januar hier und grüßt Sie herzlichst. Ihr Umgang ist ein sehr geringes Vergnügen für mich. Ihre Unterhaltung usw. ist nicht nach meinem Geschmack. So dusele ich hin! Wenn Sie und Rüstow hier lebten, so würde ich mich wohl fühlen, jetzt aber ist es so, daß nur, wenn ich mich in der Arbeit vergesse, ich von Dégout und Überdruß frei bin ...

Nun leben Sie wohl, beste und einzige Freundin, gehen Sie nach Palermo, das wird Sie amüsieren und erschwert ja die Rückreise nicht, sondern verlängert sie nur um einige Tage. Wie können Sie sich denn Ende März vor dem Schnee fürchten, über den Mont Cenis gehend? Da ist ja gar nicht die Rede davon! Daß Sie nur vor allem Anfang April hier sind, darauf verstehe ich keinen Spaß! Sagen Sie mir das in jedem Ihrer Briefe, damit ich darüber beruhigt bin. Bucher läßt sich Ihnen vielmals und bestens empfehlen. Sie wissen, es steht ganz fest, daß ich Juni oder Juli mit ihm in die Hochalpen reise. Alle meine andern Freunde grüßen gleichfalls. Loewe hat versprochen, Ihnen zu berichten. Er hat freilich schauderhaft viel zu tun. Dieser Brief ist wieder so lang und eng geschrieben, daß man sechs solche wie Ihre aus ihm machen kann! Adieu, adieu! Ihr F. Lassalle.

160.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Berlin, 20. Januar [1863].

Gute Gräfin!

Sie beschweren sich in Ihrem letzten Briefe an mich vom 9. Januar und in dem an Anna vom 13. Januar, daß Sie keine Briefe von mir erhalten. Ich begreife das nicht! Ich habe Ihnen bisher in den vierzig Tagen

Ihrer Abwesenheit drei Briefe geschrieben, einen bald nach der Abreise,[1]) einen am Weihnachtstage[2]) auf den Sie mir eigentlich gar nicht geantwortet) und einen etwa am 8. Januar,[3]) drei Bogen lang, so klein und eng geschrieben, daß er wie fünfzehn Bogen von Ihrer Hand war. Ich schrieb darüber bis drei Uhr nachts. Haben Sie den nicht bekommen?

Auch habe ich noch keine Antwort, ob Sie die verschiedenen Zeitungen erhalten haben, nämlich 1. zwei Exemplare des Aspromonte-Gedichts und Artikels („Berliner Reform"), 2. ein Exemplar meiner ersten Erklärung in der „Vossischen Zeitung" und der „Berliner Reform" gegen die „Volkszeitung".[4])

Gleichzeitig mit dem Gegenwärtigen schicke ich Ihnen ferner:

1. meine zweite Erklärung gegen die „Volkszeitung" (infolge der Antwort derselben),[5])
2. einen humoristischen Artikel der „Kreuzzeitung"[6]) darüber,
3. meinen Brief an die „Kreuzzeitung" über mein Verhältnis zur „Volkszeitung".[7])

Diese Polemik hat der „Volkszeitung" wirklich vielen Schaden getan. Ich habe diesmal das ganze Publikum auf meiner Seite gehabt, wie Ihnen schon die „Kreuzzeitung" zeigt. Auch andere, rheinische Blätter usw., haben sich dabei für mich erklärt, und der Unwille hier über die „Volkszeitung" war größer, als ich vermutet hatte. Ihnen wird die ganze Geschichte sehr angenehm sein. — Kommt nun meine Affäre vom 16. Januar! Ich weiß nicht, ob Sie den vorläufigen Ausgang wissen, der — mehr als ich geglaubt — eine ziemlich allgemeine Entrüstung in der Stadt hervorgerufen hat! Vier Monate Gefängnis!

Dennoch habe ich den glänzendsten Sieg gefeiert und eine wichtige Schlacht geschlagen! Der Gerichtshof war nämlich schon ganz entschlossen hingekommen, mir das Wort abzuschneiden.

---

[1]) Siehe oben Nr. 154.

[2]) Siehe oben Nr. 155.

[3]) Siehe oben Nr. 159.

[4]) Am 10. Januar hatte die „Volkszeitung" in einem „Überspanntheit und Abspannung" überschriebenen Artikel gegen Lassalles „Was nun?" polemisiert, ohne ihn zu nennen. Dennoch erwiderte ihr Lassalle in der „Vossischen Zeitung" vom 13. Januar in einer vom 10. Januar datierten ausführlichen Zuschrift.

[5]) Die Erklärung steht in der „Vossischen Zeitung" vom 15. Januar und ist vom 14. Januar datiert.

[6]) In der „Kreuzzeitung" vom 16. Januar: Der Artikel ist —n gezeichnet und überschrieben: „Lassalle contra Volkszeitung."

[7]) In der „Kreuzzeitung" vom 18. Januar protestierte Lassalle in einem vom 16. Januar datierten Brief dagegen, daß er jemals mit der „Volkszeitung" politisch übereingestimmt habe. Er habe nur mit deren Besitzer Franz Duncker in einem persönlichen Freundschaftsverhältnis gestanden.

Der Präsident unterbrach mich gleich bei der ersten Äußerung, die ganz inoffensiv war, (dies erste Inzident ist in der „Vossischen Zeitung" ziemlich gut wiedergegeben) mit der Drohung, mir das Wort zu entziehen. Alle Augenblicke kamen diese Unterbrechungen und Drohungen, wohl acht- bis neunmal. Aber ich siegte in diesem Kampfe, der vier Stunden währte, vollständig. Ich zwang sie, das Gift bis zum letzten Tropfen zu verschlucken. Ich zeigte ihnen, was „freie Verteidigung" heißt. Das eine Mal, als mich der Präsident unterbrach und erklärte, er werde mir das Wort entziehen und es meinem Verteidiger übertragen, erwiderte ich ihm: „Das werden Sie nicht! Wenn Sie mir das Wort entziehen, so werde ich es meinem Verteidiger entziehen und mit ihm den Saal verlassen. Üben Sie dann die Gewalt in der Form der Gewalt. Aber den bloßen Schein einer Verteidigung werde ich nicht dulden. Frei wird sie sein oder gar nicht." (Das Inzident fehlt leider in der „Vossischen Zeitung".)

Dies machte den Präsidenten stutzig. Er ließ mich jetzt lange und ununterbrochen [sic!]. Endlich bei der Stelle: „Bin ich der wissenschaftliche Prügeljunge des Staatsanwalts?" entzog er mir definitiv das Wort. Ich appelliere sofort an den Hof, verlange Beschluß darüber, ob mir das Wort entzogen werden könne, und zunächst hierüber zum Worte zugelassen zu werden. Der Staatsanwalt protestiert dagegen; das Wort sei mir entzogen, ich dürfe gar nicht mehr sprechen. Ich: „Welche Konfusion der Begriffe. Der Präsident hat mir das Wort entzogen. Ich habe einen Beschluß des Hofes darüber provoziert. Diesen Beschluß kann der Hof nicht fassen, ohne mich zuvor darüber gehört zu haben. Ich verlange darüber zu plädieren, ob mir das Wort zu entziehen sei." Der Präsident, wütend eine Feder zerstampfend und unter den Tisch werfend: „Der Angeklagte hat das Wort darüber, ob ihm das Wort zu entziehen sei." Der Staatsanwalt protestiert dagegen, daß ich über irgend etwas anderes spräche. Ich: „Beruhigen Sie sich gänzlich, ich werde bei der Stange bleiben." Ich: „Zwei Einreden habe ich zu erheben; die erste ist die, daß, wenn ich auch den Staatsanwalt beleidige, Sie deshalb doch durchaus nicht das Recht haben, mir das Wort zu entziehen. Der Art. 134 gibt nur dann das Recht, den Angeklagten aus den Debatten zu setzen, wenn er durch ungebührliches Betragen die Fortsetzung der Verhandlungen stört, nicht wegen Beleidigung des Staatsanwalts. Wegen dieser kann mich derselbe besonders verfolgen. Das ist sein Recht — nicht aber, mir wegen derselben die Wahrnehmung meines Rechtes abschneiden. Zweitens aber hat der Staatsanwalt und Ihr Präsident sehr irrige Ansichten über das, was eine Beleidigung des Staatsanwaltes bildet. Zu respektieren brauche ich ihn nicht und schonen werde ich ihn nicht (Der Staatsanwalt erhebt sich von neuem, gegen

diese Beleidigung protestierend). Ich werde mich streng auf der äußersten Grenzlinie seines und meines Rechtes halten; und dies besteht darin, daß ich ihn nicht beleidigen werde. Wann ist eine Äußerung eine Beleidigung gegen den Staatsanwalt? Nur dann, wenn dieselbe Äußerung auch gegen einen Privatmann eine Beleidigung wäre. Denn eine besondere Ehre hat er nicht. Es gibt keinen Gesetzartikel, welcher sagt, dies oder dies sei eine Beleidigung für einen Staatsanwalt. Er darf also nicht empfindsamer sein als jeder andere, und nur was für jeden andern eine Beleidigung wäre, ist auch für ihn eine solche. Und nun setzen Sie den Fall: ich hätte in einer literarischen Kontroverse gegen einen Privatmann gesagt: ‚Bin ich Ihr wissenschaftlicher Prügeljunge?' und derselbe wollte vor Ihrem Tribunal eine Klage wegen Injurien gegen mich erheben. Sie würden ihn mit Lachen abweisen!"

Der Präsident, nachdem er zur Rechten und Linken mit den Beisitzern leise gezischelt: „Der Hof gibt dem Angeklagten das Wort zurück."

(Dies Inzident ist in der „Vossischen" nur angedeutet.)

So behauptete ich denn das Wort siegreich bis zuletzt und habe keine Schärfe fortgelassen. Ihnen alles zu erzählen, würde mich zwanzig Bogen kosten! Auf solche Dinge muß man verzichten, wenn man fort ist. Das Publikum — Arbeiter waren nicht da, aber ein sehr gebildetes Publikum, dreißig bis vierzig Menschen, Ziegler, Stahr, Förster, Korff,[1]) eine Menge Richter, Rechtsanwälte, der Staatsanwalt Schelling[2]) usw. Ich habe selbst bei Leuten, die mir durchaus nicht zugetan, allgemeine Bewunderung erregt. (Freilich fehlt es auch nicht an entgegengesetzten Stimmen: es sei mir ganz recht geschehen; solche Unverschämtheit gegen einen Staatsanwalt sei noch nicht dagewesen usw. usw.) Am Abend besuchten mich noch viele und in den folgenden Tagen, zu gratulieren, zu kondolieren usw. Korff — der in seiner Uniform wacker aushielt — schickte mir einen Lorbeerkranz. Gedichte wurden mir eingeschickt. Kurz, es war im ganzen ein nicht nutzloser Kampf. — Das vorläufige Resultat sind vier Monate. Ich werde appellieren, noch einmal wieder in ganz andrer Weise, am Kammergericht, endlich am Obertribunal! Muß ich sitzen, werde ich erst im Oktober sitzen. Keinesfalls früher, um mir meine Reise nicht zu verderben!

---

[1]) Baron von Korff, Kürassieroffizier, Schwiegersohn des Komponisten Meyerbeer.

[2]) Hermann Schelling (geb. 1824) Sohn des Philosophen Schelling, Staatsanwalt beim Berliner Stadtgericht, späterer preußischer Justizminister. Lassalle hatte bekanntlich vor Gericht den Philosophen gegen den Staatsanwalt, den Vater gegen den Sohn ausgespielt.

Ich schicke Ihnen hierbei noch

4. und 5. die beiden Nummern der „Vossischen" über den Prozeß. (Der Bericht der „Nationalzeitung" war ganz verstümmelt und schlecht; der der „Vossischen" noch am besten.) —

Es hat mir sehr gefehlt, daß Sie nicht da waren. Ich bin sehr müde und abgehetzt, und Sie fehlen mir äußerst! Es ist ein trauriges métier de dupe, das ich spiele. Dies Volk ist noch nicht so weit! — Das Schlimmste ist die große Zeit, die ich verliere! Ich muß nun wieder ganz neue rasende Kraftanstrengungen für die zweite Instanz machen und komme wieder nicht an meine Nationalökonomie! Dann verlangen die Leipziger Arbeiter, ich solle ihnen eine Broschüre schreiben.[1]) Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht! — Rüstow grüßen Sie herzlichst. Ich werde ihm nächstens auf seinen Brief antworten! Jetzt habe ich gar zu sehr alle Hände voll. Ich habe ihm und Ihnen — unter Ihrer Adresse — die Verteidigungsrede geschickt. Ich hatte auf jede eine Widmung geschrieben, mußte sie aber abschneiden, weil die Post sie sonst nicht unter Kreuzband befördern wollte. Ihnen hatte ich darauf geschrieben: „Denkst Du daran, mein tapferer Lagienka? Denkst Du daran, wie wir bei Warschau schlugen?"[2])

Ach, es war doch schöner, als ich meine Prozesse für Sie hatte! Sie wußten doch wenigstens, was ich für Sie tat! Dies Volk weiß es nicht einmal und versteht es nicht!

Ich bin müde, denn ich habe nichts und niemand, an dem ich mich erfrischen kann! Hauen und hauen — die einzige Beschäftigung meines Daseins. Keine Brust, wo ich Ausruhen und Erholung fände! Nun adieu! Sie fehlen mir sehr! Ich freue mich auf den 1. April. Daß Sie da jedenfalls zurück sind! Denn Mitte Juli muß ich spätestens fort, und von Oktober ab sitze ich, wenn das Urteil nicht von mir umgeworfen wird, und so würden Sie mich sonst das ganze Jahr nicht sehen.

Adieu, adieu!

Ihr

F. Lassalle.

Zwei und eine halbe Stunde blieb der Hof im Beratungszimmer. Die zwei andern Richter wollten mich freisprechen. Aber der Präsident (Pielchen) kreischte zweieinhalb Stunden lang, man hörte ihn im Saal wie einen Adler schreien — bis sie nachgaben. (Ganz à la Hoffmann.) Es stand schon ein paar Tage vor meinem Prozeß in der Zeitung, der Stadtgerichtspräsident Holzapfel habe Pielchen besucht und ihm die Un-

[1]) Für die Vorgeschichte des „Offenen Antwortschreibens" wird Band V wertvolles neues Material beibringen.

[2]) Aus Karl von Holteys Singspiel „Der alte Feldherr".

zufriedenheit des Justizministers mit den letzten Freisprechungen mitgeteilt. Sowie ich das las, wußte ich, er werde auf meine Kosten sich diese Sünden vergeben machen, und ich sei verloren.

161.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Berlin, 29. Januar 1863.

Gute Gräfin! Ihren Brief vom 22. habe ich am 28. erhalten. Mein Brief vom 6., der Ihnen am 20. zuging, war nicht, wie Sie sagen, mein zweiter, sondern mein dritter Brief. Auch haben Sie, wie ich aus Ihren früheren Briefen weiß, die andern richtig erhalten. Dies hier ist mein fünfter Brief. Denn etwa am 22.[1]) habe ich Ihnen den vierten geschrieben, den Sie zur Zeit wohl haben. — Wie Sie sich darüber beschweren können, daß ich zu wenig schreibe, begreife ich nicht. Mein Brief vom 6. war allein so groß, daß man aus ihm ein Dutzend Ihrer weitläufig geschriebenen Briefe machen kann.[2]) Es liegt in meiner Natur und besonders in der Natur meines Verhaltens zu Ihnen, daß ich Ihnen — nur lange, eingehende Briefe schreibe. Eben deshalb kann ich nicht so häufig schreiben wie Sie, die Sie einige Seiten weitläufig geschrieben mit Berichten über Schnee- und Lawinenfälle füllen, die ich ja aus den Zeitungen kenne, und mir darüber, wie Sie leben, was Sie tun, wie Sie die Zeit hinbringen usw. usw. usw. gar nichts sagen. Und bei alledem haben Sie mir erst einen Brief mehr geschrieben, als ich Ihnen.

Ich will auch mit der Witterung anfangen. Diese ist hier die ganze Zeit hindurch — mit Ausnahme von zwei Tagen — so unbeschreiblich milde gewesen, daß ich meinen Pelz diesen Winter nicht benutzen kann. Schnee haben wir hier noch nicht gesehen. Von Schlitten, — auf die ich mich freute — gar keine Rede, selbst keine Hoffnung darauf. Neulich war mir selbst der Paletot zu heiß, und ich mußte den florentinischen Mantel ohne Ärmel anziehen. —

Frerichs, den ich neulich bei einem Diner bei Korff sprach, sagte mir, er gehe nach Nizza Ende Januar. Warum gehen Sie nicht wenigstens dahin, statt immer in dem beschwerlichen Genua zu sitzen? —

Es ist doppelt schade, daß Sie in dieser Zeit nicht da waren und da sind. Es läßt sich diesmal nicht leugnen, daß mir der Prozeß erstaunlich genützt hat. Nicht, daß ich dafür bei dem großen Publikum den

[1]) Es war am 20. Januar. Siehe oben Nr. 160.

[2]) Siehe oben Nr. 159. Das Datum, das Lassalle setzte, war der 8., nicht der 6. Januar.

Dank fände, den ich vielleicht verdiene. Durchaus nicht! Aber es ist im großen Publikum eine allgemeine „Anerkennung", ja ein allgemeines „Sichbeugen" eingetreten, bei Freund wie Feind und selbst bei den Fortschrittlern! Plötzlich ist über diese Leute das Licht gekommen, daß ich doch eigentlich eine andere Natur wäre als sie, ein andrer Mensch, eine andere Klinge führe und daß sie sich vorkommendenfalls, wenn's an den Kragen geht, sehr gut hinter meinem Rockschößel würden verkriechen können. So bin ich plötzlich eine „Person" geworden, und ich könnte Ihnen mannigfache spaßhafte Fakta darüber erzählen, aber weniger schreiben. Die „Kölnische Zeitung" ließ sich das Faktum meiner Verurteilung telegraphieren und brachte die Nachricht unter den telegraphischen Depeschen, ordentlich als wenn ich eine Person wäre, von der man offiziell Notiz nimmt. (Es wundert mich daher, daß Sie noch am 22. von der Verurteilung nichts wußten.) Selbst Schulze-Delitzsch hat in der Kammer bei Gelegenheit der Interpellation wegen des Landrats Olearius, der das Volk gegen die Fabrikanten aufgehetzt hatte, die Regierung wegen des Prozesses „gegen einen namhaften Mann und Schriftsteller, der — ich bin hier um so unparteiischer, als ich auf einem ganz andern Standpunkt stehe als dieser Mann — angeblich die Bourgeoisie angegriffen haben soll, aber nur einen streng wissenschaftlichen Angriff gegen sie gerichtet hat, den die Regierung nicht berechtigt war, vor die Tribunale zu ziehen", angebrüllt usw. usw.

Alle Zeitungen brachten ziemlich ausführlich die Prozeßverhandlungen usw. usw. Die Verteidigungsrede erregt das immenseste Aufsehen. Von Böckh[1]) erhielt ich einen äußerst anerkennenden Brief über dieselbe, in welchem er zugleich seine stärkste Indignation über das Urteil ausspricht. Gestern besuchte mich zu selbem Zweck Johannes Schulze. (Auch die Polemik gegen die „Volkszeitung" — Sie haben doch meinen zweiten und dritten Artikel erhalten? — hat gut getan, ihr sehr geschadet.) Zehn Tage lang war von nichts so sehr als von mir die Rede, und selbst die widerwilligsten Zeitungen mußten dazu dienen. Unter anderem kamen dabei recht possierliche Dinge vor. Kossack[2]) z. B., der mich auch diesmal in der „Ostdeutschen Zeitung", wo er — nicht unter seinem Namen — korrespondiert, auf die perfideste Weise angriff, sah sich gezwungen, in seiner hiesigen „Montagszeitung", weil diese unter seinem Namen erscheint, einen äußerst verbindlichen Artikel für mich zu bringen. Die „Kölnische" brachte einen erstaunlich langen Bericht;

[1]) Lassalle hatte Böckh am 20. Januar seine Verteidigungsrede übersandt. Den Begleitbrief veröffentlichte am 28. Dezember 1910 Ludwig Bernhard im Feuilleton der „Frankfurter Zeitung". Böckhs Antwort, die wegen Unwohlseins erst am 25. Januar erfolgte, wird in Band V gedruckt werden.

[2]) Ernst Kossack (1814—1880), bekannter Berliner Feuilletonist.

die „Vossische“ einen noch viel längeren (den schlechtesten die „Nationalzeitung“). Die österreichischen Blätter und die Augsburger habe ich nicht verfolgt, aber gehört, es sei ganz ebenso, zum Teil mit direkter Parteinahme für mich gewesen. Vom Rhein schreibt man mir, das über mich in den letzten acht Tagen erschienene Zeitungsmaterial in den diversen Blättern — sie druckten dort auch meine Polemik gegen die „Volkszeitung“ ab — sei viel zu beträchtlich, um es mir nur einschicken zu können.

Gestern ist endlich eine ganz wundersame und mysteriöse Geschichte hier passiert, die ich Ihnen um so weniger berichten kann, als ich sie selbst noch nicht weiß — alles Zeichen von dem erstaunlichen Aufsehen, das der Prozeß in allen Kreisen gemacht hat. Nicht, daß nicht sehr viele — oder mindestens doch manche — von den Philistern hier, sich zu der Überzeugung hätten bringen lassen: ich hätte die Arbeiter gegen die Bourgeoisie „aufgehetzt“, aber das ist doch die unendliche Minorität, und selbst bei diesen fliegt — Sie wissen, wie sehr der Philister von Schlagwörtern beherrscht wird, die dann von Hand zu Hand gehen und unbesehen von Nachbar zu Nachbar überliefert werden — alles andere beherrschend, von Hand zu Hand, oder vielmehr von Maul zu Maul die eine Parole: die „geistige Überlegenheit Lassalles“! Sie wissen, wie wenig ich auf diesen Chorus gebe! Ihr Lob ist mir so gleichgültig wie ihr Tadel, ich nehme beides mit gleichem Achselzucken hin. Aber Ihnen die Sie sich wie jede Frau auch über Individuelles und Momentanes dieser Art amüsieren, würde es hin und wieder jetzt Spaß gemacht haben, und darum ist es schade, daß Sie gerade jetzt fort waren. (In appellatorio denke ich übrigens die Kerle noch ganz anders zu vermöbeln, noch ekliger zu fassen, und dann sind Sie, weil die Appellationsverhandlung erst im April stattfinden wird, ja jedenfalls schon hier.) Nun, wenigstens wollte ich Ihnen im allgemeinen davon berichten. Ist es nichts für mich, so ist es doch etwas für Sie, und selbst für mich bleibt soviel von der Geschichte nicht ohne Gewicht, daß es meinen Einfluß für später verstärkt und mir den Boden vorbereitet. Aber, du lieber Gott! Wenn werden die deutschen Zustände erst so weit sein, daß ein Mann von Ehre erst mit Ehre auf diesen Boden treten und auf ihm fallen kann! Es ist mehr als traurig!

Einstweilen benutzen mich die Gegner als Wauwau für die Fortschrittler, nutzen mir aber dadurch, statt mir zu schaden. Als Pröbchen hiervon lege ich Ihnen hier einen Artikel der „Norddeutschen“ bei, deren Redakteur,[1]) wie man sagt, an Bismarck verkauft sein soll. Die

[1]) August Braß, der bekannte Revolutionär von 1848, stellte in der Tat von nun ab sein Blatt in Bismarcks Dienste.

Bezeichnung „die Revolution in der Bluse und mit den antiquarischen Stiefeln" für mich, im Gegensatz zu der „Revolution in Schlafrock und Pantoffeln" finde ich sehr glücklich gewählt.

Während dieses ganzen Rumors bin ich in der traurigsten Lage von der Welt! In der Lage eines Menschen, der an nichts Spaß, der keine Art von Befriedigung hat! Was sollte mich befriedigen, stärken, ausruhen, erheitern, kräftigen? Ich bin bestimmt, von nichts und wieder nichts als von devouement zu leben! Wieder arbeiten, wieder mich abrackern und abquälen für die Wissenschaft, für ferne Zeiten — das ist alles ganz gut und recht, ist Pflicht und schön, will es auch gern mein Lebtag tun, aber daneben braucht doch jeder Mensch etwas, woraus er für sich Befriedigung und damit neue Kraft für neue aufopfernde Arbeit saugt, sei es die teilweise Realisierung seines allgemeinen Strebens — die höchste Befriedigung gewiß —, sei es mindestens ein individuelles Glück, ein liebes Herz! Ich allein habe gar nichts und muß bloß von der Arbeit, bloß von der Aufopferung leben! Es sind die Ketten eines Galeerensklaven, die ich von früh bis Abend schleppe und trage, kein Moment der Befriedigung und des Genusses, außer wenn man sich hin und[1]) wieder einmal ganz in den Gedanken vertieft hat und eben zu einer neuen Erkenntnis durchgebrochen ist, die dann mit ihrer sittlichen Wärme erfreut und hebt — bis sofort wieder der bittere Gedanke durchschlägt, wieviele Dezennien es dauern wird, bis diese Erkenntnis auch für die anderen da sein wird und wieviele Dezennien hindurch sie erst verhöhnt und verspottet werden wird, ehe sie Leben gewinnt!

Rüstow hat mir einen ungeheuren Tort getan, daß er Sie gerade jetzt von mir fortgerufen hat. Ich weiß selbst nicht, woran es liegt, aber nie war ich in dieser Stimmung, in der ich seit einem Jahre immer wachsend bin. Und sie lastet um so schwerer auf mir, als ich sie keinem andern ausspreche als Ihnen. Sie wissen, ich bin einmal gewohnt, mich vor keinem aufzuschließen als vor Ihnen. Ich bin ganz in der Stimmung Fausts, für irgendeine naive Grete ich weiß nicht welchen Teil meines Wissens fortzugeben, jedenfalls ein gutes Stück! Wenn Sie da wären, so wäre das nicht so. Denn wenn man nur einen Menschen hat, dem man ganz gut ist, so hat man ganz genug. Aber wenn man selbst diesen einen nicht hat, für den man so lange lebte, so ist es schlimm! Ich wollte, ich könnte mich verlieben — gleichviel in wen. Ich wollte mir das Weib erobern, und wenn ich drei Backzähne dem Kalifen ausschlagen müßte! Geht aber nicht! Kann mich nicht verlieben! Die hiesigen Weiber sind nicht danach! Poesie zu lesen — das einzige, was, wie Sie wissen, immer eine

[1]) Lassalle schreibt „und hin".

stillende Macht, eine besänftigende, auf den Aufruhr meines Gemüts ausübte, — selbst das kann ich leider nicht, da ich keine Zeit dazu habe. Muß Ökonomie treiben und Statistik und Zahlen knabbern! Da soll sich der Teufel dabei beruhigen! — Meinen Brief vom 6. haben Sie recht uneinsichtig beantwortet, fast unfreundlich; ohne Zweifel hauptsächlich deswegen, weil Sie ihn nur sehr oberflächlich gelesen und sehr wenig hin und her bedacht haben werden! Und so haben Sie ihn wenig verstanden.

Adieu! Auf Wiedersehen!

Ihr

F. L.

P. S.

Freitag früh, den 30. Januar [1863].

Gute Gräfin und lieber Rüstow!

Eben will ich meine gestern abend an Euch geschriebenen Briefe zumachen, als ich Eure Sturmepisteln bekomme! Gute Gräfin, beruhigen Sie sich! Diese Aufregung überschreitet ja bei weitem allen Grad der Veranlassung! Zudem beurteilen Sie von dort aus, wie ganz natürlich, die Sache nicht richtig! Glauben Sie mir, wie ich Ihnen schon in dem gestrigen hier beigefügten Briefe sagte, die Sache hat mir entschieden genützt und nicht bloß das, sondern einen solchen Nutzen erzeugt, der selbst mit den vier Monaten nicht zu teuer erkauft wäre! — Übrigens, es hat noch gute Wege! Noch soll es den höheren Instanzen nicht so leicht werden, das wahnsinnige Urteil aufrecht zu halten! Ich will hier nur sporadisch einige Bemerkungen Euerer Briefe beantworten.

1. Die Züricher Ausgabe war gar nicht im Prozeß (diese wird vielmehr — ist das nicht heiter? — noch immer alle Tage in allen Buchhandlungen öffentlich verkauft) — nur die Berliner Ausgabe war es. Der Gerichtshof nahm auch selber an, daß diese nicht veröffentlicht worden sei; auch hätten sie mich wegen der Broschüre nie angeklagt, nur auf den mündlichen Vortrag, weil er unmittelbar an die Arbeiter gerichtet war, erfolgte die Verurteilung.

2. Der Präsident war schon mit dem verurteilenden Urteil in der Tasche hingekommen. Die Verurteilung hat also meine Rede nicht hervorgerufen; allerdings aber möglicherweise den Strafgrad bestimmt (es mag ursprünglich Geldstrafe oder vielleicht vier Wochen die Absicht gewesen sein). Dohm erzählte mir, daß ihm Hiersemenzel gesagt, er habe abends um sieben Uhr am Prozeßtage den Präsidenten gesprochen; noch da habe der Präsident vor Wut gedampft, Qualm sei ihm wie einem Pferde aus den Nüstern gestiegen, und er habe in einem fort ausgerufen: so etwas habe er nicht nur nie erlebt, sondern nie für denkbar gehalten! Aber sogar diese Wut ist sehr nützlich. Denn — worauf

Sie viel zu wenig Gewicht legen — ich habe diese Kerle doch bezwungen, sie gezwungen, mich von Anfang bis Ende sprechen zu lassen. Sie sahen, daß sie das nicht ändern konnten, und litten entsetzlich unter dem, was ich sagte! Sie sehen schon die Folgen: Obgleich sich der Staatsanwalt über alle meine „Beleidigungen" Akt geben ließ, obgleich sie ihm jetzt in der Verteidigungsrede veröffentlicht vorliegen, hat man doch keine Verfolgung wegen Beleidigung eingeleitet und ebenso die Verteidigungsrede nicht säsiert.

Diese macht das wunderbarste Aufsehen nicht nur hier, auch in Leipzig und überall.

3. Mich, wie Rüstow meint, in zweiter Instanz vom Advokaten verteidigen zu lassen — geht nicht! Ein Advokat würde nie das Urteil zum Umwerfen bringen. Keiner! Ich bin der einzige, der es kann, und obwohl die zweite Instanz schlimmer ist als die erste (der Präsident Nicolovius soll ein wahrer Blutrichter sein) — so möchte ich doch noch drei gegen eins wetten, daß ich in zweiter Instanz freigesprochen werde. In erster Instanz mußte ich mich so verteidigen, wie ich tat. Angeklagt, muß und werde ich immer die Anklagebank als Tribüne für politische Propaganda benutzen. Dies ist meine Pflicht und nichts daran zu ändern! Anders stehe ich in zweiter Instanz. Da ich meine Verteidigungsrede als Appellationsrechtfertigungsschrift einreichen werde, so brauche und werde ich in dem mündlichen Plaidoyer zweiter Instanz mit keinem Wort darauf zurückkommen. Ich brauche hier nur die Dummheit der Urteilsmotive zu entwickeln, und ich werde es mit solcher schneidigen Schärfe tun, daß den Richtern trotz alledem die Röte der Scham in die Wange treten soll. Mein Plaidoyer in erster Instanz war politisch, mein Plaidoyer in zweiter Instanz soll sozial sein. Weniger angreifen, mehr zerschneiden. Ich werde mir das Schwert Wielands des Schmieds schmieden, welches einen zerschneidet, ohne daß er es merkt. Schon steht dies Schwert ganz und gar in meinem Kopf, schlank und vollendet wie eine Statue des Phidias.

(NB. Eben bringt mir meine Schwester vier lebendige Maikäfer ins Zimmer, so milde ist das Wetter!)

Der Prozeß soll immer größere, immer riesigere Proportionen annehmen, und ich will zeigen, was „Einer kann gegen alle". Für solche Aufgaben bin ich gerade der Mann! Ganz Berlin wird sich zu dem Prozeß zweiter Instanz drängen (auch bei dem ersten war großer Zulauf; wegen des kleinen Saals wurden aber sieben Achtel des Publikums abgewiesen). Wie groß das Aufsehen ist, mag Ihnen daraus hervorgehen, daß der Hof (nicht der Gerichtshof, sondern „der Hof") sich Mühe gegeben hat, sich ein Exemplar der verurteilten Schrift zu verschaffen.

Mein Plaidoyer in zweiter Instanz soll ein Wunderding werden, wenn ich Zeit habe, und furchtbaren Eindruck machen.

Dann endlich bleibt mir noch die dritte Instanz, und die Sache soll immer wachsen! Zuletzt, bliebe ich selbst nicht Sieger, nun so sind ja vier Monate wahrhaftig noch zu ertragen. Aber ein zweites Mal läßt mich die Staatsanwaltschaft gewiß in Ruhe. Die Gerichte haben gesehen — ich führe Ihnen hier das Wort preußischer Richter selbst an, ihr allgemeines Gespräch — daß sie niemand haben, den sie mir gegenüberstellen können, daß ich Staatsanwälte, Höfe, Präsidenten kurz und klein in Stücke haue, und lieben nicht, ihre Kleinheit von neuem zum Vorschein zu bringen.

4. Haben Sie und Rüstow denn nicht meine Verteidigungsrede bekommen? Ich schickte sie noch vor meinem Brief und den Zeitungen an Sie ab. Warum zeigen Sie mir nicht den Empfang an? Lassen Sie Stücke derselben in die dortigen Blätter bringen. Jedenfalls aber zeigen Sie mir es an, wenn Sie sie noch nicht haben. Sie kennen sie zwar schon zur Hälfte, aber auch erst zur Hälfte, und selbst in dieser Ihnen schon bekannten Hälfte habe ich nachher noch vieles gemeißelt. Rüstow, denke ich, wird sich sehr darüber amüsieren. Da auch er mir kein Wort von dem Empfang derselben schreibt, muß ich wirklich fast zweifeln, ob Sie sie erhalten. (Ich sandte beide Exemplare unter Ihrer Adresse.)

5. Haben Sie meine zweite Erklärung in der „Vossischen Zeitung" gegen Bernstein[1]) („Erwidrung") und meinen Brief in der „Kreuzzeitung" gelesen?[2]) Oder beide in der Hitze übersehen?

6. Das Urteil konstatiert selbst ausdrücklich, daß der Vortrag wissenschaftlich sei, und dann sagt es wieder das Gegenteil. Es ist nicht aus ihm klug zu werden. Sie empfangen es nächstens gedruckt in den „mündlichen Verhandlungen nach dem stenographischen Bericht".

7. In Leipzig hat das Polizeipräsidium die Erlaubnis gegeben, meine hier verurteilte Arbeiterbroschüre sogar durch Kolporteurs zu vertreiben (wozu man immer besondere Erlaubnis braucht).

Ihnen wie Rüstow herzlichst die Hand drückend und Ihnen versichernd, daß siebenundsiebenzig mal mehr als die dummen vier Monate mich die Nachricht betrübt, die Sie mir vom Zustand Ihrer Beine geben, bin und bleibe ich

Euer

F. Lassalle.

---

[1]) Aron Bernstein (1812—1884), der Chefredakteur der „Volkszeitung", mit dem Lassalle verfeindet war.

[2]) Siehe oben S. 326.

162.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Berlin, 5. Februar 1863.

Gute Gräfin!

Ich freute mich so, als ich heute wieder einmal einen Brief von Ihnen bekam. Ich dachte, indem ich das Kuvert erbrach, daß ich allerlei liebe Plaudereien zu lesen bekommen würde. Siehe aber, da stand nichts auf dem kurzen Wisch als lauter Dinge, die Sie mir schon dreimal geschrieben haben und ich hätte die Briefe nicht bekommen, die Sie mir geschrieben wegen des Prozesses bei Riem und wegen des Prozesses in Köln, und ich hätte nicht darauf geantwortet, und ich hätte sie also nicht bekommen, und ich sollte sich [sic!] der Sachen annehmen usw. usw.

Aber Du mein Gott! Ich habe die Briefe alle bekommen, und Sie selbst mußten das daraus ersehen, daß ich ja den anderweitigen Inhalt derselben Briefe beantwortet hatte. Daß ich mich Ihrer Sachen annehmen soll, haben Sie überhaupt nicht nötig, mir zu schreiben. Am wenigsten aber hatte ich doch irgendeine Veranlassung, Ihnen etwas in den Prozeßsachen zu schreiben, sondern nur Herbertz und Riem. Sie wissen, daß ich in Geschäftssachen knapp bin wie ein Geschäftsmann und kein überflüssiges Wort schreibe. Ihnen in denselben zu schreiben, hatte ich bisher gar keine Veranlassung, und folglich hatten Sie auch gar keinen Grund zu dem Schlusse, daß ich die Briefe nicht erhalten hätte.

Ich war recht um das Vergnügen betrogen, das ich mir bei dem Anblick Ihres Kuverts versprochen hatte, und schaute traurig drein, als ich den tristen, knappen Brief, der nichts enthält als den eben skizzierten Inhalt, zu Ende gelesen hatte.

Heute habe ich inzwischen gerade Anlaß, Ihnen in Geschäftssachen zuschreiben, erhalten und hätte Ihnen auch jedenfalls den betreffenden Bericht erstattet . . .[1]) Wenn Sie seinerzeit zurückwollen, so haben Sie ja einen Weg, auf dem Sie die Eisenbahn nicht verlassen und kaum einen Schneeflocken zu Gesicht bekommen. Nämlich mit der Eisenbahn von Genua direkt nach Triest (ohne Venedig zu berühren; die Eisenbahn geht von der venezianischen direkt links ab nach Triest, wie damals Madame Rocca fuhr) und von da wieder mit der Eisenbahn über den Semmering direkt nach Wien und hierher. Ich habe die Tour über den Semmering 1857 im Januar resp. Dezember 1856 gemacht und kann Sie versichern, daß es so bequem wie im Zimmer ist. Der Semmering ist äußerst leicht zu passieren, ganz in Eisenbahn. —

[1]) Es handelte sich wieder um die Kölner Mühlenangelegenheit.

Was mich betrifft, so haben Sie Zeit, hier anzukommen bis zum 1. April. Ob und wieviel früher Sie Ihrer Geschäfte wegen kommen wollen, bleibt Ihnen überlassen.

Den Prozeß contra Block haben wir gestern hier in erster Instanz verloren. Ich werde die Appell sorgfältig wahren, darauf verlassen Sie sich. —

Ich grüße Rüstow vielmals auf das allerherzlichste und bin Ihr und sein alter Freund

Ferdinand.

Schreiben Sie mir doch sofort genau Ihre Adresse. Denn für den Fall, daß ich Ihnen einmal nötig hätte zu telegraphieren, weiß ich ja nicht wie, da ich Ihre Wohnung nicht kenne und das Telegraphenamt dort auch nicht.

163.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

[Berlin, 6. März 1863.]
Poststempel.

Gute Gräfin.

Ihre Briefe machen mich sehr mißmutig, weil sie stets verweigern, auf den Punkt sich einzulassen, den ich in so vielen berührt habe: ob Sie Anfang April zurück sein werden, wie Sie hier so fest versprachen, oder nicht. — Wenn Sie immer von meiner Verteidigung in zweiter Instanz und wie Sie die Nachricht meiner Freisprechung freuen würde, sprechen, so liegt hierin ein sehr deutliches Zeichen, daß Sie Ihr Wort nicht halten werden. Denn da mein Prozeß in zweiter Instanz erst in der zweiten Hälfte des Monats April verhandelt werden kann, so wären Sie ja zu dieser Verhandlung wieder zurück und anwesend, falls Sie Ihr Wort zu halten beabsichtigen.

Es geht aber freilich aus den Verhältnissen selbst hervor, daß dies nicht der Fall, ja daß dies jetzt — wenn auch durch Ihre eigene Schuld — sogar sehr schwer möglich zu machen sein würde. Denn da Sie erst Ende Februar nach Neapel abgereist sind,[1]) wie wollten Sie schon Anfang April wieder in Berlin sein. Dann blieben Ihnen ja nur drei Wochen für Neapel, und ich begreife, daß Ihnen dies sowohl für die Gesundheit als für das Vergnügen, als endlich als Entschädigung für die weite Reise

[1]) Aus dem undatierten Fragment eines Briefes von Rüstow an Lassalle, das in Band V erscheinen wird, geht hervor, daß die Gräfin und er am 26. Februar in Neapel ankamen.

nicht hinreichen wird. Es kommt wieder daher, daß Sie in so langer Unentschlossenheit die schöne Zeit zwecklos in Genua verbummelt haben. Ihre ewige Unentschlossenheit ist, wie ich Ihnen so oft sagte, Ihr und Ihrer Umgebungen ewiger Fluch! Ich kann mir also aus diesen Gründen kaum noch eine Illusion darüber machen, daß Sie weder zum 1. April, noch auch nur zu meinem Geburtstag am 11. April zurück sein werden. Ich will Ihnen aus jenen Gründen jetzt auch nicht böse darüber sein. Aber das steht baumfest, daß ich am 1. April meine Korrespondenz mit Ihnen abbreche und Sie vor Ihrer Rückkunft nicht wieder von mir hören. Das soll meine Revanche sein. —

Neulich kam mit einem Briefe von Bertani an mich ein Garibaldischer Offizier, Ungar, namens Fränczel hier an, der auch Aspromonte mitgemacht hat, um nach Polen zu gehen. Ich versah ihn mit 80 Taler Reisegeld und Empfehlungen nach Breslau, um von da Empfehlungen für Krakau zu erhalten, da er zu Langiewicz [1]) stoßen will, mit dem er befreundet ist. Heute erhielt ich von ihm einen Zettel aus Krakau, wonach alles gut gegangen ist, er auch schon mit Langiewicz Verbindung angeknüpft zu haben scheint. —

Ich stehe jetzt am „Vorabend" eines sehr wichtigen Ereignisses für mich. Das Leipziger Zentralkomitee der Arbeiter hat an mich offiziell geschrieben, damit ich ihm in irgendeiner mir passend erscheinenden Form meine Ansichten ausspreche über die Mittel, welche die gegenwärtige Arbeiterbewegung zu ergreifen hat, um die Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes in politischer, geistiger und materieller Beziehung zu erlangen, insbesondere auch meine Ansicht über den Nutzen, der aus den Schulze-Delitzschen Assoziationen für die Lage des Arbeiterstandes erwachsen kann.

Ich habe nun geantwortet durch ein „Offenes Antwortschreiben", welches sich bereits im Druck befindet und in ca. acht Tagen an das Leipziger Zentralkomitee abgehen und von ihm — es wird in 10 000 Exemplaren gedruckt — an sämtliche Arbeitervereine usw. verbreitet werden wird. Ich habe mich in diesem Manifest offen und unumwunden ausgesprochen. Die Schwierigkeiten waren immens! Ich konnte natürlich in einem Manifest nicht ein nationalökonomisches Werk schreiben. Sowohl der erforderlichen Kürze wegen, als weil es jeder Arbeiter verstehen muß. Und dennoch konnte das Manifest nichts nützen, wenn es nicht, an irgendeinen festen Punkt anknüpfend, den Arbeitern die ganze notwendige Hoffnungslosigkeit ihrer Lage von innen heraus theoretisch

[1]) Marian Langiewicz (1827—1887), der 1860 am Zuge Garibaldis teilgenommen hatte, erklärte sich am 10. März an Stelle von Mieroslawski, den die Russen geschlagen hatten, zum Diktator von Polen, mußte aber schon am 14. März auf österreichisches Gebiet übertreten.

klar machte, sie gegen alle Illusionen und gegen jeden Versuch, meine Sätze bei ihnen zu bekämpfen, sicherte.

Es ist mir gelungen, diese wirklich fast unüberwindlichen Schwierigkeiten in ausgezeichneter Weise zu überwinden. Ist der deutsche Arbeiterstand nicht bis zum Entsetzen träge und schläfrig, so muß dieses Manifest, da es ohnehin in eine bereits vorhandene praktische Bewegung fällt, ungefähr eine Wirkung hervorrufen wie die Theses an der Wittenberger Schloßkirche![1])

Das ist die eine Seite der Medaille. Die andere Seite ist die Frage: wird es diese Wirkung auf die Arbeiter, und welche wird es auf die Bourgeoisie haben? Ich las es, ihren Rat beanspruchend, in besondern Sitzungen Bucher und Ziegler vor. Bucher erklärte mir, daß er feierlich jeden Rat verweigern müßte, ob ich das Ding abgehen lassen solle oder nicht. Er deutete mir als Grund dieser Weigerung in hinreichend deutlicher Weise an, daß er das Erscheinen desselben sehr gern sähe, mir aber nicht dazu raten wolle, um keine Verantwortlichkeit zu haben für den entsetzlichen Haß und die scheußlichen Verunglimpfungen, die es mir zuziehen würde.

Ziegler, der beim Verlesen des Manifests absolut einverstanden damit gewesen war, daß ich es losließ, schrieb mir noch am selben Abend einen langen Brief,[2]) worin er (er ist freilich nur politischer Revolutionär und sonst Bourgeois vom Scheitel bis zur Zehe) feierlich gegen dasselbe protestiert. Es seien horreurs. Ich sei, sowie dasselbe erschienen, ein toter Mann, hätte mich für immer ruiniert usw. usw.

Ich habe auf das alles nur zu antworten: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!" Und wenn ich gleich siebenundsiebzigmal tot wäre und in Stücke gerissen würde, ich könnte doch nicht anders! Ich bin neugierig zu hören, ob Sie es billigen werden oder nicht. Billigen Sie es nicht, so ist es mir lieb, daß Sie nicht dagewesen sind. Denn abhalten hätte ich mich doch nicht lassen, und so hätte es mir nur mehr Kampf gemacht.

(In polizeilicher Hinsicht ist nichts zu fürchten; das Ding ist weit mehr innerhalb der gesetzlichen Grenzen gehalten als irgend etwas, was ich geschrieben habe.)

Das Schönste dabei ist, daß das Manifest eigentlich durchaus konservativ ist — das Wort in seinem guten und intelligenten Sinne genommen — streng konservativ und die lebhafteste Anerkennung

[1]) Des Vergleichs mit Luther bediente sich Lassalle in jenen für ihn entscheidenden Wochen des öfteren. Vgl. u. a. seinen Brief vom 9. März bei Bernhard Becker, Der große Arbeiteragitator Ferdinand Lassalle, Denkschrift für die Totenfeier des Jahres 1865 (Frankfurt, Selbstverlag), 1865, S. 7 ff.

[2]) Dieser Brief wird in Band V gedruckt werden.

und Adhäsion der besitzenden Stände verdiente. Aber freilich ist ebenso sicher, daß es durchaus revolutionär wirken muß, da den besitzenden Ständen eben jede Billigkeit, jede Gerechtigkeit, jede Einsicht fremd ist und sie eben das am wenigsten wollen, daß auf friedlichem Wege die arbeitenden Klassen sich ihrem Privilegium entwinden. Je leichter dies auszuführen wäre und je mehr diese Leichtigkeit aufgezeigt wird, ohne irgendeinen Besitz zu verletzen, desto wütender werden sie!

Es ist also, da die Bourgeoisie sich allerdings sehr klar ist, und in dem Falle, daß die Arbeiter vielleicht noch nicht zur Klarheit reif sind, allerdings sehr möglich, daß ich heut über vierzehn Tagen moralisch ein toter Mann bin und die Fortschrittspartei darüber jubelt, daß ich mich gestürzt und unmöglich gemacht habe. Aber auch das soll mir egal sein. Dann abdiziere ich endlich der politischen Tätigkeit und ziehe mich rein in die Wissenschaft zurück. Die wenigen Guten werden zudem immer auf meiner Seite stehen. Von Rüstow z. B. bin ich überzeugt, daß er das Manifest mit lebhaftestem Beifall begrüßen wird.

Meine Schwester will mich durchaus verheiraten mit einem Mädchen schön, aus guter Familie, mittellos, lebhaft, lustig, gesellschaftlich gebildet (ob diese Bildung tiefer geht, über Geist, élévation d'âme, weiß ich nicht). Die Geschichte ist sehr lustig. Wir trafen uns vor längerer Zeit in einer Gesellschaft, in welcher wir uns beide sehr gut gefielen — gegenseitig — und uns dies hinreichend zu verstehen gaben. Seitdem hat sie die Familie mit einer unersteiglichen Burg umgeben, und ich kann nicht an sie heran, sie also nicht eigentlich kennen lernen und sprechen. Ich horchte durch Mittelpersonen, ob ich mich in dem Hause einführen lassen sollte, könnte, dürfte usw. Da wurde geantwortet: Nur dann, wenn ich zuvor um ihre Hand anhalten wollte, sonst point du tout! Geben wolle man sie mir; aber man kenne mich schon, es sei mir nur um einen neuen Roman zu tun, man wolle mich nicht den Ruf des Mädchens verderben lassen usw.

Das Mädchen selbst sagte dem Vermittler: sie würde mich sehr gern nehmen, sich dann allen meinen Wünschen fügen, aber die consigne ihrer Familie könne sie nicht brechen. Ich antwortete: Potztausend, man fängt doch nicht mit dem Heiraten an, man hört nur damit auf. Wenn sie mir von innen so gut gefiele wie von außen, so würde ich sie allerdings nehmen. Aber das könnte ich doch nur durch eine nähere Bekanntschaft in allen Grenzen des Anstands erfahren. Ich könnte doch nicht die Katze im Sack heiraten, sie rein wegen ihrer schönen Augen nehmen.

Darauf wurde geantwortet: das möchte sein; ich könne ganz recht haben, aber es bliebe dabei! So stehen die Affären und ich [bin] vorläufig

gewillt, auch meinerseits dabei zu bleiben. Ich kann mich doch wahrhaftig, obgleich mir das Mädchen sehr gefällt, nicht so zum Heiraten zwingen lassen! Man springt doch nicht so geradezu ins Wasser!

Was mich am meisten abhält, ist meine finanzielle Lage. Im Jahre 1870 habe ich, wenn, wie höchst wahrscheinlich, meine Gasrente[1]) dann aufhört, nur etwa 1500 Taler Revenue, und wenn ich gar seinerzeit meine Mutter beerbe, höchstens im ganzen etwa 2500 bis 2700 Taler Revenue. Damit kann ich doch nicht mit Frau und Kinder[n] leben, ohne mich mindestens entsetzlich einzuschränken. Das sind große Opfer. Und wenn sie nun nicht eine solche âme d'élite ist, wie ich sie brauche, wofür dann diese Opfer bringen? 1870 habe ich mich an ihre Schönheit gewöhnt, dann erst — denn bis dahin kann ich auch mit Frau und Kind anständig leben — fangen meine Opfer, und sehr große an, und wenn sie mich nicht innerlich dann schadlos hält, habe ich eine erstaunliche Dummheit gemacht.

Andrerseits: wäre es für mich jetzt wirklich sehr angenehm und wünschenswert, zu heiraten, zweitens gefällt sie mir vorzüglich, ein Körper wie zur Wollust geschaffen; sie ist heiter und witzig und ziemlich in mich verliebt (nicht energisch); drittens ist es doch möglich, daß meine Rente 1870 weiter geht; dann aber finde ich keine Frau mehr.

So stehen die Affären. Ich wollte, Sie wären da und gäben mir en connaissance de cause einen Rat. Was meinen Sie vorläufig? Ich finde das Benehmen der Familie zu dumm, besonders weil ich wirklich nur ganz ehrliche Absichten hatte. Aber das wird mir eben nicht geglaubt! Ich soll im voraus um die Hand anhalten lassen! Quelle idée![2])

Antworten Sie bald Ihrem

F. L.

Sie hatten mir gesagt, Rüstow würde mir ausführlich schreiben über Garibaldi usw. Ich habe kein Wort bekommen!

---

[1]) Auf diese hatte Lassalle zugunsten seines Schwagers verzichtet. Siehe oben Nr. 154.

[2]) Da die Antworten der Gräfin aus dieser Zeit fehlen, so verdient ein Brief des mit ihr reisenden Rüstow aus Neapel vom 16. März Beachtung. Man erfährt daraus, daß Lassalles Brief die Gräfin sehr betrübte. „Wegen Deiner Heiratsabsichten, um derentwillen die Gräfin auch unzufrieden ist, habe ich aufrichtig gesagt keine Angst. Ganz anders dagegen steht es mit Deinem Arbeitermanifest." Rüstow drückt die Befürchtung aus, daß Lassalle sich „dem Tod des Gefängnisses" aussetzen werde, und schließt: „Die Gräfin ist sehr betrübt um Dich, und sie ist es um so mehr, als ihre Gesundheit auch nicht so gut ist, als ich es von ganzem Herzen wünschte. Sie geht in ihren Befürchtungen viel weiter als ich." —

164.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

[Berlin, 13. April 1863.]

Gute Gräfin!

Soeben erhalte ich Ihren Brief vom 4. (am 13., nicht am 11., wo ich den ganzen Tag schmerzlichst einen telegraphischen Gruß von Ihnen erhofft hatte).

Aus Ihrem Brief ersehe ich, daß drei Briefe von mir an Sie und Rüstow verloren sind. Was soll ich tun?!

Ebenso ist Rüstows Brief an mich verloren. Ich habe ihn nicht bekommen, was mir sehr leid.

Meine ganze Seele atmet auf, zu wissen, daß Sie wieder im Begriff sind zurückzukehren. Sie glauben nicht, wie ich Sie vermißt habe! wie ungeduldig ich mich auf Ihre Ankunft freue! Ich werde auch stärker und kräftiger sein, wenn Sie wieder da sind!

Ich habe keine Minute Zeit zum Schreiben.

Nicht mehr die Berliner, die gesamte deutsche Presse Ein Wutschrei gegen mich! Der Schlachtendonner tobt wirklich um mich herum. Es ist ein Gebrüll von Gemeinheit und Dummheit, von dem ich nie eine Ahnung gehabt hätte.

Bloß als schwache Proben sende ich Ihnen zwei oder drei Artikel heut nach Genua poste restante. Die „Tribüne" hat entdeckt, daß ich wegen der vier Monate Gefängnis meinen Frieden mit der Regierung habe machen wollen. Den Vorstand — wohlgemerkt nur den Vorstand — des Arbeitervereins Nürnberg hat Schulze zu der Erklärung bestimmt, daß ich „ein gedungenes Werkzeug der Reaktion" sei und daß ich in meiner Broschüre erklärt hätte, „Bildung sei für den Arbeiter nicht notwendig, ja zweckwidrig".

Eduard Meyen[1]) in der „Reform" erklärt täglich, ich sei da angelangt, wo Bruno Bauer![2])

Die verschiedensten Zeitungen enthalten als Leitartikel Offene Sendschreiben gegen mich usw. Ein Moritz Müller[3]) in Pforzheim, den Rüstow wohl kennt, hat gleichfalls eins erlassen, das ich noch gar nicht gelesen.

Alles das nur schwache Beispiele des allgemeinen Geheuls.

[1]) Eduard Meyen, der einstige Junghegelianer und spätere politische Flüchtling, redigierte jetzt die Berliner „Reform". Lassalle hatte sich mit ihm überworfen.

[2]) Bruno Bauer (1809—1882), der einstige Führer der radikalen Junghegelianer, stand jetzt im konservativen Lager.

[3]) Moritz Müller war Bijouteriefabrikant. Vgl. Bebel, Aus meinem Leben, Bd. I, S. 115.

Aber andrerseits hat sich der Arbeiterstand auf meine Stimme erhoben. In einer großen Arbeiterversammlung zu Hamburg[1]) sind die dortigen Arbeiter fast einstimmig den Leipziger Beschlüssen beigetreten.

Am 11. April haben sowohl in Düsseldorf wie in Solingen die dort zusammenberufenen Arbeiterversammlungen einstimmig dieselben Beschlüsse gefaßt und mir ihren Dank votiert. Andere Städte werden folgen.

Gestern war hier Arbeiterversammlung von Schulzes Kreaturen. Ich war nicht dort. Aber eine Anzahl gebildeter Männer, drei bis vier, hatte sich mir zur Verfügung gestellt, dort für mich zu pauken. Es kam noch nicht dazu. Die Versammlung beschloß zuvor, von meiner Broschüre Kenntnis zu nehmen. Sie schickte mir ihren Kolporteur. Ich habe nach zweitausend Exemplaren telegraphiert. Wir wollen sehen, wie es wird.

Von Rüstow habe ich in meinem letzten Brief verlangt, er müsse Süddeutschland bereisen, wo er so populär ist, und in jeder Stadt dieselben Beschlüsse fassen lassen.

Ebenso solle er dem Leipziger Komitee (Adresse Dr. O. Dammer,[2]) Leipzig, Hospitalstr. 12) schreiben, um sie für ihre Beschlüsse zu beglückwünschen.

Herwegh schreibt mir einen enthusiastischen Brief, lehnt aber die Einwirkung auf den Züricher Arbeiterverein, die ich von ihm verlangt, als unmöglich ab.[3])

Die Fortschrittspartei zittert. Sie sieht ein, daß ein Schlag gefallen ist, der sie vernichten muß.

Ich bin toderkältet, todheiser und muß am 10. in Leipzig sprechen. Was soll ich machen? Ich schicke eben Frerichs Rezept in die Apotheke.

Adieu

Ihr F. L.

165.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

Heidelberg, Hotel Schrieder, 16. Oktober 1863.

Liebes Kind, Ihr Brief nach Ragaz ist mir nach Zürich nachgeschickt worden, wo ich mich nur einen Tag aufhalten konnte, da mich eine

[1]) Am 28. März.

[2]) Der Chemiker Dr. Otto Dammer war anfangs die Seele des Leipziger Zentralkomitees. Lassalles Briefe an ihn veröffentlichte 1912 Hermann Oncken im Archiv für Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung, Bd. II. Zahlreiche Briefe von ihm an Lassalle werden in Bd. V gedruckt werden.

[3]) Herweghs Brief vom 11. April wird in Bd. V gedruckt werden.

telegraphische Depesche, zu gleicher Zeit ankommend, sofort nach Heidelberg bestellte zu einer Konferenz mit Paul [rief], die ich unter obwaltenden Umständen nicht versagen konnte.[1]) Ich bin gestern abend um neun Uhr todmüde hier angekommen und trotzdem nicht vor vier Uhr ins Bett [ge]kommen. Ich wollte Ihnen schon von Zürich aus antworten, konnte aber an dem einen Tag wirklich nicht einen freien Moment erobern und will es nun [heute], obgleich ich völlig wirr im Kopf und ganz krank und daher mein Brief völlig konfus sein wird, heute dennoch tun. Ich hatte, bevor ich Ihren Brief und Rede zugleich erhielt, nur einige Andeutungen in der „Allgemeinen [Zeitung]" über die Vorgänge am Rhein gelesen, an deren Wahrheit ich zwar keinen Augenblick in einer Beziehung glaubte, die mich aber doch in andrer, was die Einmischung der Regierung[2]) betrifft, sehr beunruhigten. Aber ich wußte nun gar nicht mehr, wohin Ihnen schreiben, da auf meinen Brief nach Berlin noch gar keine Antwort erfolgt war. Über diesen einen Punkt der Folgen von gesetzlichen Verfolgungen bin ich allerdings auch nach Lesung Ihrer Rede, die mich natürlich nichts abhalten konnte, sofort in Zürich genau durchzustudieren, für einige Stellen derselben nicht beruhigt. Im übrigen bin ich so sehr mit Ihnen in allem einverstanden, wie man es nur sein kann. Ich bin stolz auf Sie und würde eine ganz reine Freude darüber haben, wenn mich die Sorge um Ihr persönliches Wohlergehen nicht zu sehr beschäftigte und mir dennoch am Ende über alles andere ginge. Ich könnte heute schon sehr bequem auch hier nachgeschickt Nachricht über den Ausgang Ihrer Sitzung am 12.[3]) haben, und dies ist, was wirklich unfreundschaftlich ist, daß Sie mir den Ausgang nicht augenblicklich mitgeteilt haben. Es macht mich sehr besorgt, denn ich kann kaum glauben, daß Sie den Eigensinn und die unverantwortliche Verkennung meiner unveränderlichen Freundschaft so weit getrieben haben sollten, mir eine erfreuliche Nachricht vorzuenthalten. Ich bitte aber jetzt sehr dringend um umgehende Auskunft darüber, adressiert Heidelberg

[1]) Graf Paul von Hatzfeldt stand damals vor seiner Verheiratung mit der Amerikanerin Helene Moulton († 1918).

[2]) Lassalle hielt in der letzten Septemberwoche in mehreren rheinischen Städten die Rede „Die Feste, die Presse und der Frankfurter Abgeordnetentag. Drei Symptome des öffentlichen Geistes", die zuerst in Düsseldorf im Verlag der Schaubschen Buchhandlung erschien. In Solingen kam es am 27. zu der berühmten Episode, bei der Lassalle sich in einem Telegramm an Bismarck über den „fortschrittlichen Bürgermeister" beschwerte. Vgl. u. a. Oncken, Lassalle, S. 387.

[3]) Am 12. Oktober erreichte Lassalle vor dem Kammergericht, daß die vier Monate Gefängnis, zu denen er vor dem Stadtgericht wegen des „Arbeiterprogramms" verurteilt worden war, in eine Geldstrafe verwandelt wurden. Er hielt hier einen Teil der Rede, die gedruckt erschien unter dem Titel: „Die indirekte Steuer und die Lage der arbeitenden Klassen."

im Hotel Schrieder, da ich noch nicht weiß, wieviel Tage mein hiesiger Aufenthalt dauert. Es ist eine traurige Zeit für mich, jede Berührung, die mir wieder zeigt, wie sehr ich mein ganzes Leben einem Hirngespinst geopfert und was ich dafür geerntet, reißt alte Wunden, die ich erhalten, wieder neu auf. Ich kann nur existieren, indem ich jede äußere Erinnerung daran vermeide, um die innere unterdrücken zu können ...

Ihre Ungerechtigkeit ist groß, wenn Sie meine häufigeren Abwesenheiten von Berlin wie einen Mangel an Freundschaft hinzustellen versuchen, wo der gegenteilige Beweis so nahe liegt. Berlin ist für mich der letzte Ort der Welt, durch traurige Erinnerungen und fortdauernde unangenehme Verhältnisse der widerlichste Ort, ein Ort, wo ich durch die Folgen dieser Verhältnisse, wie ungerecht sie sein mögen, nicht einen Menschen, ich sage nicht Freund, sondern nur Bekannten und Gesellschaft habe, noch haben kann, so sehr, daß ich nur die unangenehmsten Folgen gehabt habe, wie ich mich bereden ließ, zum Versuch aus dieser Isolierung herauszutreten. Ich stehe also so allein dort wie auf einer wüsten Insel; ich habe allerdings Sie, und das ist sehr viel und macht mir den sonst ganz unmöglichen Aufenthalt nur möglich; denn Sie werden zugeben, daß, was ganz natürlich und sogar notwendig und was ich gar nicht ändern möchte, Sie so viel sehr große und auch kleine und kleinere Zwecke und Beschäftigungen aller Art haben, daß mir wohl Zeit und Muße bleibt, meine völlige Isolierung zu fühlen. Dies ist aber grade für mich der allerminimste Punkt, den ich nur beiläufig miterwähne. Ich brauche keine Gesellschaft und repoussiere sie sogar in Berlin, weil es erstens durchaus kein angenehmes Gefühl, so bloß geduldet nebenher zu laufen und zu wissen, daß, wie Sie nicht da, kein Mensch sich erkundigen würde, ob ich noch lebe, und dies Verhältnis sich dort nicht ändern kann; aber ich habe auch stets positive Unannehmlichkeiten gehabt. Ich muß mich daher wohl öfter fragen, wenn Ihre Zwecke und Beschäftigungen Sie öfter und längere Zeiten anderswohin riefen, was würde aus mir unter diesen Verhältnissen werden und um so schlimmer, je älter und kränklicher ich würde? Nun kommt aber noch hinzu, daß dieses Klima für mich fast unerträglich ist, und die schlechten Folgen davon haben sich unleugbar für jeden, der sehen will, bereits erwiesen. Diese Anschauung über den Aufenthalt in Berlin für mich stammt nicht von heute und gestern, nicht aus neu hinzugekommenen etwaigen Gründen und Verhältnissen, wie Sie andeuten wollen, Sie wissen sehr wohl, daß diese Ansicht über Berlin von jeher bei mir feststand, daß es mich aus vielen unabänderlichen Gründen physisch wie moralisch deprimieren muß. Weshalb bin ich also mit dieser feststehenden Überzeugung und trotzdem, daß mir voraussichtlich so wenig Zeit auf dieser Welt mehr bleibt, so lange gegen meine

innigsten persönlichen Wünsche in Berlin geblieben? Warum bleibe ich trotz der für mich nach meiner Überzeugung schon eingetretenen nachteiligen Folgen und trotzdem, daß ich weiß, daß wo anders die meisten derselben fortfallen, warum bleibe ich auch jetzt noch dort? Beantworten Sie diese Frage mit bonne foi und Erwägung aller Verhältnisse, wie sie sind oder wenigstens in meiner Anschauung, was dann für mich auf eins herauskommt, und machen Sie mir dann noch Vorwürfe über Mangel an Freundschaft. Es fällt mir dabei ein, daß Riem mir schreibt, daß mir Schleicher die Wohnung zum 1. April gekündigt. Bitte gehen Sie doch einmal bald vorbei und hören Sie, welches die Ursachen und wie es damit steht.[1])

Nun leben Sie wohl, liebes Kind, schreiben Sie gleich. Auf Wiedersehen entweder schon in ein paar Tagen, jedenfalls in kurzer Zeit.

166.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

[Berlin, 19. Oktober 1863.]

Liebe Gräfin!

Läsen Sie Zeitungen, so würden Sie aus denen ersehen haben, daß am 12. das Urteil nicht gesprochen, sondern auf heut (19.) ausgesetzt worden ist. Soeben trifft die Nachricht ein:

Verurteilung zwar aufrecht gehalten, aber die Strafe auf 100 Taler Geldstrafe herabgesetzt.

Sie also werden lachen! Ich aber mit höchster Kraft Kassation einlegen, am Kassationshof persönlich auftreten und einen furchtbaren Lärm schlagen. Ich muß durchdringen.

Wegen neuer anderweitiger Verfolgungen ängstigen Sie sich doch gar nicht! Kein Mensch denkt mehr dran, mich verfolgen zu wollen! Sie hätten, um dies zu begreifen, neulich in der Sitzung des Kammergerichts zugegen sein sollen! Da hätten Sie gesehen, wie ich den Leuten das Prozessieren mit mir bereits verleidet habe. Es war ein namenloser Triumph. Holthoff[2]) war vor Verwunderung ganz starr. Ich sagte die furchtbarsten Dinge. Kein Mensch, der mich unterbrach.

[1]) Lassalle antwortete hierauf in seinem Brief vom 19. Oktober: „Ich habe gar keine Zeit, zu Schleicher zu gehen. Für Kommissionen bin ich, wenn nicht das halbe Leben davon abhängt, nicht mehr vorhanden." Und an einer anderen Stelle schreibt er: „Durchdringen Sie sich nur etwas von der Vorstellung, daß Sie mit dem beschäftigsten Mann in Deutschland zu tun haben. Ihnen schreibe ich übrigens doppelt ungern, weil mit Erbitterung, weil Sie überhaupt da sein und ich also überhaupt gar nicht Ihnen zu schreiben haben sollte."

[2]) Aurel Holthoff, Lassalles Anwalt.

Ich proklamierte die Revolution! Kein Staatsanwalt und kein Präsident, der auch nur gehustet hätte! Ich habe den Leuten gezeigt, was eine „freie Verteidigung" ist, und dsa durch den Skandal in erster Instanz und das Bewußtsein des Kammergerichts, mich doch nicht einschüchtern zu können und mir durch Abschneiden der Rede nur Kassationsgründe zu geben, so siegreich durchgesetzt, daß zum Staunen aller Juristen die Leute sich ohne zu mucken zum voraus in alles ergeben hatten. Mündlich darüber näheres. Es war merkwürdig. Eben deswegen wollen sie auch nicht wieder mit mir anbinden. Sie haben gesehen, daß es ein undankbar Geschäft!

Ich bin wieder der einzige gewesen, der Recht behalten hat gegen alle seine timiden Freunde. —

Ich habe übrigens so viel zu tun, daß ich nicht weiß, wo mir der Kopf steht! Alles wogt mit mir auf und nieder! Und da noch Briefe schreiben!

Ihr Plaidoyer gegen mich ist ganz falsch! Sie wollen behaupten: Sie seien meinetwegen in Berlin? Aber Sie sind ja gar nicht, und können also auch nicht meinetwegen sein.

Betrachten wir z. B. das letzte Jahr. Heut ist der 19. Oktober. Also vom 19. Oktober 1862 bis 19. Oktober 1863, wieviel waren Sie denn ad in Berlin? Im November vierzehn Tage, dann reisten Sie unerbittlich weg, obgleich mein Vater gestorben war und ich Ihre Anwesenheit also, wenn je, so diesmal nötig hatte. Dann kamen Sie im Mai an und reisten 25. Juni weg. Sie waren also im ganzen acht Wochen während eines Jahres in Berlin! während des Jahres, wo ich, durch Privatverlust gebeugt und von allen Seiten angegriffen, am meisten nötig gehabt hätte, daß meine Freunde sich um mich scharten!

Nein, nein! Alle Advokatenkunststücke helfen da nicht! Sie sind auch nicht ein bißchen gut gegen mich! Ich bin Ihnen deswegen doch gut. Aber eben nur, weil ich Ihnen einmal gut bin! Nicht, weil Sie es auch nur im geringsten um mich verdienten! . . .

Ich bin übrigens — und das ist eigentlich auch der wahre Grund, weshalb ich Ihnen neulich schrieb und heute schreibe — schon seit drei Wochen der bestlaunigste Bursche in der Welt! Weiß nicht, wie's kommt, aber ich schnaufe ordentlich Erfolg in allen Nüstern! Es ist eine Siegesgewißheit und Gutlaunigkeit über mich gekommen, gegen die alle frühere Sicherheit nur ein Kinderspiel war.

Ich kam hier an mit der Erklärung: in spätestens drei Monaten habe ich Berlin, und lachte meinen Bekannten ins Gesicht, die mir ins Gesicht lachten!

Und in der Tat! Beim Tag meiner Ankunft waren wir zehn Mitglieder hier. Vorgestern schon 25 Mitglieder, und gestern habe ich das Bom-

bardement systematisch begonnen. Meine „Ansprache",[1]) die ich Ihnen heut schon geschickt, wird seit gestern ausgegeben: Unsere Mitglieder — andere Kolporteurs haben wir nicht genommen — laufen damit in die Fabrikarbeiterviertel. Große Aufregung. Die „Ansprache" wird wahnsinniges Aufsehen machen und, wenn ich nicht sehr irre, große Wirkung haben. Täuscht mich nicht alles, so haben wir innerhalb vier Wochen hier 300—500 eingeschriebene Mitglieder, und dann ist alles gewonnen. Die Berliner Arbeiter fangen an, sich zu mir zu entwickeln. Wer hat recht gehabt? Wer? Wer hat gegen allen täuschenden Schein, gegen alles auswendige Ansehn der Dinge immer den Mut behalten und gesagt: ich werde Berlin haben wie den Rhein?

Etsch! Etsch! Etsch!

Haben wir erst fünfhundert, so haben wir auch dreitausend Mitglieder hier.

Dann wollen wir weiter sehn! Nun fehlt mir vorläufig weiter nichts, als daß Sie da sind.

Sie haben sehr unrecht — auch in dieser Beziehung — auf Ihre Stellung in Berlin zu schimpfen. Die Gründe derselben sind nicht lokaler, sondern allgemeiner Art, wirken in Zürich wie in Berlin. Und die paar Leute, die Sie in Zürich haben oder Italien, haben Sie noch besser und in noch größerer Anzahl hier.

Und was die Besserung dieser Lage betrifft, so ist doch in mir immer noch siebenundsiebzigmal mehr Kraft, das durchzusetzen, als in allen andern Menschen, die Sie kennen, zusammengenommen. Es kömmt mir ganz vor, als ob ich gar sehr auf dem Wege wäre, gar Verschiednes durchzusetzen. Kurz, ich bin accendente domo, und es fehlt mir nichts, als daß Sie wieder da sind.

Machen Sie schnell, schnell, schnell!

Ihr

F. L.

Eben wie ich den Brief schließen will, kömmt Ihre telegraphische Depesche. Ich antworte aber nicht telegraphisch darauf

1. weil ich das obige doch nicht in eine telegraphische Depesche zusammenfassen und Sie also durch solches nur irreführen könnte;
2. weil ich fürchte, daß Sie sonst schon heut abreisen und also auch diesen Brief nicht mehr erhalten;
3. weil ja auch der Brief schon morgen Sie erreicht!

[1]) „An die Arbeiter Berlins. Eine Ansprache im Namen der Arbeiter des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins" erschien im Kommissionsverlag bei Reinhold Schlingmann, Berlin. — Lassalles sanguinische Erwartung erfüllte sich bekanntlich nicht. Erst lange nach seinem Tode konnte der Allgemeine Deutsche Verein in Berlin wirklich Boden gewinnen.

Wie Sie aus dem Früheren ersehen, wäre es nicht übel, wenn Sie nach Köln und Düsseldorf gehen. Aber nötig ist es gerade nicht. Denn man kann das zuletzt auch durch Briefe ganz gut erfahren.

Vor Freitag aber treffen Sie am besten hier nicht ein. Denn Mittwoch abend erwarte ich Bucher,[1]) der mir wieder geschrieben, sich angekündigt und mich gebeten hat, mich zunächst allein zu treffen. Und da ich ihn sehr gern habe, möchte ich erst alles mit ihm in Ordnung bringen. Donnerstag früh aber ist mein Prozeß wegen Beleidigung des Staatsanwalts, so daß wir da nicht gemütlich zusammen sein könnten und Sie doch noch wohl von der Reise zu müde sein würden, um gleich in die Sitzung — die übrigens erst um 12 Uhr beginnt — zu gehen.

Und folglich ist es gemütlicher, wenn Sie erst Freitag eintreffen, mir aber vorher schreiben, damit ich Sie am Bahnhof abholen lasse und bei mir mit dem Frühstück erwarte. Wenn Sie also bis Freitag — oder spätestens Sonnabend — hier sein wollen, können Sie übrigens, falls Sie hinwollen, bis dahin schon Köln und Düsseldorf, wo Sie doch nur zwei Tage Aufenthalt brauchen, abgemacht haben.

Herbertz wohnt jetzt in Köln, Domstraße 23.

In Düsseldorf lassen Sie sich Lewy[2]) (Bilkerstraße 40) rufen, der Ihnen dann ganz zu Diensten stehen wird. Auch können Sie sich von Bloem Ihren Akt mitbringen, woran ich vergaß, obwohl ich mit ihm davon sprach. Ganz Ihr

F. L.

Beinahe zwei Stunden an diesem Brief geschrieben!!

167.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Montag, Leipzig, Hotel de Bavière [9. Mai 1864].

Gute Gräfin!

Hier gleich an der Eisenbahn von über 250 Arbeitern mit furchtbarem Hoch empfangen, haben wir schon gestern eine gemütliche Vorversammlung gehabt und heut die offizielle.

Ich habe vergessen: meinen Rasierpinsel und das Bartseifenpulver. Wollen Sie das meinem Friedrich sagen, und mir diese Dinge sofort

[1]) Zwischen Bucher und Lassalle hatte aus Gründen, die sich aus Buchers Privatleben erklären, der Verkehr zeitweise geruht.

[2]) Gustav Lewy war der Kassierer und Düsseldorfer Bevollmächtigte des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins. Er war ein alter Bekannter Lassalles. Vgl. übrigens Bd. III, Einführung S. 9 f.

nach Düsseldorf senden lassen. Ich hatte ihm übrigens ausdrücklich eingeschärft, sie einzupacken.

Wenn die „Norddeutsche" etwas über die Deputation der Weber und ihre Audienz beim Könige bringt, so schicken Sie mir dieselbe sofort ein.[1]) — Instruieren Sie Willms[2]) und Friedrich, daß mir mein Paß oder die darauf bezügliche Antwort aus dem Ministerium sofort nachgeschickt wird, und nicht etwa dies für einen Gerichtsbrief gehalten und zu Holthoff erst gebracht wird. Solange Sie in Berlin sind, können überhaupt Sie sich alle amtlichen Zustellungen bringen lassen, die erst, insofern sie nach Ihrer Abreise kommen, Friedrich zu Holthoff zu bringen braucht.

Sagen Sie ihm das aber so, daß er es nicht mißversteht und am Ende ja nicht die Ordre wegen Holthoff auch nach Ihrer Abreise für aufgehoben hält.

Nun adieu! schreiben Sie bald Ihrem guten

F. L.

168.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

Berlin, Dienstag mittag [10. Mai 1864].

Liebes, gutes Kind, ich bin von abscheulichsten Laune, ich habe mein Geld noch nicht, das Hypothekengeschäft hat noch Schwierigkeiten. Frerichs hat mir noch nicht Brief noch Attest fürs Gericht geschickt, ich gehe heute wieder zu ihm. Holthoff hat mir den Akt noch nicht geschickt, und ich möchte so gern schleunigst fort, kann aber so den Tag noch nicht bestimmen. Soeben erhalte ich Ihren Brief, Ihre Bestellungen an Friedrich werde ich heute noch machen.

Soeben werde ich durch den Besuch der schlesischen Weber unterbrochen, sie haben gestern abend eine Stunde lang Audienz bei B[ismarck] gehabt, der ihnen erklärt hat, daß mit denjenigen Familien dort, welche jetzt brotlos geworden, ein Versuch der Gründung einer Assoziation auf Staatskosten gemacht werden solle, jetzt gleich, um durch diesen kleinen Anfang die Sache auf die Probe zu stellen. Er sagte ihnen, daß die Arbeiterfrage gelöst werden müsse, mit welchen Gesetzen und Mitteln es auch sei, das sei notwendig und er dazu fest entschlossen, er gestehe aber, daß er von der Sache nichts verstehe, noch welche Mittel dahin führen können. Die Geheimräte, Minister, Beamten verständen

[1]) Für die Weberdeputation an den König vgl. Oncken, Lassalle, S. 454 f.

[2]) Eduard Willms, Schwertfeger aus Solingen, war Sekretär des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins. Briefe von ihm an Lassalle wird Bd. V mitteilen.

nach seiner Meinung auch nichts davon, die Fabrikanten seien böswillig, nur der Arbeiter selbst könne wissen, wo ihn der Schuh drücke, und darum wolle er es von ihnen selbst erfahren. Er sagte, die Mittellosen bezahlten die Steuern des Staates, denn es gäbe in Preußen nur 200000 Besitzende,[1]) und so hätten sie auch das erste Anrecht an ihn; und hörten [?] damit auf, den intelligentesten der drei Leute[2]) zum Bevollmächtigten zu machen mit dem Auftrag, ganz Schlesien zu bereisen, mit den Arbeitern Rat zu halten und Versammlungen, und ihm direkt seine Vorschläge zu adressieren. Seine Familie würde während der Zeit ernährt, jede seiner Reisen bezahlt, er könne, so oft er wolle, nach Berlin kommen, er sei stets für ihn zu sprechen. Auch die übrigen jetzt brotlos gewordenen Familien werden ernährt, bis eine solche Produktiv-Assoziation für sie gebildet. Er erkundigte sich sehr angelegentlich, ob er nicht wisse, wie es in Sachsen mit der Arbeiterbewegung stände, dort hätten sie das Koalitionsrecht, wozu er übrigens auch ganz bereit sei. Ich sagte dem Weber, er habe nun einen sehr ehrenvollen und folgeschweren Auftrag, da B[ismarck] ihm gesagt, das, was er tun wolle, sei nicht für Schlesien, sondern ganz Preußen. Es sei also höchst wichtig, daß er nicht vereinzelt und nach eigenem Gutdünken operiere, er solle sich sofort an Sie mit der Sache wenden, Sie würden gewiß zu jeder Hilfe bereit sein, er solle Ihre Schriften lesen und verbreiten, den ausgesprochenen Anschluß an den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein bewirken, er könne wohl beurteilen, was augenblicklich Erleichterung gäbe, aber nicht das Prinzip, das dauernde und allgemeine Hilfe bringe, und diese zu bewirken sei er dem ganzen Stande schuldig.

Es ist ein Ereignis, aber ich muß gestehen, daß es mich etwas stutzig macht, daß man es hinter dem Rücken der schon bestehenden Bewegung macht, wahrscheinlich oder möglicherweise, um durch einzelne Maßregeln und zu winzige Produktivassoziationen die Sache zu verflachen oder als ohne wirkliches Resultat darzustellen und die Arbeiterbewegung dadurch wieder zu paralysieren?

Oder sollte es sein, um auf bevorstehende Wahlen (ohne allgemeines Wahlrecht) günstig einzuwirken?

Oder um Ihnen die Leitung aus der Hand zu nehmen, indem man direkt anknüpft und hofft, mit der notwendigen Kurzsichtigkeit der Leute besser zu operieren?

In der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" ist weder der Artikel über Sie noch über die Weber erschienen. Wegen Ihres Passes erkundige ich mich gleich; soll ich vielleicht zu Z.[3]) (Vorwand der Paß) gehen und

[1]) Siehe unten Nr. 169.

[2]) Florian Paul.

[3]) Die Gräfin meint vielleicht den Polizeipräsidenten Freiherrn von Zedlitz.

ihm dabei etwas über die Webergeschichte, daß es mit Ihnen im völligen Zusammenhang steht, fallen lassen? Soll ich hingehen zu Z.? Und was ihm sagen?

Ich habe dem Weber gesagt, daß er Ihnen heute Bericht nach Leipzig schicken soll. Nun leben Sie wohl, liebes Kind, ich bin in großer Eile und bitte Sie nur noch, wenn Sie mich noch einige Zeit behalten wollen, sich auf dieser Reise etwas danach zu richten. Ich kann keine großen Dinge mehr ertragen.

169.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Leipzig, Mittwoch [11. Mai 1864].

Gute Gräfin!

Ich empfange soeben Ihren Brief. Die darin mitgeteilten Nachrichten sind jedenfalls vortrefflich.

Was B[ismarcks] eigentliche Absicht ist, ist unschwer zu durchschauen. Im wesentlichen ist sie jedenfalls diese: Er hat, wie ich Ihnen voriges Jahr bereits sagte, von Anfang an den Wunsch gehabt, womöglich das soziale Element der Arbeiterbewegung durchzuführen, moins das politische. Da ich nicht bereit war, hierauf einzugehen, versucht er es jetzt mit den Arbeitern direkt. Wäre diese Trennung möglich, könnte er sein Projekt durchführen — so wäre sein Profit dabei ganz klar. Er hätte die Macht dann ganz allein und brauchte mit niemand abzurechnen, nicht mit Volk, Kammer, noch Bewegung. Aber aus tausend Gründen ist dies schließlich ganz unmöglich. Er ist der Mann noch nicht, mit dem Teufel Kirschen zu essen![1]) Er wirtschaftet jetzt, willentlich oder nicht, als mein Bevollmächtigter für Schlesien. Je mehr er in diesem Kamine herumpurrt, desto mehr zieht er mir die Bewegung groß.

Ich erwarte Pauls[2]) Brief, denn wie Willms mir schreibt, will Paul mir direkt schreiben, und ich werde ihm dann, soweit nötig, antworten.

Was eigentlich Paul in den Arbeiterversammlungen machen und an B[ismarck] besorgen soll, geht aus Ihrem Brief nicht klar hervor, wahrscheinlich eben nur deswegen, weil sich B[ismarck] selbst darüber gar nicht klar geworden ist. Soll Paul ihm von den schlesischen Arbeitern Vorschläge über die Organisation der Produktiv-Assoziationen besorgen, Vorschläge über das Detail der Einrichtungen?

[1]) Dieses bisher bloß durch mündliche Tradition überlieferte Wort Bismarcks erhält durch den vorliegenden Brief historische Authentizität.

[2]) Florian Paul, der Führer der Weberdeputation. Briefe von ihm an Lassalle und an die Gräfin befinden sich im Nachlaß.

Das wäre doch nicht möglich. Oder bloß Nachricht, ob die Arbeiter dafür sind? Oder was sonst?

Kurz, es wird sich alles zeigen. Aber, was auch geschehe, es fällt der Bewegung in die Hände.

Ich erwarte Pauls Brief. Sind vorher dort Entschlüsse zu fassen, so konferieren Sie mit Bucher, der am meisten meinen Gedanken hat und alles kennt. Sagen Sie das auch an Willms.

Eine Bitte: Halb heiser abgereist, bin ich hier durch zweistündige Rede ganz heiser geworden. Bitte, gehen Sie — oder schreiben Sie — gleich an Frerichs, er soll Ihnen das Rezept geben, das mir so gut getan, und schicken Sie mir es sofort an Lewy nach Düsseldorf, wo ich morgen anlange. Ganz Ihr

F. Lassalle.

170.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Düsseldorf, Donnerstag [20. Mai][1]) 1864.

Gute Gräfin!

Ich habe Ihnen schon einmal nach Heidelberg geschrieben. Obgleich ganz krank, wirklich auf den Hund gebracht, schreibe ich Ihnen wieder. Endlich, endlich ist der größte Teil der Fatiguen hinter mir. Wäre ich bei meiner Abreise von Berlin gesund gewesen, so war mir das alles

[1]) Das Datum hat Lothar Bucher später hinzugesetzt. Gleich nach Lassalles Tod wurde bekanntlich auf Betreiben und unter hervorragender Mitwirkung der Gräfin eine „dokumentarische Darstellung" seiner letzten Lebenstage für den Druck vorbereitet. Nachdem die Gräfin sich mit Bucher überworfen hatte, war am Ende Wilhelm Liebknecht der Bearbeiter des Buches, dessen Manuskript sich im Nachlaß der Gräfin fand. Differenzen mit dem Verleger Schlingmann bewirkten, daß der Druck, der beinahe vollendet war, eingestellt wurde und das Erscheinen unterblieb. Die Mehrzahl der folgenden Briefe war bereits in diese Publikation, die niemals zur Ausgabe gelangte, aufgenommen worden. Dem Herausgeber lagen sowohl die Originale wie der Liebknecht-Hatzfeldtsche Abdruck vor. Die Rücksicht auf noch lebende Beteiligte, die damals zahlreiche Auslassungen und Abschwächungen bewirkte, ist seither weggefallen. Nun findet man freilich die Mehrzahl der folgenden Briefe auch in dem berüchtigten Pamphlet Bernhard Beckers „Enthüllungen über das tragische Lebensende Ferdinand Lassalles. Auf Grund authentischer Belege dargestellt. Schleiz 1868". Aber Beckers Publikation, die auf Grund heimlich und rechtswidrig vorgenommener Abschriften von den Originalen und unter Benutzung des Liebknecht-Hatzfeldtschen Drucks erfolgte, gibt einen vielfach verderbten und verstümmelten Text. Sie ist selbst nicht frei von absichtlichen Fälschungen, zu denen der Haß gegen Sophie von Hatzfeldt diesen Menschen von durchaus brüchigem Charakter verleitete. Vgl. übrigens die Einleitung zu seiner Schrift S. III—V.

Kleinigkeit. Aber ich reiste schon ganz heiser ab, mindestens mit einem gehörigen Katarrh. Nach der Leipziger Rede war es sofort schlimm. Hier angekommen, ging ich gleich zu Gerhardy[1]) und höllensteinte an mir herum, so daß es wieder notdürftig ging. Aber nachdem die Versammlung in Solingen vorbei war — einer Rede von 2 Stunden — hatte ich keinen hörbaren Ton mehr. Mit nassen Handtüchern, heißem Grog und ähnlichen Mitteln stellte ich mich gleichwohl wieder so weit her, daß ich tags drauf in Barmen wieder reden konnte. Hier schonte ich mich ziemlich, um den andern Tag in Köln bei voller Kraft zu sein. Und wirklich à force von Handtüchern und Grog usw. verfügte ich am andern Tag über alle meine Stimmittel, sogar mit Leichtigkeit. Eben das verführte mich. Ich sprach nach der Rede noch den ganzen Tag über unnötigerweise so viel, daß ich abends nicht mehr einen Ton hatte. Dazu kam Erkältung, starker Husten usw. Gleichwohl mußte ich gestern in Wermelskirchen sprechen, und ich brachte es auch wieder fertig, zwei Stunden lang. Aber mit solcher Ermüdung, mit solcher Überanstrengung aller meiner Kräfte, daß ich heut wieder tonlos bin und auch außerdem erschöpft, schlodrig, matt und sehr schlecht aussehe.

Glücklicherweise kann ich mich jetzt bis Sonntag ausruhen. Sonntag kommt die letzte aber auch größte Anstrengung — unser Stiftungsfest zu Ronsdorf, das wirklich großartig sein wird. Dann sofort nach Ems!

Physisch steht es also augenblicklich schlecht mit mir.

Moralisch habe ich dagegen hier hin und wieder, so am letzten Sonntag und Montag und vor allem gestern in Wermelskirchen manchmal ganz überwältigende Eindrücke bekommen! Sowas habe ich noch nie gesehen! Unwillkürlich mußten einem die Faust-Szenen einfallen! Sowohl die im ersten Teil („zufrieden jauchzet groß und klein, hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein") als die am Schluß des zweiten Teils, wo er befriedigt stillsteht. Hier war nicht mehr von einem Parteifest oder von einer Parteiversammlung die Rede. Die ganze Bevölkerung war in einem namenlosen Jubel. Ich kam — ohne es zu zeigen — aus einer gewissen Verwunderung gar nicht heraus, daß gerade die Landgemeinde diese Agitation so gewaltig ergreifen konnte. Ich hatte beständig den Eindruck, so müsse es bei der Stiftung neuer Religionen ausgesehen haben! Die Vereinsgemeinde Wermelskirchen und die Staatsgemeinde Wermelskirchen sind sich fast gänzlich deckende Bezeichnungen. (Ebenso Ronsdorf.) Kommt es wirklich einmal zum allgemeinen und direkten Wahlrecht, so ist in solchen Gemeinden wie Wermelskirchen, Ronsdorf, Solingen, nicht von Majorität sondern nur

[1]) Der Arzt Lassalles und der Gräfin in Düsseldorf.

von Unanimität die Rede. Mann für Mann würde die Bevölkerung ausziehen, um für jeden zu votieren, den ich ihnen bezeichne.

Anbei — wir bekommen natürlich nichts Ausführliches in die hiesige Presse, obwohl sich jetzt bereits Blätter wie die „Düsseldorfer Zeitung" und „Barmer Zeitung" uns für kurze und abgeschwächte Berichte zur Verfügung gestellt haben — einen Bericht der „Düsseldorfer Zeitung" über Barmen und Köln. Den über Solingen werden Sie noch in Berlin erhalten haben.

Einen für den „Nordstern"[1]) bestimmten Artikel über Wermelskirchen lege ich in Abschrift bei.

Ich will Ihnen gleich jetzt — denn ich habe nicht Ihre schändliche Gewohnheit, einem erst im allerletzten Augenblick Ihre Entschlüsse mitzuteilen — anzeigen, weil es Ihnen vielleicht lieber ist, wenn Sie es früher wissen, daß ich genötigt bin, nach der Emser Kur mich zu einer Molkenkur von drei bis vier Wochen nach der Kuranstalt auf dem Rigi zu begeben. Übereinstimmung von Frerichs und Gerhardy. Vielleicht kommen Sie mit. Ich hoffe das wenigstens sehr. Ihr

F. L.[2])

171.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Rigi-Kaltbad, 22. Juli [1864].

Gute Gräfin!

Selbst in der größten Mißlaune, erhalte ich Ihre zwei Briefe, aus denen ich ersehe, daß Sie leider auch in nicht geringer Mißlaune sind. Mit Ihrem Krankheitszustand wollen Sie Geduld haben! Er ist gewiß nicht so schlimm, wie Sie ihn sich vorstellen. Und die Wildbader Kur, die Sie ja erst beginnen, wird ihn doch jedenfalls sehr verbessern. Brauchen Sie die Kur recht ruhig, recht ordentlich. Ennuyieren Sie sich, aber regen Sie sich nicht auf. Ihre andern Betrachtungen aber verstehe ich sogar zum großen Teile nicht einmal, so seltsam und ohne tatsächlichen Anhalt sind sie! Sie machen sich auf einmal steinalt, behaupten, daß Sie der Geselligkeit nicht mehr fähig sind und ihr zur Last fallen

[1]) Der Bericht erschien im „Nordstern" vom 28. Mai. Die Abschrift ist ganz von Lassalles Hand. Daß er den Bericht selbst verfaßt hat, unterliegt keinem Zweifel.

[2]) Dieser Brief ist, ohne die Anrede, von Anfang bis zu der Stelle „den ich ihnen bezeichne", bereits gedruckt in der Schrift von Bernhard Becker, Geschichte der Arbeiteragitation Ferdinand Lassalles. Nach authentischen Aktenstücken, Braunschweig 1874, S. 226 f.

— wovon Sie doch gerade auf dieser Reise die stärksten Gegenbeweise gesehen haben — klagen verdeckt über mich, wozu Sie niemals und gerade jetzt am wenigsten einen Anlaß haben, und behaupten (kurios!), daß die Anfeindungen meiner Freundinnen gegen Sie dauernde Zerwürfnisse und Folgen zwischen uns hervorgerufen! Schon mit dem Wort „Freundinnen" generalisieren Sie wieder entsetzlich. Es kann nur auf die einzige Frau, D.,[1]) gehen. Die anderen, Agnes,[2]) Frau Dohm[3]) usw., haben sich immer sehr gut mit Ihnen vertragen. Von Frau D[uncker] habe ich es stets gefordert, oft erlangt, und als ihre Unverträglichkeit immer wieder durchbrach, sie entlassen.[4]) Was also wollen Sie? Auf dieser Reise glaube ich Ihnen wieder so viel Freundschaft, Aufmerksamkeit und Bevorzugung aller Art erwiesen zu haben wie nur möglich. Was also wollen Sie? Selbst, daß Frau von Hofstetten[5]) usw. nach Berlin zieht, wünsche ich hauptsächlich Ihretwegen, wie ich denn noch niemals meine Bestrebungen, Ihnen einen erträglichen Kreis zu machen, aufgegeben habe. Aber Sie sind blind für alles, weil ich kein Freund vom Wortemachen bin, mich begnüge, zu handeln und nicht erst meine Handlungen in Worte und Absichten übersetze, da sie, wie mir scheint, deutlich genug von selbst reden. Wenn jemand den zehnten Teil dessen, was ich stets und unablässig für Sie tue, stumm tue, Ihnen, in Worten vortrüge — so würde er Sie bis zu Tränen rühren! Aber sowie man nicht den beständigen Wortdolmetscher bei Ihnen macht, wird alles verkannt und mißverstanden!

Es ist, glaube ich, unmöglich, daß jemand eine Frau mehr als Freundin behandelt als ich Sie! Und gesehen habe ich wenigstens noch nie, daß es einer mit einer auch nur zur Hälfte ebenso tut. Daß ich jungen Frauen die Cour mache und ihnen also ein ganz anderes Genre von Aufmerksamkeiten erweise, verschlägt dagegen nicht im geringsten, denn es steht durchaus nicht so, wie Sie sagen, daß ich freundschaftliches Frauenelement brauche! Im Gegenteil, dies kann ich gar nicht gebrauchen, da es bereits in Ihnen seine beste und erschöpfende Vertretung hat. Gerade nur spezielle Beziehung mit Frauen existiert, außer Ihnen, für mich.

---

[1]) Lina Duncker.

[2]) Agnes Klindworth.

[3]) Hedwig Dohm.

[4]) Vgl. das Brieffragment aus Aachen 1860 in Intime Briefe Ferdinand Lassalles an Eltern und Schwester, Berlin 1905, S. 160, das offenbar an Frau Duncker gerichtet ist.

[5]) Die Gattin Johann Baptist von Hofstettens, eines ehemals bayerischen Offiziers, der damals bereits mit Lassalle über die Gründung einer dessen Ansichten vertretenden Tageszeitung beriet.

Ich kann unmöglich alle die höchst verkehrten Vorstellungen Ihres Briefes berichtigen, denn ich muß noch viel andere Briefe schreiben. Aber durchsprechen können wir sie einmal. —

Unangenehm ist die Sache mit Helenen![1]) Sehr unangenehm für Sie, und entließen Sie sie schon einmal, so hätte ich ihr weit lieber den ohnehin vakanten Posten meiner Gersonnaise[2]) gegeben, als sie in Elberfeld verheiratet gesehen! Nur die Rücksicht, Ihnen nicht den dienenden Geist zu nehmen, hielt mich ab, es mit ihr zu besprechen. Doch habe ich Grund zu glauben, daß sie damals gern darauf eingegangen wäre. Human wäre es freilich nicht sehr, wenn Sie ihr unter so besondern Umständen den Dienstaustritt nicht gestatteten. Dem Rechte nach aber können Sie darauf halten, daß sie das Quartal aushält. Keinesfalls brauchen Sie ihr, wenn sie infolge eigener Kündigung fortgeht, die Rückreisekosten zu geben. Machen Sie noch einen Versuch. Sprechen Sie mit ihr in meinem Namen. Sagen Sie ihr, ich ließe ihr sagen: es sei wenig schön, wenn sie wegen einer Heirat ihre Herrin Knall und Fall im Stiche lassen wolle, worauf sie ohnehin nicht einmal ein Recht habe. Sie könne auch noch nach der beendeten Reise, im Oktober, ebensogut heiraten, und ich rechnete daher darauf, sie als treue Zofe mit Ihnen im August hier zu sehen. Vielleicht hilft das! Wenn es nicht hilft, so müssen Sie freilich sehen, zu einer andern Kammerjungfer zu kommen. Denn ohne solche sind Sie ja verloren. Vielleicht finden Sie — es ist doch wenigstens nicht unmöglich — in Wildbad eine. Konsultieren Sie die weiblichen Glieder der Familie Klumpp. Nützt das auch nichts, so würde ich Ihnen raten, dem Wirt zum Holländischen Hof in Frankfurt a. Main zu schreiben, daß er Ihnen eine besorgt und zuschickt. Jedenfalls haben Sie dabei den Vorteil, viel geringere Reisekosten zu haben als von Berlin aus. Weiß Frau Esser in Düsseldorf eine zuverlässige, so lohnt das freilich die Kosten. — Jedenfalls könnten Sie auch verlangen, daß Helene Ihre Kurzeit mit Ihnen in Wildbad zubringt und mit Ihnen dann bis Karlsruhe geht, wo Sie wohl auch eine Kammerjungfer finden.

Das ist, was ich über diese Sache zu sagen und zu raten weiß. Jetzt zu einer andern wichtigen Angelegenheit. Ich wollte, Sie entschlößen sich recht bald und teilten mir mit, wie lange Sie dort bleiben, wenn Sie hierher kommen, und besonders wohin wir dann gehen wollen. Im voraus beizeiten muß ich es wissen, sowohl wegen meiner Adresse, die ich beizeiten nach Berlin usw. geben muß, als weil ich mir von meinem Bankier Wechsel senden lassen muß und wissen muß, ob Wechsel auf

---

[1]) Die Zofe der Gräfin.

[2]) Siehe oben S. 314 Anmerkung.

Genf (falls wir an den Genfer See gehen), oder auf Basel (falls ich nach Ostende gehe). Mir ist es im Notfall einerlei, wenn ich diesmal um mein Seebad komme (so traurig es ist), falls ich die Zeit statt dessen am Genfer See zubringe. Weiter nach Süden kann ich keinesfalls gehen. Nun muß ich Ihnen aber wegen der Reise folgendes sehr ans Herz legen: Wie es scheint, wollen Sie (Sie sagen mir natürlich nie etwas, und ich muß alles erraten) die Reise mit Rüstow machen. An und für sich habe ich nichts dagegen, daß er mitgeht. Aber wie ich in Zürich so mit halbem Ohr bei Herweghs herausgehört zu haben glaube, kann ich eben durchaus nicht darauf rechnen, in ihm einen liebenswürdigen Gesellschafter zu finden.[1]) Wenn ich nun von allem absehe, was voriges Jahr geschehen ist, so ist das gewiß das höchste, was ich tun kann. Aber Sie müssen selbst begreifen: neue Unliebenswürdigkeiten von seiner Seite kann und werde ich nicht hinnehmen und als „Vergnügungsreise" betrachten. Es schickt sich zudem nicht einmal. Ich kann Ihnen vieles nachgeben und gebe Ihnen gar vieles nach. Aber ich kann das unmöglich noch auf einen dritten Mann ausdehnen. Ich würde also bei der geringsten unliebenswürdigen Haltung seinerseits sofort nach Ostende echappieren. Überlegen Sie sich also vorher genau, ob Sie seiner hinreichend sicher sind. Wenn nicht, können Sie die Reise mit mir allein machen, wo Sie sich ganz gut amüsieren würden, oder mit ihm allein, wo Sie sich ebenfalls sehr gut amüsieren würden und was ich keineswegs Ihnen auch nur im geringsten übelnehmen würde. Im Gegenteil, ich ginge dann von hier nach Ostende, was mir auch ganz recht ist. Spannen Sie aber beide Pferde ein, so müssen Sie sicher sein, daß sie sich vertragen. Ist dies nicht der Fall, so werden Sie statt des Vergnügens, das Sie mit jedem Einzelnen von uns fänden, nur desagrément haben. Sie würden ferner mir gegenüber nach dieser meiner Erklärung eine hohe Verantwortlichkeit tragen, und Sie würden ferner mir das bißchen Vergnügungsreise total verdorben haben, dessen ich doch sehr benötigt bin. Also überlegen Sie das wohl! Auch wenn Sie mit Rüstow allein reisen — was Ihnen insofern anzuraten wäre, als er länger in den Winter hinein bei Ihnen bleiben und tiefer nach Süden mit Ihnen gehen kann als ich, da ich am 25. September in Berlin sein muß —, können wir deshalb dennoch ganz gut einige Tage en trois in Rigi-Kaltbad oder in Weggis zubringen. Aber auch, wenn Sie nach Rigi-Kaltbad kommen, ist Zürich ein großer Umweg, Sie gehen viel kürzer über Luzern und täten am besten, Rüstow das Rendezvous in Luzern oder Weggis zu

[1]) Keineswegs bloß politische Erwägungen hatten Rüstow Lassalle entfremdet. Aus seinen Briefen an die Gräfin, die sich im Nachlaß befinden, geht klar hervor, daß ihm Lassalle im Wege war wegen der tiefen und unausrottbaren Freundschaft, die die Gräfin für ihn empfand. Vgl. oben die Einführung S. 27 f.

geben. Geben Sie mir auf alles dies baldigst wegen meiner Arrangements — eine wohlerwogene, besonnene Antwort.

Ich war nur einen Tag in Zürich, bei Herweghs; bin hier mutterseelenallein unter 126 Menschen, die mich in keiner Weise interessieren, und in entsetzlich schlechter Stimmung, nachdenkend, in wieviel froherer Stimmung ich sonst immer auf dem Rigi gewesen und wie sich alles für mich verschlechtert! Beiläufig: Die Düsseldorfer Ratskammer hat wirklich meine provisorische Freilassung verworfen, um meinen Kassations-Rekurs unannehmbar zu machen[1])! Ich habe nach Köln appelliert. Weiß der Himmel, was daraus wird! Ich habe entsetzlich viel zu schreiben und gleichwohl habe ich heut erst, am 22. Juli (die Briefe gehen entsetzlich langsam), Ihren Brief bekommen und beantworte ihn noch mit der Post von heute. Anbei meinen Brief an die Wildbader Post. Geben Sie ihn persönlich ab und bewirken Sie, daß mir die Dinge sämtlich sofort geschickt werden.

Ihr treuer

F. Lassalle.

172.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Rigi-Kaltbad, 22. Juli [1864].

Gute Gräfin!

Es ist abends. Ich habe Ihren heut um 10 Uhr empfangenen Brief mit dem um 3 Uhr von hier abgegangenen Boten noch beantwortet[2]) und setze mich jetzt hin, um einen Plauderbrief anzufangen, den ich dieser Tage beenden werde.

Ich bin, wie gesagt, sehr mißlaunig. Zum Teil mag die Ursache auch daran liegen, daß ich so plötzlich aus zahlreicher und bester Gesellschaft in völlige Einsamkeit versetzt bin. Denn hier bin ich unter 125 Menschen, meist Schweizer und Badenser, die um mich herum bourdonnieren, so

---

[1]) Die Staatsanwaltschaft hatte wegen der Rede „Die Feste, die Presse und der Frankfurter Abgeordnetentag" gegen Lassalle die Klage erhoben, die Paragraphen 100 und 101 des Strafgesetzbuches übertreten zu haben. Ursprünglich hatte das Düsseldorfer Landgericht ihn zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. Vor der korrektionellen Appellkammer hatte er am 27. Juni die Herabsetzung der Strafe auf sechs Monate erreicht.

[2]) Siehe oben Nr. 171. Dieser Brief wie viele der folgenden, auch solche, die nicht bei Becker stehen, zeigen Spuren der späteren redaktionellen Behandlung durch Wilhelm Liebknecht und die Gräfin Hatzfeldt. Vgl. hierzu oben Nr. 170 Anmerkung.

gut wie allein. Sie halten sich, sei es absichtlich oder unabsichtlich, von mir zurück und tun sehr wohl daran. Denn sie sind langweilig wie die Pest und niemand darunter, auf den ich mich einlassen möchte! — Das Wetter ist das schlechteste: im Regen — und alles wie mit einem Betttuch verhängt — bin ich am ersten Tag hier heraufgekommen. Am zweiten kalt und trüb. Dennoch ging ich Nachmittag auf Kulm und fand mich belohnt, denn unmittelbar vor Sonnenuntergang wurden die Berge frei und die Aussicht war fast vollständig. Gestern stieg ich wieder zum Kulm hinauf zum Sonnenuntergang. Aber man konnte nicht die Hand vor den Augen sehen, obgleich es warm, schön und sonnig war. Ein Nebel hüllte alles wie in eine graue Schlafmütze ein. Heute war nicht einmal an Hinaufsteigen zu denken. Es goß den ganzen Tag mit Kannen. Die Leute hier sagen mir, daß sie schon seit acht, viele seit vierzehn Tagen hier sitzen und beständig solches Wetter sei. Aber wenn es auch schön wäre, ich hätte doch nichts Sonderliches davon! Zum Genießen brauche ich den Menschen! Ich kann alles allein, nur nicht genießen! So war ich gerade den ersten Abend als ich auf Kulm war, trotz der schönen Aussicht sehr wehmütig. Ich überlegte mir, unter wie andern Verhältnissen ich sonst immer auf dem Rigi gewesen! Das erstemal (1850) bestieg ich ihn mit Wolff,[1]) der jetzt tot ist. Es war noch in meiner ungestümen Jugend! So trotzig wie die ewigen Bergeszacken schaute ich da noch in das Leben hinaus! Dann war ich so oft mit Ihnen da, die Sie, trotz aller Ihrer gewaltsamen Verkennung meiner, doch notwendig zu meinem Wesen gehören. Dann einmal mit Lydia,[2]) in glücklichster Stimmung und Laune, um die ich mich heut noch beneide! Dann einmal mit den (geliebten) Eltern, mit meinem treuesten Freunde von allen, dem armen Vater, der jetzt tot ist. Sie waren, außer das erstemal, stets dabei: Und jetzt bin ich da, mutterseelenallein, liege auf der grünen Matte, denke an den Wechsel des Irdischen und vergangner Zeiten Pracht! Es ist mir, als hätte sich meine Existenz verengert und wäre ärmer geworden, da ich jetzt niemand mehr um mir habe, wo stets sonst welche — und oft so viele — meinen Genuß vermehrend um mich waren! — Ich muß nicht allein reisen. Ich bin dafür nicht gemacht.

Dazu kommen allerlei andere Gedanken, die ich mir jetzt zu machen Anlaß genug habe. Kurz, ich bin in der Blüte des Mißmuts!

Jetzt ist es 10 Uhr durch. Ich lege mich zu Bett und schreibe morgen vielleicht weiter, wenn es meine anderen verfluchten Schreibereien erlauben.

[1]) Wilhelm Wolff (1864—1865), „Lupus", Lassalles Landsmann, der Freund von Marx und Engels.

[2]) Gemeint ist wohl die Russin Lydia Idaroff, die 1861 mit Lassalle und der Gräfin in der Schweiz und in Italien reiste.

Sonnabend, 23, Juli. Vormittag.

Hier sitze ich schon wieder. Es ist wieder eben so schlechtes Wetter wie gestern. Kein Regen, aber alles in eine Nebelkappe gehüllt. Kein Sonnenstrahl. Wenn das so fort geht, weiß ich nicht, wie lange ich hier aushalten werde! Anbei ein Brief von Dorn,[1]) den ich Ihnen schicke, weil er auch Sie betrifft. Hoffentlich entscheidet das Kammergericht jetzt wieder so, aber mit anders gewendeter faktischer Einkleidung.

Was mich betrifft, so sehen Sie, daß mir Dorn keine Sicherheit geben kann, daß meine Sache nicht vielleicht selbst schon im September vorkömmt, wenn er auch den Oktober für wahrscheinlicher hält.

Alles ist konträr! — Schweitzer[2]) ist bereits nach Berlin abgereist, um seine und Hofstettens Niederlassung dort zu bewirken. A propos, schreiben Sie doch Frau Esser für mich, daß sie mir nun — am besten durch Sie — ihre Entschließung zukommen lassen müßte, ob sie im Oktober bei mir eintreten will. Adieu, mein gutes Kind. Hoffentlich sind Sie ein bißchen weniger mißmutig als ich. Und hoffentlich geht es mit Ihrer Gesundheit besser! Geben Sie mir nur gleich Nachricht, auf welchen Platz ich den Wechsel von Oppenheim ziehen lassen soll, d. h. ob ich von hier nach Genfer See oder Ostende gehe.

Ihr sehr treuer F. L.

173.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

Wildbad, 22. Juli [1864].

Liebes Kind, ich muß Ihnen gleich eine gute Nachricht mitteilen, nämlich daß ich eine Kammerjungfer gefunden hier, sie ist jung und ganz hübsch, eine Stuttgarterin, hat noch nicht gedient, versteht aber waschen, bügeln, nähen vortrefflich und macht auch nicht schlechter die Haare als Helene. Nur die ganze persönliche Bedienung und Ordnung der Sachen muß ich ihr beibringen, sie hat ein sehr bescheidenes Wesen und keine Prätensionen, und so hoffe ich, daß es sich mit großer Geduld meinerseits fürs erste machen wird. An Frau Esser habe ge-

[1]) Justizrat Dorn war der Anwalt Lassalles und der Gräfin in Berlin.

[2]) Johann Baptist von Schweitzer (1833—1875), später Lassalles Nachfolger im Präsidium des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins, bereitete gemeinsam mit dem ehemaligen bayerischen Offizier Johann Baptist von Hofstetten eine Tageszeitung vor, die den Standpunkt des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins in Berlin vertreten sollte. Als zu Neujahr 1865 die erste Nummer des „Sozialdemokrat" herauskam, war Lassalle nicht mehr am Leben. Vgl. Gustav Mayer, Johann Baptist von Schweitzer und die Sozialdemokratie, Jena 1909.

schrieben, und ich glaube jedenfalls versprechen zu können, daß sie kommt. Was wollen Sie ihr geben? Fünf Taler monatlich?[1])

Ich empfinde eine mir fast selbst unerklärliche Angst um Sie. Sind Sie denn wirklich entschlossen, jedenfalls nach Berlin zu gehen? Überlegen Sie es recht reiflich und genau und legen Sie dabei zugrunde die Überzeugung, daß alles was möglicher- und auch fast unmöglicherweise gegen Sie getan werden kann, auch geschehen wird. Ziehen Sie auch in die Rechnung die Wut und die Willkür der Berliner Staatsanwaltschaft wie Polizei, die, wenn z. B. Requisitionen von Düsseldorf kämen, nicht erst nach oben anfragen würden, sondern heimlich haften und schnell exequieren würden, und wie schier fast unmöglich unter jetzigen Umständen es wäre, das einmal Geschehene, die Verhaftung, wieder ungeschehen zu machen. Die Märtyrerrolle hat sich zu jeder Zeit als eine an sich dumme und unersprießliche erwiesen, vorzüglich in unserer Zeit; hat Blanqui,[2]) das Hauptmuster hierin, etwas andres damit erreicht, als vergessen und nutzlos zu sein? Sie sind gewiß am wenigsten dazu bestimmt; es wäre der größte Schaden für die Sache und der sträflichste Selbstmord an sich selbst. Man hat nicht das Recht, in so entscheidend ernsten Sachen auf blindes Glück irgendwie zu rechnen. Hören Sie etwas auf meinen Rat, er ist der Ihres besten und allein wahrhaft zuverlässigen Freundes, und hierin begegnen sich überdies die Ansichten aller deren, die sich Ihre Freunde nennen und denen Sie Einsicht zutrauen. Wenn ich nun auch weder klug noch Jurist genug bin, Ihre Lage in allen Details zu beurteilen und in jedem Rat geben zu können, so leitet mich mein Instinkt für Sie schon intuitiv richtig, wenn ich, nicht aus blinder Furcht aber bestimmter Überzeugung sage, daß Sie jetzt in einer gefährlichen Lage sind, viel mehr als früher. Alles, was irgend Geltung und Stellung hat, hat nur eine Parole, und die ist, Sie unschädlich machen, Sie beseitigen, der Bewegung, die ihnen viel zu groß geworden, den Führer, mit dem sie gänzlich fällt, zu nehmen, und Sie müssen in jedem Schritt die äußerste Vorsicht gebrauchen, nichts dem Zufall oder Ihrem gewohnten Glück anheimgeben, nichts wagen, denn wenn Sie dies Glück nun doch in diesem Fall verließe, so wären die Folgen nach jeder Seite hin zu schlimm. Im Ausland, in Neapel wären Sie, wenn auch viel behindert, doch, so weit jetzt die

[1]) Bis hierher wurde der Brief nachträglich durchgestrichen. Der Satz: „Ich empfinde eine mir fast selbst unerklärliche Angst um Sie", sowie einige Worte, die sachlich nichts bedeuten, sind — möglicherweise erst später mit der Absicht auf die Veröffentlichung — von der Hand der Gräfin eingeschoben.

[2]) Auguste Blanqui (1805—1881), der berühmte französische revolutionäre Sozialist und Putschist.

Sache schon steht, auch sehr vorhanden und tätig für die Leute, die dadurch nur angefeuert würden, selbst tätig zu sein. Sie haben auch schon Männer darunter, die unter Ihrer höheren Leitung hinreichend die Sache erhalten und weiterführen können, aber mit einem längeren Gefängnis, gänzlichen Entziehung Ihrer Mitwirkung, tritt die gänzliche Entmutigung sofort ein, da die vollständige Überzeugung in jedem vorhanden, daß mit Ihnen allein alles steht und fällt. Völlige Ratlosigkeit würde eintreten für etwa vorkommende wichtige Fälle und Entscheidungen, denn auf keinen anderen ließe sich das völlige Zutrauen, der Gehorsam übertragen, die man für Sie hat. Ihren Mut, gegen eine Anklage zu stehen, werden Sie doch nicht erst noch beweisen wollen oder die etwaigen Verleumdungen Ihrer Gegner scheuen? Das wäre eine Ihrer nicht würdige Kleinlichkeit. Sie sehen, ich kann eigentlich von nichts andrem sprechen, so sehr bekümmert es mich. Denken Sie daran, daß ich in allen Ihren politischen Fährnissen mit Mut und Entschlossenheit (ohne mich zu rühmen), so weit es mir möglich war, zu Ihnen gestanden, den Kopf nicht verloren habe wie viele andre, darum trauen Sie mir jetzt nicht zu großen Kleinmut zu und hören deshalb nicht auf mich. Alles was nicht zu ändern, was nötig wäre, würde ich auch jetzt noch zu ertragen wissen, aber ich weiß auch, daß, wenn ich gar nicht so sehr dabei interessiert wäre für das Wohl Ihrer Person, so würde ich Ihnen ganz dasselbe für[1]) . . . . Interesse der Sache selbst, für die Erhaltung Ihrer Zukunft mit tiefster Überzeugung raten.

Ich brauche meine Kur mit höchster Energie. Bad von dreiviertel Stunden, Dusche von zehn Minuten jeden Tag, es echauffiert mich nicht mehr wie sonst, was zeigt, daß ich viel schwächer geworden, oder tut es auch die gänzliche körperliche Ruhe. In vierzehn Tagen denke ich mich gewiß zu absolvieren, schreiben Sie mir also recht bald, welche Projekte für später Sie gemacht. Wenn Sie, bis ich komme, Geld genug haben, so brauchen Sie keinesfalls Ihrem Bankier zu schreiben um Geld, bis ich bei Ihnen bin, und vielleicht auch dann noch nicht. Es kommt darauf an, was geschieht, und hat jedenfalls dann noch Zeit.

Nun leben Sie wohl, mein liebes Kind, schonen Sie sich, hüten sich vor allen Unvorsichtigkeiten, damit ich Sie recht wohl aussehend wiederfinde.

174.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

Wildbad, 23. Juli 1864.

Liebes Kind, wie leid tut es mir, daß Ihr séjour in Rigi so langweilig ist und Sie wieder so wenig Vergnügen von dieser Reise haben. Be-

[1]) Hier sind — vermutlich nachträglich — vier Worte völlig unleserlich gemacht.

nutzen Sie nun aber, bitte, die Zeit, die Sie dort aushalten können, um Ihre Kur recht ordentlich zu gebrauchen; es wird Ihnen gewiß gut für Ihren Hals sein. Seien Sie so viel in der Luft, wie es der Regen erlaubt, aber hüten Sie sich sehr vor Erkältung und vorzüglich nassen Füßen, das würde Ihre Kur ganz verderben. „Auf der Matte liegen", wie Sie sagen, ist ja, da die Erde die Feuchtigkeit lange bewahrt, bei diesem Wetter ganz verrückt. Und dann habe ich noch eine Sorge, über die Sie lachen werden, die mich aber jetzt grade besonders quält, nämlich daß Sie allein und im Dunklen vorzüglich dort herumlaufen, wo die Wege noch obendrein durch den Regen glatt, schlüpfrig, man leicht fallen kann. Überdies sehen Sie nicht gut, bei Nacht tun Sie das gewiß nicht, ich bitte Sie sehr, nehmen Sie sich doch lieber irgendeinen der langweiligsten Schweizer, zum Nebenherlaufen ist er am Ende gut genug. Auf Ihre Fragen, was wir tun nach respektive beendigten Kuren, habe ich schon geantwortet, daß mir, und es ist ganz ernstlich gemeint, alles sehr recht ist, wo Sie glauben, daß Sie einige Zerstreuung [zu] finden [glauben], und ich überlasse die Wahl Ihnen gänzlich; nur zwei Sachen kann ich oder sollte sie wenigstens nicht tun, das ist, wirkliche Bergtouren machen, was nicht hindert, daß Sie einen Standort für mich ausfindig machen, der eine reine, gute Luft hat, nicht gar zu hoch gelegen, etwa höher als 4000 Fuß, von wo aus Sie Ihre Touren machen können und dorthin zurückkehren. Sie werden besser als ich solche Orte kennen, nur weiß ich nicht, ob endlich das Wetter es erlauben wird; und dann möchte ich Ihnen so gern einen angenehmen Kompagnon verschaffen, da ich nichts mehr mitmachen kann, und überdies weiß ich zwar, daß ich Ihnen, wie Sie sagen, notwendig bin, Ihnen etwas fehlt, wenn ich nicht da bin, aber zerstreuen und unterhalten kann ich Sie nicht mehr, wir sind beide zu ernst und ich zu kränklich geworden, ich verstehe das und finde es sehr natürlich. Aber wo jemand hernehmen? Ich kann über niemand verfügen, wissen Sie jemand? Wenn es auch einiges Geld kosten sollte. Zweitens, nach Ostende gehen sollte ich auch nicht, weil es dort stürmisch und kalt ist und dies mir sehr schädlich, vorzüglich noch mehr gleich nach der Kur in Wildbad. Ich fühle hier sehr genau, was ich allerdings schon wußte, daß viel weiche mir zusagende Luft, aber ohne alle Ermüdung, das einzige ist, wobei ich mich noch erträglich hinschleppen kann. Wirklich helfen wird mir die Kur hier auch nicht, ich fühle hier so genau, daß ich sie mit dem Finger zeigen kann, die vielen schadhaften Stellen, vorzüglich im Rückgrat, aber Erleichterung geben mir die Bäder und helfen mir vielleicht besser über den Winter hinaus. Auch komme ich hier der Vorschrift des Emser Arztes, so wenig als möglich zu sprechen, nach, es besteht nur in sechs Worten täglich mit meiner Kammerjungfer. Das [ist] mir

nun einerlei, ich bin daran gewohnt und mache mir nichts daraus, aber ich habe keine Gemütsruhe, ich mache mir viel Sorgen um Sie. Überlegen Sie sich nun einen Reiseplan und schreiben es mir sobald als möglich, damit ich meine Einrichtungen auch mit meinen Koffern rechtzeitig machen kann.[1]) . . . Sie schreiben ja ganz wehmütig darüber, daß, wie Schiller sagt: „Ach, schon in des Weges Mitte verlieren die Begleiter sich." Das ist ja eben das Traurige des Alters, wovon Sie ja aber noch weit entfernt, daß erst einzelne Stücke des Herzens absterben, bis man sich auch körperlich nach und nach absterben fühlt. Aber Sie können doch über die eine Seite, daß Sie viel Verluste dieser Art schon erlitten, nicht besonders klagen.

Nun leben Sie wohl, liebes Kind, schreiben Sie recht bald und schlagen Sie nicht alle meine Worte (meinen letzten Brief) so ganz unbeachtet in den Wind.

Ich lese hier wenig Zeitungen, aber mir scheint der Friede und eine Periode der Macht dadurch für B[ismarck] fast gesichert. Schreiben Sie doch an Dorn gleich, daß er Schritte beim Präsidenten des Kassationshofes tue, daß Ihre Sache nicht vor dem Oktober an dem Kassationshof vorkomme. Er hat den besten Grund dazu, indem er Sie verteidigen soll und nicht vor dem 15. Oktober in Berlin zurück ist. Könnten Sie nicht selbst deshalb an den Kassationspräsidenten schreiben?

An Frau Esser schreibe ich. Herzlichste Grüße.[2])

175.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

[Rigi, 27. Juli 1864.]

Liebes, gutes Kind![3])

Es ist um die Pest zu bekommen über die Wildbader Post! Ihren ersten Brief — Poststempel vom 19. — empfing ich am 22. und gleichzeitig einen Brief aus Düsseldorf, gleichfalls mit Poststempel vom 19. — Rigi ist also nicht Schuld, sondern Wildbad. Ich hatte Ihnen vier Stunden nach Empfang Ihres Briefes noch mit der um drei Uhr hier abgehenden Post geantwortet, bin also nicht schuld an Ihrer Angst. Heute am 27. bekomme ich Ihren Brief vom 24. Ich hätte nicht übel Lust, das

[1]) Hier sind acht Zeilen mit Sorgfalt unleserlich gemacht.

[2]) Ohne Unterschrift.

[3]) Dieser Brief findet sich mit etlichen Kürzungen und einigen Entstellungen abgedruckt bei Bernhard Becker, Enthüllungen über das tragische Lebensende Ferdinand Lassalles, 2. Aufl., Schleiz 1868, S. 22 f.

Briefeschreiben dranzugeben und mich telegraphisch mit Ihnen zu unterhalten!

Ihr Brief hat mir übrigens in meiner äußerst schlechten Stimmung sehr wohl getan. Erinnern Sie sich, wie ich einmal, als wir Marx das Geleit nach Potsdam gaben und Sie beide gegenseitig miteinander kokettierten und scherzend von Entführung sprachen, lachend sagte: ich wollte, es entführte Sie mir einer auf ein Jahr, bloß damit Sie sehen, daß ich eigentlich der beste aller Männer bin. Ich sei ganz unbesorgt darüber, daß Sie mir zurückkommen würden![1]). . . [2])

Ihre clairvoyance puncto der Düsseldorfer Angelegenheit hat mich sehr amüsiert! Aber diese clairvoyance hat Ihnen nicht gezeigt, daß das Düsseldorfer Gericht durch seinen Beschluß mir die Kassationsinstanz nicht abgeschnitten, sondern höchstens nur unannehmbar macht. Beschleunigt ist also in der Strafe nichts, eher nur verzögert. Denn ich werde auch gegen diesen Beschluß eventuell Kassation einlegen, und diese Sache muß früher entschieden sein. Kurz, vor November ist es nicht einmal menschenmöglich, mich zur Haft zu bringen; selbst vor Dezember schwerlich, und überdies habe ich Mittel, dies noch weiter zurückzuwerfen. Wir sprechen darüber mündlich!

Jedenfalls muß ich ja aber doch Ende September in Berlin sein und zwar gerade dann am meisten, wenn ich Ihrem Rat folgen und Deutschland verlassen wollte. Denn ich müßte doch zuvor dort meine Sachen und Geschäfte ordnen! Ich müßte also zuvor hin, gerade besonders, wenn ich fortgehen will! Das muß doch auch Ihnen einleuchten!

Aber noch mehr: ich muß noch vorher in Hamburg sein, wo ich einen großen, sehr großen, vielleicht tatsächlich wichtigen Coup schlagen will![3]) Auch darüber mündlich! Am 20. September also muß ich die Schweiz verlassen. — Da Sie mir die Bestimmung überlassen, wohin wir bis dahin gehen, nun wohl, so entscheide ich: an den Genfer See. Ich schreibe morgen an Oppenheim und lasse mir dahin (nach Genf selbst oder Vevey) neues Geld poste restante (in Wechseln) schicken.

Was mich bestimmt, jedenfalls auf einige Zeit, wenn es auch nicht auf lange wäre, an den Genfer See gehen zu müssen, ist folgende Episode.

[1]) Dieser Absatz fehlt bei Becker.

[2]) Hier wurden im Original nachträglich vier Zeilen mit Tinte völlig unleserlich gemacht.

[3]) Lassalle wollte eine Agitation für die Annexion der Elbherzogtümer an Preußen eröffnen. Vgl. für seine Motive Gustav Mayer, Die Lösung der deutschen Frage im Jahre 1866 und die Arbeiterbewegung. In Festgaben für Lexis 1907, S. 230f.

Vorgestern sitze ich beim scheußlichsten Wetter — das hier noch ohne jede Unterbrechung Tag für Tag fortgedauert hat; erst heut ist es ein bißchen besser — in meinem Zimmer und schreibe — ich muß hier leider wieder Tag für Tag von morgens bis nachts ununterbrochen schreiben — als ein Bauernbursch hereinkömmt und mir sagt, an der Terrasse hielte eine Dame, die mich zu sprechen wünsche. Ich war ganz verblüfft. Wer konnte dies sein? Ich riet — ja ich wußte gar niemand, auf den ich raten sollte! Ich nehme also Hut und Stock und eile hinunter. Da hält hoch zu Roß mit einer Engländerin und einer Amerikanerin und einem Franzosen — wer? Helene, der Goldfuchs! Sie hatte von Holthoff brieflich erfahren, daß ich auf Rigi-Kaltbad bin, und hatte sofort mit Freundinnen eine Rigipartie organisiert, um mich auf Kaltbad abzuholen.[1]) Natürlich stürmte ich sofort mit auf den Kulm hinauf, wo wir alle übernachteten. Unglücklicherweise ist das Kind der Engländerin (bei Bern lebend) vom Scharlach Rekonvaleszent und die Mutter war nicht zu bewegen — trotz des fürchterlichsten Unwetters — auch nur einen Tag länger zu bleiben. Die arme Helene — ich hätte die Engländerin töten können —, krank und brustleidend, mußte im furchtbarsten Nebel und Regen (und wir alle) am andern Tag früh zehn Uhr wieder hinunter. In Kaltbad trennten wir uns!

Eine Höflichkeit ist aber doch der andern wert, und so habe ich Helenen versprochen, zwischen dem 15. und 25. August jedenfalls in Genf zu sein. Es ist auch schon arrangiert, wie Sie sie kennen lernen sollen. Denn auf ein paar Tage können Sie doch mit mir nach der Stadt, Genf gehen, wenn wir auch stationär in Vevey z. B. sind. Helene, der Teufel, wird schon etwas anzufangen wissen, um uns dahin zu folgen.

(Übrigens darf von dieser ganzen Episode kein Mensch außer Ihnen etwas wissen. Die andern sind auch vereidet.)

Daß ich also überhaupt an den Genfer See gehe, folgt daraus, freilich aber nicht, daß ich dann nicht weiter nach Pegli gehen könnte. Alle Ihre schönen Gründe, nach Pegli zu gehen, sind mir sehr gleichgültig. Wie es mit Italien usw. steht, weiß ich in meinem eignen Kopfe usw. Ich hätte einen weit besseren Grund, nach Pegli zu gehen, wenn es eben ginge: der, daß Sie es eben wünschen. Aber die frühe Rückreise von der Schweiz — 20. September — verhindert das leider notwendig. Bis dahin ist indes das Genfer Klima für Sie so gut wie das italienische, und dann können Sie ja mit Rüstow nach Pegli gehen. Denn so schmerzlichst ungern ich Sie in Berlin entbehre, nehme ich doch wirklich Anstand, Sie zu bereden, den Winter im Berliner Klima zuzubringen. Doch

[1]) Eine kurze zusammenfassende Darstellung des Romans, bei dem Lassalle sein Ende fand, bei H. Oncken, Lassalle, S. 284 ff. Dort auch Literaturangaben.

das besprechen wir alles noch . . .[1]) (denn sonst wird es, da Sie ja wohl bis 18. August in Wildbad bleiben — und um Gottes willen ja nichts an der Kur abbrechen — gar zu spät).

Da ich hier ein Leben führe, nicht wie ein Hund, sondern wie drei Hunde, so habe ich heut nachträglich an Helene geschrieben und telegraphiert, mit mir (sie ist bei Bern, bei der Freundin, der Engländerin) eine Reise irgendwohin auf einige Tage ganz inkognito zu machen. Ich setze es vielleicht durch. In diesem Falle gebe ich meinen hiesigen Aufenthalt, der mich in diesem Wetter und ohne jede Gesellschaft zu Tode langweilt, auf, und reise sofort nach Bern zu ihr. Dann würde ich Ihnen telegraphieren, wohin Sie Ihre Briefe richten sollen. Bis dahin schreiben Sie nur also immer hierher.

Aber auch in diesem Falle käme ich immer an dem Tag, wo Sie in Luzern eintreffen, dorthin.

In der Zwischenzeit hänge ich mich vielleicht vor Langeweile auf oder mache — schrecklich! — ganz allein eine Gebirgsreise.

Adieu für heut. Es wird schön, gibt zum erstenmal Sonnenuntergang. Ich muß heraus.

Ihr

F. L.

176.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)[2])

Rigi, 28. Juli [1864].

Gute Gräfin!

Ich habe gestern, als ich so plötzlich abbrechen mußte, noch einige Punkte vergessen. Der wichtigste bezieht sich auf Dorns Mitteilung von der Kassation Ihres Urteils in Sachen contra Siegheim und Block . . .[3])

. . . Es war also gestern abend $^1/_4$ vor 7 Uhr, als ich, in emsigem Schreiben an Sie begriffen, zufällig den Blick gegen das Fenster kehre — und siehe alle Nebel und Wolken fallend und wie erfrierend und die Berge sich mächtig und glanzvoll befreiend schaue! Es war nicht mehr möglich, zum Kulm zu gelangen, aber ich schloß den Brief in aller Eile und rannte auf das Känzli 15 Minuten von hier, von wo man, wenn auch

[1]) Hier sind siebeneinhalbe Zeilen durch Tintenstriche völlig unleserlich gemacht.

[2]) Dieser Brief ist abgedruckt bei Bernhard Becker, S. 27 ff.

[3]) Hier folgen weitere Instruktionen, die sich auf die Geschäfte der Gräfin beziehen.

nicht die Kulmer Aussicht, so doch immerhin eine überaus prächtige Aussicht hat, die ganze Stelle vom Tödi bis Gespaltenhorn (also Uri Rotstock, Titlis, Weißstock, alle Berner Berge usw.).

Selten habe ich die Berge so schön, selten einen schönern Sonnenuntergang gesehen! Der Eiger war im leisen Glühen! Noch lange nach Sonnenuntergang konnte ich mich von der Stätte nicht losreißen! Und ebenso schön wieder heut früh! Alle Leiden sind fast wie fortgewischt — wie schnell vergißt doch der Mensch, was ihn soeben beschwerte — und ich bin lustig und voller Lebenskraft, als hätte ich nicht einen Augenblick, geschweige über zehn Tage im dicksten Regen und undurchdringlichsten naßkalten Nebel hier gesessen! — Auch mit meinen furchtbaren Schreibereien für den Verein — ich habe gestern 76 kleingeschriebene Seiten nach Berlin geschickt — bin [ich] endlich fertig und atme wieder frei auf!

Wie Sie mich doch mißverstehen, wenn Sie schreiben: „Können Sie nicht in Wissenschaft, Freundschaft, schöner Natur sich genügen!" Sie meinen, ich müsse Politik haben!

Ah, wie wenig Sie au fait in mir sind! Ich wünsche nichts sehnlicher, als die ganze Politik los zu werden und mich in Wissenschaft, Freundschaft und Natur zurückzuziehen. Ich bin der Politik müd und satt! Zwar, ich würde so leidenschaftlich wie je für dieselbe aufflammen, wenn ernste Ereignisse da wären, oder wenn ich die Macht hätte, oder ein Mittel sähe, sie zu erobern — ein solches Mittel, das sich für mich schickt. Denn ohne höchste Macht läßt sich nichts machen. Zum Kinderspielen aber bin ich zu alt und zu groß! Darum habe ich so höchst ungern das Präsidium[1]) übernommen! Ich gab nur Ihnen nach! Darum drückt es mich jetzt so gewaltig. Wenn ich es los wäre, jetzt wäre der Moment, wo ich entschlossen wäre, mit Ihnen nach Neapel zu ziehen! (Aber wie es loswerden?!)

Denn die Ereignisse werden sich, fürcht' ich, langsam, langsam entwickeln, und meine glühende Seele hat an diesen Kinderkrankheiten und chronischen Prozessen keinen Spaß. Politik heißt aktuelle, momentane Wirksamkeit. Alles andere kann man auch von der Wissenschaft aus besorgen! — Ich werde versuchen, in Hamburg einen Druck auf die Ereignisse auszuüben![2]) Aber wie weit das wirken wird — das kann ich nicht versprechen und verspreche mir selbst nicht zu viel davon!

Ach, könnte ich mich zurückziehen! — So weit hatte ich geschrieben, als ich einen Brief von Helene erhalte, einen höchst ernsthaften Brief!

---

[1]) Das Präsidium des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins.

[2]) Diese Versammlung sollte am 25. September stattfinden. Vgl. dazu Oncken, Lassalle, 4. Aufl., S. 475 f.

Die Sache wird ernst, sehr ernst, und das große Gewicht des Ereignisses fällt mir wieder etwas auf die Brust! Inzwischen — einmal kann ich nicht mehr zurück, und dann wüßte ich auch wahrhaftig nicht, warum ich zurück sollte! Es ist ein schönes Weib, und ihrer Individualität nach das einzige Weib, das sich für mich paßt und eignet! Das einzige, das Sie selbst für geeignet finden würden. Also en avant, über den Rubikon! Er führt zum Glücke! Auch für Sie, gute Gräfin, mindestens ebenso wie für mich!

Bei alledem ist es in dieser ohnehin so komplizierten Lage eine immense Komplikation mehr! Bin wahrhaftig wieder neugierig, wie ich dies alles zu gutem Ende führen werde, gerade so wie ich, als ich Ihre Prozesse führte, oft diese ganz unpersönliche, objektive Neugier hatte — als läse ich einen Roman — wie ich wohl mich und Sie aus dieser Lage noch retten würde!

Nun, die alte Kraft ist noch da, das alte Glück auch noch, ich werde alles zum glänzendsten Ziele führen. Aber daß ich Sie nicht bei mir habe, um mit Ihnen zu sprechen und zu raten in dieser complication grave, das, muß ich gestehen, stört mich sehr! — Nun, brauchen Sie ganz ruhig Ihre Kur aus.

Das nächste ist, daß ich wahrscheinlich schon morgen früh nach Bern resp. Wabern abreise, wo Helene auf der Villa ihrer Freundin ist. Sie erhalten in diesem Falle noch telegraphische Depesche von mir, Ihre Briefe poste restante nach Bern zu adressieren.[1]) Sollte ich Sie absolut nötig haben, nun ja, dann rechne ich auf Ihre Freundschaft und telegraphiere Ihnen, daß Sie nach Genf kommen. Aber ich denke, dies jedenfalls bis 15. August verschieben zu können!

Nun adieu, altes Herz! Die Brandung faßt mich! Ist mir's zum Heil? Reißt's mich nach oben? wie den Schillerschen Taucher? faut voir!

Ihr

treuer

F. L.

Absolutes Stillschweigen über alles hier Gesagte gegen jedermann ganz notwendig.

A propos! Die Wildbader Postsendung ist allerdings schon gestern angekommen. Aber es war, außer dem „Gedanken" und Zeitungen, nur ein Brief, während Sie zwei Briefe anmeldeten. Sollte einer zurückgeblieben oder verloren sein? Bitte, nachzuforschen auf der Post, denn ich erwarte seit lange umsonst Brief von Szarbinowski usw.

[1]) Das Telegramm, vom 29. Juli, befindet sich im Nachlaß.

177.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Bern, Bernerhof, 30. Juli [1864].

Gutes, liebes Kind![1])

Ihren Brief habe ich gestern früh in Weggis noch glücklich attrapiert. Wenn Sie mir so gute Briefe schreiben, wie diesmal, so — nun ich kann nicht sagen, so bin ich Ihnen besser als irgend jemand in der Welt, denn das bin ich immer im tiefen Herzen, auch ohne gute Briefe — aber so bin ich so gerührt, daß das tiefe Herz gegen meine Gewohnheit sich zur Äußerung drängt!

So sitze ich denn also hier in Bern. War gestern abend bis zwölf Uhr auf der Villa von Helenens Freundin und fuhr dann zurück. Die Entfernung ist höchst störend. Noch weiß ich nicht das geringste, was mit mir wird, d. h. mit den nächsten vierzehn Tagen. Den 15. August aber, von da ab, halte ich mich bereit, Sie an dem von Ihnen zu bestimmenden Ort abzuholen, in Bern oder auch Luzern oder noch weiter Ihnen entgegen, wo Sie wollen. Das habe ich auch Helene gesagt, die es ganz in der Ordnung fand. Ich muß Ihnen übrigens überhaupt bemerken, daß Helene eine sehr große Sympathie für Sie hat, eine der allerwesentlichsten Bedingungen meines Wohlgefallens an ihr. Sie ist darin ganz anders als die andern Weiber. Nicht eine Spur von Eifersucht und Neid in ihr. So fand sie es z. B. — bis ich ihr gesagt, daß Sie selbst krank und einer Kur benötigt seien — ganz schrecklich resp. unerklärlich, daß Sie mich nicht nach Rigi-Kaltbad begleitet hätten, um dort mit mir zu sein. Sie freut sich sehr darauf, Sie kennen zu lernen. Sie würgt nie — innerlich, wie ich bei so vielen Weibern so oft bemerkte, denn ich bin ein ganz guter Merker, wenn ich's mir auch nicht merken lasse — eine résistance interieure hinunter, wenn ich das Gespräch auf Sie bringe, sondern im Gegenteil bringt es selbst gern und voller Teilnahme auf Sie. Kurz, dieses — enfant du diable, wie sie in Genf allgemein genannt wird, hat wirkliche und innere Sympathie für Sie. Ausfluß davon, daß sie überhaupt eine — Natur ist, im Sinne Goethes, trotz aller gesellschaftlichen äußeren feinen Bildung, die sie sich im höchsten Grade angeeignet hat, die aber nie über ihren innern Menschen hat Herr werden können.

Ihr einziger — aber riesengroßer Fehler ist: sie hat keinen — Willen! Auch nicht die Spur davon! An sich ist das freilich ein sehr großer

[1]) Dieser Brief ist bei Becker a. a. O., S. 31 f., gedruckt. Doch fälscht er die Anrede in „Gute Gräfin" und sperrt willkürlich alle die Stellen, die seinen sensationellen Absichten Vorschub leisten.

Fehler! Würden wir Mann und Frau, wäre es vielleicht keiner, denn ich habe ja doch Willen genug für sie mit, und sie würde sein wie die Flöte in der Hand des Künstlers.

Aber die Vereinigung selbst wird dadurch sehr erschwert werden! Heute freilich ist sie fest entschlossen. Aber wie lange hält dies bei einem willenlosen Wesen Sécoussen gegenüber stand?

Das werde ich ihr auch noch sehr ernsthaft auseinandersetzen, ehe ich anfange, mich äußerlich in das Unternehmen zu engagieren.

Meine Depesche, nach Bern zu adressieren, wird Sie sehr in Verwunderung gesetzt haben, meine letzten Briefe von Kaltbad aber aufgeklärt haben. Hoffentlich haben Sie diese schon!

Ihr F. L.

178.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE.[1]) (Original.)

Wildbad, 1. August [1864].

Liebes Kind, ich habe gestern abend Ihren Brief aus Bern erhalten, und ich kann Ihnen nur wiederholen, daß Sie nicht nur in[2]) Ihrem eigenen Wohl die Sache viel zu sehr übereilen, aber Sie schaden auch durch Ihre Hast dem Gelingen der Sache. Die Eltern mißtrauen Ihnen; ist nun wohl ein solches Drängen nicht geeignet bei Philistern (was die Eltern gewiß sind) und daher die Ehe als eine vernünftig wohl zu überlegende Sache ansehen, gemacht, sie Ihnen geneigter zu machen? [sic!] Gewiß nicht. Sie müßten im Gegenteil mit großer Ruhe und Vorsicht vorangehen, erst danach trachten, daß man sich an den Gedanken nach und nach gewöhnt, denn, wie Sie sagen, Helene dahin zu bestimmen, wider den entschiedenen Willen ihrer Eltern, ist einmal sehr fraglich, ob es gelingt, alsdann auch nicht zweckmäßig. Sie könnte sich bei ihrem schwachen Charakter doch später darüber unglücklich fühlen, ganz aus ihren Familienrelationen herausgerissen zu sein. Wenigstens war es doch der Mühe wert, es erst auf andere Weise zu versuchen. Sie beurteilen immer die andren zu sehr nach sich selbst. Ist denn Helene auch großjährig? Und ist es denn auch der günstigste Augenblick, um die Sache rasch der Entscheidung zuzujagen, gerade wo jetzt so viele Freiheitsprozesse gegen Sie schweben? War es nicht zehnmal klüger, jetzt nur mit ihr einig zu werden, sich zu begnügen, langsam eine Annäherung an die Eltern zu versuchen und mit dem direkten Antrag zu warten, bis

[1]) Mit Ungenauigkeiten und kleinen Auslassungen bei B. Becker a. a. O., S. 35 ff.

[2]) Dies Wort war nicht deutlich zu lesen.

Ihre Prozesse so oder so entschieden? Wenn Sie sich entschließen müßten, für jetzt Deutschland zu verlassen, so wäre das gerade die günstigste Konjunktur für das Gelingen dieses Planes. Ich wünsche nach dem, was Sie mir sagen, das Gelingen, obgleich ich ganz nur meinen Augen in dieser Beziehung traue, aber ich fürchte, Sie verderben alles durch Ihr Stürmen. Sie haben einmal in Frauensachen keine Vernunft und keine Ruhe.

Ich bin wieder in der fatalsten Lage. Die Person, die ich hier nehmen mußte, kann trotz der heiligsten Versicherungen gar nichts, aber so nichts, daß mir nie ähnliches vorgekommen; sie ruiniert, was sie anrührt, und ich muß sie sofort wegtun. Helene war nicht einen Tag zu halten, und so bleibe ich allein und habe sofort nach Stuttgart geschrieben, mir eine zu schicken. Ich habe wirklich Unglück in diesem Jahr.

Ich kann nicht sagen, daß die Bäder mir helfen, das glaube ich nicht, aber sie erleichtern mich sichtlich. Also, Sie haben sich entschieden für einen Aufenthalt am Genfer See; aber wo nur ungefähr? Ich habe von einer Pension in Saxon gelesen, im Valais, dicht am See, es muß, wie ich glaube, entweder französisches oder italienisches Ufer sein, oder Chalet Suisse à Cologny oder Clarens usw., nur kann ich nicht Berge steigen. Wo wir uns treffen, hängt ja von dem ab, was Sie jetzt vorhaben und kann noch immer danach bestimmt werden, ich bestehe nicht auf den Genfer See, und jeder andere Ort, der Ihrem Plane förderlicher, ist mir auch recht, nur nicht Genf oder Bern, um da zu bleiben; ich brauche Luft, und dann ist auch ein solcher Gasthof auf die Dauer nicht auszuhalten.

Und dann eines, liebes Kind, kann ich doch nicht ändern, das ist, daß ich auf zwei, drei Tage vorher nach Zürich gehe, nicht länger, aber man erwartet mich schon so lange dort, ich habe es so oft versprochen. Frau Herwegh, Frau Anneke schreiben mir Brandbriefe; wer weiß, wo[hin] ich von Genf aus gesprengt werde, und es liegt mir dann für jeden Fall zurück zu sehr aus dem Weg, anstatt ich von Basel ein paar Stunden habe, und, gar nicht hingehen, ist doch nicht tunlich (wäre nach der früheren Intimität doch zu ungezogen). Geben Sie mir darin nicht recht, liebes Kind? Wenn ich nun von hier direkt nach Zürich gehe, führt mich dann mein Weg nach dem Genfer See (falls Sie bei dem Projekt des Genfer Sees bleiben) über Bern? In welchem Hotel wohnen Sie dort? Bleiben Sie da? Wohin adressiere ich am besten meine großen Koffer?

Es ist mir gar nicht recht, daß Sie Ihre Molkenkur so ganz aufgegeben, Sie hätten sie doch nötig; können Sie sich nicht entschließen, jetzt, wo es so schön, auf zehn bis zwölf Tage wieder hinzugehen? Es wäre gut.

Nun leben Sie wohl, liebes Kind, die herzlichsten Grüße.[1])

[1]) Ohne Unterschrift.

179.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT.[1]) (Original.)

Bern, Dienstag, 2. August [1864].

Gute Gräfin!

Ich habe Ihren Brief nach Bern erhalten. Aller Rat würde jetzt zu spät kommen. Es ist alles unwiderruflich abgemacht! Wäre es aber noch Zeit, Rat zu geben, Sie würden mir auch keinen andern geben als den, zu handeln wie ich handle. Dessen bin ich sicher. Wenn Sie in Ihrem Briefe sagen, ich sollte doch bedenken, daß ich soeben erst sterblich in eine andere verliebt war, so entgegne ich, daß erstens „sterblich verliebt" sein bei mir zunächst überhaupt gar kein Begriff ist; zweitens aber, daß noch heute, sinnlich genommen, Minna[2]) einen größeren Reiz für mich hat als Helene, was Ihnen also der beste Beweis sein kann, daß ich eben nicht bloß sinnlicher Neigung folge. Im Gegenteil, Helene paßt als Persönlichkeit so absolut zu mir, wie ich nie eine passende zu finden geglaubt hätte. Unter uns gesagt, ist es eigentlich von dem verschiedenen Glück, das ich hin und wieder habe, das größte Glück, das ich bei dieser Gelegenheit entwickelt habe!

Es ist wirklich ein nicht geringes Glück, in meinem Alter von doch schon $39^1/_2$ Jahren ein Weib zu finden, so schön, von so ungewöhnlicher, bedeutender, freier und absolut zu mir passender Persönlichkeit, ferner das mich so liebt und endlich, was freilich bei mir eine absolute Notwendigkeit, ganz in meinem Willen aufgeht!

Hier empfangen Sie erstens den Brief, den Helene mir nach dem Rigi schrieb, wo ich Ihnen darauf schrieb, „es wird ernsthaft". Wenn darin der Satz vorkommt, ich solle Ihnen den Brief nicht schicken, so hat sie mir das später erklärt. Sie hatte den Brief noch in der Nacht ihrer Rückkehr vom Rigi, also sehr ermüdet, geschrieben und fürchtete, er sei deshalb gar nicht präsentabel ausgefallen und könne Ihnen eine sehr geringe Meinung von ihr geben. Als ich sie darüber beruhigte und sagte, es sei gar nicht Ihre Weise, solche Schlüsse zu machen, erklärte sie sich von selbst damit einverstanden, daß ich ihn Ihnen schicke, damit Sie sähen, wie alles gekommen sei. Ferner: vorgestern bat sie mich um

[1]) Auch diesen Brief hat Becker a. a. O., S. 32 ff., abgedruckt. Aber auch hier hat er nicht die Stellen gesperrt, die Lassalle unterstrich, sondern die seinem Sensationsbedürfnis belangreich erschienen.

[2]) Minna Lilienthal die Tochter eines reichen Berliner Geschäftsmannes, eine Schülerin Hans von Bülows. Wie die heute noch in Berlin lebende Dame dem Herausgeber erzählte, schlug sie damals Lassalles Hand ab, weil sie einen adligen Gatten haben wollte. Lassalles Briefe an Minna Lilienthal wurden nach Japan verkauft.

die Erlaubnis, Ihnen schreiben zu dürfen, wogegen ich natürlich nicht nur nichts hatte, sondern mich innerlich sehr freute, daß der Gedanke selbständig in ihr entstanden war. Infolgedessen gab sie mir nun gestern den beifolgenden Brief an Sie, der Ihnen ihre edle Persönlichkeit und[1]) den seltnen Fischzug, den ich an ihr gemacht habe, schon besser malen kann. Sie müssen ihr natürlich antworten und mir den Brief zur Übergabe überschicken, und zwar nach Genf, poste restante, wohin wir morgen beide abreisen. Ich bitte sehr, liebe Gräfin — dies einzige will ich Ihnen ans Herz legen — erhalten Sie mir Helene ihr ganzes Leben hindurch in den unterwürfigen Gesinnungen, in denen sie jetzt ist und von denen mein ganzes Glück — und leicht auch das Ihrige zum Teil — abhängt. Sie allein könnten sie in dieser Hinsicht verderben und auch Sie nur durch das Piedestal, das ich selbst Ihnen bei ihr gegeben habe. Es wäre also siebenfach Unrecht und höchst unklug! Sie werden das also nicht tun und sie vielmehr immer in diesem Verhältnis, das ich sogar das normale nenne, zu erhalten suchen, geschweige denn, sie nicht davon abbringen, auch nicht in indirekter Weise.

Was nun die Eltern in Genf sagen werden — das weiß Gott! Aber sicher ist, daß ich, wie sie, entschlossen sind, durchzugreifen; reiße da, was reißt. Zum 15. August hoffe ich sicher, Sie in Genf zu haben, wo wir dann über alles ausführlich und reiflich sprechen. Ich habe entsetzlich viel mit Ihnen zu überlegen. Viel lieber freilich wäre es mir unter diesen Umständen, Sie kämen ohne Rüstow nach Genf, nach der Stadt selbst, wenn Rüstow auch am Genfer See, in Vevey usw. ist und Sie da zurückerwartet.

Ganz Ihr F. L.

P. S. Helenens Brief an mich muß ich von Ihnen zurück bekommen.

180.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Bern, 3. August [1864].

Liebe Gräfin![2])

Ihr eben erhaltener Brief, den ich — in einer Stunde reise ich nach Genf — noch Zeit zu beantworten habe, zeigt mir wieder, wie mißlich alle schriftliche Verständigung ist. Sie haben meine Briefe — sind sie wirklich so undeutlich gewesen? — nicht richtig aufgefaßt, daher ein

[1]) Von „und" bis „habe" fehlt bei Becker.

[2]) Gedruckt bei Becker, S. 37 ff., wiederum mit lauter Sperrungen, die Lassalle nicht gemacht hat.

falsches Bild von der Sachlage und daher ist Ihr Brief diesmal ganz ungeschickt!

1. Sie sagen: „Denn, wie Sie sagen, Helene dahin zu bestimmen, wider den entschiedenen Willen ihrer Eltern, ist einmal sehr fraglich" usw. Mon Dieu! Wo hätte ich das gesagt? Ganz im Gegenteil! Helene ist ganz dazu entschlossen, hat sich von selbst dazu entschlossen, war früher dazu fest entschlossen als ich. Es war ja eben dieser Brief, in dem sie mir — nach Rigi-Kaltbad hin, am Abend des Tages, an dessen Morgen wir uns getrennt — diesen Entschluß mitteilte, infolgedessen ich mich erst entschloß und Ihnen schrieb, „die Sache wird ernst, sehr ernst"[1]) usw. Sie können sich ja auch bei meiner ganzen Persönlichkeit denken, daß ich immer mindestens ebenso sehr geheiratet werden als heiraten, d. h. auf eine volle und freie Initiative seitens des Mädchens treffen muß, voir Marie und Ulrich von Hutten.[2])

Also Helene ist entschlossen, wenn ich will, morgen ihren Eltern wegzulaufen sogar, und wenn ich wollte als Zigeunerin mit mir durch die Lande zu ziehen.

2. Helene ist majeure. Schlimmstenfalls sind wir mit drei actes respectueux unserer Verpflichtung gegen die Eltern quitt.

3. Sie wissen dies der Hauptsache nach schon aus meinem gestrigen Brief an Sie, in welchem ich Ihnen Helenes Rigi-Kaltbad-Brief an mich und ihren hiesigen Brief an Sie schickte.

4. Was Teufel haben denn meine Verurteilungen und Prozesse für bestimmenden Einfluß auf meine Heirat? Meine Heirat kann meinen Entschluß in bezug auf die Verurteilungen bestimmen, aber nie umgekehrt.

5. Die ganze philiströse, ganz erstaunlich langweilige Operationsweise, die Sie mir anraten, kann also gar nicht gedacht werden! Es ist kein „Begriff"!

Heut abend sechs Uhr lange ich in Genf an, wo Helene heut um zwei Uhr angelangt ist. Morgen um zwei Uhr mache ich ihren Eltern meinen Besuch. Spätestens nach drei Besuchen, also in drei Tagen, vielleicht aber schon früher, erkläre ich Vater und Mutter meinen Antrag. Geht alles gut, bien! Treffen wir auf Weigerung, so folgt schon zwei Tage darauf der erste acte respectueux Helenens.

Ich hoffe sehr — und glaube es fest —, die Eltern werden gleich oder doch nach einigen Angriffen stürmischer Beredsamkeit, die ich auf sie machen werde, einwilligen. Sonst, beim großen Gott, bin ich entschlossen, Kirchen niederzubrennen,[3]) ehe ich mich im geringsten beirren lasse.

[1]) Siehe oben Nr. 176.

[2]) In Lassalles Drama „Franz von Sickingen".

[3]) Becker ändert: „bin ich zu allem entschlossen".

Für Eile ist aber Helene noch mehr als ich. Sie ist noch ungeduldiger!

6. Eine gute Kammerjungfer wird Ihnen Helene, die Sie überhaupt sehr liebt, in Genf schaffen.[1])

7. Daß Sie nötig hätten, nach Zürich zu gehen, wegen des Übelnehmens der Freunde, ist durchaus unwahr. Meine Geschichte ist jedenfalls der beste Vorwand für Sie. Ich kenne keinen, der es Ihnen übelnehmen könnte, nicht nach Zürich zu kommen, wenn Sie schreiben: Lassalle ist in Nöten und bedarf meiner.

8. Damit ist inzwischen nur gesagt, daß Sie nicht nötig haben, über Zürich zu gehen, noch nicht, daß Sie es gerade absolut nicht dürfen, wenn es Ihnen selbst ein großes Vergnügen ist.

9. Über Plan usw. kann ich ja noch nichts bestimmen unter den jetzigen Umständen. Mein Platz ist zunächst in Genf, wohin Sie jedenfalls auch einige Tage kommen müssen, wenn Sie auch Station am Genfer See (Vevey) nehmen wollen.

Wollen die Eltern nicht, so beginnt Helene mit dem acte respectueux. Wird sie darauf gequält und sehr gequält, so habe ich ihr tout bonnement gesagt, daß sie das Haus verläßt und sich bis zur Hochzeit unter Ihren Schutz stellt. Ich habe es ihr gestern abend erst vorgeschlagen, und sie ist gleich darauf eingegangen.

10. Gehen die Eltern darauf gleich ein, so will ich mit Helene und Madame Arson eine kleine Schweizerreise noch machen, die Sie sehr wohl mitmachen können und mit großem Vergnügen mitmachen würden und ohne Schaden, denn Sie brauchten uns nur in die Täler, nicht auf die Berge zu begleiten.

11. Das alles aber sind Nebensachen. Die Hauptsache ist, daß ich Sie auf vier bis fünf Tage in Genf habe, sobald es Ihnen eben mit Rücksicht auf die Beendigung Ihrer Kur nur möglich ist — die Kur vor allem —, um mit Ihnen vieles, vieles, vieles zu beraten. Denn nur das Wie, nicht das Was ist noch zweifelhaft. Das möchte ich aber überaus gern mit Ihnen durchsprechen! Darin kann mir niemand raten als Sie, und diesmal, wahrhaftig, brauche ich Rat, der aber nur mündlich gegeben werden kann.

Am liebsten möchte Helene schon im Oktober als meine Frau mit mir in Berlin einziehen. Und ich möchte es auch. Vielleicht aber wären jetzt andere Entschlüsse indiziert. Kurz, kommen Sie nach Ihrem letzten Bade sofort, ohne über Zürich zu gehen, damit ich mit Ihnen berate. Ihre Kur vor allem. Aber wenn Sie irgendeinen andern Zweck als den der Gesundheit und irgendeine andere Rücksicht dem so dringenden, brennenden Bedürfnis vorgehen lassen könnten, das ich diesmal

[1]) Dieser Absatz fehlt bei Becker.

empfinde, mit Ihnen so bald als möglich zu beraten, so würde ich Ihnen das diesmal — sérieusement parlé — wirklich auf das erstaunlichste et avec rancune übelnehmen!

Ihr

F. L.

181.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Genf, 4. August [1864].
Pension Bovet, aux Pacquis rue Pacquis No. 27.

Ich[1]) kann nicht anders, obgleich ich seit vierundzwanzig Stunden dagegen ankämpfe, aber ich muß mich ausweinen an der Brust meines besten und einzigen Freundes: ich bin so unglücklich, daß ich weine, seit fünfzehn Jahren zum erstenmal! Was mich dabei noch mehr zermartert, ist das Verbrechen meiner Dummheit! Wie konnte ich so beschränkt sein, auf Helenes Wunsch einzugehen, sie ihren Eltern zurückzuliefern und loyal um sie zu werben. Ich hätte den Besitzstand benützen und sofort mit ihr entfliehen sollen! Jetzt ist das Unglück da! Sie ist unter vollständiger Sequestration und furchtbarster Mißhandlung! Ich weiß noch nicht, wie ich mich ihrer bemächtigen werde, ob durch List, durch Gewalt. Alles ist mir gleich. Ich würde jedes Verbrechen ohne Zaudern begehen, das zum Ziele führt.[2]) Sie wissen nicht, was sie leidet, das edle Geschöpf! Ich fühle mich so steinunglücklich, daß ich mich autorisiert fühle, Sie zu bitten, bloß zu meinem Troste sofort herzukommen. Sie sind ja doch der Einzige, der weiß, was es heißt, wenn ich Eiserner mich unter Tränen winde wie ein Wurm! Ob Sie mir werden helfen können, weiß ich nicht. Aber trösten, etwas beruhigen. Ich weiß zwar nicht einmal, ob Sie mich noch hier finden, und wenn Sie im Momente des Empfangs dieses Briefes abreisten. Denn alle Tage kann das Bild wechseln, d. h. Helene von ihrem Vater, wozu er Lust hat, irgendwohin fortgeschickt werden. Aber das ist doch nur eine sehr entfernte Möglichkeit. Träte sie ein, so reise ich dann natürlich sofort ihr nach, aber im selben Augenblick telegraphiere ich Ihnen dann nicht nur nach Wildbad, sondern Telegraphenbureau restante auch nach Basel und Bern, und lege hier noch in Genf poste restante einen Brief für Sie nieder, der Ihnen besagt, was aus mir geworden.

Gehen Sie nicht über Zürich. Rüstow finden Sie ohnehin nicht. Denn ich habe ihm heut einen Brief geschrieben, auf den er sicher übermorgen

[1]) Mit kleinen Auslassungen und Ungenauigkeiten abgedruckt bei Bernhard Becker, S. 44.

[2]) Dieser Satz fehlt bei Becker.

hier eintrifft. Wohin bin ich gekommen! Ich, der allgemeine Rater und Helfer bin rat- und hilflos und brauche andere! Meine Dummheit richtet mich hin! Der Gewissensbiß frißt mich auf! Aber wenn ich mein Verbrechen nicht wieder gut mache, koste es was es wolle und um jeden Preis, so will ich mein Haupt scheren und Mönch werden.

Ach, Gräfin! Warum sind Sie nicht hier.

F. L.

P. S. Kommen Sie noch nicht. Alle Minute kann sich der Schauplatz ändern. Halten Sie sich nur bereit, auf die erste telegraphische Depesche an den Ort, den ich Ihnen bezeichne, zu kommen. —

Wenn ich diese Sache nicht durchsetze — und ich zweifle sehr daran, so bin ich für immer gebrochen und fertig mit allem. Noch viel mehr vielleicht als des Mädchens Verlust zerbricht mich meine Gimpelei. Wenn ich sie nicht durch Sieg ausgleichen kann, verachte ich mich selbst für immer auf das schnödeste.

182.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE.[1]) (Original.)

Wildbad, 5. August [1864].

Gestern abend erhielt ich Ihren Brief, vor der Abreise nach Genf geschrieben, mit dem Ihrer Braut. Sie haben ganz recht, das Gefühl, welches ihr eingab, mir gleich zu schreiben, war ein sehr gutes und richtiges, das ich ganz richtig zu würdigen verstehe, und der Brief selbst ist ein sehr lieber, der allerdings die beste Zuversicht für Ihr künftiges Glück gibt. Ich habe so lange in schlimmen Jahren in Kampf und Gefahren treulich zu Ihnen gestanden — wie Sie mir gewiß das Zeugnis zugestehen werden, daß ich nie dem Appell gefehlt habe —, daß ich nicht erst Ihnen zu sagen brauche, wie ich im selben Grade mich tief innig freue, Sie glücklich zu wissen und meine herzlichsten Glückwünsche Sie stets begleiten werden, so lange ich lebe. Wenn ich Ihrer Braut nicht heute auch gleich, wie es mich drängt, schreibe, so ist es nur, weil ich rasend abgearbeitet bin von zwar [von] den erbärmlichsten Kleinigkeiten (da ich noch immer keine Kammerjungfer habe), die aber doch gemacht sein wollen, und die Kur greift mich auch sehr an, und ich will ihr wenigstens zum erstenmal ziemlich anständig und à tête reposée schreiben, was bei Ihnen nicht nötig. Aber in aller Welt, wo nehmen Sie denn den

[1]) Der Brief ist sehr eilig geschrieben und der Stil wimmelt — wie in solchen Fällen bei der Gräfin öfter — von Flüchtigkeiten. Wo solche augenscheinlich zutage liegen, wurden sie stillschweigend verbessert.

Gedanken und die Furcht her, ich könnte mich wollen in Ihre Ehe einmischen, Ihre Frau influenzieren? Wie habe ich Ihnen denn dazu Gelegenheit gegeben? Wie können Sie so gering von, ich spreche nicht vom Herzen, aber von meinem Verstand denken? Nichts liegt mir ferner als dieser Gedanke, und es wird auch gewiß so bleiben. Und dann woher nehmen Sie denn aus meinen Briefen, daß ich Ihnen abgeraten, versucht Sie abzuhalten „wozu es jetzt zu spät sei". Ich habe nicht abgeraten, wie könnte ich das? Ich kenne Ihre Braut gar nicht, habe also keine Ursache dazu, ich habe nur in der Art und Weise etwas Ruhe und Überlegung geraten, was mir in den beiderseitigen Verhältnissen zu liegen schien, worüber ich eine irrige, aber gewiß herzlich gemeinte Ansicht hätte. Ich werde also, wie Sie es wünschen, nach Genf kommen, Sie meinten zwar, ich würde nicht vor dem 18. hier abreisen, so lange wird es aber nicht, ich werde schon am 18., vielleicht schon früher am 16. in Genf sein, auch wenn ich nach Zürich gehe. Ich muß auf zwei Tage hin, ich weiß, ich komme später nicht mehr hin, und ich habe so entsetzlich wenig mir nur äußerlich befreundete Menschen, daß ich diese wenigen doch nicht so absolut ungezogen zurückstoßen muß. Sie erwarten mich erst am 18. abzureisen, und ich werde früher schon da sein, also können Sie dagegen doch gewiß nichts haben.[1])

. . . Nun das wird sich ja alles zur Zeit finden. Nun leben Sie wohl, liebes Kind, ich erwarte mit großer Spannung einen Brief aus Genf, wer weiß, ob mich noch einer hier erreicht, denn die Briefe gehen unbegreiflich und unverschämt lange hierher, sogar manchmal laufen sie, Gott weiß warum, über Stuttgart.

Ich bitte Sie daher, gleich auch einen Brief nach Basel, Hotel Drei Könige, Hotel restant zu schicken, worin Sie mir auch sagen, wohin in Genf ich meine Koffer adressieren kann, welches Hotel? Ich schicke die Koffer von hier nach Basel, und von dort will ich sie als Frachtgut direkt nach Genf schicken, während ich zwei Tage nach Zürich gehe. Nun nochmals Lebewohl und auf baldiges Wiedersehen. Die herzlichsten Grüße für Sie und Ihre Braut ganz vorzüglich.[2])

183.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

Wildbad, 5. August abends [1864].

Ich weiß nicht, woher es kommt, daß Sie immer gleich gereizt gegen mich sind, und nur dadurch, also aus einer Ursache, die ich nicht weiß,

[1]) Von hier ab sind anderthalb Seiten mit Tintenstrichen völlig unleserlich gemacht worden.

[2]) Die Unterschrift ist fortgelassen.

kann der gereizte Brief kommen vom 3., den ich heute 5. erhalte.[1]) Meine Antwort ist:

1. Daß es mir nicht eingefallen ist, wie Sie mir heute und gestern vorhalten, Ihnen in der Sache abzuraten. Ich habe ruhigere und vorsichtigere Art der Verfolgung des Zweckes angeraten, sogar gar nichts anderes angeraten, als aus dem ersten Brief Ihrer Braut selbst, den Sie mir geschickt, hervorgeht. Denn sie sagt, Sie wollten erst alles versuchen, um auf gütliche ruhige Weise die Einwilligung der Eltern zu erlangen. Dies schien mir auch besser und nicht im Sturmschritt zu erreichen. Aber wenn dies doch möglich, desto besser, oder wenn sich die Ansichten Ihrer Braut hierüber geändert, so kann ich dies hier doch nicht erraten.

2. Zweitens konnte ich ebensowenig raten, daß Helene großjährig. Sie haben mir freilich nicht geschrieben, daß Helene entschlossen sei, nicht gegen den Willen der Eltern zu heiraten. Sie schrieben mir aber, Sie fürchteten ihren unentschlossenen Charakter und daß ich Ihre späteren Mitteilungen für meinen früher geschriebenen Brief nicht raten konnte, ist doch auch nicht so ganz ungeschickt.

3. Ist mir nicht eingefallen zu sagen, daß Sie Ihren Heiratsentschluß nach den Verurteilungen richten sollten. Sie scheinen nicht recht Zeit zu haben, meine Briefe zu lesen, was ich ziemlich natürlich finde. Sonst würden Sie wissen, daß ich für vernünftig und passend hielt, bevor die Zeit, der Tag der Heirat bestimmt würde, Sie einen Entschluß über Ihr Verfahren diesen Verurteilungen gegenüber gefaßt hätten. Ich meinte, daß es für Sie wie für Helene nicht zu empfehlen, es darauf ankommen zu lassen, wenn Sie jetzt gleich heiraten und zusammen nach Berlin gehen, unter dem Damoklesschwert einer plötzlichen Verhaftung zu stehen. Wenn ich mich darin geirrt, wenn meine Furcht auch wirklich grundlos, so war der Rat doch aus bestem Herzen gemeint, und ich kann auch noch nicht finden, daß er so ganz verrückt sei.

Ich wiederhole hier nochmals ausdrücklich, daß, sollte ich mich wirklich so ungeschickt ausgedrückt haben, was ich zwar nicht glaube, es nie meine Absicht gewesen, Ihnen irgendwie abzuraten, wie Sie immer wiederholen, oder in meinen Gedanken gelegen hat, irgend etwas in den Weg zu legen. Durch diese Redeweise und vorgefaßte Meinung benehmen Sie mir alle nötige Unbefangenheit, um auch da, wo Sie ihn verlangen, meinen Rat auszusprechen.

In diesen letzten Tagen muß sich also, Ihrem Brief gemäß, die Haltung der Eltern entschieden haben. Die Briefe gehen so langsam, meiner über drei Tage, und so unregelmäßig hierher, daß ich auf keine Antwort auf diesen mehr hier rechnen kann. Ich wiederhole also mein Ersuchen von gestern, mir sofort nach Basel, Hotel Drei Könige, zu ant-

[1]) Siehe oben Nr. 180.

worten, wo ich Sie in Genf treffe und wohin ich dort meine Koffer von Basel schicken kann. Ich rechne sicher darauf, den Brief in Basel zu finden. Nun leben Sie wohl, liebes Kind, herzlichste Grüße an beide und sans rancune wegen Ihrer Ungerechtigkeit.[1])

184.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE.[2]) (Original.)

Wildbad, 7. [August 1864].

Soeben Ihren Brief erhalten, bin tief gerührt und entrüstet, aber wie verlieren Sie gleich den Kopf! Eltern können sehr unangenehmen Eklat nötig machen, kurze Zeit hinhalten, garnichts verhindern. Sequestrieren darf man heutzutage nicht mehr, und man verliert sich auch nicht auf lange wie eine Stecknadel. Es wäre allerdings besser, die Eltern einige Tage einzuschläfern, damit sie Helene nicht wegbringen, was immer Schwierigkeiten, wenn auch keine erhebliche, macht. Ich bin am 10. oder 11. da, und solche Dinge sind mein Fach, darauf verstehe ich mich und habe auch weit leichteres Spiel als Sie, Verbindungen anzuknüpfen, und Helene müßte wirklich zu einfältig sein, wenn sie nicht in kurzer Zeit Nachricht herausbringen könnte, vorzüglich, wenn ich ihr von draußen Gelegenheit biete. Also ich bitte Sie dringend, keinen Eklat, bis ich da. Helene müßte doch auch gar zu energielos sein, wenn sie sich wegbringen ließe. Sie braucht dem sogar nur völlige Inertie der Verneinung entgegenzusetzen, keinen Streit, nur es nicht tun. Sie ist großjährig und kann nicht gezwungen werden. Sie braucht bloß eine Vollmacht heraus zu besorgen für die sommations respectueuses (warum ließen Sie sich diese nicht im voraus geben?) und das Gesetz muß sie schützen, daß sie weder mißhandelt noch entführt werde bis zu abgemachter Sache. Wollen die Eltern durchaus einen Eklat, nun, so sollen sie ihn haben. Das einzige, was für mich Wert hat, ist die Frage: wird Helene innerlich fest bleiben und tun, was man ihr sagt? Davon hängt alles allein ab. Bleibt sie fest, ist nichts verloren. Bleibt sie es nicht, nun dann, liebes Kind, so begreife ich und teile [ich] Ihren Schmerz, der aber dann nur auch ein Schmerz der Täuschung ist, denn dann war sie Ihrer nicht würdig.

In größter Eile. Nur Ruhe und Geduld! Stehen Sie für Helene, dann stehe ich für den Erfolg.

Am 10. oder 11., ich packe sofort, kann aber früher unmöglich.[3])

[1]) Ohne Unterschrift.

[2]) Aus diesem Briefe entnimmt Becker nur drei Sätze und auch diese fälscht er um.

[3]) Ohne Unterschrift.

185.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Depesche, Original.)

Genf, 7. August 1864.

Sie vous pouvez quelque chose alors venez plus tôt. Ne perdez pas un moment. Car le 14 il faut que je sois dans la même affaire à Carlsruhe.

Ferdinand.

186.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Depesche, Original.)

Wildbad, 7. August 1864.

Tranquillité. Nous réussirons, j'en suis sûre. Dix ou onze je suis à Genève. Sophie.

187.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Depesche, Original.)

Genf, 8. August 1864.

Restez. Le 13 vous serez à Carlsruhe, Erbprinz où je suis ou arriverai le 14. Absolument nécessaire. Ferdinand.

188.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Depesche, Original.

Wildbad, 8. August 1864.

Impossible avant le onze, voyage deux jours. Si partez le treize ne me faîtes pas venir inutilement à Genève. Réponse ici et le dix à Bâle; où est Rüstow j'en suis inquiète.

Sophie.

189.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

Wildbad, 8. August 1864.

Liebes Kind, ich schicke Ihnen hierbei einen Brief für Helene; ich hoffe, Sie werden mit dem Inhalt, der mir ganz gemeint [sic!], zufrieden sein und mir nicht wieder Absichten unterstellen noch Befürchtungen haben, die ganz unbegründet sind und die nur das nicht gute Resultat

haben können, die kleine Befangenheit, die ohnehin sehr natürlich, zu steigern. Ich erwarte also in Basel, Hotel Drei Könige, einen Brief mit der geforderten Auskunft. Ich weiß noch nicht den bestimmten Tag meiner Abreise, aber es wird doch sehr bald sein, vielleicht schon am 10. bis 11., daher schreiben Sie gleich nach Basel. Sie wissen, liebes Kind, daß, als Sie früher bestimmte Reisepläne von mir forderten, ich es Ihnen überließ, mit der alleinigen Ausnahme von Bergreisen, die Sie dann auch vor meiner Ankunft machen wollten. Daß alle Projekte geändert, ist nicht mehr wie natürlich und nötig, aber Bergreisen kann ich nicht machen. Auch um Sie, wie Sie sagen, immer in den Tälern zu erwarten, müßte ich, um in solche Täler zu kommen, stets über Berge; und weder meine Beine noch Nerven leiden dies mehr.

Leben Sie recht wohl, liebes Kind! Auf baldiges und recht glückliches Wiedersehen.[1])

190.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original, Depesche.)

Genf, 9. August 1864.
[nach Karlsruhe]

R[üstow] doit rester ici. Suivez mon ordre. Désespéré.

Ferdinand.

191.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

Karlsruhe, 10. August 1864.

Die Sache hat sich sehr fatal und traurig gestaltet, macht sehr unangenehme Schritte nötig, die besser vermieden wären, und Verzögerungen sind vorauszusehen. Ich nehme gewiß den innigsten Anteil daran; aber wie das Resultat dadurch definitiv kompromittiert werden kann, wenn Helene fest bleibt, ist mir ein Rätsel. Man sequestriert heutzutage nicht lange eine Tochter, man zwingt sie auch nicht, jemand zu heiraten, den sie nicht will, und was das Mißhandeln nun gar anbelangt, so bin ich doch der beste juge darin, was in der Art tunlich und habe es hundertfach stärker und länger wie es hier möglich ausgehalten, ohne wankend zu werden. Darauf, auf Helenes Festigkeit, kommt schließlich allein alles an.

Es ist drei Uhr nachts. Mein Geburtstag, diesmal ein recht sehr trauriger Tag ist angebrochen.

[1]) Ohne Unterschrift.

Leben Sie wohl, liebes Kind, ich bin so abgequält von der Unsicherheit über alles, in der Sie mich lassen, daß ich fürchte, ich lege mich hin und sterbe gleich.

Auch wegen Zimmer hier müssen Sie telegraphieren, sonst bekommen Sie keine, und ich weiß ja nicht was, noch wann ich bestellen soll.

10. August 1864. 9 Uhr

Ich stehe nur auf, um diesen Brief und einen an Rüstow zu expedieren und muß gleich wieder zu Bett, ich bin wie gelähmt und habe diesen Morgen Blut gespuckt, was mir wie lange nicht passiert. Ich habe die beiden Kuren in Ems, vorzüglich in Wildbad, zu schnell forciert gebraucht, ich wollte gern schnell fertig sein und nun die Unruhe, Sorge um Sie über das, was mit Ihnen vorgeht. Ungewißheiten sind wie Gift für mich. Länger wie Donnerstag kann ich es hier umsonst nicht aushalten.

Daß Rüstow, wenn Sie nicht können, sofort schreibt und telegraphiert. Adieu, liebes Kind, ich habe guten Mut und Ahnungen für Sie, für mich desto schlechtere.

Ach Gott, warum zwingen Sie mich hierzubleiben, es wäre gewiß besser, ich wäre bei Ihnen.

192.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

Karlsruhe, 12. August [1864].

Liebes Kind, daß Sie mir in acht Tagen, wo Sie mich in der tödlichsten Angst wissen mußten, nur ganz unverständliche Depeschen geschickt, daß Sie, Rüstow und gewiß haben Sie Becker[1]) auch, zu drei nicht fünf Minuten Zeit finden konnten, mich durch einen Brief von zehn Zeilen zu benachrichtigen und zu beruhigen, daß Rüstow mir [sic!] ebenfalls auf die wiederholtesten Briefe keine Silbe hören ließ, war nicht recht und hat mich, da die Ungewißheit das einzige ist, was ich nicht zu ertragen vermag, fast verrückt gemacht. Das ist nun vorbei, und ich habe mich ergeben in [das,] was ich nicht ändern kann. Ich weiß also nun zwar gar nicht, in welcher Lage Sie sind, allein nach dem, was ich mir darüber denke, ist meine Ansicht, daß Sie persönlich in Genf nichts mehr ausrichten, daß es dort nur mit List noch gelingen kann; aber so lange Sie da, wird die Wachsamkeit nicht nachlassen, und

[1]) Johann Philipp Becker (1809—1886), der alte Revolutionär und Befehlshaber im Badischen Aufstand, lebte seither in Genf als Mittelpunkt der sozialistisch gesinnten Deutschen in der französischen Schweiz.

mit Gewalt glaube ich nicht, daß man jetzt gleich zum Ziel kommt. Ich bilde mir ein, daß ich das jetzt dort am besten machen könnte; ich habe ja früher Proben abgelegt, daß ich in dergleichen Sachen geschickt bin, mich nicht fürchte, und daß es mir für Sie an gutem Willen nicht fehlen wird, das wissen Sie doch auch. Man kennt mich nicht in Genf, ist also nicht gleich aufmerksam, und man wird sich auch gegen mich bedenken, Mittel anzuwenden, die man bei Ihnen nicht scheuen würde. Sie haben nicht einmal einen Paß, und ich habe einen, den man respektieren muß für alle Leute, die mit mir sind. Überdies sind ja Rüstow und Becker da, um zu beobachten und zu folgen, wenn nötig. Sind Sie meiner Meinung, daß ich nützlich sein kann, so telegraphieren Sie sofort und sagen mir, ob ich direkt nach Genf komme oder ob Sie mich besser, um alles Aufsehen zu vermeiden, in der Eisenbahnstation vor Genf sprechen wollen.

Die Eisenbahnzüge von hier nach Genf gehen so, daß ich um 3 Uhr morgens von hier abfahre, bin den Abend $6^1/_2$ in Genf, sonst muß man zwei Tage haben. Hier bin ich ja zu gar nichts gut, als mich krank zu ängstigen, was niemand etwas hilft.

Ich erwarte Ihre Entscheidung hier darüber. Wenn Sie wirklich am 14. kommen, was ich jetzt bezweifle, oder daß ich irgend hier etwas tun kann, so bin ich natürlich ganz bereit zu allem. Ist das aber nicht der Fall, ist hier nichts zu tun und Sie wünschen vielleicht aus Gründen, die ich nicht weiß, daß ich nicht nach Genf komme, so möchte ich nach Zürich gehen, wo ich Ihnen auch näher und schneller da sein könnte, wenn Sie mich brauchen sollten und nicht so allein wie hier bin. —[1])

193.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Depesche, Original.)

Nyon, 13. August 1864.

Arriverai dimanche midi. Retenez chambre. Tâchez savoir hôtel de Bülow et Hofstetten demain Carlsruhe.

Ferdinand.[2])

[1]) Ohne Unterschrift.

[2]) Lassalle traf am 14. August in Karlsruhe ein. Am 9. hatte er von Genf aus an Hans von Bülow nach Berlin telegraphiert: „Ich komme den 14. nach Karlsruhe, Erbprinz, nur um Sie zu sprechen. Habe absoluten Freundschaftsdienst zu erbitten. Ihre Nichtanwesenheit wäre furchtbar. Existenzfrage. Rechne auf Ihre Liebe. Telegraphische Antwort Genf, Pension Bovet." Unbekannte Briefe Lassalles an Bülow und Bülows an Lassalle, die die Intimität ihrer Freundschaft beleuchten, werden in Band V abgedruckt werden.

194.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

I.

[Mainz], 16. August abends.

Ich bin um $3^1/_2$ Uhr angekommen und um 5 Uhr fuhr ich geradeswegs zum beabsichtigten Besuch[1]) und wurde sogleich mit empressement vorgelassen und brachte $2^1/_2$ Stunden dort zu. Ich gebe hier Bericht über den Verlauf. Erreicht Positives habe ich nichts, das war auch durch mich in diesem speziellen Falle, wie mir mein Gefühl sehr richtig sagte, unmöglich. Ich bin Katholikin, und er konnte sich gegen mich, die in den Schoß der Kirche zurückzuführen sein erstes Bestreben sein mußte (und dies war auch der Gedanke, der sogleich in ihm aufstieg, wie es sich deutlich im Gespräch zeigte), nicht soviel vergeben, daß er mir blicken ließ, daß rein äußerliche Formen ihm genügen, daß weltliche Rücksichten und Vorteile ihn bestimmen könnten. Außerdem hat er mir den Eindruck gemacht, als wenn dies wenigstens zu dreiviertel seine wirkliche Überzeugung sei. Unter diesen Umständen konnte er ein Versprechen irgendeiner Art nicht geben, aber einen günstigen Eindruck habe ich jedenfalls gefunden und der Boden war auch im voraus eher günstig gestimmt; was daraus im stillen erwachsen kann, das vermag ich nicht zu beurteilen. Ich habe in ihm einen sehr gescheiten Menschen mit dem feinsten Takt für das seiner Stellung Angemessene und feiner Beurteilung gefunden. Auf mein wiederholtes Drängen nach allen Seiten hin sagte er mir: „Ich nehme ein lebhaftes Interesse an Lassalle, an seinem ernsten und wahren wissenschaftlichen Streben, ich habe sehr viel von ihm gelernt, ich billige seine sozialen Bestrebungen, sein Wirken durchaus. Wenn ich etwas für ihn tun könnte, würde ich es gern tun, um einen der Sache so unentbehrlichen Mann zu erhalten. Denn wenn ich an die Realisierung seiner Ideen auf dem Wege nicht glaube, weil, wie es sich jetzt an Lassalle selbst so wunderbar zeigt, jedes Prinzip, und sei es mit noch so eminenten Fähigkeiten vertreten, wenn es der allein unwandelbaren Basis der Religion entbehre, nicht stichhielte, wenn der Sturm der Leidenschaft darüber wehte, so habe Lassalle die wichtige Aufgabe, die Irrtümer und Lügen auszurotten, mit hohem Verdienst und

[1]) Die Gräfin schildert hier ihren Besuch beim Bischof von Mainz. Wilhelm Emanuel von Ketteler (1811—1877) hatte, wie auch sein Buch: Die Arbeiterfrage und das Christentum (Mainz 1864) bewies, von Lassalles sozialen Gedanken einen starken Eindruck erhalten. Vgl. Oncken a. a. O., S. 456 ff.

Erfolg bis jetzt verfolgt, und er müsse ihr erhalten bleiben. Er frug mich, wie denn überhaupt, in welcher Form die Kirche eingreifen könne; er sagte auf meine verschiedenen Einwürfe: „Ja, wenn das Mädchen Katholikin ist, sich selbst an die Kirche wendete um Schutz, um Erhaltung der Heiligkeit des Sakramentes, das seine wahre Weihe nur durch die innere Übereinstimmung der Seelen (d. h. natürlich zur Ehre Gottes) erhielte, um Rettung ihres durch die aufgezwungene Lage gefährdeten Seelenheils, dann vielleicht wäre es möglich; aber Lassalle sei noch nicht übergetreten und erkläre diesen Übertritt offenbar jetzt nur aus dem Stürmen und zur Befriedigung der Leidenschaft. Er billigte übrigens den Schritt, nach München zu gehen und in loyaler Weise sein Recht zu suchen, durchaus, sprach wiederholt seine Freude über das bis jetzt verfolgte Verfahren von Lassalle aus, da er sich wirklich für ihn interessierte, da es das einzige für ihn und seine Stellung Passende. Er konnte auch nicht begreifen, wie ich die Sache so schwarz ansähe. Das Betragen des Vaters sei sehr tadelnswert, könne aber nicht von Dauer sein und mit Ruhe und Ausdauer das Ziel wohl zu erreichen.

Ich hätte so gern etwas Bestimmteres gemeldet. Ich reise morgen früh nach Bern, treffe morgen abend, wie man mir sagt, um 11 Uhr dort ein, dort ist ein weit möglicheres Feld der Aktion für mich.

Leben Sie wohl, liebes Kind, ich bin innerlich wie äußerlich halb tot. Immer steht Ihr Gesicht, wie ich es aus dem Waggon sah, vor mir. Wenn Sie mich hart gegen Sie gefunden, so glauben Sie mir, mein Herz blutete dabei vielleicht noch trostloser als das Ihrige. Ich kann sagen, daß ich für Sie das Gefühl habe, als wenn Sie mit einem materiellen Band an mein innerstes Sein gebunden wären, das durchgeschnitten die Verblutung herbeiführen muß. —

II.[1])

Mainz, 16. August 1864.

Liebes Kind, ich bin um $3^1/_2$ Uhr hier angekommen und um $5^1/_2$ Uhr fuhr ich zum beabsichtigten Besuch, wurde sogleich vorgelassen und brachte lange Zeit dort zu. Ich gebe hier Bericht über den Sachverhalt. Positives in Ihrem Sinn habe ich leider nicht erreichen können, aber ich hielt dies ja, wie ich es Ihnen im voraus sagte, auch nicht für

[1]) Schwerlich Konzept von Nr. 1941; vielleicht spätere Redaktion für den Druck, da mit stilistischen Änderungen von der Hand Wilhelm Liebknechts. Mit Auslassungen gedruckt bei B. Becker, S. 559f.

gut möglich. Der Eindruck indessen, den mir die Unterredung machte, war ein höchst günstiger, sogar sehr wohltuender. Ich habe einen Mann von hohem Verstand und feinstem Urteil gefunden, aber noch weit mehr als das, einen Mann, der, ohne jemals im allergeringsten von dem seinem Beruf, seiner Stellung Angemessenen abzuweichen, ganz frei ist von jener Scheinheiligkeit, die immer nur richten will und so abschreckend wirkt. Er hat das Verständnis menschlicher Schwächen, Wohlwollen und Milde, und ich glaube, daß man in ihm immer weit mehr den Tröster als den Richter finden würde. Daß er ohne Vorurteile ist, bewies mir die richtige Beurteilung und Anerkennung, die er für Sie hat, und insoweit fand ich den Boden für meine Bestrebungen günstig.

Ich will Ihnen nun, zwar zusammenhanglos — bei der mir so kurz zugemessenen Zeit — einige Details mitteilen, die, wenn auch vielleicht nicht immer ganz streng wörtlich wiedergegeben, doch überall streng den Sinn beibehalten.

Ich fing also damit an, Ihren Auftrag in Ihren eignen Worten auszurichten und ich erhielt die Antwort: daß diese Worte so sehr Ihrer streng konsequenten Denkungsart entsprächen, daß Sie sie gesprochen haben müßten. Daß Ihr angekündigter Entschluß auf rein formalen und äußerlichen Gründen beruhe, konnte ihm natürlich nicht einen Augenblick zweifelhaft sein, und ich war ihm wie Ihnen die Wahrheit schuldig und bestritt dies in keiner Weise. Ich setzte ihm nun die Sachlage und um was es sich jetzt handle, auseinander, und nach langen bittenden Vorstellungen meinerseits — denn ich sprach, wie Sie denken können, mit meinem ganzen Herzen — und nach Anfragen seinerseits, in welcher Form ich mir ein Eingreifen möglich dächte, sagte er: „Ja, wenn das Mädchen Katholikin ist (worüber ich keine Auskunft geben konnte), sich selbst an die Kirche wendete um Schutz, um Erhaltung der Heiligkeit des Sakramentes, zu dessen wahrer Weihe die innere Übereinstimmung der Seelen erforderlich ist, um Rettung ihres durch diese aufgezwungene Lage gefährdeten Seelenheiles, dann würde eine Einmischung vielleicht gerechtfertigt sein.“ Was Ihre Person anbeträfe, sagte er, so wären Sie ja noch nicht katholisch. Über Sie äußerte er sich in anerkennender und wohlwollender Weise. Er habe viel von Ihnen gelernt und nähme ein lebhaftes Interesse an Ihrem ernsten, wahren, wissenschaftlichen Streben, billige Ihre sozialen Bestrebungen, Ihr Wirken, und wenn er an die Möglichkeit der „Realisierung Ihrer Idee auf dem eingeschlagenen Wege zweifle, so sei es nur, weil — wie es sich jetzt an Ihnen selbst so wunderbar zeige“ [1]) — jedes Prinzip, und sei es

[1]) Von „wie“ bis „zeige“ ist im Original durchstrichen.

noch so richtig und von den eminentesten Fähigkeiten vertreten, wenn es der allein unwandelbaren Basis entbehre, nicht standhielte, sobald der Sturm der Leidenschaft darüber hinweht. Jedenfalls aber hätten Sie die so sehr wichtige Aufgabe, Irrtümer und Lüge aufzudecken und auszurotten, mit hohem Verdienst und Erfolg bis jetzt gelöst und müßten dem ferner erhalten bleiben. Wenn er etwas für Sie tun könnte, würde er es gern tun, um einen der Sache so unentbehrlichen Mann zu erhalten. Ich schilderte ihm das Benehmen des Mädchens gegen Sie, wonach es unmöglich sei, anzunehmen, daß sie nicht jetzt unter dem stärksten Zwang stehen müsse, Ihr so rücksichtsvolles und ehrenhaftes Benehmen gegen Helene, die Art, wie Sie selbst sie der Familie zurückgegeben, das völlig unerklärliche und von vornherein beleidigende Betragen der Familie Dönniges, die Ihnen doch zur wärmsten Dankbarkeit verpflichtet sei. Er freute sich über Ihr durchaus ehrenhaftes Verfahren. Sie dürften es niemals bereuen, es sei, wenn es Ihnen auch bis jetzt Schaden gebracht, das einzig für Sie Passende gewesen, und er billigte Ihren Plan, in der angegebenen loyalen Weise in München Ihr Recht zu suchen. Da ich sehr aufgeregt war und unter immer wieder hervorströmenden Tränen sprach, so äußerte er mir, er könne nicht begreifen, warum ich die Sache so schwarz ansähe, das Betragen des Vaters sei höchst tadelnswert, könne aber nicht von Dauer sein; und mit Ruhe und Ausdauer sei das Ziel wohl zu erreichen.

Ich hätte Ihnen so gern etwas recht Gutes gemeldet, aber Sie sehen, war auch die Aufnahme wie der Willen nicht ungünstig, so waren doch die in der Sache selbst liegenden Schwierigkeiten zu groß.

Ich reise morgen früh nach Bern, wo ich abends eintreffe, gehe gleich nach Wabern zu Madame Arson und Madame Lesley, ziehe dort alle nötigen Erkundigungen ein, vorzüglich über die Briefe, die von Helene dort angekommen sein sollen, und werde alles aufbieten, Madame Arson zu bewegen, daß sie mit mir nach Genf reist, um mir behilflich zu sein, Helene zu sprechen, und hoffe endlich zuverlässige Kundschaft aus der streng abgeschlossenen Festung zu erlangen.

Nun leben Sie wohl, mein liebes, gutes Kind, ich bin innerlich wie äußerlich halb tot. Immer steht Ihr Gesicht, wie ich es noch aus dem Waggon sah, vor mir. Wenn Sie mich hart in meinen Ermahnungen gefunden haben, so glauben Sie mir sicher, daß mein Herz dabei weit trostloser geblutet hat als das Ihrige. Ich kann sagen, daß ich für Sie das Gefühl habe, als wären Sie mit einem materiellen Band an mein innerstes Sein gebunden, das zerschnitten die völlige Verblutung für mich zur Folge haben müßte.

195.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

München, 18. August [1864].

Gräfin![1]) Kein Verdammter in so entsetzlicher Höllenpein!!! Ihren Brief erhalten. —

1. Hier bei Wagner[2]) gewesen. König in Hohenschwangau! Wagner reist ohnehin Dienstag zu ihm. Hat versprochen, mit ihm, je nach dem Ausfall einer Erkundigung, die er im Interesse seiner eigenen Stellung einziehen muß, [mit ihm] zu sprechen, und wenn er überhaupt mit ihm spricht, d. h. wenn es ihm das Resultat dieser Erkundigung erlaubt, mit aller Energie zu sprechen.

Aber wie Sie sehen, ganz ungewiß.

2. Auch nach bayerischem Gesetz ist sie mit 21 Jahren majorenn. Gleichwohl ist auch dann doch, da sie nicht emanzipiert ist, Einwilligung des Vaters nötig, die aber, wenn verweigert, durch die Gerichte erteilt werden kann und wie mir Dr. Hänle[3]) sagt, auch erteilt werden würde. Hänle nimmt sich meiner Sache mit aller Energie an. Er will die Klage auf Einwilligung in meinem Namen anstellen, macht sich zwar keine Illusion, daß auf dem Rechtsweg nichts praktisch zu erreichen sei, meint aber auch den Vater durch Furcht vor dem Skandal einzuschüchtern, will ihm (sie kennen sich, ohne sich leiden zu können, innerlich doch ganz gut) einen Brief schreiben, worin er ihm dies alles vorstellt usw.

3. Ich komme soeben vom Minister des Auswärtigen zurück, Baron von Schrenck,[4]) mit dem ich eine fast zweistündige Unterredung gehabt. Der einzige schwache, schwache Lichtstrahl! Ich fand den Mann merkwürdig günstig für mich. Es schmeichelte und interessierte ihn offenbar, mit mir zu tun zu haben. Er verwickelte mich in ein politisches Gespräch über die gesamte Situation, auf das ich mich einlassen mußte, um ihm zu imponieren. Er war, wie gesagt, ganz auf meiner Seite. Er ging z. B. so weit zu sagen: Ich würde Ihnen unter solchen Umständen meine Tochter nicht verweigern, obgleich ich begreife, daß es nicht angenehm ist und

[1]) Mit sehr bedeutenden Auslassungen gedruckt bei Becker, S. 62 f. Es fehlen dort besonders der Abschnitt über Richard Wagner und die politischen Ausführungen des Ministers (von „Der einzige schwache" bis „einzuleuchten schien").

[2]) Zu Richard Wagner hatte Hans von Bülow Lassalle den Weg geebnet. Er „mißfiel" Wagner „innigst".

[3]) Der Advokat Dr. Hänle wurde von dem Minister von Schrenck als offizieller Kommissar nach Genf entsandt, der auf eine gütliche Beilegung oder eine vor dem Notar in Lassalles Gegenwart stattfindende Willenserklärung Helenes von Dönniges hinwirken sollte. Siehe unten Nr. 197.

[4]) Karl Freiherr von Schrenck (1806—1884) war von 1859 bis zum September 1864 bayrischer Minister des Auswärtigen.

auch mir nicht eben angenehm wäre, einen Schwiegersohn von so überwiegender politischer Bedeutung zu haben. Denn Sie können nicht leugnen, daß es unter den gegenwärtigen Umständen zu einer Revolution früher oder später kommen kann, und wer will dann der Eventualität gern ins Auge sehen, einen Schwiegersohn zu haben, der infolge seiner Stellung erschossen oder gehängt wird? Ich erwiderte ihm, daß es entweder zu keiner Revolution kommen würde oder daß, wenn es zu einer käme, wir nicht diejenigen sein würden, die erschossen und erhängt werden würden. Käme sie, so würde sie jedenfalls siegreich sein — was ihm einzuleuchten schien. In Summa: er war ganz für mich, war sich nur nicht darüber einig, was er tun solle und könne; ein gütlicher Brief würde nichts nützen; befehlen könne er nicht. Zu den zwischen mir und Ihnen verabredeten, vom König zu fordernden Schritten, die ich auch ihm vorschlug, schien er keine rechte Lust zu haben (in seiner Hand würden sie übrigens lange nicht so wirksam sein), schlug sie übrigens auch noch nicht ab,[1]) sondern verabredete mit mir, daß ich morgen um 12 Uhr mit Hänle zu ihm kommen solle, um dann gemeinschaftlich mit uns festzustellen, was er tun könne.[2])

4. Anbei ein Brief von Holthoff. Er hat einen Brief Helenens vom 9. aus Bex erhalten, worin sie alles widerruft, was sie ihm geschrieben. Er legt aber gar keinen Wert darauf, schiebt es bloß auf rohe Gewalt, erklärt es für ein Diktat des Vaters. (In einem andern Brief von ihm, den ich soeben erhalte, spricht er dies noch stärker aus, sagt, daß dem Brief Helenens an ihn sogar die gewöhnlichsten Höflichkeitsformen fehlten, er im rohesten Geschäftsstil geschrieben sei usw.) Er hat wohl recht! Aber der Gedanke ist dennoch furchtbar, furchtbar! Ich leide jetzt noch weit entsetzlicher als bisher. Meine Ahnung hat sich bestätigt. Aber ich muß sie trotzdem wiedergewinnen! Hölle ist nichts gegen meinen Zustand![3])

5. Von Rüstow langt eine Depesche an. Er hat Helenen irgendeinen Brief — ich weiß nicht, ob einen ganz kurzen lakonischen, den ich ihm ließ, oder den langen beweglichen sogenannten Ambernyschen Brief — endlich insinuiert und von ihr Antwort bekommen, die er mit „ganz schlecht" bezeichnet, was in unserer Verabredung heißt, daß sie mich aufgibt.

Das heißt natürlich nicht mehr als auch der Brief an Holthoff. Hat schwerlich, hat keinesfalls einen größern Wert. Ach, es wäre furchtbar,

---

[1]) Von „Zu den" bis „nicht ab" fehlt bei Becker.

[2]) Eine noch ausführlichere Wiedergabe von Lassalles Unterhaltung mit dem Minister findet sich in seinem Brief vom gleichen Tage an Hans von Bülow, der in Band V dieser Publikation erscheinen wird.

[3]) Dieser Satz fehlt bei Becker.

auch noch an einer Unwürdigen zugrunde gehen zu müssen! Und ich selbst trüge die Schuld ihrer eigenen[1]) Unwürdigkeit! Furchtbare, furchtbare Verwicklung!

6. Die Hauptsache ist jetzt, daß Sie die Arson aufpacken, mit ihr nach Genf gehen und Helenen, vor allen Dingen Helenen selbst wieder steif machen. Sie müssen zunächst Helenen zu der Arson bringen lassen und dort sprechen (denn daß Helene wieder in Genf ist, ergibt sich aus Rüstows Depesche zwar indirekt, aber doch mit Sicherheit). Sie müssen also vor allen Dingen Helenen bei der Arson sprechen und mit Ihrer ganzen wilden Beredsamkeit in sie dringen. Sie müssen sie vor allem enttäuschen, denn die Arme ist vor allen Dingen getäuscht, sie hält sich für minorenn, und wer weiß, was man ihr noch alles eingeredet haben wird, auch über mich usw. Sie müssen ihr auch den sogenannten Ambernyschen Brief (Rüstow hat ihn und weiß, welcher Brief mit diesem Namen gemeint ist) insinuieren. Sie muß ihn auch womöglich in Ihrer Gegenwart mit allen seinen Einlagen durchlesen. Sie müssen ihr sagen, was ich für sie tue und leide.

7. Ich habe Rüstow telegraphiert, er solle von Helenens Brief zuvor Abschrift nehmen und dann mir das Original sofort nach München schicken. Er hat also die Abschrift. So wie Sie in Genf eintreffen, lassen Sie sich dieselbe von ihm vor allen Dingen sicher (durch Becker)[2]) zuschicken. Sie müssen dieselbe erst gelesen haben, ehe Sie mit Helenen sprechen, um zu wissen, wie Sie sie zu nehmen haben. Stellen Sie mir nur Helenen wieder her, dann verzweifle ich noch nicht. Die Arson muß Ihnen eine Unterredung in ihrem Zimmer mit ihr verschaffen. Ich beschwöre Sie auf meinen Knien darum.[3]) Diese Unterredung rettet alles! Wenden Sie ihre ganze Beredsamkeit auf, daß die Arson mit Ihnen nach Genf geht und Ihnen diese Unterredung mit Helenen verschafft.

Ehe Sie Bern verlassen, telegraphieren Sie mir hierher und melden Ihre Abreise sowie das Hotel, das Sie in Genf beziehen werden, damit ich weiß, wohin ich schreiben und telegraphieren soll!

Wie die Dinge laufen und da Helene dort ist, bleibe ich wohl noch mehrere Tage hier, wenn ich hier etwas tun kann.

Hölle im Herzen

Ihr

F. L.

[1]) Das Wort fehlt bei Becker.
[2]) Johann Philipp Becker.
[3]) Dieser Satz fehlt bei Becker.

196.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

Bern, 19. August[1]) [1864].

Liebes, gutes Kind, ich komme soeben 9 Uhr abends von Wabern, wo ich alle anwesend gefunden. Man ist voll der größten Sympathie für Sie und Bewunderung über Ihr Benehmen. Sie hätten sich wie der echte Ehrenmann benommen, und das könne und dürfe Sie nie gereuen. Die beiden Leslies haben mir am besten gefallen; auch Madame Arson hat mir mehrmals aufgetragen, Ihnen zu sagen, daß sie zu allem bereit sei, Ihnen nützlich zu sein, aber auch nur Ihretwegen. Sie möchten sie nicht verkennen, weil sie Ihnen nicht früher Nachrichten gegeben, sie hätte auf alle Briefe keine Antwort erhalten. Die beiden Briefe, die sie im Anfang von Helene erhalten, habe sie Ihnen nach München geschickt, der dritte, von dem man Ihnen gesagt, sei gar nicht von Helene. Es herrscht hier eine tiefe Entrüstung gegen die Familie von Dönniges, Helene nicht ausgenommen. Madame Arson ist wütend, daß es in ihrem Hause geschehen, und sie wird in einigen Tagen nach Genf kommen, um dort mit Helene und der Mutter auf das eindringlichste zu reden. Leslie wird auch kommen. Mir hat man geraten, nach Genf gleich zu gehen, und glaubt, daß es mir sicher gelingen würde, Helene jetzt schon selbst zu sprechen, ebenso daß es keinem Zweifel unterliege, daß es verlangt werden wird, daß Sie eine Unterredung mit ihr bekommen, aber Sie möchten sich jetzt nicht zu sehr beeilen, nach Genf zu kommen, sondern erst vorarbeiten lassen. Der Walache,[2]) den man hat kommen lassen, ist ein dummer Junge, jünger wie Helene, der seine Examen noch nicht einmal beendet hat, was der ganzen Sache keinen schönen Anstrich gibt. Also nun, liebes Kind, etwas Ruhe und Geduld; das schwierigste ist geschehen, sie ist aufgefunden, und man kann an sie herankommen. Bestehen Sie in München nur auf Ihrem Recht, daß nach einem so positiven Eheversprechen es Ihnen nicht verweigert werden darf, aus dem eignen Munde des Mädchens ihre wahre und ungezwungene Willensmeinung zu hören. Malen Sie mit groben Farben das ganz ehrlose Benehmen der Familie gegenüber Ihrer so loyalen Haltung, damit eine Stimmung dort erzeugt werde, die den Vater bang um seinen Posten macht. Drohen Sie nötigenfalls mit allen Mitteln der Öffentlichkeit, um dadurch vielleicht zu den Ohren des Mädchens zu gelangen, indem

[1]) Nachträgliche Datierung von der Hand der Gräfin. Der Brief ist von B. Becker a. a. O. S. 64f. abgedruckt, aber ungenau und mit Auslassungen.

[2]) Janko von Rakowitza, der am 28. August Lassalle im Zweikampf tötlich verwundete.

Sie es für unbedingte Pflicht hielten, sie mit jedem Mittel vor Gewalt zu schützen, bis Sie ihre freie Willensmeinung wüßten, und dies sei nur auf diese einzige Weise möglich, daß Sie sie sehen. Die Leute sind hier alle der Meinung, daß Ihnen bei der ersten Gelegenheit Helene wieder um den Hals fällt, aber sehr sonderbarerweise, ohne daß ich ein Wort davon gesagt, sprachen sie einstimmig die Ansicht aus, daß sie eine andere Heirat jetzt gleich für gar nicht schlimm für Sie halten würden; es würde dadurch nicht nur leichter, aber auch besser, Ihren Zweck zu erreichen. Übrigens soll von einer plötzlichen Heirat nicht die Rede sein.

Soeben erhalte ich Ihr Telegramm, ich werde hier auf den Brief warten, aber es tut mir leid, ich glaube, es wäre sehr nützlich, wenn ich gleich in Genf wäre, sowohl weil nur ich gewisse Dinge tun kann und dann, damit von Rüstow nicht etwa Dinge geschehen, die meinen Plänen entgegen. Ich hatte den angekündigten Brief fünf Stunden später in Genf gehabt, aber ich mag doch nicht gegen Ihren Willen handeln.

Nun leben Sie wohl, liebes Kind, ich falle fast um vor Müdigkeit.

Ihr treuer Freund.

Ich hoffe, nicht länger hier zu bleiben, ich glaube, schleuniger Aufenthalt und Rücksprache von mir mit Henri[1]) in Genf sehr vorteilhaft.

Henri ist protestantisch.

197.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Freitag nacht. München, [19. August[2]) 1864].

O Gräfin! Ich gebe Ihnen hier einen nur gedrängten Auszug eines viel ausführlicheren Briefes, den ich heut Rüstow geschrieben und den er Helenen, für die er mitbestimmt ist, insinuieren, vorher aber, falls nichts dadurch versäumt ist, von Ihnen lesen lassen soll. Wenn nicht, wird Ihnen auch dieser gedrängte Auszug genügen.

Ich fand also den König nicht hier, wollte nicht die Zeit verlieren, nach Hohenschwangau zu ihm zu gehen, war daher gestern ohne weiteres zwei Stunden und heut über eine Stunde bei dem hiesigen Minister des Auswärtigen, Baron von Schrenck. Ich fand in ihm den günstigsten Boden, er muß offenbar in den Blättern der großdeutschen Partei, die

[1]) Deckwort für Helene.

[2]) Nachträgliche Datierung von Lothar Buchers Hand. Der Brief ist unter Auslassung aller politisch interessanten Stellen gedruckt bei Becker, S. 73 f.

mich aus Haß gegen die Fortschrittler immer in den Himmel hoben, sehr viel Vorteilhaftes über mich gelesen haben. Er war, sowie er meine Identität mit mir selber erfuhr, ausnehmend kulant und entgegenkommend und sichtlich geschmeichelt. Er verwickelte mich in ein politisches Gespräch, auf das ich mich, um ihm besser zu imponieren, lebhaft einlassen mußte, über die Situation, die haute politique, die Revolution — die er kommen sieht — usw. Er versprach alles zu tun, was er könne. —

Dies gestern, und irre ich nicht, habe ich Ihnen das auch schon gestern gemeldet.

Heute wurde nun folgendes praktisches Konklusum zwischen uns vereinbart:

Er gibt dem hiesigen Advokaten Dr. Hänle, der sich sehr für mich interessiert, ein offiziöses Kommissariat, d. h. einen Brief an Dönniges, worin er diesem sagt: er habe Hänle ersucht, sich zu ihm nach Genf zu begeben und die Sache à l'amiable mit ihm beizulegen, da ihm gütliche Beilegung höchst wünschenswert sei usw. usw. Für den Fall, daß diese gütliche Beilegung nicht gelänge, verlange er von ihm, daß er seine Tochter in meiner Gegenwart vor einem Genfer Notar sistiere, damit sie mir vor diesem frei erkläre, ob sie auf ihrem Willen beharre, mich zu ehelichen, oder nicht, damit ich, falls nicht, durch diese freie Erklärung wenigstens beruhigt und jeder Schein einer inkonvenablen Gewalt beseitigt sei.

Die Demarche ist, genau genommen, schon wunderbar und unerhört genug. Und dennoch hoffe ich keineswegs, daß sie den Widerstand des alten Dönniges, seinen Willen, brechen wird. Aber Sie begreifen, daß dennoch alles dadurch gewonnen wäre, wenn Helene fest ist. Denn vor dem Notar sistieren muß mir Dönniges seine Tochter, sonst riskiert er seine Stelle. Mir aber vor dem Notar gegenübergestellt, kann sie nicht nur ihr lautes „Ja" erklären und mir alle möglichen General- und Spezialvollmachten geben, für sie aufzutreten und zu handeln, sondern sie kann, majeure nach dortigem wie hiesigem Recht, sofort auch Arm in Arm mit mir das Haus des Notars verlassen, sich in einem Hotel oder bei Ihnen installieren, sich unter Ihren, meinen und des Gesetzes Schutz begeben und gar nicht wieder den Fuß in das väterliche Haus zurücksetzen. Alle Genfer Behörden sind jetzt auf unserer Seite und würden sie, statt sie zu hindern, nur schützen. Sie kann endlich sofort mit Ihnen und mir nach Italien reisen und in drei Tagen katholisch getauft und getraut mein Weib sein.

Alles, alles, alles hängt also ab von dem Ausgang dieser einen Stunde, die über mein Leben entscheidet! Jetzt würde sogar nicht einmal mehr ein inkonvenabler Schein auf Helene zurückfallen, wie früher,

an jenem Mittwoch abend. Denn jetzt, nach jenen Vorgängen, nach der furchtbarsten gegen sie verübten Gewalt, nachdem sich sogar das oberste Ministerium in München in Bewegung gesetzt hat, um durch eine so auffällige Demarche diese Gewalt zu brechen und ihr ihre Freiheit wiederzugeben — nach alle diesem kann sie auch in den Augen der Welt das ohne den geringsten Vorwurf tun, was damals ganz anders war.

Wenn sie umgekehrt vor dem Notar „Nein" erklärt, nun so ist alles verloren, so ist das grenzenloseste Ridicule die Folge dieses mit solcher Mühe errungenen offiziösen Kommissariats, so ist Dönniges gerechtfertigt und jede weitere Hilfe für mich vernichtet — kurz, so hat mir die Undankbare und Treulose selbst den Dolch in diese treue Brust gerannt! Ich falle dann mit ihrem und durch ihren Willen — ein furchtbares Denkmal davon, daß ein Mann sich nie an ein Weib ketten soll. Ich falle dann durch den entsetzlichsten Verrat, die schnödeste Felonie, welche die allsehende Sonne je geschaut hat.

Alles, alles, alles hängt also an dem Gewicht dieser einen Stunde: Ihnen fällt also die wichtigste, die folgenschwerste Aufgabe zu: Helenen, ehe dieser moment suprême naht, wieder fest zu machen!

Gegenwärtig scheint es sehr, sehr schlimm mit ihr zu stehen. Ihre Briefe an die Arson vom 5. und 6. August zeigen zwar schon, daß ihre Widerstandskraft gebrochen ist, atmen aber noch die größte Liebe und Treue! Sie ruft in der rührendsten Weise den Tod herbei: Rüstows gestrige Depesche (vom 18.) sagt aber schon, was ich Ihnen nach Bern gemeldet („ganz schlecht"). Da tröstete ich mich noch mit dem Gedanken, daß dieser Brief Helenens, den Rüstow mit „ganz schlecht" bezeichnete, nur die Antwort auf einen ganz kleinen trockenen Zettel gewesen wäre, den ich ihm hinterlassen, nicht auf den langen sogenannten Ambernyschen Brief.

Ich telegraphierte ihm sofort um Aufschluß hierüber, und später nochmals den Auftrag, den Ambernyschen Brief von Stapel zu lassen. Darauf bekomme ich folgende heut (19. August 11 Uhr 25 Minuten) von ihm abgegebene Depesche: „Mitternacht zwei Münchener Depeschen erhalten. Habe persönlich Ambernyschen Brief an Henri gegeben. Henris Brief mit meinigem seit gestern nach München unterwegs; weitläufige Aufklärung. Wann kommt Sophie?"

Sie sehen, daß aus dieser Depesche nicht klug, sondern nur toll zu werden ist. War also Helenens „ganz schlechter" Brief schon eine Antwort auf meinen Ambernyschen, oder, ehe sie diesen gelesen hatte, auf den kurzen Zettel? Es scheint das erstere, und das wäre vernichtend, vernichtend: Ist also der Brief Henris, der mit dem von Rüstow unterwegs ist, eben der ganz schlechte? Oder ist seit diesem der sogenannte Ambernysche Brief von Rüstow ihr abgegeben und Antwort eingetroffen

und bezieht sich darauf das Wort: „Weitläufige Aufklärung?" Kurz, es ist um rasend zu werden, und jeden Augenblick fasse ich mich in namenloser Verzweiflung am Haar, mein armes gehetztes Gehirn hin und herschüttelnd:[1])

Oh, wenn Helene nur eine Vorstellung hätte von dem zehntausendsten Teil meiner Leiden — nie, nie käme ihr der verbrecherische Gedanke, mir treulos zu werden! Nein, so erbärmlich könnte sie dann nicht sein.

So traurig es wäre, wenn Helenens „ganz schlechter" Brief schon die Antwort auf den Ambernyschen wäre, so gebe ich doch auch dann — denn daß ich weiter lebe, beweist es[2]) — noch nicht alle Hoffnung auf.

Sondern meine Hoffnung steht dann auf Sie. Lassen Sie Helene durch die Arson sich holen. Lesen Sie ihr diesen Brief vor. Beschreiben ihr, was Sie in Karlsruhe gesehen. Dringen in sie mit aller wilden Beredsamkeit Ihrer Zunge!

An Ihrer Zunge, Gräfin, hängt meine Existenz.

Wie aber, wenn es Ihnen nicht gelungen wäre, die Arson mit sich nach Genf zu führen?

Dann reisen Sie nochmals nach Wabern zurück, erzählen ihr die Intervention des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, die ihr Mut und Lust machen und ihr Vertrauen beleben wird, schildern ihr den bevorstehenden moment suprême vor dem Notar und wie alles, alles daran liege, daß Helene vor diesem entscheidenden Augenblick hinreichend aufgeklärt, gesammelt, entschlossen sei und nicht unvorbereitet von ihm überfallen werde. Das wird die Arson begreifen und um dieses entscheidenden Momentes willen mit Ihnen gehen.

Oder halten Sie es für besser, nicht Genf zu verlassen, so schreiben Sie der Arson französisch alles das ausführlich, was ich Ihnen soeben gesagt habe und beschwören sie, sofort zu Ihnen nach Genf zu kommen.

Diesen Brief schicken Sie ihr aber dann nicht durch die Post, sondern durch einen Expressen von Genf aus, aber einen intelligenten Mann, dem Sie die Wohnung beschreiben. Becker selbst oder ein ganz zuverlässiger Freund von ihm oder Mr. Lesley, wenn er noch in Genf, wird die Güte haben, die Reise für mich zu machen. —

Wie hat denn Rüstow die Helene gesprochen? Können Sie es auf demselben Wege? Lassen Sie Rüstow gleich zu sich kommen (aber mit höchster, höchster Vorsicht) und sich von ihm alles, wie es mit Helenen steht und ob sich bei ihr durch den Ambernyschen Brief etwas verbessert oder ob ihr „ganz schlechter" Brief schon die Antwort auf ihn war und was die „weitläufigen Aufklärungen" bedeuten und, was seit-

[1]) Dieser Satz fehlt bei Becker.

[2]) Diese Paranthese fehlt bei Becker.

dem etwa noch — mir unbekannt — vorgegangen, ausführlich und bestimmt schildern.

Ich reise wahrscheinlich Montag früh 6 Uhr von hier ab und bin dann Dienstag abend schon in Genf. Ich könnte schon Sonntag reisen, verliere aber absichtlich den Tag, um Ihnen einen Tag mehr Vorsprung zum Sprechen mit Helenen zu geben.

Vielleicht — aber höchst unwahrscheinlich — geht meine Reise über Hohenschwangau, um den König zu sprechen, wo ich dann zwei Tage später erst in Genf einträfe.

Im Augenblick meiner Abreise von hier telegraphiere ich Ihnen noch, ob ich direkt oder über Hohenschwangau gehe.[1])

Ich erwarte infolge meiner heutigen Depesche morgen telegraphische Anzeige von Ihnen, in welchem Hotel (Hotel des Berques oder wo sonst) Sie in Genf sein werden.

Von der Schweiz aus telegraphiere ich Ihnen dann noch, ob wir direkt nach Genf kommen, oder ob Sie (und Rüstow) nur in Nyon auf der Eisenbahnstation bleiben sollen, um dort nötigenfalls zu übernachten und vor unserem Einrücken in Genf Kriegsrat zu halten.

Depeschen von Ihnen treffen mich bis Sonntag abend und nacht sicher hier. Von Montag früh müssen Sie jede Depesche nach fünf[2]) Orten aufgeben, nämlich: 1. nach hier, Hotel Oberpollinger, weil ich doch möglicherweise noch hier bin, 2. nach Hohenschwangau, Telegraphenbureau restante, 3. nach Lindau, Bahnhofbureau restante (zum Unterschied vom Telegraphenbureau in der Stadt), 4. nach Olten, Bahnhofbureau restante, 5. nach Bern, Bahnhofbureau restante.

Nun leben Sie wohl! Es gibt keine Gerechtigkeit, wenn ich dies Weib nicht erlange. Denn so hat sich noch nie ein Mensch für ein Weib abgequält, abgehärmt, abgezehrt!

Schon die physische Arbeit — ich habe heut vielleicht 60 Briefseiten geschrieben, alle in Todesangst — würde aufreiben, geschweige diese furchtbare Pein!

Mehr tot als lebendig Ihr F. L.

198.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Depesche, Original.)

Bern, 19. August 1864.

Warte hier auf Brief. Heinrich[3]) in Genf. Ich würde gern bald hingehen. Wäre wichtig. Sophie.

[1]) Die beiden vorstehenden Abschnitte sind von B. Becker fortgelassen.

[2]) Weil er aus Rücksicht auf König Ludwig Hohenschwangau wegläßt, schreibt Becker: vier.

[3]) Helene von Dönniges.

199.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Depesche, Original.)

München, 19. August 1864.

Morgen Vormittag haben Sie den Brief. Dann schnellstens mit Madame nach Genf und Heinrich wieder fest machen. Vor Abreise mir Genfer Hotel telegraphieren. Schreibe heute Ihnen Genf poste restante und wichtig. Gleich holen. Ferdinand.

200.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Depesche, Original.)

Bern, 20. August 1864.

Reise gleich Genf. Hotel Métropole. Schreibe heute Brief jedenfalls abwarten, dort bleiben. Sophie.

201.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Depesche, Original.)

München, 20. August 1864.

Darf ich nicht vor Ankunft Ihres Briefes abreisen? Montag oder Dienstag? Habe wichtige Démarche in Händen. Briefinhalt ja mündlich mitteilbar; nur nötig, daß Sie vor meiner Ankunft Henri eindringlich gesprochen haben. Telegraphische Antwort. Ferdinand.

202.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Depesche, Original.)

München, 20. August 1864.

Abreise nicht länger als Dienstag spätestens Mittwoch verschiebbar. Beauftragter — siehe Brief nach Genf poste restante — drängt. Eilen Sie, Hauptterrain zu verbessern. Eventuelle Verbesserung sofort telegraphieren, damit dann noch Dienstag ohne Ihren Brief reise.
Ferdinand.

203.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Depesche, Original.)

Genf, 21. August 1864.

München bleiben, bis ich telegraphiere. Hier schaden. Heinrich noch nicht gesehen. Brief heute. Sophie.

204.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Depesche, Original.)

München, 21. August 1864.

Muß Dienstag mittag absolut reisen. Bin Mittwoch früh 10 Bern, Bernerhof. Um 2 weiter nach Genf. Inhalt des Genfer Briefes mir nachsenden nach Bern Bernerhof Hotel restante schreiben, weil ihn hier vielleicht verfehle. Wir können auch in Genf einen Tag incognito sein und Anwesenheit also nicht schaden. Telegraphische Antwort.

Ferdinand.

205.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Depesche, Original.)

Genf, 22. August 1864.

Durchaus nicht jetzt Notar-Maßregel. Wollen Sie entschiedenes Nein von Henri selbst am Arm des Walachen? Alles wäre ganz verloren. Ruhe, Zeitgewinn, Einschüchterung geben Hoffnung des Gelingens. Heute noch einmal Depesche ausführlich. Dort bleiben.

Sophie.

206.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Depesche, Original.)

München, 22. August 1864.

Kann Notarschritt dort sistieren, unmöglich aber Abreise über Dienstag hinausschieben. Stahl nicht bei mir. Ferdinand.

207.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Depesche, Original.)

München, 22. August 1864.

Meisterhafte Depesche! Redaktion von unvergleichlicher Vorsicht! Sublimer Verstand! Außerdem noch über zwei Tage umsonst zurückgehalten. Meine Absicht ohnehin längst diese, und Brief halb und halb dazu hinreichend. Wir treffen Mittwoch 10 Uhr früh Bern, abends 7 Uhr Genf ein, erst mich allein sprechen. Julian.[1])

[1]) Deckwort für Lassalle.

208.

SOPHIE VON HATZFELDT UND WILHELM RÜSTOW AN LASALLE. (Depesche, Original.)

[Genf,] 22. August 1864.

Glaube uns[1]) dies eine Mal. Kannst von hiesiger Lage keinen Begriff haben. Sophie und Wilhelm.[2])

209.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Depesche, Original.)

Olten, 24. August 1864.

Passiere eben Olten. Um 7 an Genf. Zwei gute Zimmer für mich und Begleiter. Will Sie und Wilhelm zuerst allein sprechen.

Ferdinand.[3])

Fragmente[4])

(Original).

Der Widerspruch, der schon seit Menschendenken
Sich blutig durch die Welt hat hingezogen,[5])
Der Widerspruch, den zwischen Sein und Denken
Ein finstrer Glaube einst uns angelogen,
Der Lieb'[6]) und Pflicht, der Geist und Leib zerrissen,
Die Seele uns getränkt in[7]) Bitternissen,

[1]) In der Originaldepesche heißt es verstümmelt: „was".

[2]) Rüstow.

[3]) Mit dieser Depesche endet der Briefwechsel zwischen Lassalle und Sophie von Hatzfeldt. Am 28. August fand das Duell statt. Am Morgen des 31. August drückte die Freundin dem Toten die Augen zu.

[4]) Von Fritz Mendes Hand steht mit Bleistift auf dem Manuskript: In Freiburg i. Br. auf die Gräfin gemacht. Nur von den ersten vier Versen liegt außer dem Konzept, ebenfalls von Lassalles Hand und auf genau dem gleichen Papier, eine Reinschrift vor. Diese hat er „Fragmente" überschrieben.

[5]) Durchstrichen steht hier in der ersten Fassung: „Geschlechter um ihr Recht auf Glück betrogen".

[6]) In der ersten Fassung: „Glück".

[7]) In erster Fassung: „mit".

Er, der Geschlechter um ihr Glück betrogen,
Er eilt, sich endlich in sein Grab zu senken.
Doch eh' er ganz zerschlagen und zerstogen, [sic!]
Muß er noch einmal erst mit Blute tränken
Dem edelsten, die alte Leidensstätte.
Ein Opfer heischt er auf dem Sterbebette!

Ein Opfer, wie fast keines noch gewesen,
Wo man nicht weiß, was mehr den Preis verdiene,
Der hohe[1]) Geist, das kühne freie Wesen,[2])
Der kühn're Leib, die heiße Wollustmiene,
Das Auge — tief wie alle Ewigkeiten
Des Wuchses nie geseh'ne Üppigkeiten!

Ein Herz, in welchem seltner[3]) Mut und Milde
Und Kraft und Liebe um den Vorrang kämpfen,[4])
Ein Weib, in dessen göttlichem Gebilde
Sich nie geeinte Farben reizend dämpfen;
Der Tatkraft Feuer, der Begeistrung Wellen
Sich einen mit der reinsten Güte Quellen.

Auf einem Schlachtfeld rings besät von Leichen,
Stand düster[5]) da der Freiheit Genius,
Um seine Lippen zuckt, die edeln, bleichen,
Unsichtbar hin[6]) des Schmerzes leiser Kuß.
Sie alle sind erlegen seinen Streichen,
Sie all' zertrat sein roher erzner Fuß.
Wer je für meine Fahne hat gestritten
Er hat gewissen Märtyrtod erlitten.

Dort jener Jüngling mit den goldnen Locken,
Vorn in der Brust klaffende Todeswund',
Ums zarte Kinn des Bartes erste Flocken,
Verklärter Ausdruck um den selgen[7]) Mund,

---

[1]) In erster Fassung: „starke".
[2]) In der ersten Fassung schwankt Lassalle zwischen „große" und „edle".
[3]) In der ersten Fassung: „starker".
[4]) Zuerst schwebte Lassalle der Reim „streiten" und „Saiten" vor.
[5]) Durchstrichen: „traurig".
[6]) Durchstrichen: „fast".
[7]) Durchstrichen: „bleichen".

Ihn konnten nicht des Götzen Schätze locken,
Geschlossen hatte er mit mir den Bund,
Für mich gegriffen hatte er zum Schwerte,
Tot liegt er da auf nicht befreiter Erde.

Beglückter Märtyr, der so früh gefunden
Was andre nur nach ewig langer Pein,
Sieh jenen Mann, aus dessen siebzig Wunden
Das Leben langsam muß entflohen sein!
Auf seiner Wang', der hektisch ungesunden,
Zuckt noch des wilden Hohnes bleicher Schein;
Er hat Jahrzehnte mit der Welt gerungen
Bis endlich das gepreßte Herz zersprungen.

Für Freiheit und Vernunft war er ein Streiter,
Er hat gekämpft mit jedem Vorurteil,
Er drang, ein Titan,[1]) auf der Himmelsleiter
Bis in der Dinge tief geheimstes Teil.
Jede Erkenntnis trieb ihn rastlos weiter
Den Weg sich lichtend mit der Wahrheit Beil.
Des Wissens Krone will er kühn erringen[2])
Des Wissens Frucht der Menschheit dann zu bringen.

Es g'nügt ihm nicht, Tyrannen zu bekriegen,
Es g'nügt ihm nicht der alten Götter Sturz:
An des Besitzes Kette sieht er liegen
Das freie Ich, er sieht den Arbeitsschurz
Gleich einem Dejanirahemd sich schmiegen
Verzehrend um der Menschheit bestes Teil, und kurz
Und flüchtig jenen Freiheitstraum verflogen,
Der blutigrot am Himmel aufgezogen.

Er sieht den Irrtum jener ew'gen Toren,
Die Rechte fordern ohne Wirklichkeit,
Da hat er laut zum Himmel aufgeschworen:
Die Arbeit sei, die rüst'ge Kraft befreit
Vom neuen Lehn', an das sie jetzt verloren,
Dem goldnen Netz sei unser Haß geweiht,

[1]) Durchstrichen: „wie Jakob".

[2]) Lassalle schwankte zwischen dieser ursprünglichen, dann durchgestrichenen und am Ende wieder hergestellten Fassung und der herübergeschriebenen: „Des Wissens Tiefen will er kühn durchdringen".

In dessen Maschen sich verdammte Geister quälen,
Es schafft der freie Leib sich erst[1]) die freien Seelen.

So hat er laut sein Kriegeslied gesungen,[2])
Den Haß nicht achtend, den er sich erregt;
Gleich einem Felsen stand er unbezwungen,
Wenn rings das Meer von Sturmeswut bewegt.
Nicht Qual noch Kerker ist es je gelungen,
Daß er von sich das Kämpferschwert gelegt.
Gleich einem[3]) Herkules hat er gerungen
Mit aller Erdengeister Peinigungen.

Doch endlich, wie die See nach langem[4]) Wüten
Sich durch des Schiffes feste Rippen zwängt,
Die Klammern weichen und die Eisennieten
Und jetzt hinein sich Wog' auf Woge drängt,
Daß nirgends Schirm die lecken Planken bieten,
So hat auch ihm das Eisenhemd[5]) gesprengt
Die wilde Not mit ungestümem Pochen,
Des Lebens Kampf ihm Ripp' auf Ripp' gebrochen.

Es brach ihm Ring auf Ring und Ripp auf Rippe,
Er achtet's kaum, er zählt die Wunden nicht,
Nur daß ein bittrer[6]) Hohn um seine Lippe
Des Schmerzes Kränze unverwelkbar flicht.
Endlich zerschellt er an der harten Klippe,
An der das stärkste Männerherze bricht,
Es hat die Not der Seinen ihn getötet,
Wohl ihm, so hat er endlich ausgenötet![7])

Wer[8]) ist nicht weit von ihm, das Weib, das bleiche,
So lebensmüde Furchen auf der Wang'?

[1]) Dies Wort war nicht genau zu entziffern. Möglicherweise wäre „auch" zu lesen.
[2]) Durchstrichen: „das Kampfeslied".
[3]) Lassalle erwog auch die Fassung: „Ein zweiter Herkules".
[4]) Ursprünglich schrieb Lassalle: „nach langem, langem Wüten".
[5]) Dieser Vers machte dem Dichter Schwierigkeit. Ursprünglich stand da: „So hat zuletzt auch jenes Panzers Stahl gesprengt".
[6]) Durchstrichen ist: „wilder".
[7]) Ursprünglich stand da: „Er konnte länger nicht die Not der Seinen, Den Harm anschauen, der Augen stummes Weinen".
[8]) Hier beginnt ein neues Blatt. Unter „Wer ist" steht — beides nicht durchgestrichen — „Sieh dort". Im Text wurde die Fassung gewählt, auf die das Fragezeichen hindeutet.

Es scheint, daß diese rührend schöne Leiche
Dem Tode gerne in die Arme sank!
Um ihre Lippe schwebt, die schwellend weiche,
Für die Befreiung [1]) tiefgefühlter Dank,
Doch sieht man nichts an ihr von Todeswunden,
Durch deren Tor das Leben sei entschwunden.

Doch sieh', mit Millionen kleinen Stichen
Wie übersät ist dieser schöne Leib
Ach an der Leiden schlimmsten[2]) ist verblichen,
An der Gemeinheit Nadelstich das Weib
An der Misere Steckennadelstichen,
Den täglichen, die wie zum Zeitvertreib,
Die trockne Prosa bohrt in alles Schöne;
Es haßt der Erdenton die reinen Sphärentöne.[3])

Verkauft um Geld, dem rohen Mann zur Seiten[4])
Füllt unerfüllte Sehnsucht ihre Brust,
Sie fühlt,[5]) daß dieses ruh- und rastlos' Streiten
Um rotes Gold nicht schafft die Erdenlust.
Rings um sie sieht sie Reichtümer sich breiten,
Mit Ekel nur füllt sie der tote Wust.
In ihrem Herzen will sich andres regen,
Es pocht nach Liebeslust mit heißen Schlägen.

Da hat sie einst gewagt, gewagt zu lieben;
Der große heiße Drang, der in Natur [6])
Und Menschengeist gleich mächtig eingeschrieben,
Er fand auch ihres Herzens sichre[7]) Spur.
Doch daß er warme Blüten drin getrieben,
Verdammt zu des Prometheus Qual sie nur [8])

---

[1]) Ursprünglich stand „Erlösung". Als Variante setzte Lassalle in Klammern: „Tief aufatmend für die Erlösung Dank".

[2]) Ursprünglich stand: „ärgstem".

[3]) Lassalle setzt als Variante in Klammern: „Taub ist der Erdenton für reiner Sphären Töne".

[4]) Ursprünglich hat diese Stanze beginnen sollen: „Sie hatte einst gewagt, gewagt zu lieben".

[5]) Zuerst stand: „ahnt".

[6]) Ursprünglich hatte Lassalle geschrieben: „Die Liebe war in [?] ihr zum Ixions-Rad".

[7]) Ursprünglich stand: „ihres warmen Herzens Spur".

[8]) Eine andere Version Lassalles: „Verdammt sie zu des Tantals Qualen nur".

An ihrer Seele frißt das Ungeheuer
Mit gier'ger Wut der alte Glaubensgeier.

„Gib hin den Leib, er ist des Geistes[1]) Spiegel,"
Rief laut in ihr des Lebens Genius,
„Gib hin den Leib, er ist der Seele Siegel,
Der Seelen Einheit ist der Leiber Kuß.
Verbrechen ist, nicht Pflicht, des Dogma Riegel,
Der sündlich absperrt den Zusammenfluß
Der Wesen, die sich innerlich umfangen,
Der Körper folge ihrem Glutverlangen.

Zerreiße nicht die holde, hohe[2]) Einheit,
Die Seel' und Leib im All zusammenschließt,[3])
In ihr allein ruht jedes Lebens[4]) Reinheit,
Wie nur aus ihr das Leben selber[5]) sprießt,
Die Trennung nur ist Sünde und Gemeinheit,
Wie schon im Mythos[6]) du vom Paare liest,
Das sich zu Edens Räumung muß bequemen,
Als es begann, des Körpers sich zu schämen."[7])

[1]) Zuerst stand: „der Seele".
[2]) Durchstrichen ist: „hohe hehre".
[3]) Zuerst stand: „Von Seel' und Leib, von Körper und vom Geist".
[4]) Zuerst stand — nicht durchgestrichen — „Wesens".
[5]) Zuerst stand — nicht durchgestrichen — „schöpfrisch".
[6]) Zuerst stand: „Wie in der Mythe".
[7]) Hier bricht das Manuskript ab.

*
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart

SoS
L3464M
289216
Author Lassalle, Ferdinand
Title Nachgelassene Briefe und Schriften, hrsg.von
Gustav Meyer. vol.4.
DATE.
NAME OF BORROWER.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU